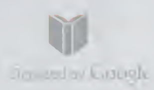
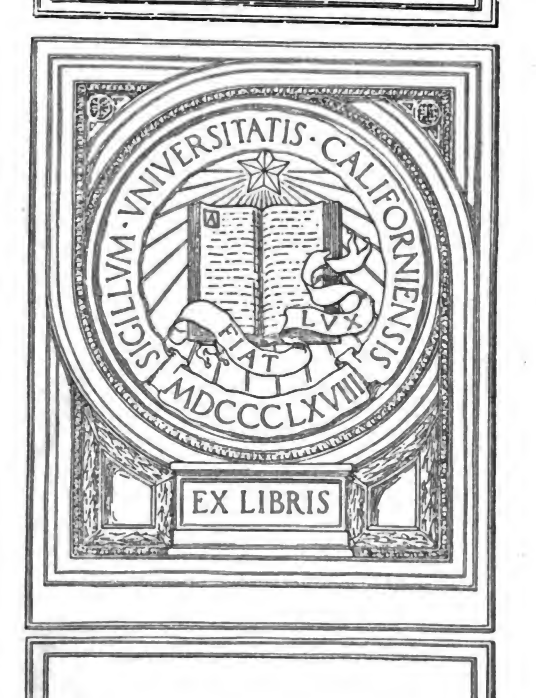
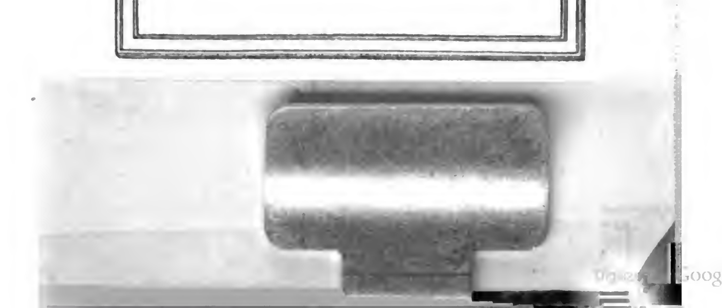
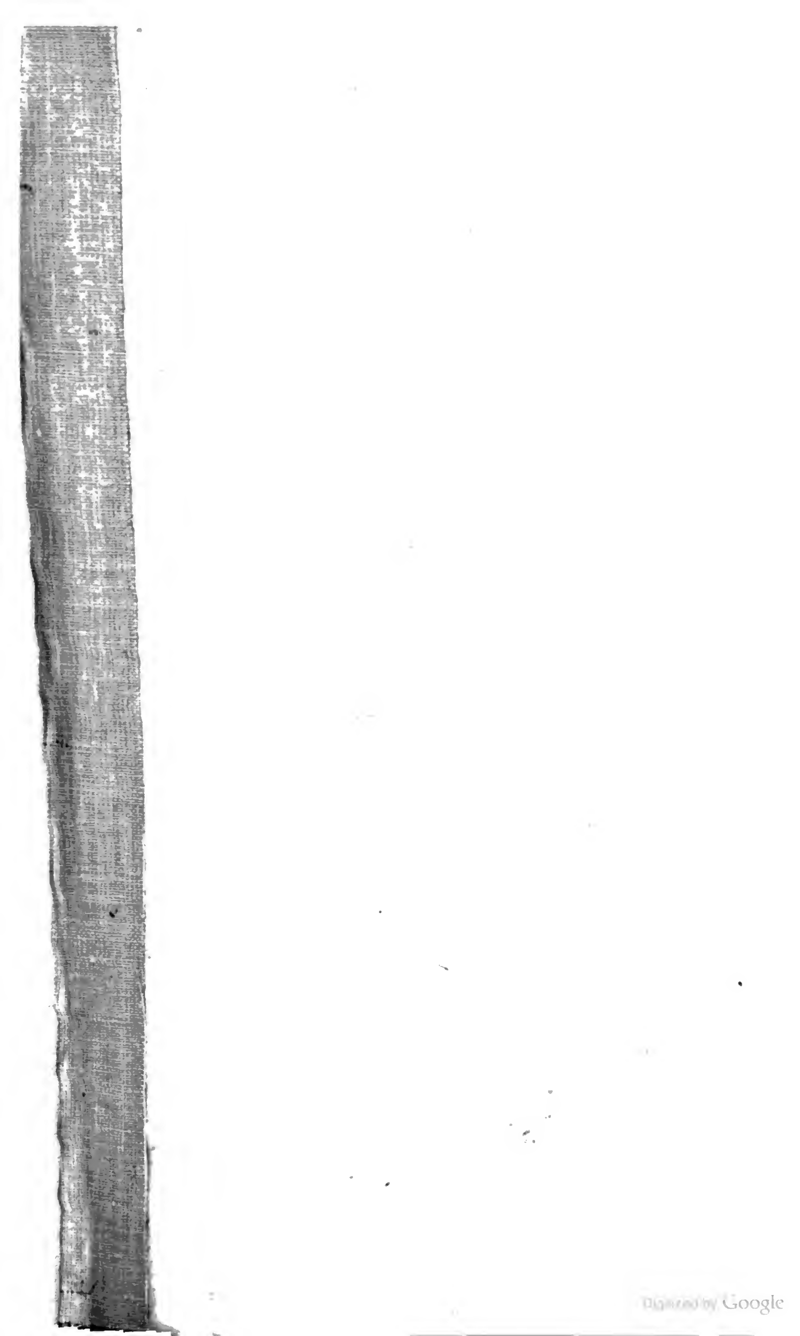
DIE DEUTSCHE PROSA VON MOSHEIM BIS AUF UNSERE TAGE: EINE MUSTERSAMMLUNG MIT RÜCKSICHT...

Gustav Schwab




SIGILLVM·VNIVERSITATIS·CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS





Die deutsche Prosa

von

Mosheim bis auf unsere Tage.

Zweiter Theil.

Von A. W. v. Schlegel bis auf unsere Tage.

Die deutsche Prosa

von

Mosheim bis auf unsere Tage.

Eine Mustersammlung

mit Rücksicht auf höhere Lehr-Anstalten herausgegeben

von

Gustav Schwab.

Zweiter Theil.

Von A. W. v. Schlegel bis auf unsere Tage.

Stuttgart.

Verlag von Sam. Gottl. Liesching.

1843.

Bremer

Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Inhalt des zweiten Bandes.

Drittes Buch.

Von A. W. von Schlegel bis G. H. von Schubert.

Viertes Buch.

Von Solger bis auf unsere Tage.

Nachträge.

Drittes Buch.

Von August Wilhelm von Schlegel bis G. H. v. Schubert.



Aus den Schriftstellern:

August Wilhelm von Schlegel, geb. den 8. Sept. 1767 zu Hannover, Sohn Johann Adolfs, Neffe Johann Elias', älterer Bruder Friedrichs, gebildet auf dem Lyceum zu Hannover, und als 18jähr. Jüngling dort wegen einer hexametr. Rede bewundert 1785, stud. in Göttingen 1786 ff. und gewinnt Bürgers Freundschaft, dessen Sonett ihm Unsterblichkeit verspricht (1789); erhält ein Accessit für eine lat. Abhandlung 1787 u. verf. das Register zu Heyne's Virgil 1788; geht als Hofmeister nach Amsterdam 1790, kehrt heim 1793; lebt als rudolst. Rath in Jena 1796, wird durch die Horen und Musenalmanache als Philolog, Aesthetiker u. Dichter bekannt und zieht durch Proben einer Uebersetzung Dante's aller Augen auf sich; arbeitet an der Allg. Lit. Z. 1799; zerfällt aber mit dem Redakteur Schütz; übersetzt den Shakspeare 1797 ff.; hält als außerord. Prof. der Philos. in Jena ästhet. Vorlesungen, und beginnt mit dem Bruder die kritische Reform im Athenäum 1798—1800; läßt seine Gedichte erscheinen 1800; legt seine Stelle nieder, geht nach Berlin, schreibt mit dem Bruder die Charakteristiken und Kritiken 1801; giebt mit Tieck den Musenalmanach heraus 1802; hält in Berlin Vorlesungen über Lit. u Kunst, Ende 1802; dichtet den Jon; kämpft mit Kotzebue u. Merkel; übersetzt den Calderon 1803; giebt Blumensträuße der ital., span., portug. Poesie heraus 1804; reist mit Frau v. Staël in Italien, Frankreich, Deutschland und Schweden 1805 ff.; hält in Wien seine „Vorlesungen über dramat. Kunst u. Literatur" 1808; polemisirt gegen Napoleon und begleitet den Kronprinzen von Schweden als Kabin.-Sekretär 1813; lebt in Coppet 1814 ff; wird Prof. in Bonn 1818; wendet sich mit großem Eifer dem Stud. der oriental. Literatur und dem Sanscrit zu; Herausgeber der Ind. Bibliothek 1820 ff.; des Ramajana u. a. sanskrit. Texte 1823 ff; reist nach England 1823; nach Berlin gerufen 1814; 2

mehrerer Orden Ritter und Akademieen Mitglied. (Dichter und Nachdichter.) Mitgründer der romantischen Schule und ihrer Kritik, von belebendem Einfluß auf die ganze schöne Literatur der Deutschen. Klassischer Styl.

Heinrich von Bülow, geb. um 1768 in der Mark, zu Hause und in der Militär-Akademie zu Berlin erzogen, im 15ten Jahre bei einem Inf.-Regiment zu Berlin, später bei einem Cavall.-Regim. angestellt, lebt im Polyb, Tacitus und Rousseau, nimmt seinen Abschied, und geht bei dem niederländ. Aufstand in österr. Kriegsdienste 1786, dann, in seinen Hoffnungen getäuscht, in's Vaterland zurück; zweimal nach Amerika; kommt verarmt heim; tritt als genialer Schriftsteller über das Kriegswesen mit seinem „System der Kriegskunst" auf 1799; sucht vergebens Dienste in seinem Vaterland, schreibt über den Feldzug von 1800; geht nach London, wo seine Schriftstellerversuche in der Kingsbench enden 1803; geht nach Paris und unerwartet wieder nach Berlin 1804; schreibt „über die Lehrsätze des neueren Krieges," die „Geschichte des Prinzen Heinrich," die „militärische Monatsschrift" und „die Tactik der Neuern, wie sie seyn sollte." Seine Geschichte des Feldzugs von 1805 trägt ihm preußisches Gefängniß zu Berlin ein; nach der Schlacht bei Jena wird er nach Colberg transportirt 1806, wo er im Kerker Swedenborgianer wird und die allgemeine Herrschaft der neuen Lehre in seinem coup d'oeil sur la doctrine de la nouvelle église chrétienne, herausg. 1809, auf 1848 prophezeit. Vor der Belagerung von Colberg wird er nach Königsberg und von da nach Riga in's Gefängniß gebracht; gest. das. am Nervenfieber um 1808.

Ernst Wagner, geb. den 2. Febr. 1768 zu Roßdorf bei Meiningen, von seinem Vater, einem Prediger, zur Univ. vorbereitet, stud. zu Jena; wird Privatsekr., Ger.Aktuar und Verwalter des Freih. v. Wechmar zu Roßdorf; Kabinets-Sekretär in Meiningen 1805; dichtet ausgezeichnete Romane in Göthe'scher Kunstform: „die reisenden Maler" 1806; „Wilibald" 1806; „Reisen aus der Fremde in die Heimath" 1808 ff.; „Isidora" 1812; lange kränklich, gest. zu Meiningen den 25. Febr. 1812. Künstlerisch edle, gemüthstiefe Prosa.

Friedrich Adolph Krummacher, geb. den 13. Juli 1768 zu Teklenburg in Westphalen; Prof. der Theol. zu Duisburg, reform. Prediger zu Crefeld 1807, Landprediger zu Kettwig in Westphalen 1807, später Consist.R. Superintendent und Oberprediger zu Bernburg; Prediger zu St. Ansgarii in Bremen seit 1824;

dichtet die „Parabeln" 1805; „das Festbüchlein" 1808; die „Apologen und Paramythien" 1809; schreibt das „Wörtlein Und" 1811; religiöser Volksschriftsteller und in Schriften vom Fach eleganter Theolog. Wohlthuende Gesinnung, weicher Styl.

Friedrich Ludwig Zacharias Werner, geb. den 18. Nov. 1768 zu Königsbe rg, stud. daselbst um 1787 ff.; giebt unbeachtete Gedichte heraus 1789; Sekretär bei der Kriegs- und Domänen-Kammer zu Petrikau 1793; bald darauf zu Warschau, Geh. Sekretär zu Berlin 1805; trennt sich von drei Gattinnen; dichtet die „Söhne des Thales" 1803 ff. „das Kreuz an der Ostsee" 1806; „die Weihe der Kraft" 1807, resignirt und reist 1806—1809; herzogl. darmst. Hofrath 1810; dichtet den „Attila" 1808, die „Wanda" 1810; wird in Rom katholisch 1810, zu Aschaffenburg Priester 1814; widerruft seine früheren Welt- und Religions-Ansichten, dichtet „die Weihe der Unkraft" 1815: „Kunigunde" 1815; den „24. Februar" 1815; „die Mutter der Maccabäer" 1820; lebt zu Wien seit 1816 als Weltgeistlicher; Ehrendomherr zu Kaminieck 1817; Redemptorist 1821; gest. zu Wien den 17. Jun. 1823. (Dramat. Dichter.) Phantasiemensch und Mystiker, aber immer ehrlich und überzeugt. Charakterisirt sich in einzelnen Briefen.

Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher, geb. den 25. Nov. 1768 zu Breslau, erzogen im Pädagogium der Brüdergemeinde zu Niesky; studirt die Theol. zu Barby; trennt sich von der Brüdergemeinde 1787, und studiert zu Halle fort; Erzieher bei dem Grafen Dohna auf Finkenstein in Preußen; Mitglied des Schullehrerseminars zu Berlin; ordinirt als Prediger 1794; Hülfsprediger in Landsberg an der Warthe 1794 f.; Prediger an der Charité zu Berlin 1796 — 1802. Tritt mit den „Monologen" auf 1800; wird Hofprediger in Stolpe 1802; schreibt die „Kritik der Sittenlehre" 1803; beginnt, anfangs mit Fr. Schlegel, über dessen Lucinde er jugendlich geschrieben, die Uebersetzung Plato's 1804 ff.; redet „über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" 1804; Prof. d. Philos. und Theol. in Halle 1805; Universitätsprediger 1806; Prediger an der Dreifaltigkeitskirche u. Prof. an der neuen Univ. zu Berlin, die er mitgestiftet 1809; Patriot und Mitglied des Tugendbundes; begeisternder Lehrer; bringt die Dogmatik unter einen semipantheistischen Gesichtspunkt im „christl. Glauben" 1821 und (mit Milderungen) 1830. Wirkt urch viele liturgische, polemische und theologische Schriften; gest. den 12. Februar 1834 zu Berlin. Reformator der modernen Theologie und ihr Haupt bis zu ihrer

spekulativen Umgestaltung. In der Sprache Handhaber der feinsten Dialektik. Großer Kanzelredner. „Frommer" Zweifler.

Karl Salomo Zachariä, geb. den 14. Sept. 1769 zu Meissen, erhält seine Vorbildung auf der dortigen Fürstenschule, stud. Philologie, Philosophie und die Rechte zu Leipzig 1787 ff.; zu Wittenberg als Begleiter des Grafen zur Lippe 1792 f.; promovirt das. und hält Vorträge 1795 f.; außerord. Prof. zu Wittenberg 1797, ordentl. 1802; erwirbt sich einen Namen durch sein Werk „die Einheit des Staats und der Kirche" 1797 u. a. Schriften; auf die erneute Univ. Heidelberg verpflanzt 1807, zieht er das franz. Recht in den Kreis seiner Studien; (Handb. des franz. Civilrechts 1808, vierte Aufl. 1837); schreibt den „Entwurf eines Strafgesetzbuchs" 1826; die „Vierzig Bücher vom Staate" 1820 ff., umgearbeitet 1839 ff. Lebt als Prof. der Rechte u. bad. Geheimerrath zu Heidelberg. Die Darstellung schöngeistig und originell.

Friedrich Alexander Freiherr von Humboldt, geb. den 14. Sept. 1769 zu Berlin, unterrichtet vom nachmal. Geh.R. Kunth u. O.C.R. Zöllner, stud. in Göttingen und Frankfurt an der Oder; besucht zu Hamburg die Handelsakademie bei Büsch, reist mit Geo. Forster an den Rhein, nach Holland und England, u. referirt über die Basalte am Rhein (1793); stud. Bergwerkswissenschaft unter Werner u. Botanik zu Freiberg 1791; wird Assessor bei'm Berg- und Hüttenamt zu Berlin 1792; bald Oberbergmeister in Bayreuth; quittirt aber und bereist Italien und die Schweiz 1796; geht über Wien und Salzburg nach Paris 1797; lernt Bonpland kennen; holt sich in Madrid Vollmacht zu einer Reise in die span. Colonien, verläßt Europa Juni 1799 u. verbündet sich mit Bonpland zu einer 5jährigen naturwissenschaftl. Reise von 9000 Meilen; kommt mit einer unerhörten Ausbeute für Erd-, Völker-, Menschen- u. Naturkunde aus den Tropenländern nach Europa zurück 1804 und legt die Resultate in einem Prachtwerke nieder 1810 ff.; lebt zu Paris; publicirt die „Ansichten über die Natur" 1808; durchreist das russ. Reich mit dem Prof. Ehrenberg und Rose 1827—1829; lebt nach seiner Rückkehr als wirklicher Geheimerath mit dem Präd. Excellenz u. höchster Orden Ritter, den Königen Friedrich Wilhelm III. u. IV. sehr nahe stehend, unermüdlich für die Wissenschaft und Gesittung thätig zu Berlin; begleitet seinen Herrn nach England Febr. 1842; bereitet ein neues Werk „Kosmus" vor, Frühjahr 1842. Forscher und Naturschilderer voll reicher deutscher Poesie, mit Zungen redend. † 6 mai 59.

Ernst Moritz Arndt, geb. den 26. Dec. 1769 zu Schoritz auf der Insel Rügen, wo sein Vater Pächter war, von Hauslehrern unterrichtet und von der Natur gestärkt; besucht die gelehrte Schule zu Stralsund 1786—1789, will der Univ. entweichen, studirt für sich zu Löbnitz bei den Eltern 1789—1791, bezieht Greifswald 1791 und Jena 1793, u. stud. Philos., Theol. und Geschichte; kehrt nach Löbnitz heim 1794, wird Hauslehrer bei Kosegarten 1796, bereist Deutschland, Ungarn, Italien u. Frankreich 1798 f.; Adjunkt der philos. Fakultät zu Greifswald 1803, schreibt über die Leibeigenschaft, und der König von Schweden, anfangs entrüstet, sagt endlich: „wenn dem so ist, so hat der Mann recht.“ Bereist Schweden 1803; außerordentl. Prof. zu Greifswald 1806; tritt als entschiedener Franzosenfeind auf und schreibt den ersten Theil des „Geists der Zeit“ 1806 zu Stralsund, wo er in der schwed. Reg.Canzlei beschäftigt ist; flüchtet vor den Franzosen nach Stockholm Dec. 1806, arbeitet dort in der Staatskanzlei unter Wetterstedt; nach des Königs Sturz muß er vor Napoleon fliehen Okt. 1809; geht nach Berlin und wieder nach der an die Schweden zurückgegebenen Heimath Greifswald 1810; lebt dort mit unterdrücktem Grimm; geht endlich 1812 nach Berlin, Breslau, wo er Scharnhorst sieht; bei Napoleons Annäherung nach Prag, wo er Gruner trifft; dann nach Moskau; kommt Ende Aug. nach Petersburg, wo er beim Minister vom Stein angestellt, dessen Freund wird, für Deutschlands Befreiung unermüdl. arbeitet, und viele berühmte Zeitgenossen sieht; im J. 1813 kehrt er mit Stein nach Deutschland zurück, erst nach Königsberg, dann nach Dresden, wo er den dritten Theil des „Geists der Zeit“ überarbeitet; hierauf geht er in Aufträgen nach Berlin, und bald zum Congreß nach Reichenbach; nach der Schlacht bei Leipzig nach Frankfurt, wo er „der Rhein Deutschlands Strom aber nicht Deutschlands Gränze“ schreibt; später lebt er in Köln 1815 ff. und wird endlich Professor der neueren Geschichte an der neu errichteten Universität zu Bonn 1818. Im J. 1819 wird er politisch verdächtigt, mit Haussuchung heimgesucht, im Herbst 1820 suspendirt und langer gerichtl. Untersuchung unterworfen, als der Theilnahme an geh. Gesellschaften u. republ. Umtriebe angeklagt. Nach 20 Jahren gezwungener Unthätigkeit von König Friedrich Wilhelm IV. in seinem Lehramt rehabilitirt, von der Univ. zum Rektor erwählt, von dem König von Baiern mit dem Verdienstorden der baier. Krone, später von seinem Landesherrn mit dem rothen Adlerorden geschmückt und von den Studenten unter Fackel-

schein angejubelt 1840. Aechter Patriot, um den Geist der deutschen Jugend hochverdient; Styl deutschthümlich, aber voll origineller Kraft. (Patriot. Dichter.) + 29 Jun. 60.

Karl Ludwig von Woltmann, geb. den 9. Febr. 1770 zu Oldenburg; dort vorbereitet; stud. in Göttingen Sprachen, Rechte u. Geschichte 1788 ff.; hält Vorlesungen für die Gymnasiasten in Oldenburg 1792, wird von der französischen Revolution ergriffen, hält, von Spittler begünstigt, Vorlesungen in Göttingen; wird außerord. Prof. der Phil. zu Jena 1794 u. ist als Lehrer u. Geschichtschreiber thätig; wird durch seine Zeitschrift über Geschichte und Politik an Berlin gefesselt 1800 u. das. als Resident von Hessen-Homburg u. Geschäftsträger von Bremen, Hamburg und Nürnberg fixirt 1804, 1806; geadelt 1805; mit Stein verbunden, flieht er vor Napoleon nach der Schlacht bei Lützen 1813 nach Prag, lebt dort seit einem Schlagflusse kränkelnd; schreibt (mit seiner Frau) die „Memoiren des Herrn v. S—a“ 1815; gest. das. d. 19. Juni 1817. Glänzender, etwas oberflächlich pragmatischer Historiker, von allgemein ästhet. Bildung, mit trefflicher Darstellung.

Friedrich Hölderlin, geb. den 29. März 1770 zu Lauffen am Neckar, verliert den Vater 1772; von einer zarten Mutter erzogen, in der Schule zu Nürtingen als Knabe mit Schelling befreundet; stud. in der Klosterschule zu Denkendorf 1784 ff.; zu Maulbronn 1786 f.; und im theol. Seminar zu Tübingen, hier mit Hegel verbunden, 1788 ff. wird Magister 1790, lief. poet. Beiträge zu Schillers Thalia 1793 und Stäudlins Musenalmanach 1792 ff.; in engem Verkehr mit Conz, v. Seckendorf und Sinclair; versenkt ins Studium des Idealismus und die Welt der Griechen, in Musik lebend; Hofmeister im Meiningen'schen 1793; geht nach Jena, vertieft sich in Fichte's System, wird von Schiller geliebt und geleitet 1795 f.; kehrt nach Nürtingen zurück; wird Hofmeister in Frankfurt am Main, flüchtet mit der Familie seiner Eleven nach Kassel; kehrt nach Frankfurt zurück; Alles 1796; läßt den „Hyperion“ erscheinen 1797; verläßt Frankfurt, eine hoffnungslose Leidenschaft im Busen 1798; geht mit Sinclair nach Rastadt, und lernt beim dortigen Congreß Murbeck d. J., Horn, Schenk u. a. geistreiche Männer kennen; lebt in Homburg; brütet über dramat. Entwürfen; besucht sein Vaterland, wird Hofmeister in der Schweiz 1800; kehrt nach Hause zurück 1801; wird Hofmeister in Bordeaux 1802; verläßt, vielleicht auf die Nachricht vom Tode der Geliebten, diese Stelle im Juni 1802; durchreist in der glühendsten Hitze Frank-



reich zu Fuß, und kommt Anfangs Juli krank am Gemüthe zu Stuttgart und bald darauf zu Nürtingen bei den Seinen an; bleibt dort und übersetzt den Sophokles 1803; wird durch Sinclair's Bemühungen Bibliothekar bei dem Landgrafen von Hessen-Homburg, geht dorthin, ohne daß sein Trübsinn zerstreut wird 1804: findet endlich ein Asyl bei einer Bürgersfamilie in Tübingen 1806; und lebt dort seit 36 Jahren. Seine Gedichte sind von Landsleuten gesammelt worden 1826; seine Correspondenz bewahrt ein liebender Halbbruder als ein Heiligthum. — Großer, tiefsinniger Lyriker in Poesie und Prosa.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel, geb. den 27. Aug. 1770 zu Stuttgart, wo sein Vater Expeditionsrath war; gebildet auf dem Gymn. zu Stuttgart und 1788—1793 zu Tübingen im Studium der Philol., Philos. u. Theolog., Hauslehrer in der Schweiz; erhält durch seinen Freund Hölderlin eine Hofmeisterstelle in Frankfurt a. M. 1798 ff.; Privatdocent in Jena 1801; von Schiller und Göthe in seiner Bedeutsamkeit erkannt 1803; mit Schelling zum krit. Journal der Philosophie verbunden und von ihm abhängig 1802 ff.; außerordentl. Prof. zu Jena 1805; Redacteur einer pol. Zeitung zu Bamberg 1806; Rektor und Professor am Aegidianum zu Nürnberg 1808; Prof. zu Heidelberg 1816; zu Berlin 1818, gest. das. den 14. Nov. 1831 an der Cholera. Tritt als Schöpfer der Philosophie des reinen Begriffs hervor mit der „Phänomenologie“ 1807; der „Logik“ 1812, der „Encyklopädie“ 1817, der „Rechtsphilosophie“ 1821; derzeit Alleinherrscher auf dem Gebiete der Philosophie u. großentheils auf dem der Wissenschaft; durch die nach seinem Tode veröffentlichten Vorlesungen über alle Theile der Philosophie zum Theil seiner herben Darstellung entkleidet und einem größern Kreise zugänglich gemacht; unerbittlicher Dialektiker; König des — Glauben, Fühlen und Wollen unterjochenden Wissens. Der Styl, soweit er ihm gehört, nur in wenigen kleineren Schriften dem Layen zugänglich.

Georg Friedrich Creuzer, geb. den 10. März 1771 zu Marburg, früh verwaist, von einem gelehrten Oheim zur klass. Literatur hingewiesen, stud. zu Marburg und Jena 1790 ff.; lebt in und bei Gießen, tritt mit Schriften über Herodot und Thucydides hervor 1798 ff.; wird Hauslehrer zu Leipzig 1798; Prof. der Eloquenz zu Marburg 1802; schreibt über die „histor. Kunst der Griechen“ 1804; wird Prof. der Philol. und alten Historie auf der neugekräftigten Universität Heidelberg 1804; verbindet sich mit Daub zur Herausgabe der „Studien“ (1803—1819); schreibt

über den Zusammenhang der Mythen seit 1808; tritt mit der „Symbolik und Mythologie der alten Völker, bes. der Griechen" hervor 1810 ff. (umgearbeitet 1819 u. 1835) und geräth darüber in Streit mit Hermann 1818 f. u. in bittere Fehde mit Voß 1819—1823; bad. Geh. Hofrath 1818; ausw. Mitgl. d. Pariser Akad. der Wissensch. 1825; Geh. Rath 1826; Kommenthur des zähr. Löwenordens u. s. w. Tiefer Alterthumsforscher; genialer Begründer der Symbolik; Styl anschaulich und blühend. ſt. 16 Feb. 1858.

Johann Heinrich Zschokke, geb. den 22. März 1771 zu Magdeburg, gebildet auf der Klosterschule und dem Gymnas. der dortigen Altstadt und heimlich durch Philosophen u. Dichter, wandert mit Schauspielern als Schauspieldichter umher; studirt ohne Plan zu Frankfurt an der Oder, und fängt dort zu dociren an, 1792; lehrt Moralphilos. und Aesthet. 1794; geht in die Schweiz und wird Bürger von Graubündten 1797; Mitarbeiter des helvet. Ministers der Wissenschaften, Stapfer, 1798; Reg.Commissär des helvet. Directoriums zu Unterwalden, später des Cantons Waldstätten 1799; Reg.Commissär der ital. Schweiz; Reg.Statthalter von Basel 1800; lebt im Aargau seit 1801; Mitglied des Oberforst- und Bergamts das. 1804; Mitgl. des großen Raths 1815; im Privatstande seit 1829. Verf. einer Geschichte der Schweiz und Bayerns, und vieler histor., ästhet. Schriften, Schilderungen und Romane: Herausgeber der Erheiterungen; bekennt sich am 2. Feb. 1842 zum Verf. der bekannten „Stunden der Andacht." Sichrer Styl, klare Darstellungsweise.

Rahel Antonie Friederike Varnhagen von Ense, geb. Levin, später Robert, jüdischer Eltern Kind, geb. an Pfingsten 1771 zu Berlin; mit den geistvollsten Männern und Frauen des Jahrhunderts, so wie mit sich selbst, vierzig Jahre lang (1793—1833) im scharf-, tief- und feinsinnigsten Gedankenwechsel, den ihr Gatte als Nachlaß der Welt mitgetheilt hat; vermählt mit C. A. Varnhagen von Ense 27. Sept. 1814; gest. zu Berlin den 7. März 1833. Einer der durchdringendsten Geister ihrer Zeit, urtheilend und ahnend; auch im Irrthum tief; für ihre Zeit in mancher Beziehung, was Hamann für die seinige war.

Karl Wilhelm Friedrich Schlegel, geb. den 10. März 1772 zu Hannover, jüngerer Bruder August Wilhelms, bei verwandten Landgeistlichen erzogen, erlernt die Handlung in Leipzig, geht zur gelehrten Bildung über 1788; stud. Philol. in Göttingen und Leipzig, doctorirt, tritt als Schriftsteller auf 1793; arbeitet an versch. Journalen (Charakteristiken und Kritiken); schreibt „Griechen

und Römer" 1ter Thl. 1797 und gewinnt dadurch Heyne's Achtung; „Poesie der Griechen u. Römer" 1798; giebt das „Athenäum" mit seinem Bruder heraus 1798 ff.; schreibt die berüchtigte „Lucinde" 1799 (1ter Thl.); habilitirt sich als Privatdocent in Jena 1800 und liest mit großem Beifall über Philosophie; lyr. Dichter 1800 ff.; giebt Lessings Gedanken und Meinungen heraus 1801; die „Europa" 1802 f.; führt die Assonanz ins Drama ein im Alarkos 1802; lebt in Dresden 1802; geht, mit seiner Frau (Mendelssohns Tochter) 1803 zu Köln zur kathol. Confession übergetreten, nach Paris und liest dort über Philosophie; beschäftigt sich mit der Kunst, der altfranz. Ritterpoesie, der oriental. und bes. indischen Literatur, und schreibt „über die Sprache und Weisheit der Indier" 1808; kehrt nach Deutschland zurück, lebt in Wien 1808 ff.; sammelt seine Gedichte 1809; hält Vorlesungen über neuere Geschichte und die Literatur aller Völker, gedruckt 1811 und 1812; giebt das „deutsche Museum" heraus 1812, erwirbt sich das Vertrauen des Fürsten v. Metternich; wird Hofsekretär und k. k. Legationsrath bei'm Bundestag, auch Mitglied der k. k. Akademie der Künste; von Geschäften zurückgezogen seit 1819; hält Vorlesungen über „Philosophie der Geschichte" gedr. 1828; schreibt die „Philosophie des Lebens" 1828; gest. auf einem Besuch in Dresden d. 11. Jan. 1829. Mitstifter der romant. Schule und Mitgestalter der neuern deutschen Bildung (Dichter); tiefe, gedrungene, helle Schreibart nur in seinen frühern Werken.

Wilhelm Heinrich Wackenroder, geboren im Jahre 1772 zu Berlin, von angesehenen Eltern sorgfältig erzogen und gebildet, voll Kunsttalent, frühzeitig mit L. Tieck innig befreundet, mit welchem er die Schule und die Univ. Halle besucht; die Kunst studierend, der Jurisprudenz gewidmet; Referendär beim Kammergericht in Berlin; giebt die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" heraus 1797, und hinterläßt vom 2ten Theil dieses Werkes Fragmente, die Tieck nach seinem Tode den „Phantasieen über die Kunst für Freunde der Kunst" einverleibt 1798. Von seiner in der Kunst schwelgenden Phantasie verzehrt, gest. den 13. Febr. 1798 zu Berlin. Kühne Vorstellungsweise, seltsame Bilder, gedrungener, kräftiger Styl.

Friedrich von Hardenberg, gen. **Novalis,** geb. den 2. Mai 1772 zu Wiederstedt im Mannsfeldischen, von trefflichen Eltern wohlerzogen, erhält seine gelehrte Jugendbildung zu Braunschweig und zu Eisleben, bei dem Philologen Jani, stud. unter Reinhold in Jena Philosophie 1790 ff.; pflegt Schiller in seiner Krankheit

1791; erlernt in Wittenberg und Leipzig Jurisprudenz; dem Salinenwesen gewidmet 1797; verliert seine erste Geliebte, Sophie von Kühn; geht nach Freiberg, stud. Bergkunde, verlobt sich mit Julie von Charpentier 1798, wird Salinenassessor zu Weißenfels 1799; innig verbrüdert mit den beiden Schlegel und Tieck; soll Amtshauptmann in Thüringen werden; gest. zu Weißenfels im Vaterhause in Fr. Schlegels Armen unter den Tönen des Klaviers den 25. März 1801. Fr. Schlegel u. Tieck geben seine Werke: „Heinrich von Ofterdingen", Poesieen und Fragmente in 2 Bänden heraus. (Großer Dichter.) Sehnsüchtiger Prophet einer verklärten Natur und eines Jenseits im Diesseits; bestrebt, das Leben und Wissen mit dem Geist der Poesie zu durchläutern; Styl tief und klar. Ein Barde der Fichte'schen Weltanschauung.

Johann Friedrich von Meyer, geb. den 12. September 1772 zu Frankfurt a. M., Sohn eines Großhändlers, besucht das Gymn. seiner Vaterst., stud. zu Göttingen Philologie, Rechtswissenschaft und Geschichte 1790 ff., besucht Leipzig 1793 u. Dresden 1794; fürstl. Salm=Kyrburg'scher KammerDirektor 1795, zieht nach Frankfurt 1802; Rath und Beisitzer des Stadtgerichts 1817; Senator u. Mitgl. des Consist. 1816; Chef, Syndicus und Appellationsrath 1821; D. der Theol. zu Erlangen 1821; Präsid. der gesetzg. Versamml. 1824; Präsident des App.Gerichts um 1830; Präsident der Frankf. Bibelgesellschaft; frommer und geistvoller Laye. (Geistl. Liederdichter.) Herausgeber eines Bibelwerkes 1819 ff., der „Blätter für höhere Wahrheit" 1819 ff. Theilnehmer an J. Kerners „Blättern aus Prevorst" und „Magikon".

+ 1849

Karl August Freiherr von Wangenheim, geb. d. 14 März 1773 zu Gotha, Sohn eines dort. Generalmajors, gebildet unter Döring auf dem dort. Gymnasium, stud. die Rechte zu Jena und Erlangen, Assessor in der Saalfeld'schen Landesregierung 1795, Rath daselbst 1800, Vicepräsident und Vorstand der Landesreg. unter dem Minister Kretschmann 1803; durch denselben ohne Urtheil und Recht aus dem Dienst getrieben und vom Reichshofrathe gerechtfertigt 1804; lebt den Wissenschaften in Hildburghausen; durch einen Auftrag des Herzogs von Altenburg nach Stuttgart geführt, wird er von König Friedrich von Württemberg als Präsident des Oberfinanzdepartements in s. Dienste berufen 1806; Präsident der Oberregierung 1809; des Studienraths, des Obertribunals in Tübingen, mit der Kuratel der Universität 1811, wo der geniale, wissenschaftlich gebildete, mit dem Erziehungswesen vertraute, von Liebe zur Jugend durchdrungene Mann ganz auf

seinem Platze ist und sich große Verdienste um die geistige Bildung des Landes erwirbt; er mischt sich in den Württemb. Verfassungsstreit und schreibt „die Idee der Staatsverfassung", wird darüber zur Verantwortung gezogen, aber unerwartet in die Verfassungskommission nach Stuttgart berufen 1815; nach König Friedrichs Tod Cultminister und Geheimer-Rath 1816; kämpft, von der altwürtt. Opposition hart angegriffen, von Uhland mit herrlichen Verfassungsliedern bestritten, für seine Idee, bleibt aber dem Ultimatum von 1817 fremd; räumt seine Ministerstelle dem Herrn von Malchus und wird Bundestagsgesandter 1817, wo er freisinnig und von seiner Regierung geschützt wirkt, bis einige „Notamina" im Militärausschusse vorgetragen, die Veranlassung zu seiner Ersetzung werden 1823. Im Pensionsstande lebt er anfangs zu Dresden, dann zu Koburg in tiefer Zurückgezogenheit ganz den Wissenschaften und der Zeitgeschichte; besucht 1830 Württemberg; wird in die Ständeversammlung gewählt 1832, aber die von seinem alten Gegner Uhland vertheidigte Wahl auf den Grund eines Verfassungsparagraphen annullirt 1833; er kehrt in die Einsamkeit zurück, nachdem er über seine Wahl geschrieben (1832); lebt seinen pädagogischen Lieblingsstudien, bearbeitet das Erziehungswerk der Frau von Necker-Saussure und schreibt als Anhang dazu die Schrift „über Gefühl und Gefühlsvermögen" 1838.

Henrich Steffens, geb. den 2. Mai 1773 zu Stavanger in Norwegen, Sohn eines Districtchirurgs, erzogen in Drontheim 1776 ff., besucht die gelehrte Schule zu Helsingör 1779 ff., zu Röskilde 1785, und endlich zu Kopenhagen 1787 ff., mehr durch Selbststudium als (schlechte) Hauslehrer gebildet, und durch Büffon zum Forschen in der Naturgeschichte begeistert, das er auf der Universität fortsetzt 1790 ff., nach einer norweg. Reise in der Elbemündung gestrandet 1794; lebt in Hamburg bis 1795; D. und Adjunkt der philos. Facult. zu Kiel 1796; geht nach Jena zu Schelling 1797; nach Freiberg zu Werner, und schreibt hier seine „Beiträge zur innern Naturgeschichte der Erde"; kehrt nach Kopenhagen zurück und hält dort Vorlesungen 1802; Prof. zu Halle 1804 ff. bis zur Schlacht von Jena; giebt seine „Grundzüge der philos. Naturwissenschaft" heraus 1806; lebt in Holstein, Hamburg und Lübeck 1807—1809; schreibt eine kühne Broschüre über die Idee der Universitäten 1809; kehrt nach Halle zurück und wirkt heimlich mit den deutschen Patrioten; schreibt die „Oryktognosie" 1811 ff.; setzt sich in Breslau 1811; begeisterter Freiwilliger 1813; zieht vor Paris und wird mit dem eisernen Kreuz verabschiedet 1814; ord. Prof. der Physik

zu Breslau 1815; schreibt über „die gegenwärtige Zeit" 1819; „Karrikaturen des Heiligen" 1819 — 1821; „Anthropologie" 1821; befehdet die „falsche Theologie" 1823; wirft sich mit seiner jugendlich bleibenden, entwicklungsfähigen Individualität auf die Novelle, wo er auf ein histor. Fundament Psychologie, Naturphilosophie und Romantik, doch ohne Phantasterei, baut (Gervinus): „Walseth und Leith" 1826; „die 4 Norweger" 1827 ff.; „Malcolm" 1834; die „Revolution" 1837; legt seine Glaubenskämpfe der Welt vor: „wie ich wieder Lutheraner wurde" 1831; schreibt seine „Religionsphilos." 1839; erzählt die Denkwürdigkeiten seines Lebens und seiner Zeit 1840 ff. Lebt seit 1832 als Prof. der Philos. mit dem Prädicat Geh.Reg.Rath in Berlin. Naturalisirter Deutscher. Als Naturphilosoph, Romantiker und überzeugter Christ energisch thätig; die Form mit der Gestaltung ringend; der Styl begeistert und leuchtend.

Ludwig Tieck, geb. den 31. Mai 1773 zu Berlin, eines Handwerkers Sohn, erhält seine Jugendbildung zu Berlin; stud. innig befreundet mit Wackenroder, zu Berlin und Halle, tritt mit dem „William Lovell" 1795 auf den literar. Schauplatz; läßt „Peter Leberecht" 1795, und die „Volksmährchen" 1797 ff. folgen; wird von A. W. Schlegel in der Jenaer L. Z. dem Publikum empfohlen; dichtet den „Blaubart" und den „gestiefelten Kater" 1797, nimmt voll andächtiger Liebe zur Kunst Antheil an Wackenroders „Herzensergießungen eines kunstliebend. Klosterbruders" 1797; schreibt „Sternbalds Wanderungen" 1798, „Phantasien über die Kunst" 1799, zum Theil aus Wackenroders Nachlaß; geht von Berlin nach Hamburg und heirathet die Tochter des einst von Götze verfolgten Pastors Alberti; wohnt mit den Schlegel in Jena, und fertigt das klass. Alterthum mit einer sapph. Ode in Schillers Musenalmanach ab 1799; übersetzt den Don Quixote 1799—1801; gibt die „romant. Dichtungen" heraus, darin den „Zerbino" 1799 f., die „Genoveva", das „poet. Journal", das „Ungeheuer und der verzauberte Wald", ein musik. Märchen; alles 1800; lebt der Natur, Kunst und Bibliothek in Dresden mit Fr. Schlegel 1801 f. und gibt mit A. W. Schlegel den „Musenalmanach" auf 1802 heraus; „Minnelieder" 1803; „Kaiser Octavianus" 1804, mit Fr. Schlegel die Schriften von Novalis 1806. Geht nach Rom und forscht nach literarischen Schätzen 1805; nach München, wo die Gicht ihn zu quälen anfängt 1806; nach Ziebingen in der Mark zu seinem Freunde Wilhelm von Burgsdorf; bearbeitet das „altengl. Theater" 1811 ff., den „Ulrich v.

Lichtenstein" 1812; sammelt den „Phantasus" 1812 ff.; reist nach London 1817, lebt in Dresden 1819 ff. (später als Hofrath und Theaterintendant 1825 ff.) dichtet den „Fortunat" 1819; gibt das „deutsche Theater" heraus 1820; seine Gedichte 1821 ff., Shakspeare's Vorschule 1823, „dramaturgische Blätter" 1826 f.; wendet seine Poesie, Kritik und Lebenserfahrung der Novelle zu: „Pietro von Apone, Zaubergeschichte" 1824; „die Gesellschaft auf dem Lande" 1825, „Dichterleben" 1826 ff.; „der Aufruhr in den Cevennen" (Torso) 1826; „Insel Felsenburg" erneuert 1827 ff.; „der Alte vom Berge" 1828; „Camoens" 1832; „die Vogelscheuche" 1834; „der Tischlermeister" 1835; „Vittoria Accorombona" 1839, kündigt zwei neue historische Romane an 1841. Von den Königen von Bayern und Preußen durch Orden ausgezeichnet. (Erster jetzt lebender deutscher Dichter.) Mitgründer der romantischen Schule; unübertrefflicher Humor; klarste und kunstvollste Darstellung, vom Aether der Poesie umwoben; flüssigster Styl.

Anton Friedrich Justus Thibaut, geb. den 4. Jan. 1774 zu Hameln in Hannover, stud. die Rechte zu Göttingen, Königsberg (noch unter Kant), und Kiel; wird hier Doctor 1796; Adjunct der jur. Fac. 1798; ord. Prof. 1799; nach Jena berufen 1802; in's regenerirte Heidelberg 1805; Correspondent der kais. Gesetzescommission in Petersburg 1805; tritt mit seinem Hauptwerke, dem Pandektenrecht, hervor 1803 ff. Verlangt nach Napoleons Sturz Einheit des Rechts in Deutschland, von Savigny bekämpft 1815. Großer Freund und Kenner der Musik; schreibt über Palestrina und die „Reinheit der Tonkunst" 1825; vielfach geehrt, gest. als Bad. Geh.Rath u. Commenthur den 28 März 1840. (Genialer Rechtslehrer.)

August Freiherr von Steigentesch, geb. den 12. Jan. 1774 zu Hildesheim, Sohn eines kurmainz. Cabinetsministers, aus einer Schweizerfamilie stammend; tritt im 15ten Lebensjahr in österreichische Kriegsdienste 1789, verläßt den Dienst 1805 und 1809; tritt wieder ein als Generaladjutant des Fürsten von Schwarzenberg 1813; geht als Abgeordneter der 4 Mächte nach Norwegen 1814; wird Gesandter in Kopenhagen; in der Schweiz, in Petersburg 1815; in Turin 1824; zuletzt wirkl. Geheimerrath und Generalmajor, vieler hohen Orden Ritter; gest. den 3. Jan. 1827 zu Wien. (Lustspieldichter) Verfasser lebendiger Romane und Novellen.

Joseph von Hammer-Purgstall, geb. den 9. Juni 1774 zu Grätz; Sprachknabe in Constantinopel 1789 (?); Sekretär des Freiherrn v. Jenisch 1796; Dolmetsch-Sekretär des brit. Gesandten

im ägyptischen Kriege 1798; reist nach England; Leg.-Sekretär des Internuntius zu Constantinopel, Baron Stürmer 1802; kais. Agent in der Moldau 1806; geht nach Wien zurück 1807; k. Rath und Hofdolmetscher 1811; k. k. Hofrath 1811; pers., russ., österr., dänischer Orden Ritter; mit dem Prädikat Purgstall in den Freiherrnstand erhoben 1832. (Grundgelehrter Dolmetscher oriental. Poesie) Geschichtschreiber des osman. Reichs 1827 ff.; Herausgeber der Fundgruben des Orients 1810 ff.; lebt zu Wien.

Ignaz Heinrich Freiherr von Wessenberg, geb. den 4. Nov. 1774 zu Dresden, Sohn des österr. Gesandten daselbst, verdankt seinem alten Adel frühzeitige Domherrnstellen, und ist Dombechant zu Constanz, wo Dalberg ihn zum Gen.-Vikar dieses Bisthums erhebt 1802, in welchem Wirkungskreise er voll Kraft und Einsicht für ein thätiges Christenthum arbeitet; Coadjutor von Constanz 1814, durch Dalberg Bisthumsverweser, vom Pabst nicht bestätigt (Breve vom 15. März 1817); reist nach Rom, sich zu rechtfertigen, und giebt als Reisefrucht die „Blüthen aus Italien" heraus 1818, wird von seinem Landesherrn (Baden) als Generalvicar geschützt 1818; durch Auflösung des Bisthums seiner Stelle verlustig 1827. (Dichter.) Schreibt über den „sittlichen Einfluß der Schaubühne" 1824 und „der Romane" 1826; über „die christlichen Bilder" 1828; über die „großen Kirchenversammlungen" 1840 ff. Einer der gemüthsvollsten ascet. Schriftsteller seiner Confession; im Leben u. Handeln vielfach an Fenelon erinnernd. Lebt zu Constanz.

† 9 Aug. 60.

Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, geb. den 27. Janr. 1775 zu Leonberg im Württemberg., bezieht sehr frühzeitig die Klosterschulen seines Vaterlandes, und im 16. Jahre die Univ. Tübingen, wo er Philos. und Theol. studiert 1790 ff.; wird mit 17 Jahren Magister 1792; Erzieher in Leipzig 1795; schreibt „vom Ich" 1795, und „Ideen zu einer Philos. der Natur" 1797; außerord. Prof. der Philos. zu Jena 1798; schreibt „von der Weltseele" 1798; „Entw. eines Systems der Nat.-Philos." 1799; das „System des transscendentalen Idealismus" 1800; giebt die Zeitschrift für spek. Philos. heraus 1800 ff., und mit Hegel das krit. Journal der Phil. 1802; den „Bruno" 1802; über „die Methode des Akad. Stud." 1803; Doctor der Medicin 1802; ord. Prof. der Transscendental- und Naturphilosophie zu Würzburg 1803; geht nach München als Mitgl. der 1. Cl. der Akad. der Wissensch. 1806; Gen.Sekretär der Akad. der Künste 1808; giebt mehre sein System ergänzende Schriften heraus; redet „über das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur" 1808; streitet gegen Fichte 1806; gegen

Jakobi 1812; legt in seiner Abhandlung „über die Freiheit" 1809, und „über die Gottheiten von Samothrace" 1815 einen neuen Grund; nähert sich dem Theismus in seiner Vorrede zu Cousin 1835; und der christlichen Offenbarung in seinen Münchner Vorlesungen der neuern Zeit. Läßt mit der Publikation seiner „Weltalter" auf sich warten. Prof. in Erlangen 1820; amtlos auf Ansuchen 1823; Geh. Hofr. und Prof. an der Univ. zu München 1827; bald darauf Präsident der Akad. d. Wissenschaften, Geh.-Rath und General-Conservator der wissenschaftl. Samml.; mit deutschen und fremden Orden geehrt; geht, vom König Friedr. Wilh. IV. eingeladen, nach Berlin und hält dort unter großem Beifall Vorlesungen über sein erneutes und vervollständigtes System 1841 f.; Schöpfer der Naturphilos. und des Identitätssyst., später den Geist als Persönlichkeit zu erfassen bestrebt. Darstellung und Styl tief und klar.

Karl von Rotteck, geb. den 1. Juni 1775 zu Freiburg im Breisgau, stud. auf dem Gymnas. und der Univ. seiner Vaterstadt, wird das. Assessor beim Stadtmagistrat, Dr. der Rechte 1797, ordentl. Prof. der allg. Geschichte 1798; reist nach Wien, Paris, in die Schweiz und nach Italien; schreibt sein Hauptwerk „die allg. Geschichte" 1813 ff. (vielfach aufgelegt); bad. Hofrath 1816; Prof. der Rechts- und Staatswissenschaft 1817; Mitgl. der baier. Akad. der Wissensch. 1817; Mitgl. der ersten Kammer der bad. Stände; freimüthiger Volksvertreter und Haupt der Opposition 1819 ff.; durch Bundesbeschluß als Prof. zur Ruhe gesetzt 1832; Verf. vieler publicistischen Schriften, bes. über das Kriegswesen; Herausgeber des „Landständ. Archiv's" und Mitherausgeber des Staatslexikons; gest. unter allg. Volkstheilnahme zu Freiburg den 26. Nov. 1840. Styl rhetorisch blühend.

Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, geb. den 24. Jan. 1776 zu Königsberg, stud. das. die Rechte; arbeitet bei der O. Amtsregierung in Großglogau und beim Kammergericht in Berlin; wird Assessor der Regierung in Posen 1800, Rath in Plotzk 1802, in Warschau 1803; durch die franz. Invasion brodlos 1806; Musikdirektor zu Bamberg 1808; bei der Joseph Seconda'schen Gesellschaft in Dresden 1813; kehrt nach Berlin zurück 1815; Rath beim k. Kammergericht das. 1816, wo er aber bald freiwillig auf eine Expeditorsstelle zurücktritt. Berühmt geworden durch die „Fantasiestücke in Callot's Manier" 1814; ihnen folgen „die Elixiere des Teufels" 1816; „Nachtstücke" 1816 f.; „Klein Zaches" 1819; „Serapionsbrüder" 1819 ff.; „Kater Murr" 1820; „Princeß Brambilla" 1821; „Meister Floh" 1822. Trauter Freund von

Fouqué und Hitzig; gest. zu Berlin den 24. Jul. 1824. Phantastischer Humorist; nervös und überreizt; der Styl entsprechend.

Jakob Joseph Görres, geb. den 25. Jan. 1776 zu Koblenz; erzogen das. geht er als 16jähr. Jüngling nach Mainz und besucht dort die Klubbisten 1792; wie Hoche die cisrhenan. Republik stiften will, geht Görres mit einer Deputation nach Paris und sieht dort die Schlechtigkeit des Directoriums in der Nähe 1797; schreibt „das rothe Blatt" 1797; Lehrer an der Secondärschule zu Koblenz; quittirt unter Napoleon, lebt als Privatlehrer in Heidelberg mit Brentano, Arnim u. a., und des „Knaben Wunderhorn" und „die deutschen Volksbücher" (1807) entstehen 1805 bis 1808; Görres kehrt als Prof. nach Koblenz zurück und legt sich auf Naturphilosophie und auf's Persische, giebt die „Mythengeschichte der asiatischen Welt" heraus 1810. Nach der Leipziger Schlacht stellt er sich, eben vom Lazarethfieber erholt, an die Spitze des Volkssturms, wird Director des öffentl. Unterrichts, und giebt vom Jan. 1814 an, mit Gruner, dem Generalgouverneur von Koblenz befreundet, den Rhein. Merkur heraus, der als „fünfte Macht" gegen die Franzosen 3000 Exemplare jährlich absetzt. Auf seinen Aufsatz über die „Schmalzische Geschichte" wird der Rhein. Merkur verboten u. Görres verliert Stelle und Gehalt; er geht mit seiner Familie nach Heidelberg 1816, nach Koblenz zurück 1817; schreibt „Deutschland und die Revolution" und flüchtet nach Straßburg 1819; giebt das „Heldenbuch von Iran" heraus 1820; schreibt „Europa und die Revolution" 1821; wird an die neue Universität München berufen und Ultramontaner 1827; schreibt über Weltgeschichte 1830; den „Athanasius" 1838; lebt zu München. Seine Darstellung ist „trunkene Mischung der Poesie mit der Wissenschaft, subjective Verzückung." (Mundt.)

Barthold Georg Niebuhr, geb. den 27. Aug. 1776 zu Kopenhagen, Sohn des berühmten Reisenden Carsten N., folgt dem Vater nach Melfort in Süderditmarschen 1778 und lebt dort in tiefer Stille vom Vater und seit 1778 durch Boje's anregende Gespräche frisch gebildet, aber auch kränklich, in den alten Sprachen von einem schlechten Hauslehrer unterrichtet; seit dem Türkenkrieg und den Unruhen in den Niederlanden den Blick in die Weltbegebenheiten gerichtet 1787 ff.; besucht die gelehrte Schule des Städtchens 1789 f. und genießt den Privatunterricht des Rektors, wo er tiefer ins klassische Alterthum und die Kunst des Styls eingeführt wird 1790 ff.; geht nach Hamburg in

Büsch's Handelsinstitut, aber bald wieder zurück 1792; daheim übt er sich in den Sprachen (deren er 1807 nicht weniger als 20 versteht); bei'm Ausbruche der Revolution ängstigt ihn schon der Rückschritt zur Barbarei, wie in den letzten Monaten seines Lebens. Er stud. zu Kiel unter Hegewisch, Cramer u. Reinhold u. tritt in nahe Verhältnisse zu Hensler, Jakobi, Schlosser, den beiden Stolberg und Baggesen 1794 ff.; wird Privatsekretär bei'm Grafen Schimmelmann in Kopenhagen und tritt dadurch in Berührung mit der großen Welt 1796; durch Graf P. A. Bernstorff supernum. Secretär an der K. Bibliothek; besucht Kiel u. die Heimath u. verspricht sich mit der Schwester der Hensler 1797; reist nach England und lebt in London und zu Edinburgh in der Familie von Francis Scott, wo er den „blödsichtigen, an Verstande langsamen," ältesten Sohn — Walter Scott — beklagt 1798 ff.; kehrt nach Holstein zurück 1800; wird zu Kopenhagen Commerzassessor für das ostind. Bureau u. Sekretär und Comptoirchef der Afrikan. Consulat-Direction Mai 1800; heirathet; mißbilligt u. entschuldigt Stolbergs Relig.-Veränderung, erlebt Nelsons Bombardement 1801; erfrischt sich durch die Wissenschaften in den Freistunden u. stud. das Arabische 1802; bereist Deutschland in finanz. Geschäften der Reg. 1803; stud. alte Geschichte 1804; siedelt nach Preußen über, als Mitdirektor der ersten Bank u. bei der Seehandlung angestellt in Berlin; wenige Tage vor der Schlacht von Jena, Okt. 1806; flieht mit dem König nach Memel, verbindet sich in Königsberg innig mit Nicolovius; nach der Schlacht von Friedland geht er nach Riga; wird nach dem Frieden Mitglied der Immediatcommission; kehrt nach Berlin zurück 1807; geht in Aufträgen nach Hamburg und Holland, um unter Stein eine Anleihe zu negoziren, was mißglückt 1808 ff.; geht nach Hamburg und Holstein, nach Berlin und Königsberg, wird geheimer Staatsrath u. Sektionschef für das Staatsschuldenzahlungswesen in Berlin 1809; erzwingt unter Hardenberg seine Entlassung u. wird Historiograph an Joh. v. Müllers Stelle 1810. Er tritt, der Gelehrsamkeit zurückgegeben, mit der Abhandlung über die Amphiktyonen auf 1810; hält an der neuen Univ. Berlin Vorlesungen über die röm. Geschichte 1810 ff., von der er 2 Bände verarbeitet 1811 ff., und lebt ganz auf Literatur, Kirche und Gesittung gerichtet 1812 ff.; tritt mit der Befreiung Deutschlands in erneute polit. Thätigkeit; geht in's Hauptquartier nach Dresden u. reist mit nach Böhmen Sommer 1813; kehrt nach Berlin zurück Sept. 1813; unterhandelt Subsidien-

geschäfte in Holland und besucht Holstein; geht wieder nach Berlin zurück u. unterrichtet den Kronprinzen in der Finanz- u. Administrationswissenschaft 1814; sein Vater und seine Frau sterben 1815; er heirathet die Nichte seiner Schwägerin Hensler; schreibt das Leben seines Vaters; geht als Gesandter nach Rom 1816 und lebt dort den Blicken und Mittheilungen seiner Freunde entrückt; nimmt Urlaub von seiner Gesandtschaft; besucht Neapel und schließt mit De Serre Freundschaft; entdeckt den Flav. Merobaudes in St. Gallen, wählt Bonn zu seinem Wohnort 1823, und setzt sich dort, nachdem er Berlin besucht und viel häusliches Unglück erfahren, von seiner Gesandtschaft entlassen, und freie Vorlesungen über röm., griech., auch neueste Geschichte haltend 1824; nimmt die röm. Geschichte wieder vor, arbeitet sie um 1823 ff., ordnet seine Papiere, wie wir sie in den „Lebensansichten“ jetzt besitzen; edirt die kleinen hist. u. philol. Schriften 1828 ff.; auf's heftigste von der Jul.Revolution erschüttert, gest. wenige Tage vor seiner Frau, zu Bonn den 2ten Jan. 1831. Umfassender Gelehrter, Kritiker u. Historiker; sein Styl durchdrungen von der erkannten Wahrheit; Begründer der ächten römischen Geschichte.

Heinrich von Kleist, geb. den 10. Okt. 1776 zu Frankfurt an der Oder; Junker bei der Garde zu Berlin 1791; macht als solcher den Feldzug am Rhein mit 1793; nimmt als Lieutenant zu Potsdam seinen Abschied und stud. in seiner Vaterstadt 1799; schilt dort den versuchten Selbstmord eines Freundes, tief erschüttert, gemeine Feigheit und allergrößte Sünde; kehrt nach Berlin zurück 1800 und wird eifriger Kantianer; erhält ein Amt im Departement des Ministers Struensee, fühlt sich aber als Philosoph unglücklich darin, verläßt es und geht nach Paris, wo er eine Kant'sche Propaganda stiften will 1801; verläßt beschämt und verarmt Frankreich, und wohnt eine Zeit lang am Thunersee in der Schweiz in poetischen Arbeiten; geht nach Weimar zu Wieland und arbeitet in dessen Hause und auf dessen Rath an dem Trauerspiel „die Familie Schroffenstein“ 1802; geht mit einem charakterfesten Freunde aufs neue in die Schweiz, dann nach Paris, wo er sich mit ihm entzweit und seine Papiere vernichtet; auf der Heimkehr in Mainz 6 Monate lang tödtlich krank, kehrt er nach Potsdam zurück, arbeitet im Finanzdepartement; hört die Volksgeschichte vom „Kohlhaas“ und schreibt sie nieder; dichtet im preuß. Kriege „den zerbrochenen Krug“ und den „Amphitryon“ (nach Molière); vollendet „die Familie Schroffenstein“ 1803; nach

der Schlacht bei Jena nach Königsberg geflüchtet, und nach der Heimkehr von den Franzosen als verdächtig nach Jour bei Chalons transportirt, bald aber freigelassen 1807; lebt in Dresden, wo er sich mit Adam Müller befreundet; dichtet „die Penthesilea" 1808; nach Berlin zurückgekehrt „das Käthchen von Heilbronn" 1810, seine Erzählungen 1810 f., und sein reichstes Werk „den Prinzen von Homburg" 1809; entwirft den „Guiskard" und die „Hermannsschlacht" u. a., und erschießt sich mit seiner Freundin Adolphine Sophie Henrike Vogel, die, an einem unheilbaren Uebel leidend, sich einen Dienst von ihm hatte zuschwören lassen, im Gehölz bei Potsdam den 21. Nov. 1811. (Dramendichter.) Uneiniges Gemüth, das weder in der Wirklichkeit noch in der Kunst Beruhigung fand. (Tieck.) Als Erzähler glänzend durch feste Zeichnung der Gestalten, sichere Entwicklung der Gefühle und treffliche Darstellung.

Friedrich Christoph Schlosser, geb. den 17. Nov. 1776 zu Jever, vor dem 6ten Jahre vaterlos und von 12 Kindern das jüngste, auf dem Land und vom 10ten Jahr auf der Schule zu Jever erzogen, liest bis zum 15ten Jahr 3000 Bücher, wirft sich dann auf alte Sprachen, Mathematik u. neue Lit., studirt in Göttingen Theologie 1793 ff. und hört bei Spittler Geschichte, lernt das meiste zurückgezogen für sich, namentl. Philos.; Candidat im Waldeck'schen, nach Jever zurückgekehrt 1796; Erzieher beim Grafen von Bentink in Varel bis 1798; Hauslehrer in Othmarsen bei Altona, nachdem ihm der Paß nach Rußland verweigert worden; hat Muße, Philos. u. klass. Lit. zu studiren; Hauslehrer bei einem reichen Frankf. Kaufmann 1800; benützt die Biblioth., verfaßt einen aus den Quellen geschöpften „Leitfaden der Geschichte;" arbeitet die Schrift „Abälard und Dulcin" aus 1807; hierauf „Beza und Peter der Martyr" 1809; wird Conrector in Jever 1808; kehrt als Lehrer am Gymn. nach Frankf. zurück 1809; entwirft seine „Geschichte der bilderstürmenden Kaiser" 1812; läßt sich durch unermeßliche Lektüre ins Innre der Welt und Zeit einführen, unterrichtet zugl. in dem Hause seines alten Principals und Freundes; wird durch Dalberg Prof. am Gymn. zu Frankfurt 1812; giebt seine „Weltgeschichte" für Vorlesungen heraus 1815 ff.; nach Auflösung der Dalberg'schen Herrschaft und des Gymnasiums ernennt ihn Senat und Bürgerschaft zum Stadtbibliothekar 1814; er wird Prof. in Heidelberg, als Wilkens Nachfolger 1817 u. erhält den Char. als Hofrath, Geh. Hofr. u. Geh.Rath nacheinander; giebt seine lebendige Geschichte des 18.

Jahrh. heraus 1823 und 1836 ff., seine „Uebers. der Gesch. der alten Welt“ 1826 ff., sein „histor. Archiv“ mit A. Bercht 1830 ff. Tiefer Forscher und individualisirender lebendiger Darsteller.

Friedrich Baron de la Motte Fouqué, geb. den 12. Febr. 1777 zu Brandenburg, Enkel des berühmten preuß. Generals Fouqué, macht neben Heinr. v. Kleist als Cavallerie-Lieutenant den Rheinfeldzug mit 1792 f.; lebt später in Berlin im Jünglingsbunde von Hitzig, Varnhagen, Chamisso, Neumann u. A. Erregt die Aufmerksamkeit des Publikums durch seinen „Sigurd“ 1809; dichtet unter Vielem „Eginhard und Emma“ 1811, „Vaterländische Schauspiele“ 1811 f., die „Undine“ 1812, Novellen, „den Zauberring“ 1812; und, nachdem er im Befreiungskriege gefochten, zu Nennhausen bei Rathenow lebend, „die Korona“ 1814, den „Thiodolf“ 1815, und viele dramatische Dichtungen; sammelt seine lyrischen Gedichte 1816 ff.; lebt als k. preuß. Major a. D., Ritter des Johanniter Ordens und des rothen Adlerordens, zu Halle. — Einflußreich auf die Jugend seiner Zeit, vielbewundert, ungerecht bei Seite gesetzt, seit er der eigenen Manier sich zu sehr überlassen. Einer der phantasie- und erfindungsreichsten Romantiker.

Friedrich Ludwig Bührlen, geb. den 10. Sept. 1777, der erstgeborne Sohn eines bürgerl. Vaters von zehn Kindern, in der alten Reichsstadt aufgewachsen und von einem Mutterbruder zur Mathematik, von einem Vatersbruder zur Musik ermuntert, besucht das Ulmer Gymnas. 20 Jahre lang, stud. die Rechtswissenschaft in Landshut u. Würzburg 1804 ff., besucht das Fichtelgeb. und Jean Paul 1805, reist nach Wien 1806; praktizirt in Augsburg 1807 ff., wird Landgerichtsassessor im Eichstädtischen 1809; in Söflingen bei Ulm 1810; Registrator bei versch. Dikasterien, zu Stuttgart, zul. bei der Oberrechnungskammer 1811 ff., mit dem Titel eines Canzleiraths 1836; zugleich bei der Intendantur des k. Theaters mit berathender Stimme angestellt 1841. Seine Erstlinge ersch. in den „süddeutschen Miscellen von Rehfues“ 1812; er zeigt sich als feiner Beobachter des innern und äußern Lebens in den „Lebensansichten“ 1814, den „Ansichten von höhern Dingen“ 1829, versch. Reisebildern, Erzählungen und einem Roman; Styl aus Möser und Göthe sehr glücklich temperirt.

Clemens Brentano, geb. den 9 Septbr. 1778 in Frankfurt am Main; erzogen in seiner Vaterstadt; stud. zu Jena um 1796, unter dem Einflusse Göthe's und der Schlegel; Dr. der Phil.; lebt amtlos abwechselnd in seiner Vaterstadt, in Heidelberg, Wien und Berlin; tritt, pseudonym als „Maria“ mit einem Bändchen

„Satiren mit poetischem Winke" auf 1800; schreibt den Roman „Godwi" 1801, die „lust. Musikanten" ein Singspiel 1803; das Lustspiel „Ponce de Leon" 1804; heurathet Soph. Mereau 1805, verliert sie 1806; nimmt Antheil am Wunderhorn 1806 ff. und an der „Tröst.-Einsamkeit" sowie an Erzählungen und Dichtungen von Görres und Arnim 1807 ff; erneuert den „Goldfaden" 1809; tritt mit weitern Dichtungen auf, von welchen er die „Philister vor, in und nach der Geschichte" 1811 und „Schneeglöckchen" 1819 wieder angekauft und vertilgt haben soll. Dichtet „die Gründung Prags" 1817; Novellen und Märchen, darunter „die Wehmütter" 1833; das neuste „Gockel, Hinkel, Gackeleia" 1840 ff. Zur kath. Conf. übergetreten und in Ascese versenkt lebt er lang im Kloster zu Dülmen und beobachtet die dortige stigmatisirte Nonne 1818 ff.; längere Zeit in Rom 1822 ff., neuerdings in München. Reicher, phantastisch bizarrer Geist, verschleudernder Styl.

Friedrich Ludwig Jahn, geboren im Jahre 1778 in Pommern, Sohn eines Predigers, stud. zu Jena und Halle; Mitglied des Tugendbundes 1808; Lehrer der Gymnastik an der Erziehungsanstalt des Dr. Plamann in Berlin 1809; schreibt sein „deutsches Volksthum" 1810, und begründet die Turnkunst, (schriftlich mit Eiselen 1816); wird dadurch Wohlthäter des jüngern Geschlechts und Mitarbeiter an der Befreiung Deutschlands 1810 ff.; sammelt in Breslau Freiwillige und zieht als Bataillonsführer in den heiligen Krieg 1814; vom Staat als Turnlehrer angestellt und besoldet 1815 ff.; hält in Berlin Vorlesungen über das deutsche Volksthum 1817; wird beargwohnt; sein Turnplatz geschlossen 1819; er selbst, wie er eben eine Professur in Greifswalde antreten will, als Demagog nach Spandau, dann nach Küstrin gebracht und vor eine Immediatkommission gestellt, bis zur Entscheidung als Festungsgefangener nach Colberg geschickt 1820; das k. O.Landesgericht in Breslau erkennt zweijährigen Festungsarrest gegen ihn 13. Jan. 1824; das von Frankfurt a. d. Oder reformirt dieses Urtheil und spricht ihn von aller frechen Demagogie frei 25. März 1825; unter einigen Städten wählen dürfend, setzt er sich in Freiburg an der Unstrut 1825; läßt in den „Denknissen" über sich berichten 1836; verliert Bibliothek und Papiere das. durch Brand 1838; darf unter Friedr. Wilh. IV. nach Berlin zurückkehren und erhält sein Dienstehrenzeichen zurück 1841. Voll Thatkraft und Energie, die im Style zur Manier wird.

Adam Heinrich von Müller, Ritter von Nitterdorf, geb. d. 30. Juni 1779 zu Berlin, stud. zu Göttingen; wird Referendär

bei der kurmärk. Kammer zu Berlin, bereist Schweden und Dänemark; tritt zur kath. Conf. über zu Wien 1805; hält Vorlesungen über deutsche Wissenschaft und Literatur 1806; versucht in der schönen Literatur Vermittlung zwischen der alten und neuen Schule 1807; schreibt über Staat, Staatskunst und Staatshaushaltung 1809—1812; wirkt als Tyroler Schützenhauptmann 1813 ff.; wird k. k. Reg.Rath u. Gen.Consul für Sachsen und lebt als solcher zu Leipzig; wird k. k. Hofrath und in den Ritterstand erhoben; nach Wien zurückberufen 1827; gest. das. den 17. Jan. 1829. Als Literat und Publicist seine eigne Straße gehend; geistvoller Styl.

Karl Ritter, geb. d. 7. Aug. 1779 zu Quedlinburg, nach des Vaters Tode als 6jährig mit seinem Lehrer Gutsmuths nach Schnepfenthal gebracht; in Halle zum Pädagogen ausgebildet; Erzieher im Bethmann-Hollweg'schen Hause zu Frankfurt a. M. 1798; geht zu Pestalozzi 1809; mit 2 seiner Eleven nach Genf 1811; besucht Frankreich und Italien 1812 f., und führt seine jungen Freunde nach Göttingen 1814; Lehrer der Geschichte am Gymn. zu Frankfurt 1819, außerord. Prof. der Geographie zu Berlin 1820; von Lichtenstein ausgezeichnet, wird er Schöpfer der vergleichenden Erdkunde; fängt an, sein klassisches Werk herauszugeben 1817—1822, 1833 ff.; schreibt auch die „Vorhalle europ. Völkergeschichten" 1820, und viele Abhandlungen. Ord. Prof., zugleich Lehrer der Statistik an der Kriegsschule u. s. w., unterrichtet den Prinzen Albrecht von Preußen und den Kronprinzen von Bayern in der Geographie. Unermeßliche Gelehrsamkeit, zusammenfassender Geist, anschauliche Darstellung und condensirender Styl.

†28 Sept 59.

Philipp Joseph von Rehfues, geb. den 2. Oct. 1779 zu Tübingen, Sohn eines Bürgermeisters das., stud. im theol. Seminar zu Tübingen, bereist Italien 1801 ff.; Hofrath und Bibliothekar des Kronprinzen von Württemberg 1806—1814; bereist in dieser Zeit Spanien und Frankreich; durch muthige Zeit-Schriften im J. 1813 dem Freiherrn vom Stein bekannt geworden, wird er zum Generalgouvernement nach Coblenz gerufen 1814; Kreisdirektor in Bonn, und Civil.Verwalter eines franz. Departements 1815; thätig bei der Gründung der Univ. Bonn, Organis.Kommissär derselben 1818; Curator 1819; Geh.Reg.Rath 1819, später Geh.Ober.Reg.Rath; in den preußischen Adelsstand erhoben 1826; Ritter des R. A. O. 2. Kl. mit Stern 1837. Schreibt in seiner frühern Periode über Italien u. Spanien mit Geist und Sachkenntniß; tritt in späterem Alter anonym mit einer Reihe ausge-

zeichneter Romane hervor: „Scipio Cicala,“ „das Kastell von Gozzo,“ „die neue Medea,“ 1831 ff.; nimmt seine Entlassung aus dem preußischen Staatsdienste, Mai 1842. Reiche Lebenserfahrung, lebendige Darstellung, sicherer und klassischer Styl.

Wilhelm Martin Leberecht De Wette, geb den 12. Jan. 1780 zu Ulla bei Weimar aus einer Predigerfamilie, besucht die Schulen von Buttstädt und seit 1796 von Weimar; unterrichtet den berühmten Parlamentsredner Mounier und seinen Sohn, den nachmal. Pair, als Emigranten, und begleitet den letztern in die Schweiz und nach Grenoble; stud. Theol. zu Jena 1799 ff.; liest als Privatdocent über die Bücher Mosis 1805 ff.; wird außerordentl. Prof. der Philos. zu Heidelberg 1807, ord. der Theol. das. 1809; zu Berlin 1810, D. der Theologie durch die Fakultät zu Breslau 1811: erläutert das A. T. in gründlichen Schriften 1806 ff.; übersetzt die Bibel mit Augusti 1809 ff.; stellt die Theol. systematisch dar, in die Philos. seines Freundes Fries eingehend 1815 ff.; ein Trostschreiben an Sands Mutter, nach Kotzebues Ermordung, vom 31. März 1819, zieht am 30 August d. J. seine Entlassung aus preussischen Diensten nach sich; der acad. Senat verwendet sich für ihn und wird zurecht gewiesen; er selbst schlägt sein Quartalgehalt aus und geht in sein Vaterland zurück; vollendet in Weimar seine „Sittenlehre“ 1820; schreibt „Theodor, oder des Zweiflers Weihe“ 1821; wird zum Prediger in Braunschweig gewählt, aber nicht bestätigt 1821; nach Basel auf den Lehrstuhl der Theol. berufen 1822, schreibt den „Heinrich Melchthal“ 1829; giebt Predigten und gelehrte Schriften heraus 1827 ff., lebt zu Basel. Vielseitig gebildeter Theolog der rationalistischen Schule; blühender und oft begeisterter Styl.

Gotthilf Heinrich von Schubert, geb. d. 26. April 1780 zu Hohenstein in Sachsen, Sohn eines Predigers, erzogen auf der Schule zu Greiz und dem Gymn. zu Weimar, wo ihn Herder in's Haus aufnimmt; stud. die Theol. in Leipzig 1800; die Naturphilosophie bei Schelling wider des Vaters Willen 1801; wird D. der Med. 1803; heirathet aus Neigung und praktizirt zu Altenburg 1803 ff.; schreibt einen Roman 1804; geht nach Freiberg und erwirbt Werners Liebe 1805; zieht nach Dresden zu seinen Freunden Köthe u. Wetzel 1807; aus den Vorlesungen, die er dort hält, erwachsen „die Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften“ 1808; die „Ahndungen einer allg. Geschichte des Lebens“ 1806 (u. 1820) bleiben unvollendet; Direktor des Realinstituts in Nürnberg 1809; schreibt die „Symbolik des Traums“ 1814: „Altes

und Neues aus dem Gebiet der innern Seelenkunde" 1816 ff.; „Handbuch der Naturgeschichte" 1816 ff.; nach dem Tode seiner Gattin, deren Nichte er heirathet, entscheiden sich seine relig. Ansichten fürs positive Christenthum; er wird Prinzenlehrer in Schwerin 1816; Prof. der Naturwissenschaften in Erlangen 1819; schreibt über „die Urwelt und die Fixsterne" 1822; „Lehrbuch der Naturgeschichte" 1823; wird Prof. in München 1826; mit Hofr., dann Geh. Hofr. Charakter; Ritter des bayr. Civ.Verd.Ordens; giebt sein „Wanderbüchlein" 1823, seine „Reise ins südl. Frankreich und Italien" 1827 ff., heraus; seine „Geschichte der Seele" 1830; pilgert mit seiner Frau in den Orient, 1836 f., und schildert diese Reise 1837 f.; veröffentlicht 2 Bände Erzählungen 1840 f.; lebt in München. Gemüthvoller Naturphilosoph, wendet seinen Geist und Tiefsinn dem Christenthum zu. Der Styl oft geheimnißtrunken. † 1 Jul: 60.

A. W. von Schlegel.

I. Raphael's Madonna del Sisto.

(1798.)

(Fragment eines Gesprächs.)

Waller. Von dem Raphael wollen Sie schweigen, vor dem ich Sie doch Stunden lang stehen sah?

Louise. Eben deswegen, Lieber, denn der Mund fließt bei mir nicht allemal von dem über, dessen das Herz voll ist. Ich habe mir nicht getraut, etwas darüber aufzuschreiben, und doch ist mir nicht bange darum, daß ich nicht einen treffenden Abdruck davon mit mir hinwegnehmen sollte. Aber wie soll man der Sprache mächtig werden, um das Höchste des Ausdruckes wiederzugeben? Das wirkt so unmittelbar und geht gleich vom Auge in die Seele, man kommt nicht auf Worte dabei, man hat keine nöthig, um zu erkennen, was in unzweifelhafter Klarheit dasteht, und gar nicht anders als es ist, genommen werden kann.

Reinhold. Endlich wird doch einmal die Unzulänglichkeit der Sprache eingestanden.

Waller. Wirkt nicht hier ein wenig die Scheu vor dem gefeierten Namen bei Ihnen, daß Sie einige Umstände machen, und sich nicht so getrost mittheilen, wie ein Mensch doch über alles thun darf, wovon er bekennt,* daß es ihm lieb ist?

Louise. Es kann seyn, und ich habe schon gewünscht, überall nicht zu wissen, dieses Bild sey von Raphael, obwohl ich es doch bald hätte errathen müssen. In der Reihe der andern Gemälde habe ich es niemals gesehen, weil es immer unten

* Im Texte steht: verdient, was keinen Sinn giebt.

für die Schüler auf der Staffelei stand: aber wie es sich schon durch die einfache Zusammensetzung der drei großen Figuren unterscheiden müßte für den ersten Blick! In beiden Sälen ist nichts ähnliches und unter dem Vortrefflichen nichts verständlicheres, selbst für das ganz unkünstlerische Gemüth. Vieles will doch mit einem geübten Sinne gefaßt seyn, der sich in den Sinn des Malers oder der Malerei überhaupt zu versetzen weiß; aber hier trifft eben das erste und letzte zusammen.

Reinhold. Das gebe ich Ihnen zu, wo nicht für Raphael überhaupt, doch für dieses Bild von ihm.

Louise. Liegt es nicht darin, daß die Gestalten so einzeln dastehen, jede für sich geltend? Das Auge ruht dazwischen aus, und hat nichts zu sondern, nichts willkührlich angenommenes sich klar zu machen. Und doch sind sie innig verbunden, selbst für den ersten augenblicklichen Eindruck: denn, sagt! wer würde sich nicht gern neben diesen Knieenden vor der hohen Jungfrau niederwerfen?

Reinhold. Fahren Sie nur fort, Louise; in der Begeisterung vereinigen wir uns gern mit Ihnen, es kann sie doch ein jeder nach seiner Weise haben.

Louise. Eine Göttin kann ich die Maria nicht nennen. Das Kind, das sie trägt, ist ein Gott: denn so hat noch niemals ein Kind ausgesehen. Sie hingegen ist nur das Höchste von menschlicher Bildung, und nimmt ihre Verklärung daher, daß sie den Sohn so still, so ohne sichtbare Regung von Entzücken oder Selbstgefühl auf ihren Armen hält, ohne Stolz und ohne Demuth. Es ist auch nichts ätherisches an ihr, alles gediegen und körperlich. Sie wandelt nicht unter uns, doch tritt sie schreitend auf die Wolken, und schwebt nicht in der Glorie, in die sich ihre große Gestalt hinzeichnet. Der Kopf ganz gerade aus, und eben so die Blicke. Das Oval des Gesichtes ist oben ziemlich breit, die braunen Augen weit aus einander, die Stirn klein, das Haar schlicht gescheitelt, — aber nein! ich kann das nicht einzeln und physiognomisch deuten.

Waller. Sie sollen auch nicht; sagen Sie, was Ihnen einfällt.

Louise. Das scheint mir vortrefflich, daß man sie oben nicht ganz im Freien sieht: der Schleier, der über ihren Kopf geht, und einen Bogen zu ihrer Linken macht, wo er an der Hüfte aufgenommen ist, dient ihr gleichsam zur Blende.

Reinhold. Der äußere Umriß wird dadurch an dieser Seite sehr einfach; an der andern tritt zwar der Kopf der Jungfrau und daneben des Kindes unmittelbar aus dem weißen Grunde hervor, weiter hinunter aber geht das Gewand längs der ganzen Gestalt mit einem einzigen Schwunge bis auf die Knöchel der Füße.

Louise. Der umgebende Schleier stimmt auch mit der Bescheidenheit der Jungfrau überein. Die Kleidung verbirgt alles an ihr außer das Haupt, den Hals, die Hände und Füße; aber sie läßt sich von dem herrlichen Körper nicht trennen, der, obgleich bedeckt, sichtbar bleibt, besonders von den Schultern bis zur Mitte des Leibes, wo das rothe Kleid fest anschließt. Dann fängt der blaue Rock oder Mantel unter dem bräunlichen Schleier an, bis, wo er sich an den Füßen aus einander schlägt und eine fliegende Falte nach der linken Seite wirft, das rothe Gewand wieder zum Vorschein kommt.

Waller. Ich zeichne Ihnen in Gedanken nach, aber wenn ich es nicht selbst gesehen hätte, würde es mir doch schwer werden.

Louise. Lassen Sie nur! Genug, wenn es Sie erinnert. Ich finde es oft erst in der Erinnerung, was denn eigentlich die Wirkung hervorbringt. Sehen Sie, selbst daß die bloßen Füße auf die Wolken treten, und kein Gewand sie versteckt, ist nicht umsonst: man sieht die Gestalt bestimmter und sie erscheint menschlicher.

Waller. Nach meinem Gefühl auch majestätischer.

Louise. Ja, eben weil es eine so reine Erscheinung ist, die nicht Menschen mit dem, was nach ihrer Meinung Ehrfurcht fodert, ausgeschmückt haben, sondern die in ihrer eigenen Natur

dasteht. Denken Sie nun, wie groß sie das Kind auf dem Schleier trägt, so daß es oberhalb frei bleibt und nur die Enden unter ihm zusammen genommen sind. Sie faßt mit der Rechten unter dessen rechten Arm, die Linke unterstützt das rechte Bein, das über das andere hinüber geschlagen ist und an welches die Linke des Kindes greift, nicht spielend wie Kinder thun, sondern in der Ruhe, welche vollbracht hat. Es sitzt nach vorn gewendet und scheint nichts zu wollen, aber was es einst wird wollen können, ist unermeßlich, oder vielmehr was es gewollt hat: denn alles ist bereits geschehen, und es zeigt sich nur auf dem Arm der Mutter der Erde wieder, wie es sie zuerst betrat. Die Formen sind die eines Kindes, der Kopf von breiter Rundung, die Glieder stark und voll, nicht von zarter Gattung, aber Auge und Mund beherrschen die Welt. Der Mund ist besonders ernst, sehr geschweift, beide Enden der Lippen ziehen sich herunter. Dieser fremde Zug an einem Kinde giebt ihm den unbegreiflich hohen Ausdruck, glaube ich. So auch das kurze Haar, das emporstrebend den Kopf umgiebt. Die Augen scheinen zwei unbewegliche Sterne, sie liegen tief; die Stirn ist voll Nachdenken. Und doch kann man nicht sagen, dieser Knabe ist schon ein Mann. Es ist keine Ueberreife, aber Uebermenschlichkeit. Denn so weit sich das Göttliche in kindischer Hülle offenbaren kann, ist es hier geschehn, und ich kann mir den Mann zu diesem Kinde nicht einmal denken.

Waller. Ist das auch einer von Ihren Gründen, warum Sie einen Christuskopf für unmöglich halten?

Louise. Ja, ich gestehe Ihnen, ich sehe den Erlöser der Welt am liebsten als Kind. Das Geheimniß der Vermischung beider Naturen scheint mir in dem wunderbaren Geheimniß der Kindheit überhaupt am besten gelöset, die so gränzenlos in ihrem Wesen wie begränzt ist.

Waller. Fast möchte ich Ihrer Meinung werden.

Louise. Nun nehmt einmal die Mutter und das Kind zusammen. Welch ein erhabenes Daseyn, und ganz allein durch

das bloße Daseyn, ohne Prunk und Nebenwerk! Man möchte sagen, auch ohne Beleuchtung: ein geschlossenes Helldunkel ist wenigstens nicht da, keine Magie der Erscheinung.

Reinhold. Es ist aber doch in den kräftigsten Farben und ganz in Raphaels herrlichster Weise gemalt.

Louise. Dagegen ging meine Bemerkung eigentlich nicht. Müßte das Bild nicht beinahe ohne Kolorit bestehen können? Wirklich ist dieses so, daß ich es nicht anders wünschen mag. Ich liebe das bräunliche daran und den Rost der Zeit. —

Reinhold. Oder den Weihrauchdampf der Mönche zu Piacenza.

Louise. Sey's was es wolle, ich lasse mir selbst die violetten Tinten an dem Kinde gefallen, und möchte an der Jungfrau nichts zarter haben, als es ist. Denn worin bei ihr die wahre Zartheit liegt, das ist die Reinheit und Keuschheit ihrer Züge und ihrer Haltung des Körpers; die blühende Jugend, die gleichsam nur dadurch gereift erscheint, daß sie für ewig festgehalten wurde, und dieses dringt eben in der ganz irdischen Hülle noch näher an das Herz.

Reinhold. Sie wollen einmal nichts anders haben, als es Raphael gemacht hat, selbst wenn es noch vollkommner seyn könnte.

Louise. Ist es nicht genug, wenn etwas so vollkommen ist, daß man es bis zu diesem Grade lieben muß? Wenigstens können Sie mir die Schwachheit gestatten. Aber stören Sie mich nicht. Ich wollte sagen, daß eine solche Gegenwart doch gar nichts als sich selber bedarf, daß die bloße Gestalt hinreicht, um die ganze Seele zu erfüllen. Die mütterliche Liebe ist nicht einmal ausgedrückt, um uns zu gewinnen. Maria hält das Kind nicht liebkosend, das Kind weiß nichts von seiner Mutter. Die Mutter ist da um es zu tragen, Gott hat es ihr in die Arme gegeben, in diesem heiligen Dienste erscheint sie vor der anbetenden Welt, so groß wie sie ihn im Himmel verwaltet, von wannen sie wieder herabgekommen ist. Sie ist ohne Leidenschaft, und ihr klares Auge heißt auch die Leidenschaft schweigen.

Wie ich hinaufgestiegen bin, um ihr nahe ins Antlitz zu schauen, kann ich nicht läugnen, es ist ein sanfter Schauer über mich gekommen, und meine Augen sind naß geworden.

Waller. Ihre Bewunderung geht in gläubige Schwärmerei über.

Louise. Wie dann und wann bei den Götterbildern der Alten. Es ist keine Gefahr dabei, wenn Raphael der Hierophant ist. Sagen Sie, Reinhold, ist nicht das ganze Bild wie ein Tempel gebaut? Die beiden Figuren, welche rechts und links knieen, machen mit dem Schwunge der mittleren eine recht architektonische Symmetrie.

Reinhold. Sie nehmen sich wirklich in einiger Entfernung wie zwei Dreiecke aus, die ein schmales Oval zwischen sich tragen. Sie sind vor der Jungfrau einander so nahe gegenüber, daß ihr Gewand sie eben zu berühren scheint. Die Köpfe stehen ungefähr der Mitte der Hauptgestalt gleich. Die drei Figuren zusammen bilden wieder ein größeres Dreieck, welchem oben ein von beiden Seiten schräg weggezogener grüner Vorhang parallel läuft. Alle diese Verhältnisse werden durch die hart von einander abgeschnittenen Farben noch auffallender gemacht. Am härtesten steht das dunkelblaue Gewand der Madonna auf dem ganz weißen Grunde, der nur gegen seine äußere Gränze zu, wo die Engelsköpfe der Glorie kaum sichtbar angedeutet sind, bläulich wird; der schwere goldgewirkte Mantel des heiligen Sixtus und der graue Rock der Barbara, mit ihrer übrigen ziemlich bunten Tracht, zeichnen sich doch weniger stark aus. Die beiden Heiligen sinken tiefer in die Wolken, und heben dadurch die Jungfrau; auch der Schatten unter ihren Füßen trägt zu ihrer hohen Leichtigkeit bei.

Louise. Wissen Sie, wie mir überhaupt die zwei knieenden Figuren vorkommen? Wie die männliche und weibliche Andacht, und wieder wie die ältere und die jugendliche. Der gute alte Mann zur Rechten der Jungfrau hebt sein Haupt voll Zutrauen zu ihr in die Höhe, während er seine Linke betheuernd

auf die Brust legt, und die Rechte zum Bilde herausstreckt, wie um auf etwas zu deuten.

Reinhold. Und diese Hände sind vortrefflich gezeichnet.

Louise. Die junge Heilige, die so innig und anmuthig die Hände auf der Brust zusammenfaltet, wendet ihr Gesicht mit gesenktem Blick von der Madonna weg, nach ihrer vordern Schulter herum. Sie ist zu schüchtern, um hinaufzuschauen, zu demüthig und auch mehr mit sich selbst beschäftigt. Der Alte ist kühner als Mann und als Greis: wohin sein Sinn steht, dahin blickt sein Auge; auch scheint er für andere und nicht für sich selbst zu bitten. Das Mädchen flieht in ihr Inneres zurück und betet um das eigene Seelenheil. Sie hat ein sehr liebliches Köpfchen, recht dazu gemacht, fromme Wünsche und liebende Ergebenheit auszudrücken.

Reinhold. Doch ist sie nicht das Vorzüglichste auf dem Bilde.

Louise. Eins muß ja wohl zurückstehen, obwohl ich es nicht gewahr werde und nicht wissen will. Lieber lassen Sie mich von den himmlischen Kindern sprechen, die halb über den unteren Rand des Bildes hervorragen. Seht, das ist nun die kindliche und die englische Andacht. Sie beten nicht, weil Kinder und Engel um nichts zu bitten haben: sie betrachten nur in ihrem wonnevollen unschuldigen Sinn. Der älteste wieder anders wie der jüngere. Er schaut über sich zu der Jungfrau und ihrem Sohne, den einen Finger über den Mund gelegt; ein Strahl von oben fällt in sein süßes trunkenes Auge, man sieht ihn darin funkeln, er empfindet die Herrlichkeit schon, welche der Kleine kindlich anstaunet, der mit seinen runden Wangen auf beiden Aermchen aufliegt.

Waller. Ja, liebe Freundin, es giebt viele Engel, die geistiger noch und geistlicher, und, wenn Sie wollen, weit mehr Engel sind: aber so irdisch und himmlisch zugleich sind mir noch keine vorgekommen.

Louise. Es ist wahr, sie sind Kinder der Erde in bunten

Flügelchen. Sie haben einen eigentlichen Charakter, worüber die Söhne des Himmels hinweg sind. Der Größere ist sanfter und männlicher, die Locken liegen ihm auch weicher und ordentlicher an; dem Kleinen sträubt sich das Haar so trotzig um das volle Gesichtchen. Man kann sie nicht ohne Verlangen ansehen, aber dann leitet der älteste mit seinem sinnigen Blick den meinigen doch wieder in die Höhe; heiterer nur, denn alles, was kindlich ist, erheitert ja die Seele.

II. Die Aufklärung.

(1802.)

Wenn die Aufklärung wirklich leistet, was sie verspricht, so wäre es unstreitig eine herrliche Bequemlichkeit, etwas zu haben, womit man alle möglichen Dinge beleuchten könnte, und sicher wäre, immer das rechte an ihnen zu sehen. Auch haben sich die Aufklärer nicht übel bedacht, da sie die Benennung ihres Geschäfts vom Lichte entlehnten, dieser fast anbetungswürdigen Seele der Natur, dem schönsten Symbol der göttlichen Allgegenwart und Allwissenheit. Es fragt sich aber, ob es die reine Freude am Licht, oder ohne Bild, das unbedingte Interesse für Wahrheit ist, was sie zu so eifrigen Predigern der Aufklärung macht, oder ob sie das Licht nur deswegen schätzen, weil man dabei bequemlich sehen, und allerlei nothwendige Verrichtungen vornehmen kann. Es scheint wohl das Letzte, denn unbedingte Liebe zur Wahrheit erzeugt unfehlbar Philosophie: denn wenn man mit gründlichem Ernst die menschlichen Dinge erwägt, so wird man durch die Wahrnehmung von der Unzuverläßigkeit so vieler Annahmen, die im gemeinen Leben als ausgemacht gelten, immer weiter zurück und hinaufwärts zu den letzten Gründen des menschlichen Wissens geführt werden, welches der Anfang der Philosophie ist. Die Aufklärung will nun zwar eine Art von Popularphilosophie vorstellen, aber keinesweges wissenschaft=

lich und abstrakt oder richtiger ausgedrückt (denn das letzte Wort schreibt sich wohl hauptsächlich von der analytischen Philosophie her) speculativ seyn, weil sie darüber die allgemeine Verständlichkeit einbüßen würde, die sie von ihren Lehren verlangt und rühmt. Ferner empfiehlt sie freilich das Forschen und Zweifeln, aber nur bis auf einen gewissen Grad, über welchen hinaus sie es wieder als eine Thorheit und Verirrung des Geistes ansieht, welcher zu steuern sie eben eingesetzt worden sey. Endlich geht der uninteressirte Wahrheitsforscher seinen Weg fort, unbekümmert, bei welchen Resultaten er endlich anlangen wird; ihm ist mit Aufopferung aller persönlichen Neigungen die Wahrheit immer lieb und recht, wie sie sich ihm auch bey besserer Erkenntniß bestimmen möge. Die Aufklärung bezeugt hingegen eine zärtliche Besorgniß um das, was sie zum Wohl der Menschheit rechnet, sie bestellt gern die Resultate der Untersuchung im voraus, damit ja nichts zerstörendes und gefährliches, nichts allzukühnes oder dem Misbrauch unterworfenes zum Vorschein komme.

Da sie folglich überall auf halbem Wege stehen bleibt, die Wahrheit an sich aber durchaus nur zu einem unbedingten Streben anregen kann, so muß es wohl etwas anders seyn, was sie von der Wahrheit will, mit einem Worte Brauchbarkeit und Anwendbarkeit. Hier zeigt sich nun schon die ganze verkehrte Denkart, das an sich Gute, (wovon das Wahre ein Theil, eine Seite ist) dem Nützlichen unterzuordnen. Nützlich ist dasjenige, was auf Beförderung des körperlichen Wohls abzielt. Wer nun das Nützliche als das Oberste setzt, der muß einsehen, daß es damit zuletzt auf sinnlichen Genuß hinausläuft, und bei einiger Klarheit und Consequenz sich zu dem crassesten Epicureismus, zur Vergötterung des Vergnügens bekennen. Dies wollen die Aufgeklärten aber wieder nicht, sondern sie sind zu der vollendeten Absurdidät gelangt, ein Nützliches an s i c h zu constituiren, welches nicht das blos Angenehme seyn soll, und auch nicht das Gute an sich ist, wofür sie es jedoch ausgeben möchten Somit haben sie alle Dinge auf den Kopf gestellt, indem sie die

Vernunft den Sinnen dienstbar machen; die Sinne hinwiederum sollen nach ihrer Absicht nicht sinnlich, sondern vernünftig seyn.

Wie ich nun durch das bisherige deutlich genug gemacht zu haben glaube, daß es das ökonomische Prinzip ist, welches die Aufklärer leitet, so ist es auch die nur zu irdischen Verrichtungen taugliche Fähigkeit des Geistes, der in lauter Endlichkeiten befangene Verstand, den sie dabei in's Werk gesetzt, und sich damit an die höchsten Aufgaben der Vernunft gewagt haben. Ein beschränkter, endlicher Zweck läßt sich ganz durchschauen, und so soll ihnen auch das menschliche Daseyn und die Welt rein wie ein Rechenexempel aufgehen. Sie verfolgen dabei als Unaufgeklärtheit die ursprüngliche Irrationalität, die ihnen überall im Wege ist, denn sie wissen und ahnden es nicht, daß jede Erscheinung das Quadrat oder der Cubus einer nur durch Annäherung zu findenden nie rein in Zahlen auszudrückenden Wurzel ist. Bei dieser Unphilosophie liegt eine ungeheure Anmaßung in ihrem Unternehmen. Der Text aller Predigten über die Aufklärung ist in der That eine lächerliche Parodie auf die Worte der Schöpfungsgeschichte, welche lautet: Cajus oder Sempronius, oder dieses und jenes hohe Landescollegium, sprach: es werde Licht, und es ward Licht; und nach der üblichen Abtheilungsart von Predigten wird dann gehandelt, erstlich wie es bishero finster gewesen, und zweitens, wie es nunmehro hell werden solle. — Ihr wollet erleuchten? Gut; das Licht ist eine Gabe des Himmels: wo sind die Proben eurer himmlischen Sendung? Das Licht ist vermöge seiner Natur zuvörderst selbst hell, und dann erleuchtet es die übrigen Dinge. Eben so verhält es sich mit dem, was im menschlichen Gemüthe einzig den Namen des Lichts verdienen kann: die Ideen, welche in der inneren Anschauung unmittelbar Ueberzeugung ihrer Nothwendigkeit und ewigen Gültigkeit mit sich führen, und demnächst auch die äußerlichen Erscheinungen in ihr wahres Verhältniß unter einander und gegen jene setzen. Die Menschen, welche solche geistige Intuition mit ungewöhnlicher Energie und Klar-

heit in sich hatten, sind von Zeit zu Zeit die wahren Erleuchter und Aufklärer der Welt gewesen; aber solch ein innres Licht verwerft ihr als Schwärmerei und Wahnsinn. Ihr bekennt damit, daß ihr das eurige erst äußerlich anzünden müßt, und sonach wird es in Kerzen und Lampen bestehen, die wohl bei häuslichen Geschäften dienen mögen, die ihr aber keineswegs unter freien Himmel hinaustragen solltet, wie ihr doch thut. Denn entweder ist es Tag, so verschwindet der Schein eures Lämpchens ganz und gar, und wird lächerlich; oder es ist Nacht, so leuchten die Gestirne genugsam, und den Ungewittern und Stürmen, welche diese verdunkeln, werden auch eure schwachen sterblichen Lichterchen nicht widerstehen. Auch unser Gemüth theilt sich wie die äußere Welt zwischen Licht und Dunkel, und der Wechsel von Tag und Nacht ist ein sehr treffendes Bild unsers geistigen Daseyns. Der Sonnenschein ist die Vernunft, als Sittlichkeit auf das thätige Leben angewandt, wo wir an die Bedingungen der Wirklichkeit gebunden sind. Die Nacht aber umhüllt diese mit einem wohlthätigen Schleier, und eröffnet uns dagegen durch die Gestirne die Aussicht in die Räume der Möglichkeit; sie ist die Zeit der Träume. Einige Dichter haben den gestirnten Himmel so vorgestellt, als ob die Sonne nach Endigung ihrer Laufbahn in alle jene unzähligen leuchtenden Funken zerstöbe; dies ist ein vortreffliches Bild für das Verhältniß der Vernunft und Phantasie: in den verlorensten Ahndungen dieser ist noch Vernunft; beide sind gleich schaffend und allmächtig und ob sie sich wohl unendlich entgegengesetzt scheinen, indem die Vernunft unbedingt auf Einheit dringt, die Phantasie in grenzenloser Mannichfaltigkeit ihr Spiel treibt, sind sie doch die gemeinschaftliche Grundkraft unsers Wesens. Was schon in den alten Kosmogonieen gelehrt ward, daß die Nacht die Mutter aller Dinge sey, dies erneuert sich in dem Leben eines jeden Menschen: aus dem ursprünglichen Chaos gestaltet sich ihm durch Liebe und Haß, durch Sympathie und Antipathie die Welt. Eben auf dem Dunkel, worein sich die Wurzel unsers Daseyns verliert,

auf dem unauflöslichen Geheimniß beruht der Zauber des Lebens, dieß ist die Seele aller Poesie. Die Aufklärung nun, welche gar keine Ehrerbietung vor dem Dunkel hat, ist folglich die entschiedenste Gegnerin jener, und thut ihr allen möglichen Abbruch. Man beobachte einmal die Art, wie Kinder die Sprache erlernen, wie sie da in guter Zuversicht sich ins Unverständliche hinein begeben; wenn sie auf Verständlichkeit warten wollten, so würden sie niemals anfangen zu sprechen. Man kann aber bemerken, daß die Worte ganz magisch auf sie wirken, wie Formeln, mit denen man etwas herbei und wegbannen kann, daher die uneigentlichsten und fremdesten Redensarten, welche sie unmöglich in ihre Bestandtheile auflösen können, ihnen unmittelbar einleuchten und beruhigende Kraft mit sich führen. Deßwegen kommt auch nichts darauf an, daß sie die Metapher eher erfahren als den eigentlichen Ausdruck, das Zusammengesetzte und Abgeleitete eher als das Einfache und Ursprüngliche, und dabei alles fragmentarisch und chaotisch. Ja, wenn es möglich wäre, ihnen die Sprache durch einen methodischen Unterricht beizubringen, nach den Classen der Wörter, der Ableitung, Zusammensetzung, ferner nach den Formen der Biegung und den Regeln der Verknüpfung, endlich nach der Uebertragung vom Eigentlichen auf's Bildliche, so würde ihnen die Sprache lebenslang nur ein äußerliches Werkzeug bleiben, eine Chiffernsammlung, aus a + b, x, und andern solchen algebraischen Zeichen bestehend. Daß sie uns etwas wahrhaft Innerliches ist, wodurch wir unser Gemüth offenbaren, und auch in andern gleiche Wirkungen hervorzurufen hoffen, verdanken wir bloß jener anfänglichen Einprägung gleichsam durch eine Reihe von Machtsprüchen. Die kindliche Ansicht der Sprache, die sich so ganz an den Laut hängt, ist der poetischen am nächsten, wie schon der Gebrauch des Sylbenmaßes in der Poesie beweist. — Die erwachsenen Menschen, selbst die ausgezeichnetsten Geister unter ihnen sind im Verhältniß zum Universum immer noch solchen Kindern zu vergleichen; die Natur spricht ihnen als Mutter und Amme ihre

ewigen Gesetze in der Bildlichkeit der Erscheinungen vor, die sie dann unvollkommen nachlallen, mit verworrnem Verständniß, aber entschiednem Gefühl. Wie eine methodische Erlernung die Sprache entzaubern würde, so ein Unterricht über das Leben und die Welt, wie ihn die Aufklärer schon von der Pädagogik an bezwecken, nothwendig beides, wenn nicht die mächtigere Natur ihre Bemühungen vereitelte. Es ist gar leicht, etwas Vorurtheil und Aberglauben zu schelten; mehr aber hat es auf sich, solche Meinungen in ihrem Zusammenhange zu begreifen, und ihre nothwendige Gründung in Anlagen der menschlichen Natur und auf gewissen Stufen der Entwickelung einzusehen. Diese Meinungen haben sich oft selbst mißverstanden, da sie sich auf angebliche einzelne Erfahrungen beriefen: allein dem Philosophen kommt es zu, sie besser zu verstehen, ihre wahren Quellen zu finden und die in ihnen zuweilen sehr grob materialisirte Idee zu erkennen.

Natürlich hat sich die Aufklärung auch in die Moral gemischt, und darin großes Unheil angerichtet. Nach ihrer ökonomischen Richtung gab sie alle Tugenden, die sich nicht der Brauchbarkeit für irdische Angelegenheiten fügen wollten, für Ueberspannung und Schwärmerei aus. Ohne irgend eine Ausnahme für besondre Naturen gelten zu lassen, sollten alle gleichermaßen in das Joch gewisser bürgerlicher Pflichten gespannt werden, in das Gewerbs- und Amts- und dann das Familienleben, und zwar nicht aus Patriotismus und Liebe, sondern um den Acker des Staats wie Zugvieh zu pflügen und die Bevölkerung zu befördern. Da die ächte sittliche Schätzung durchaus auf die Reinheit der Motive geht, und nicht auf den Erfolg, so fragten sie vielmehr immer: was kommt dabei heraus? Die Ausübung der Tugenden sollte als nützlich auf alle Weise befördert werden, würde sie auch durch fremde Motive unterstützt, und so erfanden die Aufklärer die saubere Glückseligkeitslehre, nach welcher sie den Menschen einredeten, die Moral heische nichts von ihnen als ihren wahren Vortheil, und durch Erfüllung der Pflichten werde auch ihr irdisches Wohl unfehlbar berathen: eine Er-

...gung, die, wenn sie ins Spiel kommt, derselben allen ...
...kommt. — Die Ehre, diese uns wenigstens in Ueberresten ...
...sammte große Idee aus dem Mittelalter, an dessen glä...
Hervorbringungen im Leben wie in der Poesie sie den ...
...dsten Antheil hatte, indem sie die ritterliche Tapfe...
... bildete, ist von den Aufklärern besonders schnöde ...
...geschmackte Chimäre behandelt worden, natürlich ...
...möglichkeit, und weil hier das mit dem eignen ...
... Weise passen will. Die Ehre ist gleichsam ...
...Sittlichkeit; hierin liegt es schon, warum die ...
... Sinne nicht kannten, was ich auch daraus einz...
... bei den Alten Religion und Moral mehr ...
... um das Christenthum das gesammte Thun d...
... nahm, so rettete sich das Gefühl von ...
... des sittlichen Strebens dahin, und erfa...
... Moral eine noch von ihr unabhängig...
... Grundsätze der Ehre werden also a...
... Namen, als das Christenthum ei...
... Sittenlehre hat, als es bish...
... immer ausgeübt. — Aber ...
... der Aufklärer überflüssig, ...
... gleich zur ...
... besteht zu ...

viel möglich individualisirende Darstellung zu geben, verkannt. Da es sich nun in allen Religionen ereignet, daß der innere Gottesdienst über den äußeren Ceremonien, die als Zeichen desselben ursprünglich eingesetzt waren, gänzlich verloren geht, daß die Hülle für das Wesen genommen wird, so hat die Aufklärung in ihrer Polemik hiegegen gewissermaßen Recht. Wer heißt sie aber die Idee, welche einem Gottesdienste zum Grunde liegt, nicht besser fassen, als seine grobsinnlichen Bekenner? Um ihren Namen zu verdienen, sollte sie vielmehr das gleichsam versteinerte und entseelte Symbol wieder zu beseelen wissen. Aber sie will eine pur vernünftige Religion, ohne Mythologie, ohne Bilder und ohne Gebräuche. Man sieht leicht ein, daß dies tödtlich für die Poesie ist, welche einzig auf dieser Seite ihre Berührungspunkte mit der Religion hat. So wird auch gegen den Anthropomorphismus geeifert, und die Bibel, die von einem Ende bis zum andern Gott unter menschlichen Bildern darstellt, kommt dabei freilich schlecht weg. Sobald der Mensch sich aber in eine persönliche Beziehung mit der Gottheit setzt, so kann er gar nicht aus dieser Vorstellungsart heraus, und es wird im Hintergrunde seines Gemüths, bewußter oder unbewußter Weise, eine menschliche Bildung schweben. Was liegt denn auch hierin so unwürdiges und verkleinerndes? Allerdings, wenn wir den Körper blos irdisch betrachten, als ein Werkzeug sinnlicher Bedürfnisse und Genüsse. Mit geistigeren Blicken angesehen, ist er eine Allegorie auf das Weltgebäude, ein Spiegel und Abbild des Universums, was die Astrologen so schön durch das magische Wort Mikrokosmus bezeichnet haben; betrachtet man nun die Natur hinwiederum als den Leib Gottes, so bekömmt der Anthropomorphismus eine ganz andere Gestalt und eine Bedeutung, die weit über den Horizont der gewöhnlichen Aufklärung hinausgeht. — Endlich gehört zur aufgeklärten Theologie, bei einer Religion, die ein historisches Fundament hat wie die christliche, die aufgeklärte Ansicht der Geschichte, d. h. die Annahme, daß ehemalige Geschlechter in nichts von

wägung, die, wenn sie ins Spiel kommt, derselben allen Werth nimmt. — Die Ehre, diese uns wenigstens in Ueberresten angestammte große Idee aus dem Mittelalter, an dessen glänzenden Hervorbringungen im Leben wie in der Poesie sie den entscheidendsten Antheil hatte, indem sie die ritterliche Tapferkeit und Liebe bildete, ist von den Aufklärern besonders schnöde, als eine abgeschmackte Chimäre behandelt worden, natürlich wegen der Unnützlichkeit, und weil hier das mit dem eignen Vortheil auf keine Weise passen will. Die Ehre ist gleichsam eine romantisirte Sittlichkeit; hierin liegt es schon, warum die Alten sie in diesem Sinne nicht kannten, was ich auch daraus einzusehen glaube, daß bei den Alten Religion und Moral mehr getrennt war; da nun das Christenthum das gesammte Thun des Menschen in Anspruch nahm, so rettete sich das Gefühl von der Selbstständigkeit des sittlichen Strebens dahin, und erfand neben der religiösen Moral eine noch von ihr unabhängige weltliche. Die ritterlichen Grundsätze der Ehre werden also auch so lange nicht wegfallen können, als das Christenthum einen so bedeutenden Einfluß auf unsre Sittenlehre hat, als es bisher ungeachtet seines Verfalls noch immer ausgeübt. — Aber so nach den Quellen zu fragen, findet der Aufklärer überflüssig, sondern schreitet mit seinem ökonomischen Verstande gleich zur Verurtheilung.

Die aufgeklärte Theologie besteht zuvörderst in der Foderung vollkommner Begreiflichkeit der Religion, also in der Verwerfung aller Geheimnisse und Mysterien; wo sie sich in einer geoffenbarten Religion finden, die man zum Scheine noch will gelten lassen, werden sie wegerklärt. Das Unvernünftige in dem Bestreben, alles auf Verständlichkeit zurückzuführen, tritt hier im vollsten Maaße ein, denn der Mensch, der ganz aus Widersprüchen zusammengewebt ist, kann sich nicht mit seiner Betrachtung in das Unsichtbare und Ewige vertiefen, ohne sich in einen Abgrund der Geheimnisse zu stürzen. Ferner wird in dieser Theologie die Phantasie als das Organ der Religion, und die Nothwendigkeit, dem Unendlichen eine sinnbildliche, so

viel möglich individualisirende Darstellung zu geben, verkannt. Da es sich nun in allen Religionen ereignet, daß der innere Gottesdienst über den äußeren Ceremonien, die als Zeichen desselben ursprünglich eingesetzt waren, gänzlich verloren geht, daß die Hülle für das Wesen genommen wird, so hat die Aufklärung in ihrer Polemik hiegegen gewissermaßen Recht. Wer heißt sie aber die Idee, welche einem Gottesdienste zum Grunde liegt, nicht besser fassen, als seine grobsinnlichen Bekenner? Um ihren Namen zu verdienen, sollte sie vielmehr das gleichsam versteinerte und entseelte Symbol wieder zu beseelen wissen. Aber sie will eine pur vernünftige Religion, ohne Mythologie, ohne Bilder und ohne Gebräuche. Man sieht leicht ein, daß dies tödtlich für die Poesie ist, welche einzig auf dieser Seite ihre Berührungspunkte mit der Religion hat. So wird auch gegen den Anthropomorphismus geeifert, und die Bibel, die von einem Ende bis zum andern Gott unter menschlichen Bildern darstellt, kommt dabei freilich schlecht weg. Sobald der Mensch sich aber in eine persönliche Beziehung mit der Gottheit setzt, so kann er gar nicht aus dieser Vorstellungsart heraus, und es wird im Hintergrunde seines Gemüths, bewußter oder unbewußter Weise, eine menschliche Bildung schweben. Was liegt denn auch hierin so unwürdiges und verkleinerndes? Allerdings, wenn wir den Körper blos irdisch betrachten, als ein Werkzeug sinnlicher Bedürfnisse und Genüsse. Mit geistigeren Blicken angesehen, ist er eine Allegorie auf das Weltgebäude, ein Spiegel und Abbild des Universums, was die Astrologen so schön durch das magische Wort Mikrokosmus bezeichnet haben; betrachtet man nun die Natur hinwiederum als den Leib Gottes, so bekömmt der Anthropomorphismus eine ganz andere Gestalt und eine Bedeutung, die weit über den Horizont der gewöhnlichen Aufklärung hinausgeht. — Endlich gehört zur aufgeklärten Theologie, bei einer Religion, die ein historisches Fundament hat wie die christliche, die aufgeklärte Ansicht der Geschichte, d. h. die Annahme, daß ehemalige Geschlechter in nichts von

dem unsrigen verschieden gewesen seyn können; alles wird also nach dem engen Zirkel heutiger Erfahrungen gemodelt, und wenn es da nicht hineinpaßt, verspottet oder wegerklärt. Als den Stifter dieser Ansicht kann man hauptsächlich Voltaire nennen, dem unsre neueren Exegeten mehr folgen als sie selbst wissen.

Mit der Toleranz, die als Zubehör der Aufklärung betrachtet zu werden pflegt, verhält sich's ungefähr ebenso. Als politische Maxime betrachtet, daß nämlich Glieder verschiedener Religionsparteyen in einem Staate ungestört ihren Gottesdienst ausüben dürfen, kann sie sehr empfehlenswerth seyn, außer wo Staat und Kirche durch höhere Verknüpfung wieder eins werden, ist aber in so fern keinesweges eine Erfindung der neuesten Zeiten. Als Gesinnung hingegen fragt sich, ob sie nicht bloß verkleideter Indifferentismus ist; denn unmöglich kann es einem gleichgültig seyn, ob Menschen, für die er sich interessirt, über die wichtigsten Angelegenheiten mit ihm gleich denken. Dazu, das gültige und gute hierin auch in einer von der unsrigen sehr verschiedenen Form und Denkart zu erkennen, gehört philosophische Universalität des Geistes; alsdann wird es aber auch nicht mehr bloße Duldung seyn, sondern wahre Schätzung. Ueberhaupt liegt in dem Worte Toleranz, so bescheiden und friedlich es klingt, eine große Anmaßung. Laßt uns doch erst fragen, in wie fern die andern, verschieden gesinnten, uns dulden und ertragen mögen. So viel ist ausgemacht, daß von Toleranz noch gar nicht die Rede seyn sollte, wo man sich das Recht anmaaßt, irgend eine religiöse Ansicht mit dem Namen Schwärmerei, d. h. nur schonender ausgedrückt, Verrücktheit zu belegen. Die so gepriesene Toleranz unserer Zeiten darf aber nicht auf die mindeste Probe gesetzt werden, (etwa, daß jemand Ernst mit dem Christenthum macht, oder religiösen Glauben an sonst etwas den Toleranten wunderbar scheinendes, hegt), so kommt sie in ihrer wahren Gestalt zum Vorschein, und verräth die ihr eigentlich zum Grunde liegende Maxime: Alles soll tolerirt werden, außer die Religion.

III. Ueber tragisches und komisches Drama.

(1809.)

Die drei Hauptgattungen der Poesie überhaupt sind die epische, die lyrische und die dramatische. Alle übrigen Nebenarten lassen sich entweder nach ihrer Verwandtschaft einer von diesen unterordnen und daraus ableiten, oder sie sind als Mischungen aus ihnen zu erklären. Wenn wir aber jene drey Gattungen in ihrer Reinheit auffassen wollen, so gehen wir auf die Gestalt zurück, worin sie sich bei den Griechen zeigen. Die Theorie läßt sich auf die Geschichte der griechischen Poesie am bequemsten anwenden: denn die letztere ist, so zu sagen, systematisch; sie bietet für jeden unabhängig von der Erfahrung abgeleiteten Begriff die entsprechenden Beispiele am urkundlichsten dar.

Es ist merkwürdig, daß bei der epischen und lyrischen Poesie keine solche Spaltung in zwei entgegengesetzte Arten Statt findet, wie bei der dramatischen. Man hat zwar die sogenannte scherzhafte Epopöe als eine eigne Gattung aufgestellt, es ist aber eine zufällige Nebenart, eine bloße Parodie des Epos, welche darin besteht, daß man die in jenem herrschende feierlich abgemessene Entfaltung, die nur großen Gegenständen zu geziemen scheint, auf das Kleine und Unbedeutende anwendet. In der lyrischen Poesie finden nur Grade und Abstufungen Statt, zwischen dem Liede, der Ode und der Elegie, aber keine eigentliche Entgegensetzung.

Der Geist des epischen Gedichtes, wie wir ihn in dessen Vater Homer erkennen, ist klare Besonnenheit. Das Epos ist eine ruhige Darstellung des Fortschreitenden. Der Dichter erzählt sowohl traurige als fröhliche Begebenheiten, aber er erzählt sie mit Gleichmuth, und hält sie als schon vergangen in einer gewissen Ferne von unserm Gemüth.

Das lyrische Gedicht ist der musikalische Ausdruck von Gemüthsbewegungen durch die Sprache. Das Wesen der musi-

kalischen Stimmung besteht darin, daß wir irgend eine Regung, sey sie nun an sich erfreulich oder schmerzlich, mit Wohlgefallen festzuhalten, ja innerlich zu verewigen suchen. Die Empfindung muß also schon in dem Grade gemildert seyn, daß sie uns nicht durch Streben nach der Lust oder Flucht vor dem Schmerz über sich selbst hinausreiße, sondern daß wir, unbekümmert um den Wechsel welchen die Zeit herbeiführt, in einem einzelnen Augenblick unsers Daseyns einheimisch werden wollen.

Der dramatische Dichter stellt uns zwar auch, wie der epische, äußerliche Vorfälle dar, aber als wirklich und gegenwärtig. Er nimmt unsre Theilnahme dabei in Anspruch, aber nicht so genügsam wie der lyrische Dichter, sondern weit unmittelbarer als dieser will er uns erfreuen und betrüben. Er ruft alle Regungen hervor, die bei dem Anblick der Handlungen und Schicksale wirklicher Menschen in uns wirksam sind, und will diese Regungen erst durch die Gesammtheit der hervorgebrachten Eindrücke in die Befriedigung einer harmonischen Stimmung auflösen. Da er dem Leben so nahe tritt, ja seine Dichtung ganz darein zu verwandeln sucht, so würde bei ihm der Gleichmuth des epischen Dichters zur Gleichgültigkeit werden; er muß sich für eine der Hauptansichten von den Beziehungen des menschlichen Daseyns entscheiden, und seine Zuhörer nöthigen, ebenfalls mit ihm Partei zu nehmen.

Daß ich es auf den einfachsten und verständlichsten Ausdruck zurückführe: das Tragische und Komische verhalten sich zu einander wie Ernst und Scherz. Jedermann kennt diese beiden Richtungen des Gemüths aus eigner Erfahrung. Aber welches eigentlich ihr Wesen ist, und woher sie entspringen, das dürfte eine tiefe philosophische Untersuchung erfodern. Beide tragen zwar das Gepräge unserer gesammten Natur an sich; aber der Ernst gehört mehr ihrer sittlichen, der Scherz ihrer sinnlichen Seite an. Die nicht mit Vernunft begabten Geschöpfe sind eigentlich weder des Ernstes noch des Scherzes fähig. Die Thiere scheinen zwar zuweilen zu arbeiten, als wären sie ernst-

haft auf einen Zweck gerichtet, und als ordneten sie folglich den gegenwärtigen Augenblick einem künftigen unter; andremale spielen sie, d. h. sie überlassen sich zwecklos der Lust des Daseyns, aber sie haben nicht das Bewußtseyn davon, welches beide Zustände erst zu wahrem Ernst und Scherz erheben würde. Dem Menschen allein, unter allen Geschöpfen die wir kennen, ist der Rückblick auf die Vergangenheit und die Aussicht in die Zukunft gegönnt, und er hat dieses erhabene Vorrecht theuer zu erkaufen. Ernst im weitesten Sinne genommen, ist die Richtung der Seelenkräfte auf einen Zweck. Allein sobald wir uns Rechenschaft von unserm eignen Thun geben, nöthigt uns die Vernunft diesen Zweck wieder auf höhere, und so endlich auf den höchsten allgemeinen Zweck unsers Daseyns zu beziehen: und hier bricht sich die unserm Wesen inwohnende Foderung des Unendlichen an den Schranken der Endlichkeit, worin wir befangen sind. Alles, was wir schaffen und wirken, ist vergänglich und nichtig; überall steht der Tod im Hintergrunde, dem jeder gut oder übel verwendete Augenblick uns entgegen führt; im glücklichsten Falle, wenn ein Mensch ohne Unfälle das natürliche Lebensziel erreicht, steht ihm doch bevor, alles, was ihm hier werth war, verlassen zu müssen, oder davon verlassen zu werden. Es gibt kein Band der Liebe ohne Trennung, keinen Genuß ohne das Bedauern seines Verlustes. Wenn wir aber die Beziehungen unsers Daseyns bis an die äußerste Gränze der Möglichkeiten überschauen, wenn wir dessen ganze Abhängigkeit von einer unübersehlichen Verkettung der Ursachen und Wirkungen erwägen: wie wir schwach und hilflos gegen den Andrang unermeßlicher Naturkräfte und streitender Begierden an die Küste einer unbekannten Welt ausgeworfen werden, gleichsam bei der Geburt schon schiffbrüchig; wie wir allen Irrthümern, allen Täuschungen ausgesetzt sind, deren jede verderblich werden kann; wie wir in der Leidenschaft unsern eignen Feind im Busen tragen; wie jeder Augenblick im Namen der heiligsten Pflichten die Aufopferung der süßesten Neigungen von uns fodern, und durch einen plötzlichen Schlag

uns alles schwer Erworbene rauben kann; wie mit jeder Erweiterung des Besitzes die Gefahr des Verlustes steigt, und wir den Tücken des feindseligen Zufalls nur um so mehr Blößen darbieten: dann muß jedes nicht dem Gefühl verschlossene Gemüth von einer unaussprechlichen Wehmuth befallen werden, gegen die es keine andre Schutzwehr giebt, als das Bewußtseyn eines über das Irdische hinausgehenden Berufs. Dieß ist die tragische Stimmung; und wenn die Betrachtung des Möglichen als lebendige Wirklichkeit aus dem Geiste heraustritt, wenn jene Stimmung die auffallendsten Beispiele von gewaltsamen Umwälzungen menschlicher Schicksale, vom Unterliegen des Willens dabei oder bewiesener Seelenstärke, in der Darstellung durchdringt und beseelt: dann entsteht tragische Poesie. Hieraus erhellt schon zum Theil, wie diese in unsrer Natur gegründet ist, und bis auf einen gewissen Grad wäre die Frage beantwortet, wie wir so traurige Darstellungen lieben, ja etwas tröstliches und erhebendes darin finden können. Jene Stimmung kommt nämlich bei tiefem Gefühl unvermeidlich vor, und von den Dissonanzen dieses Innern, welche die Poesie nicht wegräumen kann, soll sie wenigstens eine idealische Auflösung darzubieten versuchen.

So wie der Ernst, auf den höchsten Grad gesteigert, das Wesen der tragischen Darstellungsart ist, so der Scherz der komischen. Die Stimmung zum Scherz ist ein Vergessen aller jener trüben Betrachtungen über der behaglichen Empfindung gegenwärtigen Wohlseyns. Man ist dann geneigt, alles nur spielend zu nehmen und leicht über die Seele weggleiten zu lassen. Die Unvollkommenheiten der Menschen und ihre Misverhältnisse unter einander sind dann nicht mehr ein Gegenstand der Mißbilligung und des Bedauerns, sondern diese wunderlichen Gegensätze unterhalten den Verstand und ergötzen die Fantasie. Der Dichter muß daher in der komischen Darstellung alles entfernt halten, was sittlichen Unwillen über die Handlungen, wahre Theilnahme mit den Lagen seiner Menschen erregen kann, weil

wir sonst unfehlbar in den Ernst zurückfallen. Er muß ihre verkehrten Handlungen als aus der Oberhand des Sinnlichen in ihrem Wesen entsprungen, und was ihnen begegnet, als eine bloß lächerliche Noth schildern, die keine verderblichen Folgen haben wird. Dieß ist immer noch der Fall in dem, was wir Komödie nennen, worin jedoch schon eine Mischung von Ernst ist. Die älteste Komödie der Griechen aber war durchaus scherzhaft, und bildete dadurch den vollkommensten Gegensatz mit ihrer Tragödie. Nicht bloß die Charakter und Lagen einzelner Menschen wurden in einem Gemälde des Weirklichn komisch aufgefaßt; sondern die gesammtegesellige Verfassung, der Staat, die Natur und die Götterwelt wurden mit scherzender Willkühr fantastisch geschildert.

H. von Bülow.

Ziel und Entwicklung der Kriegskunst.

(1799.)

Wenn ein jeder Staat sich bis zu seinen natürlichen Grenzen früher oder später ausdehnen wird; wenn es unnütz und gefährlich ist, jenseits dieser natürlichen Grenzen zu operiren, so muß ein ununterbrochener Friede aus dieser Ordnung der Dinge von selbst sich ergeben

Man müßte eine unbegreifliche Verblendung bei den Menschen voraussetzen, wenn man glauben wollte, daß sie sich dessen ohnerachtet noch immer fruchtlos befehden würden. Denn warum führt man noch immer Krieg? Um sich durch Eroberungen zu vergrößern. Wenn nun die Erfahrung die Unmöglichkeit darthut, diesen Zweck zu erreichen, wird man dann nicht aufhören zu kriegen? Einige Mächte führen auch Krieg, weil sie noch nicht bis zu ihren natürlichen Grenzen sich ausgedehnt haben, weil sie sich noch vergrößern müssen, um andern widerstehen zu können, indem sie wohl wissen, daß überlegenen Massen, wenn man nicht durch natürliche Hindernisse beschützt wird, nicht zu widerstehen ist.

Je geschwinder also Europa unter verschiedene durch natürliche Grenzen eingeschlossene Mächte zertheilt seyn wird, um so eher wird der Zustand des ewigen Friedens eintreten. Zu wünschen wäre also, daß eine solche heilsame Operation auf das baldigste vollbracht seyn möchte.

Das physische Wohlseyn der Menschen wird durch einen

ununterbrochenen Frieden einen großen Zuwachs erhalten; denn der Krieg ist der gefräßigste Verzehrer der Elemente des Daseyns. Die Zahl der Produzenten wird durch denselben vermindert, die Produktenmasse folglich auch. Nichtig wäre der Einwurf, Uebervölkerung sei durch ungestörten Frieden zu besorgen. Je mehr Menschen, je mehr Produkte, und in einem entvölkerten Lande läuft man Gefahr, zu verhungern, aus Mangel der Esser.

Von diesem Uebervölkerungspunkte sind wir in unserem menschenarmen, ja ich wiederhole es, in unserm sehr schwach bevölkerten Europa noch unendlich weit entfernt. Noch sind Wüsten, welche die Hand des Arbeitsamen erwarten. Daß es so schwer für die größte Zahl ist, zu leben, daß sie elend lebt, rührt von Ursachen her, die hier nur anzuzeigen wohl nicht der Ort seyn möchte. Nur zwei Bemerkungen erlaube man mir. Für jeden Menschen, falls getheilt würde, ist noch weit mehr Raum da, als er möglicher Weise je würde kultiviren können, und als er zu seinem Unterhalte braucht. Ferner, ein Garten produzirt weit mehr, wie ein Feld von gleicher Fläche, und die Produktion steigt durch Intension der Kultur in einer Progression, welche diejenige der Extension weit hinter sich zurückläßt; so wie ein Tiefdenker, der einen Gegenstand betrachtet, weit mehr Begriffe entwickelt, wie ein Oberflächler, der mehrere zugleich umfaßt.

Die Verderbtheit der Menschen erzeugte den Krieg. Der Krieg seinerseits unterhält und vermehrt die Verderbtheit. Diese beiden Verbündeten gehen Hand in Hand. Der Untergang eines von beiden zieht den andern mit in den Abgrund. So heilsam also ist die Folge des immerwährenden Friedens, und letztern werden wir dem neuern Kriegssystem zu verdanken haben; welches wiederum aus der Erfindung des Pulvers herzuleiten ist, welche man so oft, aber sehr mit Unrecht, als eine Geißel der Menschheit verflucht hat.

Der in dieser Schrift entwickelte Grundsatz der Basis * ist

* Die Bildung und der Schutz der Operationslinien eines Heeres durch Festungen und Magazine.

eine Folge der Erfindung des Pulvers, und der dauernde Friede eine Folge des erkannten und durch die Erfahrung erprobten und bestätigten Grundsatzes der Basis.

Als Kunst betrachtet, aber als zerstörende Kunst, war die Kriegskunst der Alten der neuern unendlich überlegen, weil physische Massen gegen sie nichts vermochten. An wohlthätigen Wirkungen läßt die neuere die alte Kriegsart zurück, und erstere ist vortrefflich im Verhältniß ihrer Schlechtheit.

Daß die neuere Kunst die Kriege weniger mörderisch macht, ist schon als wahr angenommen worden; daß aber der ununterbrochene Friede die heilsame Wirkung derselben seyn möchte, hat man noch nie behauptet, und ich glaube es bewiesen zu haben.

Wie konnte es natürliche Grenzen für ein römisches Heer geben, welches ohne Basis, ohne Operationslinie fortschreiten konnte? Was vermochte die größere Zahl gegen dasselbe bei einer Art zu fechten, wo inhärente Vortrefflichkeit der Truppen einzig den Sieg errang?

Daher konnte man damals die Welt bezwingen, statt daß jetzt die Bilanz der Mächte das heilsame Resultat des neuern Kriegssystems seyn muß.

Es ist also leicht zu begreifen, wie wenig eine Entmodernisirung des neuern Kriegssystems, falls sie möglich wäre das Beste der Menschheit befördern würde. Allein glücklicher Weise setzen sich derselben unübersteigliche Hindernisse entgegen. Im Gegentheil entfernt sich das neuere System, je mehr es ausgebildet wird, immer mehr von dem alten. Die ganze Geschichte, seit Erfindung des Pulvers, zeigt uns eine solche Fortschreitung, und seit dieser Epoche ist die Kriegskunst als Kunst immer schwächer geworden, indem sie immer weniger fähig wird, die Umstände zu besiegen, sondern von denselben immer mehr abhängig werden muß.

Ueberwundene Schwierigkeiten hat man bei kriegerischen Operationen, so wie bei allen andern, als das Kennzeichen des

Genies in dem Besieger dieser Schwierigkeiten betrachtet. Wie nun, wenn der — mit solchen Waffen, als die neuere Kriegskunst an die Hand giebt, unüberwindlichen — Schwierigkeiten immer mehrere werden müssen, und dieß zwar in dem Verhältnisse, als diese Kriegskunst selbst ausgebildet wird? Wird dann die Sphäre des Genies nicht immer mehr beenget werden, so daß es nicht der Mühe lohnet, seine Talente einem so undankbaren Fache zu widmen, und man sie lieber auf gemeinnützige Gegenstände anwenden wird?

Durch die Ausbildung des neuern Kriegssystems aber wird es immer schwächer, werden der nicht zu überwindenden Schwierigkeiten immer mehrere, weil es die sich selbst zerstörende Eigenschaft in sich trägt.

Der Krieg wird dann nicht mehr Kunst seyn, er wird bloß Wissenschaft werden; denn Kunst ist die Anwendung der Wissenschaft. Wissenschaft ist bloß im Verstande, Kunst steigt aus dem Verstande in die Sphäre der Aktivität herab. Kunst ist die Anwendung der Wissenschaft. Kunst ist alles, was gut oder schlecht gemacht werden kann. Die Prädikate gut oder schlecht lassen sich nicht auf den Begriff der Wissenschaft ausdehnen. Man weiß sie oder weiß sie nicht. Wahr oder falsch läßt sich von Wissenschaft sagen. Gut oder schlecht von Kunst.

Je mehr nun das Gebiet der Kriegskunst eingeengt wird, durch Umstände oder Schwierigkeiten, für sie unüberwindlich, um desto mehr erweitert sich dasjenige der Kriegswissenschaft welche zuletzt in ihrer größten Ausdehnung das Mögliche und Unmögliche in dieser Kunst ganz lehren wird. Dann läßt sich die Anwendung von jedermann erlernen, dann wird eigentlich Kunst selbst Wissenschaft. Was nun ein jeder lernen kann, dadurch kann man sich nicht vor andern auszeichnen, folglich fällt das Streben nach kriegerischem Ruhme weg, und auch dieß befördert den ununterbrochenen Frieden.

Wenn wir nun hier zusammenfassen, was durch die in dieser Abtheilung gelesenen Untersuchungen als nothwendige, aus dem Grundsatze der Basis hervorgehenden Folgerungen erwiesen

worden, nemlich: „daß die Massen, und nicht höhere Vortrefflichkeit der Truppen, in den neuern Kriegen entscheiden; daß, da kleine nicht mehr große Reiche bezwingen können, folglich Europa unter verschiedene große Mächte wird zertheilt werden, die sich, eine jede, nur bis zu ihren natürlichen Grenzen ausdehnen werden, jenseit welcher offensive Operationen nicht mehr gelingen können, innerhalb welcher ein Vertheidigungskrieg aber leicht ist und glücklich seyn muß; daß, da die größere Zahl entscheidet, ein bewaffnetes Volk ein geübtes Heer besiegen könne; daß ein immerwährender Friede aus diesem Allen folge;" so ergiebt sich als Resultat aus diesem Allen, „daß aus der Nothwendigkeit einer Basis der Operationslinien das künftige Heil der Menschheit folge; und daß diese Nothwendigkeit zuerst zu erweisen ein verdienstliches Werk sei."

Schon oft ist in dieser Schrift gesagt worden, daß die kriegerischen Operationen der Alten keiner Basis bedurften. Ein römisches Heer war ein selbstständiger Körper, von allen äußern Dingen in hohem Grade unabhängig, weil die Quellen seiner Fortdauer für eine beträchtliche Zeit in ihm selbst lagen. Römische Heere waren wandelnde Magazine. Im Vertrauen auf ihre überlegene moralische und physische Kraft, Geschicklichkeit und ihre bessern Waffen, der Besiegung jedes sich ihnen entgegenstellenden Feindes gewiß, achteten sie nicht der Umzingelungen.

Von den Griechen läßt sich dieses zwar nicht in gleichem Grade behaupten; allein die Kleinheit ihrer Heere, die geringe Zahl ihrer Reuterei, und vielleicht auch ihre Mäßigkeit, machte sie unabhängig von Magazinen. Die orientalischen Völker hatten fast gar keine Reuterei, und wenn einige, so wie die Parther, fast ausschließend zu Pferde fochten, so war es leichte Reuterei, die in stets grünen Ebenen keiner Futteranhäufungen bedurfte; so wie noch jetzt die Tartarn ohne Magazine subsistiren können, weil ihre verheerenden Feldzüge, oder vielmehr Streifereien, von kurzer Dauer sind.

Die Zerstörer der römischen Macht erschienen entweder als

leichte tartarische Reuterei, oder so wie die germanischen Völker, Franken und andere, fast ohne alle Kavallerie. Auch sie bedurften keiner Magazine, keiner Operationslinie, folglich keiner Basis derselben.

In dem nachfolgenden mittlern Zeitalter artete der Krieg in Räubereien durch kleine Parteien zu Pferde aus, und die Tapferkeit bestand darin, auf einem geharnischten Kutschenpferde, selbst wie ein eisernes Kastell unverwundbar geharnischt, gegen die Lanzenstöße eines Gegners unerschütterlich fest sitzen zu bleiben. In den Kreuzzügen finden wir aber wiederum zahlreiches Fußvolk, allein kein System der Subsistenz, weil man bei zahlreichen Heeren kein schweres, durch Pulver wirkendes Geschütz mitführte. Mahomet der Zweite bediente sich zuerst, nach Erfindung des Pulvers, bei der Belagerung von Konstantinopel einer oder mehrerer großen Kanonen. Man spricht aber, wenn ich mich recht erinnere, daß die Genueser schon vorher daraus schossen. Die Sache ist so wichtig eben nicht. Der erste Churfürst von Brandenburg, aus dem Hause Hohenzollern, eroberte die Raubschlösser des widerspenstigen Adels durch eine Kanone. Alles das ist ungefähr gleichzeitig. Aber wie lange dauerte es noch, bevor das Feuersystem nur einigermaßen vervollkommnet war? Die Türken scheinen zuerst darin einige Fortschritte gemacht zu haben, denn unter Soliman dem Zweiten war ihr Fußvolk das beste in Europa. Sie sind aber nach diesen wenigen Fortschritten auf eben der geringen Stufe der Vollkommenheit verblieben, oder gar wieder zurückgesunken. Im dreißigjährigen Kriege bestand noch ein Schwanken zwischen dem Feuersystem und dem alten, welches Gustav Adolph durch seine Neuerungen keineswegs zerstörte. In diesem sonderbaren Kriege findet man keine Spur eines regelmäßigen basirten Systems. Die Heere waren sehr klein und lebten vom Plündern; daher dieser vor allen der verheerendste Krieg war. Gustav Adolph läuft von Pommern nach Bayern; geht wieder zurück nach Sachsen. Er nimmt Läger, wo er einen Fluß im Rücken hatte. Torsten=

son durchläuft Deutschland von einem Ende zum andern. Die Schweden sind bald am Rhein, bald in Böhmen, bald in Niedersachsen. Weimar führt Krieg wie ein herumschweifender Abenteurer ohne bleibende Stätte; kein System, nichts Geordnetes, kein Zweck, kein Plan; allenthalben ein Chaos.

Der scharfsinnige Marschall Türenne brachte zuerst in dieses Chaos einige Ordnung. Man entdeckt den Grundsatz der Basis in den bewundernswürdigen Feldzügen von 1674 und 75. Diese sind in der neuern Geschichte die *ersten* Feldzüge zu nennen. Vorher machten sich die Feldherren berühmt durch einzelne glänzende Kriegsthaten, wo sie überlegenes Genie entwickelten, die aber in der Kette der Begebenheiten als isolirt zu betrachten waren; die beiden Meister in der Kriegskunst, Montecuculi und Türenne aber gaben der Welt zuerst das Beispiel eines planmäßigen systematischen Feldzuges, ohne Fehler entworfen und ausgeführt.

Ernst Wagner.

Das Ahnungsvermögen der Seele.

(1809.)

Einmal saß ich fest im Briefschreiben. Das Zimmer war drey Treppen hoch. Ein Bekannter saß lesend in meinem Zimmer. Von ungefähr hörte ich die Rolle an der Thüre des großen Hauses knarren, was in jeder Stunde zehnmal geschah. Doch konnte man es wegen des Lärms auf der Straße selten hören. „R. kommt zu mir,“ sagte ich. Er war nicht oft bei mir; am wenigsten erwartete ich ihn heute. — Es dauerte lange, ehe wir uns überzeugten, da er sich unten im Hause aufgehalten hatte. Endlich trat er herein, und sagte sogleich: „Schreibst Du nicht jetzt an R.?“ — „Nein!“ (antwortete ich. Aber ich hatte so eben unter mehreren Papieren nach R.s Briefe gesucht, um ihn zu beantworten.) „Aber wie so?“ — „Es fiel mir ein, als ich die Hausthüre öffnete,“ sagte er. — Der heitere N. entdeckte mir bei jener Gelegenheit, daß auch ihm schon Einiges von dieser Art aufgestoßen sey. — „Ich bin längst davon überzeugt (sagte er), daß meine eigentliche Seele sich nicht immer von Vernunft, Verstand, Sinnen, Körper und dergleichen gefangen und umschlossen halten läßt, sondern sich oft als einen Herrn für sich zeigt, auf ihre eigene Hand lebt, allerley von Raum und Zeit ganz unabhängige Exkursionen macht, und dann in demselben Augenblicke bald in Messina bey meinem Hauswirthe, bald in Stockholm bey meinem Traiteur, bald hier unter dem Petschaft eines Briefes in der Hand des Briefträgers,

bald in Weimar bei dem Liebchen sub rosa herumwandelt — während sie mich, das heißt ihren Pflegbefohlenen, zu Hause schlafend liegen oder wachend in jenem Traume sitzen läßt, aus dem ich mich erst bey ihrer Wiederkehr ermuntern kann. Sie bekümmert sich aber in der Regel gar nicht um meine irdischen Geschäfte und Wünsche; sondern es geschieht mehr in der Eigenschaft eines Schutzgeistes oder aus eigner Laune, daß sie meinem Bewußtseyn zuweilen etwas mir Bevorstehendes, oder ihr plötzliches Zusammentreffen mit einer andern Seele (wie das unsrige vorhin an der Hausthüre) meldet. Sobald hingegen — um doch ein ernstlicheres Wort über die Sache zu sagen — von himmlischen Dingen, d. h. von Wahrheit, Güte und Schönheit der Rede ist, fehlt sie nie, versäumt sie nie, das Nöthige bey meinem Organismus in Erinnerung zu bringen. Alle Functionen des sogenannten Gewissens verwaltet einzig die Seele. Sie weiß alles, ist vollkommen gut und kann alles; nur alles nach den Gesetzen ihres Vaterlandes, die ich zuweilen ahnde. Sie lehrt, bessert und verschönert in mir (d. h. in meinem Leben) alles, wozu sie nur irgend meinen Organismus fähig machen kann. Sie fehlt und trügt ewig nicht; denn sie ist ja der wirkliche Funke aus jenem unerschöpflichen Springquell aller bewegten lebendigen Materie (Gott), den Er Selbst, nach den ewigen Gesetzen seiner Liebe, jedem Menschenleben schon von dem ersten Augenblicke an, wo der Organismus desselben entsteht, zum beygesellten Gaste, zum himmlischen Gefährten verordnet hat — der nun seinen Pflegbefohlenen hoch — über aller Thiere Verstand, Vernunft, Gedächtniß, Willen u. s. w. unendlich hoch — erleuchtet. Dieser Funke, ein belebender Athem der Unsterblichkeit, ist ein Theil des lebendigen Gottes selbst, und weiht mich, den Menschen, zum Kinde Gottes, indem er in mir wohnt und meine Seele wird. Sie ist nicht frey, diese Seele — denn sie kann nur nach den Gesetzen des Wahren, Guten und Schönen wirken, weil sie alles dieß selbst ist. Auch soll der Mensch nur in so fern frey seyn, als er nicht von

seinem Körper abhängig seyn darf; aber in Rücksicht auf seine Handlungsweise ist er in dem gewöhnlichen Sinne dieses Worts nur in so fern frey zu nennen, als er noch ein Thier ist, jene Gesetze noch nicht erkannt, noch nicht, den Anregungen seiner Seele gemäß, zu seinen eignen gemacht hat, und daher noch in jenem träumerischen Zustande herumschwankt, den ich nur desto bejammernswürdiger finde, je mehr noch manche Philosophen den Menschen dadurch zu ehren streben. Wäre ein Mensch vollkommen eins und im verständlichen Einklange mit seiner Seele (einig mit sich, würden Andere sagen), so lebte er schon jetzt im Lande des Göttlichen, wo keine Willkühr mehr herrscht und alles klares Gesetz ist. — Das Gesetz der göttlichen Liebe bannt gleichsam die Seele, so sehr auch meine Unwürdigkeit sie abstößt, stets an mein Leben, bis einst dessen Organismus sich auflöst; wo dann die Seele entweder, wenn mein Leben durch ihre Bemühungen würdig dazu ward, sich mit den Formen desselben und meinem vollkommensten irdischen Bewußtseyn auf ewig vermählt, oder aber jene Formen, als unwürdig, der großen Gährung von neuem überläßt, und — einem würdigern Leben oder ihrem ewigen Quelle wieder zueilt, trauernd, daß es ihrer Liebe nicht gelang, mich von jener „Freiheit“ zu befreien. — Alle sogenannten Ahndungen halte ich für die höchsten Lehren und Anregungen der liebenden Seele, die wir zu vernehmen fähig sind; aber bei einem höchst reinen, schönen Leben muß ich mir auch wirkliche Anschauungen als vollkommen möglich denken.“

„Hypothesen!“ rief ich damals meinem Freunde zu. —

F. A. Krummacher.

I. Parabeln.

(1805.)

1. Die Reue.

Ein Landmann hatte mit eigenen Händen eine Reihe edler Obstbäumchen gezogen. Zu seiner großen Freude trugen sie die ersten Früchte und er war begierig zu sehen, von welcher Art sie seyn möchten.

Da kam der Sohn des Nachbars, ein böser Bube, in den Garten und lockte den Sohn des Landmanns, also daß sie hingiengen und die Bäumchen allesammt ihrer Früchte beraubten, ehe denn sie völlig gereift waren.

Als nun der Herr des Gartens herzutrat und die kahlen Bäumchen erblickte, da ward er sehr bekümmert und rief: Ach, warum hat man mir das gethan? Böse Buben haben mir meine Freude verdorben!

Diese Worte giengen dem Söhnlein des Landmanns sehr zu Herzen, und er lief zu dem Sohne des Nachbars und sprach: Ach, mein Vater ist bekümmert um die That, welche wir verübt haben. Nun hab' ich keine Ruhe mehr in meinem Gemüthe. Mein Vater wird mich nicht mehr lieben, sondern mit Verachtung strafen, wie ich verdient habe.

Da antwortete jener: Du Thor, dein Vater weiß es ja nicht und wird es niemals erfahren. Du mußt es ihm sorgfältig verhehlen und auf deiner Hut seyn.

Als aber Gotthold, — denn so hieß der Knabe — zu

Hause kam, und das freundliche Antlitz seines Vaters sah, da vermochte er nicht, wieder freundlich zu ihm hinaufzusehen. Denn er dachte, wie sollte ich ihn fröhlich ansehen können, den ich betrübt habe? Kann ich doch mich selber nicht anblicken. Es liegt mir wie ein dunkler Schatten in meinem Herzen. —

Jetzo trat der Vater herzu und reichte jeglichem seiner Kinder von den Früchten des Herbstes, und Gotthold desgleichen. Da hüpften die Kinder herbei und freueten sich sehr, und aßen. Gotthold aber verbarg sein Angesicht und weinete bitterlich.

Da hub der Vater an und sprach: Mein Kind, was weinest du? — Und Gotthold antwortete: Ach! ich bin nicht werth, daß ich dein Sohn heiße. Ich kann es nicht länger tragen, daß ich vor dir ein andrer erscheine, als ich bin und mich selbst erkenne. Lieber Vater, thue mir ferner nicht mehr Gutes, sondern strafe mich, damit ich wieder zu dir kommen darf und aufhöre, mein eigener Quäler zu seyn. Laß mich nur hart büßen für mein Vergehen! denn siehe, ich habe die jungen Bäumchen beraubt.

Da reichte ihm der Vater die Hand, drückte ihn an sein Herz und sprach: ich vergebe dir, mein Kind! Gebe Gott, daß dieses das erste und letztemal sey, daß du etwas zu verhehlen hast. Dann soll es mir nicht leid seyn um die Bäumchen.

---

2. Der Mohrensklave und der Grieche.

Philemon, Aeltester der Gemeine zu Smyrna, trat eines Tages mit freudigem Angesicht zu dem Bischof Ignatius und sprach: ich habe dem Reiche des Herrn eine Seele gewonnen. Siehe, ein äthiopischer Sklave begehret ein Christ zu werden. —

Darauf fragte der Bischof: Kennet er den Herrn und sein Wort? — Und Philemon antwortete und sprach: Er entbehret der Unterweisung von Jugend auf, und sein Herz ist unverständig. Aber, seit er die Versammlung gesehen, begehrt er ein Christ zu werden. Was hindert, daß wir ihn taufen?

Da antwortete Ignatius und sprach: es war ein reicher

Mann, der hatte viele Aecker rings um seine Wohnung, und schöne Gärten, wohlbepflanzt mit allerlei Bäumen und Gewächsen. Aber mitten zwischen inne lag ein Hügel, von wannen man die Gegend weithin überschaute. Da rief der Herr seinem Gärtner und sprach: Mich verdreußt, daß diese Höhe zwischen fruchtbaren Auen und Feldern so kahl sich erhebt, und weder Schatten noch Frucht erzeuget. Welch ein schöner Anblick wird es seyn, wenn wir sie mit hochragenden schattigen Bäumen bepflanzen.

Der Gärtner antwortete: So war auch längst mein Wunsch und Gedanke. Statt des kahlen Gesteins und unnützen Gestrüppes wird die neue Pflanzung der Gegend zur Zierde gereichen.

Da gebot ihm der Herr und sprach: Geh hin und nimm aus meiner Pflanzschule die edelsten Bäume und bepflanze den Hügel! — Der Gärtner aber lächelte und sprach: Auf diesem nackten und steinigten Boden? Es wäre ein Jammer um die edeln Gewächse; sie würden verdorren. Laß mich zuvor des Hügels Grund und Boden bearbeiten, und statt des Gesteins ihm lockere Erde geben, und dann die edleren Pflanzen.

So erzählte der Bischof. — Ich verstehe dich, antwortete Philemon, und führte den Aethiopier in die Schule.

* * *

Darnach kam ein Anderer und begehrte ein Christ zu werden, ein Grieche, der fürchtete Gott und trug Leid in seinem Herzen um seiner Sünde willen.

Da sprach Philemon zu dem Bischof: Ich will ihn in die Schule führen. — Ignatius aber antwortete und sprach: Bringe ihn her, daß ich ihn taufe. — Da wunderte sich Philemon und fragte: Warum wehrtest du denn zuvor dem Mohrensklaven? Gedenkst du nicht deines Gleichnisses?

Darauf sagte der frommme Bischof: siehst du denn hier todtes Gestein, und erkennest nicht das keimende Leben! Lieber, setze es in ein gutes Erdreich und begeuß es, so wird es leben.

3. Der Edelstein.

Ein roher Edelstein lag im Sande zwischen vielen andern gemeinen Steinen. Ein Knabe sammelte von diesen zu seinem Spiel und brachte sie nach Hause zugleich mit dem Edelstein; aber er kannte diesen nicht. Da sah der Vater des Knaben dem Spiele zu und bemerkte den rohen Edelstein, und sagte zu seinem Sohn: Gieb mir diesen Stein! — Solches that der Knabe und lächelte, denn er dachte: was will der Vater mit dem Stein machen?

Dieser aber nahm und schliff den Stein künstlich in regelmäßige Flächen und Ecken, und herrlich strahlte nun der geschliffene Demant.

Siehe, sagte darauf der Vater, hier ist der Stein, den du mir gabest. Da erstaunte der Knabe über des Gesteines Glanz und herrliches Funkeln, und rief aus: Mein Vater, wie vermochtest du dieses?

Der Vater sprach: Ich erkannte des rohen Steines Tugend und verborgene Kräfte; so befreit' ich ihn von der verhüllenden Schlacke. — Jetzt strahlt er mit seinem natürlichen Glanze.

Darnach als der Knabe ein Jüngling worden war, gab ihm der Vater den veredelten Stein als ein Sinnbild von des Lebens Werth und Würde.

II. Und und Aber, oder Hebräer und Griechen.

Fragment eines Gesprächs.

(1811.)

Das **Erhabene** ist es, worin sich die ganze Bildung und Empfindung des hebräischen Volkes vereint und concentrirt. Und dieses deshalb — weil ihm der erhabenste Gedanke, der höchste Glaube **gegeben** wurde, der Glaube an Jehovah, den Schöpfer Himmels und der Erde, den **Lebendigen**, der da war, ist, und seyn wird, und in und von welchem alles Leben wohnt und ausgehet. Daher wird alles auf ihn zurückgeführt — der stär-

kere Gedanke und die Hauptempfindung verdrängt und schwächt alle Untergedanken und schwächere Empfindungen, so wie das Kerzenlicht im Sonnenglanz seinen Schein verliert — alle Mittelursachen werden übersprungen — die Ereignisse stehen nebeneinander — sie folgen auf- nicht auseinander. Darum ist das Wörtlein UND das Wort des hebräischen Alterthums, und seiner heiligen Urkunden. Es bindet den Himmel an die Erde, den Menschen und die Natur an Gott, und wehret aller Klügelei des blöden Verstandes und aller Anmaßung einer stolzen Weltweisheit. — Darum ist diesem Wort auch in der ältesten und heiligen Sprache eine Macht und Gewalt gegeben worden, wie in keiner andern. Sprachkundige wissen, daß es nicht blos die Stelle fast aller andern sogenannten Partikeln vertreten kann, indem es z. B. zwar, sogar, aber, dennoch, oder und entweder, nämlich, weil, deßhalb, daß und damit, wann und dann ausdrückt und bezeichnet; sondern sogar die Gegenwart in Zukunft, und die Zukunft in Gegenwart, den Befehl in die Ausführung, Wollen in That verwandelt. — Es ist ein recht königliches Wort — und — in dieser Sprache — göttliches Geschlechts — es deutet auf etwas Unvollendetes hin, das aber vollendet werden wird! — Es herrschet hier; in andern dienet es nur. — — — —

Als darauf einer von der Gesellschaft sagte, ob denn nicht die griechische Sprache durch den größern Reichthum der Bindewörter einen großen Vorzug habe vor der sogenannten heiligen hebräischen Sprache? so antwortete Winand: Allerdings! — — so wie ich ihr einen Reichthum von Bild- und Kunstwerken einräume, deren die hebräische Nation kein einziges aufzuweisen hat. Aber warum sollen wir denn beide Nationen auf diese Weise vergleichen? Sie sind zu divergirend, als daß sie verglichen werden könnten. Und wie kann denn die Kunst der Maaßstab seyn? Und soll es die Kunst seyn — wie wenn wir dann die edelste aller schönen Künste, die Dichtkunst, nähmen! Und wir stellten dem Homer und Pindar den Hiob,

die Psalmen oder einen Jesajas entgegen? — Aber das wollen und dürfen wir nicht. Unsere Untersuchung betrifft nur das Wörtlein UND. Und sprach nicht auch bei dem Beginn der neuen Weltordnung die Vorsehung das Wörtlein UND zwischen diesen beiden Nationen der alten Welt aus? „Griechen und Hebräer“ hieß es da. — So sey es auch mit uns! Ohne Griechen und Hebräer wäre die neue religiöse und geistige Weltordnung nicht entstanden, in welcher wir leben und der wir so viel — ja unser ganzes geistiges Leben verdanken. — Aber wir kehren zum UND zurück; denn ich habe noch einiges zu bemerken.

Das Wörtlein UND ist das Wort des hebräischen Alterthums — und das Wörtlein ABER das des Griechischen. Beide erklären die verschiedene Nationalbildung und den Geist beider Nationen. Die Griechen wurden durch Freiheit, Kunst und Spiel zu dem gebildet, was sie wurden. Die Sinnlichkeit, das Fleisch war bei ihnen das Vorherrschende; der Geist diente diesem, aber nicht sklavisch — sie verlangten nicht nach den Fleischtöpfen Aegyptens. Dazu hatte dieses Volk gar zu herrliche Anlagen und ein lebendiges Gefühl für Freiheit. Schönheit und Harmonie war das Ziel seines Strebens. Ueberall Leben und Regsamkeit in einer sinnlichen, aber in der schönsten Form und Gestalt — dabei die besonnenste Mäßigung und Beschränkung in allem seinem Streben und unaufhörlichen Bilden. Diese Sophrosyne (Besonnenheit), herrscht eben so sehr in Homers unsterblichen Gesängen, als in den Bildsäulen eines Phidias, und in der Philosophie des Sokrates und Platon, sowie in den Geschichten eines Herodot, Thucydides und Xenophon, oder in den Dramen eines Sophokles. Selbst die Tugend heißet bei ihnen Arete, d. h. Harmonie, Zusammenstimmung. Homer ist das Nationalwerk und das Nationalbild dieses Volkes, sowie der Pentateuch oder die Genesis [das] des israelitischen. Im Homer ist aber nicht UND das königliche Wort, das alles beherrscht und vertheilet, es ist blos ein dienendes —

sondern ABER (μὲν, δὲ u. s. w.) ist es. Und warum? — Der Geist des griechischen Alterthums ist plastisch — er ziehet alles in seinen Kreis herab, und gestaltet es nach Gränzen und Gesetzen, die er sich selbst in fröhlicher Freiheit giebt. Himmel und Erde, Götter und Heroen, die Morgenröthe und die Nacht, die Bitten und die Strafe — alles muß sich diese Gestaltung gefallen lassen. Selbst der Olymp ist bald auf Erden, bald im Himmel. Elfenbein und Marmor und Holz müssen zu einem Gott werden, oder die Götter zu Elfenbein, Holz und Marmor. So vereinet der griechische Geist alles.

Aber nicht die Vereinigung allein schaffet die Harmonie und die Schönheit — alsdann müßte das Unisono die schönste Musik seyn: sondern die besonnene Vereinigung des Verschiedenen und Mannigfaltigen zu einem Ganzen. Diese Harmonisirung und Vereinigung geschieht mit völliger Freiheit des Gemüths — so daß sie als ein Spiel der Gemüths- und Verstandeskräfte, und zugleich wieder durch Gesetz und Regel nothwendig, erscheinet. — Doch ich komme wieder in meinen vorigen Lehrton. — Ich will also nur kurz und gut sagen Das Leben und Weben der griechischen Welt ist das Leben der Jugendwelt, — und ihr Treiben und Streben ist ein freies Spiel. Jeder Knabe durchlebt ein frohes goldenes Zeitalter in Spiel und Freiheit, ehe der Israelitische Ernst des Lebens ihm erscheinet und ihn mit Ahnungen der Zukunft erfüllt. Ich erinnere mich gerne an jene Zeit, als unsere ganze Jugendkraft und Freiheitsgefühl sich im Ballspiel regte. Das ernsteste Gesetz waltete in diesem Spiel, und Jeder gehorchte demselben mit dem strengsten Gehorsam, aber auch mit der höchsten Freiheit; alles ging im abgemessensten Rhythmus, und Ernst und Spiel verschmolzen in einander; immer war eines gegen den andern und alles doch auf das innigste vereinigt, der angestrengteste Kampf und doch die innigste Harmonie. — Sehet hier das Bild der Hellenen-Welt! — Inniger, fröhlicher Genuß der Gegenwart, Herabziehen der ganzen Ober-

und Unterwelt in seine eigene Vereinigung und Verschmelzung des Verschiedensten zu Einem Ganzen. — Die Griechen lebten, wie die Kindheit, ein eigentliches Leben der Natur — wovon Sirach sagt: es wären immer Zwei gegen Zwei und Eins wider das Andere und doch die größte Eintracht und Harmonie.

So vereinigten auch die Griechen das Verschiedenartigste, Leben und Tod, auf ihren Urnen und Sarkophagen durch die Abbildungen energischer Kampfspiele, lustiger Tänze und muthwilliger Faunen und Satyrn. Alles aber stehet in der größten Ruhe da, — die Dissonanzen sind aufgelöset in die schönste Harmonie, die Gegenwart ist in sich vollendet, ein Kunstwerk. Hier ist also nichts Unbegränztes — oder noch zu Erwartendes. Aber in der Rede entsteht das Kunstgebilde in der Zeitfolge und das Verschiedenartige schließet, paßt und rundet sich allmählig dem Ganzen an. Und hier macht das ABER nun die Uebergänge — es ist wie der Meisselschlag des Bildhauers, der den spröden und todten Marmor zu einer lebenden Göttergestalt umbildet und das Widerstrebende zur geistig-sinnlichen Einheit verbindet, und die Sinnlichkeit mit dem Geiste vermählt. So mußte das ABER das Wort der Griechenwelt werden! Man lese nur die ersten sechszehn Verse der Ilias oder Odyssee, oder schlage auf, wo man wolle.

Fr. L. Z. Werner.

An Adelbert von Chamisso.

Berlin, den 14. Febr. 1808.

Mein sehr geliebter Freund! Ich begrüße Sie mit einem Namen, den ich Ihnen angetragen haben würde, wären Sie mir nicht zuvorgekommen. Ich habe Sie schon seit ein paar Jahren ganz vorzüglich beobachtet und es scheint mir gar keine Frage, daß wir Freunde sein müssen. Verzeihen Sie, daß ich Ihren lieben Brief jetzt erst beantworte. Ich war in Verhältnissen, die mich dieser anscheinenden Unart wegen entschuldigen, aus denen mich Gott jedoch eben so rettete, als aus mehreren Irrsalen meines Lebens. Sie schreiben mir mit einer Herzlichkeit, die mich innigst rührt, und für die ich Ihnen herzlich danke. Sie wollen mich als einen Freund, einen Rather, eine stützende feste Säule, wie Sie sich ausdrücken, umarmen. Ich glaube Ihnen das. Auch ich kenne die Lage, wo der Mensch, wenn der Boden unter ihm zu sinken scheint, sich nach einem Anhalt umsieht, und jetzt besonders, wo ich sehr allein bin, wandelt mich dieser menschliche Wunsch oft an. Aber es steht in der Bibel: Verflucht ist der, der sich auf Menschen verläßt, und hält Fleisch für seinen Arm! — Wir sind beide freilich unbehülflich und hülfsbedürftig; aber wir haben ja Gott und alles was wir uns gegenseitig thun können, ist etwa, daß Einer dem Andern die Einwirkungen mittheilt, deren ihn Gott gewürdigt hat, wozu ich denn auch gern erbötig bin, insofern es mündlich geschehen kann, da dergleichen Mittheilungen ihrer Natur nach sich schriftlich nicht thun lassen.

Dieses wenige Göttliche abgerechnet, wovon man in dem, was ich geschrieben habe, und zwar in den trivialen Stellen besonders, hin und wieder schwache Spuren entdecken kann, so bin ich ein erbärmlicher Mensch, der sich selbst so wenig als Andern zu rathen weiß. Ich versuchte es in den Thals Söhnen, die Leute zum Heiligen mit Schellen zusammen zu klingeln, und diesen Klingklang hat man gelobt: sollte es Gottes Wille sein, so werde ich vielleicht künftig einmal die Schellen ablegen, und das wird man dann eben so albernerweise tadeln. Indessen man muß auch das Alberne zu guten Zwecken benutzen, und also klingle ich, so lange die Leute noch darauf hören. Unter uns beiden kann die Rede davon nicht sein. Wir wollen es uns eingestehen, daß die Thals Söhne und die grünen Almanache nur Pallette sind, an denen wir die Farben unsers Pinsels probirt haben. Anch' io son' pittore!* diesen Ausruf wollen wir nachsprechen. Aber beten können wir zu Gott, daß er uns, wenn auch nicht zu Malern, doch zu ihm gefälligen Menschen mache! Ich höre jetzt bei Fichte die Anweisung zum seeligen Leben oder, was er und jeder Vernünftige damit für synonym hält, zum Leben in der Liebe, zum einzigen wahren Leben. Fichte ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen von gesunder Kraftfülle. Dem Johanneischen System ergeben, ist er selbst ein Johannes, ein Vorläufer der Zeit, in der Glaube und Kraft sich vereinigen sollen, die wir glaubend erwarten, und was an uns ist, herbeiführen müssen, und die uns um so näher ist, je mächtiger die Menschheit durch den Druck von außen und Leiden von innen dazu fortgestoßen wird. Sie sind mit Fichten bekannt, und haben ihn mit Erfolg benutzen können, da Sie selbst religiös organisirt sind, und Fichte für dergleichen Gemüther (denn Andre verwirrt er) geschaffen scheint. Seine Existenz ist Beweis, daß es für die Philosophie einen Punkt giebt, aus dem sie die Religion ahndet. Fichten's System scheint, so weit ich es kenne, eine

* „Auch ich bin ein Maler" — Ausruf des Correggio beim Anschauen der Werke Rafael's.

Vorschule der Religion wie Jean Paul eine der Aesthetik geschrieben hat; daß Aesthetik keine Gedichte machen lehrt, wissen Sie, Ihnen hat Gott eine praktische Vorschule gegeben — Leiden! danken Sie ihm dafür, Sie können anders nicht zur Religion d. h. zum klaren Bewußtsein Ihrer Göttlichkeit gelangen. Sie sind im Kampfe zwischen Pflicht und Neigung, stärkt Gott Sie insofern, daß jene siegt, so sind Sie geborgen. Wenn Sie der Muth verläßt, was auch dem Besten kommen kann, so schütten Sie Ihr Herz aus vor Gott und würdigen Freunden, unter welchen unsere treffliche Freundin Sander, als geprüfte Sachkennerin, um so höher steht. — Schreiben Sie mir gelegentlich, ob Sie an Jesum Christum, d. h. an das Mittler-Amt der Liebe glauben; es wäre nicht übel, doch hält es darin ein Jeder wie er kann. — Den Theremin liebe ich sehr; er ist gesund und schuldlos. Ich wünsche sehnlichst ihn bald verheirathet zu sehen mit einem gesunden Mädchen, es wäre die einzige Heirath, die ich, wenn ich's könnte, aus allen Kräften beschleunigen würde, ich rechne jedoch dabei vorzüglich auf den Beistand unserer edlen Sander, deren geringstes Verdienst es ist: klüger zu sein, als wir Alle. Sie, mein theurer Adalbert, können noch nicht füglich heirathen. Zur Heirath nämlich gehört hauptsächlich, daß man dem Götzendienste nicht anhängt, und dem sind Sie noch sehr ergeben. Jede reine Seele durchlebt die Periode der Ideale, indessen behält dennoch Gottes Gebot: Du sollst keine andere Götter haben neben mir, seine unumstößliche Kraft. Auch mit Ihrem Stande scheinen Sie nicht zufrieden, das thut mir leid, da Sie religiöse sind, und es zum priesterlichen Stande* keine bessere Vorbereitung giebt, als den Soldatenstand, wiewohl sie sich nicht vereinbaren lassen, da bekanntlich der Priester sich nicht mit Blut beflecken darf. Daß Sie die Unschuld in Sich und Andern achten, weiß ich; befleißigen Sie sich eben so sehr der Wahrhaftigkeit, welche die Basis der Vergöttlichung ist. Nehmen Sie es nicht

* Sonderbare Voraussetzung, die auf einem Mißverständnisse Werners zu beruhen scheint. S.

übel, wenn ich nicht oft schreibe, ich muß viel Briefe schreiben, auch mit allerlei Menschen viel sprechen, habe also nicht viel Zeit übrig. Was der Rede werth ist, kann ohnedem nicht geschrieben, sondern muß gesprochen werden, ich muß auch Sie sprechen, und wenn Sie nicht zu mir kommen können, so komme ich wohl einmal, will's Gott, zu Ihnen.

Leben Sie wohl und vergessen Sie nicht den, der sich im Ernste Ihren Freund nennt und im Scherz Zacharias.

Unser wackerer Sander war sehr krank, bessert sich aber jetzt gottlob. Er hat eine seltene Reinheit und Zartheit des Herzens, die zum Theil schon der Zug beweist, daß er mit deßhalb hypochondrisch ist, weil er seiner Frau unwerth zu sein glaubt; ein Irrthum zwar, denn wer redlich liebt, ist des trefflichsten Weibes werth, aber doch ein sehr edler. Seine Frau fühlt und erwiedert das durch die sorgfältigste Pflege, und ich bin überzeugt, daß sie lieber zu Grunde gehen, als den ohne sie ganz hülflosen Vater ihrer Kinder hülflos lassen könnte. Sie sollten diese kräftige Dulderin sehen, wenn sie eine Thräne, die man ihr nicht übelnehmen kann, in's Herz schluckt.

Schleiermacher.

I. Das Leben der Phantasie.

(1801.)

O wüßten doch die Menschen diese Götterkraft der Fantasie zu brauchen, sie die allein den Geist ins Freie stellt, ihn über jede Gewalt und jede Beschränkung weit hinaus trägt, sie, ohne die des Menschen Kreis so eng und ängstlich ist! Wie Vieles berührt denn Jeden im kurzen Laufe des Lebens? Von wieviel Seiten müßte der Mensch nicht unbestimmt und ungebildet bleiben, wenn nur auf das Wenige, was ihn von außen wirklich anstößt, sein innres Handeln ginge? Aber so sinnlich sind sie in der Sittlichkeit, daß sie auch sich selbst nur da recht vertraun, wo ihnen die äußre Darstellung des Handelns Bürgschaft leistet für ihres Bewußtseyns Wahrheit. Umsonst steht in der großen Gemeinschaft der Menschen der, der so sich selbst beschränkt! es hilft ihm nicht, daß ihm vergönnt ist, ihr Thun und Leben anzuschaun; vergebens muß er sich über die träge Langsamkeit der Welt und ihre matten Bewegungen beklagen. Er wünscht sich immer neue Verhältnisse, von außen immer andre Aufforderungen zum Handeln, und neue Freunde, nachdem die alten was sie konnten auf sein Gemüth gewirkt; und allzulangsam weilt ihm überall das Leben. Und wenn es auch in beschleunigterem Lauf ihn tausend neue Wege führen wollte, könnte denn in der kurzen Spanne Zeit sich die Unendlichkeit erschöpfen? Was so jene niemals sich erwünschen können, gewinne ich durch das innere Leben der Fantasie. Sie ersetzt mir, was der Wirklichkeit gebricht;

jedes Verhältniß, worin ich einen andern erblike, mach' ich mir durch sie zum eigenen; es bewegt sich innerlich der Geist, gestaltets seiner Natur gemäß, und bildet, wie er handeln würde, mit sicherem Gefühle vor. Auf gemeines Urtheil der Menschen über fremdes Seyn und fremde That, das mit todten Buchstaben nach leeren Formeln berechnet wird, ist freilich kein Verlaß; und gar anders, als sie vorher geurtheilt haben, handeln sie hernach. Hat aber, (wie es sein muß, wo wahres Leben ist,) ein inneres Handeln das Bilden der Fantasie geleitet, und ist so die vorgebildete That des gewohnten innern Handelns reines Bewußtsein; dann hat das angeschaute Fremde den Geist gebildet, eben als wär' es auch in der Wirklichkeit sein Eigenes, als hätte er auch äußerlich gehandelt. So nehm' ich wie bisher auch ferner kraft dieses innern Handelns von der ganzen Welt Besitz, und besser nutz' ich Alles in stillem Anschaun, als wenn jedes Bild in raschem Wechsel auch äußere That begleiten müßte. Tiefer prägt so sich jedes Verhältniß ein, bestimmter ergreift es der Geist, und reiner ist des eignen Wesens Abdruck im freien unbefangnen Urtheil. Was dann das äußere Leben wirklich bringt, ist nur des frühern und reichern innern Bestätigung und Probe; nicht aber ist in das dürftige Maaß von jenem die Bildung des Geistes eingeschränkt. Drum klag' ich über des Schicksals Trägheit eben so wenig, als über seinen schnellen und krümmungsvollen Lauf. Ich weiß, daß nie mein äußeres Leben von allen Seiten das innere Wesen darstellen und vollenden wird. Nie wird es mir ein großes Verhältniß bieten, wo meine That das Wohl und Weh von Tausenden entschiede, und sich's äußerlich beweisen könnte, wie Alles mir nichts ist gegen ein einziges von den hohen und heiligen Idealen der Vernunft. Nie werd' ich vielleicht in offne Fehde gerathen mit der Welt, und zeigen können, wie wenig Alles, was ihr vergönnt ist zu geben und zu nehmen, den innern Frieden und die stille Einheit meines Wesens stört. Doch hoff' ich in mir selbst zu wissen, wie ich auch das behandeln würde, wie zu dem allen

schon lange mein Gemüth bereitet und gebildet ist. So leb' ich, wiewohl in stiller Verborgenheit, dennoch auf dem großen thatenreichen Schauplatz der Welt. So ist der Bund mit der geliebten Seele schon dem Einsamen gestiftet, die schöne Gemeinschaft besteht, und ist der bessre Theil des Lebens. So werd' ich auch der Freunde Liebe, die einzige theure Habe, mir gewiß erhalten, was auch mir oder ihnen in Zukunft mag begegnen.

II. Religion im Verhältnisse zu Wissen und Handeln.

An die Gebildeten unter ihren Verächtern.

(1806.)

Das Maaß des Wissens ist nicht das Maaß der Frömmigkeit; sondern diese kann sich herrlich offenbaren, ursprünglich und eigenthümlich auch in dem, der jenes Wissen nicht ursprünglich in sich selbst hat, sondern nur, wie Jeder, Einzelnes davon durch die Verbindung mit den Uebrigen. Ja der Fromme gesteht es Euch gern und willig zu, auch wenn Ihr etwas stolz auf ihn herab seht, daß er als solcher, er müßte denn zugleich auch ein Weiser sein, das Wissen nicht so in sich habe wie Ihr; und ich will Euch sogar mit klaren Worten dolmetschen, was die meisten von ihnen nur ahnen, aber nicht von sich zu geben wissen, daß, wenn Ihr Gott an die Spitze eurer Wissenschaft stellt als den Grund alles Erkennens oder auch alles Erkannten zugleich, sie dieses zwar loben und ehren, dies aber nicht dasselbige ist wie ihre Art Gott zu haben und um ihn zu wissen, aus welcher ja, wie sie gern gestehen und an ihnen genugsam zu sehen ist, das Erkennen und die Wissenschaft nicht hervorgeht. Denn freilich ist der Religion die Betrachtung wesentlich, und wer in zugeschlossener Stumpfsinnigkeit hingeht, wem nicht der Sinn offen ist für das Leben der Welt, den werdet Ihr nie fromm nennen

wollen; aber diese Betrachtung geht nicht wie Euer Wissen um die Natur auf das Wesen eines Endlichen im Zusammenhang mit und im Gegensatz gegen das andere Endliche, noch auch wie Eure Gotteserkenntniß, wenn ich hier beiläufig noch in alten Ausdrükken reden darf, auf das Wesen der höchsten Ursache an sich und ihrem Verhältniß zu alle dem, was zugleich Ursache ist und Wirkung; sondern die Betrachtung des Frommen ist nur das unmittelbare Bewußtsein von dem allgemeinen Sein alles Endlichen im Unendlichen und durch das Unendliche, alles Zeitlichen im Ewigen und durch das Ewige. Dieses suchen und finden in Allem, was lebt und sich regt, in allem Werden und Wechsel, in allem Thun und Leiden, und das Leben selbst im unmittelbaren Gefühl nur haben und kennen als dieses Sein, das ist Religion. Ihre Befriedigung ist, wo sie dieses findet; wo sich dies verbirgt, da ist für sie Hemmung und Aengstigung, Noth und Tod. Und so ist sie freilich ein Leben in der unendlichen Natur des Ganzen, im Einen und Allen, in Gott, habend und besitzend Alles in Gott und Gott in Allem. Aber das Wissen und Erkennen ist sie nicht, weder der Welt noch Gottes, sondern dies erkennt sie nur an, ohne es zu sein; es ist ihr auch eine Regung und Offenbarung des Unendlichen im Endlichen, die sie auch sieht in Gott und Gott in ihr. — Ebenso, wonach strebt Eure Sittenlehre, Eure Wissenschaft des Handelns? Auch sie will ja das Einzelne des menschlichen Handelns und Hervorbringens aus einander halten in seiner Bestimmtheit, und auch dies zu einem in sich gegründeten und gefügten Ganzen ausbilden. Aber der Fromme bekennt Euch, daß er, als solcher, auch hievon nichts weiß. Er betrachtet ja freilich das menschliche Handeln, aber seine Betrachtung ist gar nicht die, aus welcher jenes System entsteht; sondern er sucht und spürt nur in Allem dasselbige, nämlich das Handeln aus Gott, die Wirksamkeit Gottes in den Menschen. Zwar wenn Eure Sittenlehre die rechte ist, und seine Frömmigkeit die rechte, so wird er kein anderes Handeln für das göttliche anerkennen, als dasjenige,

welches auch in Euer System aufgenommen ist; aber dieses System selbst zu kennen und zu bilden, ist Eure, der Wissenden, Sache, nicht seine. Und wollt Ihr dies nicht glauben, so seht auf die Frauen, denen Ihr ja selbst Religion zugesteht, nicht nur als Schmuk und Zierde, sondern von denen Ihr auch eben hierin das feinste Gefühl fordert, göttliches Handeln zu unterscheiden von anderm, ob Ihr ihnen wohl anmuthet, Eure Sittenlehre als Wissenschaft zu verstehen. — Und dasselbe, daß ich es gerade heraussage, ist es auch mit dem Handeln selbst. Der Künstler bildet, was ihm gegeben ist zu bilden, kraft seines besondern Talents; und diese sind so geschieden, daß, welches der eine besitzt, dem andern fehlt; wenn nicht Einer wider den Willen des Himmels alle besitzen will; und niemals pflegt Ihr zu fragen, wenn Euch Jemand als fromm gerühmt wird, welche von diesen Gaben ihm wohl einwohne, kraft seiner Frömmigkeit. Der bürgerliche Mensch, in dem Sinne der Alten nehme ich es, nicht in dem dürftigen von heut zu Tage, ordnet, leitet, bewegt kraft seiner Sittlichkeit. Aber diese ist etwas Anderes als seine Frömmigkeit; denn die letzte hat auch eine leidende Seite, sie erscheint auch als ein Hingeben, ein sich Bewegenlassen von dem Ganzen, welchem der Mensch gegenübersteht, wenn die erste sich immer nur zeigt, als ein Eingreifen in dasselbe, als ein Selbstbewegen. Und die Sittlichkeit hängt daher ganz an dem Bewußtsein der Freiheit, in deren Gebiet auch Alles fällt, was sie hervorbringt; die Frömmigkeit dagegen ist gar nicht an diese Seite des Lebens gebunden, sondern eben so rege in dem entgegengesetzten Gebiet der Nothwendigkeit, wo kein eigenes Handeln eines Einzelnen erscheint. Also sind doch beide verschieden von einander, und wenn freilich auf jedem Handeln aus Gott, auf jeder Thätigkeit, durch welche sich das Unendliche im Endlichen offenbart, die Frömmigkeit mit Wohlgefallen verweilt, so ist sie doch nicht diese Thätigkeit selbst. So behauptet sie denn ihr eigenes Gebiet und ihren eigenen Charakter nur dadurch, daß sie aus dem der Wissenschaft sowohl als aus dem der Praxis gänzlich herausgeht, und

indem sie sich neben beide hinstellt, wird erst das gemeinschaftliche Feld vollkommen ausgefüllt und die menschliche Natur von dieser Seite vollendet. Sie zeigt sich Euch als das nothwendige und unentbehrliche Dritte zu jenen beiden, als ihr natürliches Gegenstück, nicht geringer an Würde und Herrlichkeit, als welches von jenen Ihr wollt.

Versteht mich aber nur nicht wunderlich, ich bitte Euch, als meinte ich etwa Eines von diesen könnte sein ohne das Andere, und es könnte etwa Einer Religion haben und fromm sein, dabei aber unsittlich. Unmöglich ist ja dieses. Aber eben so unmöglich, bedenkt es wohl, ist ja nach meiner Meinung, daß Einer sittlich sein kann ohne Religion, oder wissenschaftlich ohne sie. Und wenn Ihr etwa nicht mit Unrecht, aus dem, was ich schon gesagt, schließen wolltet, Einer könnte doch meinetwegen Religion haben ohne Wissenschaft, und so hätte ich doch die Trennung selbst angefangen; so laßt Euch erinnern, daß ich auch hier nur dasselbe gemeint, daß die Frömmigkeit nicht das Maaß der Wissenschaft ist. Aber so wenig Einer wahrhaft wissenschaftlich sein kann ohne fromm: so gewiß kann auch der Fromme zwar wohl unwissend sein, aber nie falsch wissend; denn sein eigenes Sein ist nicht von jener untergeordneten Art, welche, nach dem alten Grundsatz, daß nur von Gleichem Gleiches kann erkannt werden, nichts Erkennbares hätte als das Nichtseiende unter dem trüglichen Schein des Seins. Sondern es ist ein wahres Sein, welches auch wahres Sein erkennt, und wo ihm dieses nicht begegnet, auch nicht glaubt etwas zu sehen. Welch ein köstliches Kleinod der Wissenschaft aber nach meiner Meinung die Unwissenheit sei für den, der noch von jenem falschen Schein befangen ist, das wißt Ihr aus meinen Reden, und wenn Ihr selbst es für Euch noch nicht einseht, so geht und lernt es von Eurem Sokrates. Also gesteht nur, daß ich wenigstens mit mir selbst einig bin, und daß das eigentliche und wahre Gegentheil des Wissens, [nicht Unwissenheit ist, sondern Dünkelwissen:] *

* Diese, oder ähnliche Worte scheinen im Text ausgefallen.

denn mit Unwissenheit bleibt Euer Wissen auch immer vermischt, jenes Dünkelwissen aber wird ebenfalls und zwar zwar am sichersten, aufgehoben durch die Frömmigkeit, so daß sie mit diesem zusammen nicht bestehen kann. Solche Trennung also des Wissens von der Frömmigkeit und des Handelns von der Frömmigkeit, gebt mir nicht Schuld daß ich setzte, und Ihr könnt es nicht, ohne mir unverdient Eure eigene Ansicht unterzuschieben, und Eure eben so gewohnte als unvermeidliche Verirrung, dieselbe, die ich Euch vorzüglich zeigen möchte im Spiegel meiner Rede. Denn Euch eben, weil Ihr die Religion nicht anerkennt als das Dritte, treten die andern beiden, das Wissen und das Handeln, so auseinander, daß Ihr deren Einheit nicht erblickt, sondern meint, man könne das rechte Wissen haben ohne das rechte Handeln, und umgekehrt. Eben weil Ihr die Trennung, die ich nur für die Betrachtung gelten lasse, wo sie nothwendig ist, für diese zwar gerade verschmäht, dagegen aber auf das Leben sie übertragt, als ob das, wovon wir reden, im Leben selbst getrennt könnte vorhanden sein und unabhängig Eines vom Andern; deshalb eben habt Ihr von keiner dieser Thätigkeiten eine lebendige Anschauung, sondern es wird Euch jede ein Getrenntes, ein Abgerissenes, und Eure Vorstellung ist überall dürftig, das Gepräge der Nichtigkeit an sich tragend, weil Ihr nicht lebendig in das Lebendige eingreift. Wahre Wissenschaft ist vollendete Anschauung; wahre Praxis ist selbsterzeugte Bildung und Kunst; wahre Religion ist Sinn und Geschmack für das Unendliche. Eine von jenen haben zu wollen ohne diese, oder sich dünken lassen, man habe sie so, das ist verwegene übermüthige Täuschung, frevelnder Irrthum, hervorgegangen aus dem unheiligen Sinn, der, was er in sicherer Ruhe fordern und erwarten konnte, lieber feigherzig frech entwendet, um es dann doch nur scheinbar zu besitzen. Was kann wohl der Mensch bilden wollen der Rede Werthes im Leben und in der Kunst, als was durch die Aufregungen jenes Sinnes in ihm selbst geworden ist? Oder wie kann Einer die Welt wissenschaftlich umfassen wollen, oder wenn

sich auch die Erkenntniß ihm aufdrängte in einem bestimmten Talent, selbst dieses üben, ohne jenen?

Denn was ist alle Wissenschaft, als das Sein der Dinge in Euch, in Eurer Vernunft? Was ist alle Kunst und Bildung, als Euer Sein in den Dingen, denen ihr Maaß, Gestalt und Ordnung gebet? Und wie kann beides in Euch zum Leben gedeihen als nur sofern die ewige Einheit der Vernunft und Natur, sofern das allgemeine Sein alles Endlichen im Unendlichen unmittelbar in Euch lebt? Darum werdet Ihr jeden wahrhaft Wissenden auch andächtig finden und fromm; und wo Ihr Wissenschaft seht ohne Religion, da glaubt sicher, sie ist entweder nur übergetragen und angelernt, oder sie ist krankhaft in sich, wenn sie nicht gar jenem leeren Schein selbst zugehört, der gar kein Wissen ist, sondern nur dem Bedürfniß dient. Oder wofür haltet Ihr dies Ableiten und Ineinanderflechten von Begriffen, das nicht besser selbst lebt als es dem Lebendigen entspricht? Wofür auf dem Gebiet der Sittenlehre diese armselige Einförmigkeit, die das höchste menschliche Leben in einer einzigen todten Formel zu begreifen meint? Wie kann dieses nur aufkommen, als nur weil es an dem Grundgefühl der lebendigen Natur fehlt, die überall Mannigfaltigkeit und Eigenthümlichkeit aufstellt? Wie jenes, als weil der Sinn fehlt, das Wesen und die Grenzen des Endlichen nur aus dem Unendlichen zu bestimmen, damit es in diesen Grenzen selbst unendlich sei? Daher die Herrschaft des bloßen Begriffs! Daher statt des organischen Baues die mechanischen Kunststücke Eurer Systeme! Daher das leere Spiel mit analytischen Formeln, seien sie kategorisch oder hypothetisch, zu deren Fesseln sich das Leben nicht bequemen will. Wollt Ihr die Religion verschmähen, fürchtet Ihr der Sehnsucht nach dem Ursprünglichen Euch hinzugeben, und der Ehrfurcht vor ihm: so wird auch die Wissenschaft Eurem Ruf nicht erscheinen; denn sie müßte entweder so niedrig werden als Euer Leben ist, oder sie müßte sich absondern von ihm, und allein stehen; und in solchem Zwiespalt kann sie nicht gedeihen. Wenn der Mensch

nicht in der unmittelbaren Einheit der Anschauung und des Gefühls Eins wird mit dem Ewigen, bleibt er in der abgeleiteten des Bewußtseins ewig getrennt von ihm.

III. Reich Gottes und Wiedergeburt.

(1812 und 1821.)

Wie das Reich eines Fürsten der Erde doch nicht überall, wo äußerlich nach seinem Willen gehandelt wird, sondern nur da recht ist, wo sein Wille auch der wahre gemeinsame Wille derer ist, die ihm dienen und unter ihm leben, während die übrigen mehr oder weniger in einer heimlichen Feindschaft gegen ihn, wie sehr auch der äußere Schein das Gegentheil sage, begriffen sind: eben so ist auch das Reich Gottes in diesem engern Sinne nur in denen, welche von einem gemeinsamen Geiste, der Gottes Willen in ihrem Herzen verkündigt, getrieben werden. Diese mannigfaltigen Gaben, die immer zu demselben Zweck zusammenstimmen, weil sie aus demselben Geist hervorgehen, diese Früchte des Geistes, Liebe, Freude, Friede, Geduld, Glaube, Keuschheit; diese mancherlei Aemter, die jetzt von diesem, dann von jenem — denn nie fehlt ein Anderer, wenn Einer dahin ist — aber immer treu und tüchtig besetzt sind unter dem Einen Herrn, diese freiwilligen, auf immer und auf Leben und Tod verbundenen Diener im Wort der Wahrheit in der Kraft Gottes durch Waffen der Gerechtigkeit, diese Unbekannten und überall bekannt, diese Sterbenden die immer wieder aufleben, diese Armen die viel reich machen, diese Starken die nie eitler Ehre geizig sind, sich unter einander zu entrüsten und zu hassen, das ist das Reich Gottes. Und in jedem Einzelnen ist es, wie die Schrift sagt, Friede und Freude im heiligen Geist; der Friede Gottes, der auf die ewige Liebe und Weisheit vertrauend, sich durch nichts irre machen läßt in dem Glauben daran, daß der Herr sich je länger je mehr in der Welt der Geister verherrlichen werde, der

Friede Gottes, durch den es still wird und ruhig in dem sonst stürmischen Gemüth, durch den die irdischen Gewalten der Seele zur Ruhe gebracht sind, daß sie dem klaren Spiegel gleicht, in dem alle Gegenstände sich rein und richtig abbilden; das Reich Gottes in jedem Menschen ist Freude am heiligen Geist, die über alles irdische weit erhabene Freude an der Gemeinschaft der Menschen mit Gott, die Freude die keines andern Ereignisses bedarf, als daß wir immer wirksamer die Kraft Gottes in uns fühlen und immer weniger aus dem Bewußtseyn verlieren den, in welchem wir leben weben und sind. Aber nicht alle Menschen leben in dieser Verbindung und genießen dieses Friedens und dieser Freude. Wir kennen die große Menge derer, die aus dem Fleische geboren auch nur Fleisch sind. Sie haben zwar auch alle oder wenigstens ihrer viele unter sich einen gemeinschaftlichen Zweck; aber weil das, was sie suchen, für jeden nur in seinem sinnlichen Dasein liegt, so bilden sie überall keine feste Gemeinschaft, sie unter sich sind nur einzeln und vorübergehend verbunden, und keiner kann schon an und für sich das, was der andere thut oder genießt, auch als sein eigen und seinen Zweck befördernd ansehen. So haben sie auch keinen andern Frieden als indem die stürmischen Leidenschaften, die sinnlichen Triebe, oder auch die sanften fröhlichen geselligen Neigungen der Seele befriediget werden und ihrem Tichten und Trachten hiernach sich kein äußeres Hinderniß entgegengesetzt. So haben sie auch keine andere Freude, als wenn sie sich im vollen Besitz der Güter und Kräfte des Lebens befinden, aus denen jene Befriedigung hervorgeht; wenn sich ihnen neue Schätze dieser Art eröffnen, wenn sie sich im Vergleich mit andern überflüßig begabt finden, und also ihre Befriedigungen auf lange oder auf immer gesichert. Das ist gewiß, daß diese nicht im Reiche Gottes sind, sondern fern von demselben führen sie ein reiches üppiges sich herrlich ausbreitendes Leben — in seiner Art. Es kann sehr verfeinert werden und veredelt, aber auch die feinste edelste Sinnlichkeit bleibt doch nur Fleisch, und nie wird sie Geist. Wenn auch in

dem ganzen Leben solcher Menschen keine Handlung vorkäme, die nicht in dem Leben dessen, den der Geist Gottes treibt, auch vorkommen könnte: sobald der innere Grund nur dieser ist und kein anderer; sobald Wahrheit, Rechtschaffenheit, Liebe nur als Mittel angesehen werden zum Genuß, und nur in diesem, von welcher Art er auch sei, der Zweck liegt, sobald nicht der auf Gott und göttliche Ordnung gerichtete Sinn herrscht, so fühlen wir den Unterschied auf das allerbestimmteste. Aus irgend einer noch größern Erhöhung, Vervollkommnung, äußerlichen Reinigung dieses seinem inneren Grunde nach sinnlichen Lebens kann jenes geistige niemals hervorgehen; ein solches ist aus Fleisch geboren und bleibt Fleisch, wenn auch zur höchsten Blüthe der Gesundheit und Schönheit entwikkelt, es giebt nicht etwa einen Uebergang wie von dem roh sinnlichen zu dem zahmen gebändigten anmuthigen, so auch einen von diesem zu dem wahrhaft guten und heiligen. Sollen solche Menschen in das Reich Gottes kommen, so müssen sie dort ein ganz anderes neues Leben führen, und der Anfang eines neuen Lebens ist eine neue Geburt. Und fern sind wir gewiß alle von der Anmaßung zu glauben, diejenigen, die so leben, könnten eben deshalb, weil sie einmal so ausgebildet sind, zu dem neuen Leben gar nicht kommen, und es sei eine neue Geburt, wenn sie ihnen auch nöthig wäre, doch nicht möglich für sie, sondern was einmal Fleisch geboren wäre das müsse auch für immer Fleisch bleiben. Denn daraus müßte ja folgen, was Geist ist, das sei auch schon ursprünglich aus dem Geist geboren; aber das ist keinesweges das Bewußtsein, welches wir von uns selbst haben. Vielmehr sagt einem jeden von uns seine Erfahrung, seine bestimmte Erinnerung, daß der Friede Gottes uns nicht ursprünglich und immer eingewohnt hat, sondern daß er uns geworden ist, daß das Fleisch früher in uns geherrscht hat als der Geist. Wenn wir auch nie eine Zeit grober Vergehungen, schändender Leidenschaften, erniedrigender Lüste gehabt haben: wir sind doch nicht von Unschuld und Reinheit des Herzens anfangend allmählig immer mehr zur Fülle

der Kraft und Tugend eines gottgefälligen Lebens gekommen, sondern zwischen dem Anfang unsers Daseins und unserm gegenwärtigen Leben und Streben liegt dennoch eine Zeit, wo die Lust die herrschende Kraft war, wo sie empfieng und die Sünde gebar. Wenn wir ehrlich seyn wollen, es giebt eine Zeit, in welche wir nur mit dem Gefühl zurücksehn, daß wir uns scheinen seitdem andere Menschen geworden zu seyn. Was damals unser innerstes Ich und Selbst war, das ist uns ein Fernes und Fremdes geworden; und das Gesetz göttlicher Ordnung, was jetzt durch Gottes Gnade das Gesetz unseres Lebens geworden ist, das wir lieben und üben, das war uns damals ein fernes und fremdes, wir wurden es nur inne als eine äußere, den freien Lauf unsers Lebens hemmende Gewalt, eben wie uns jetzt die einzelnen Regungen des Fleisches und der Sünde eine solche Gewalt sind, die wir nicht zu unserm eigenen Leben rechnen. Und so ist es denn wahr, das eine Leben hat aufgehört und das andere hat angefangen, der Anfang des neuen Lebens aber ist die neue Geburt; und es gilt allgemein, wenn jemand in Christo ist, der ist eine neue Kreatur, das Alte ist vergangen, siehe es ist alles neu worden. Wir können nicht anders sagen, als dieß ist nach unserer christlichen Ueberzeugung der Gang des ganzen menschlichen Geschlechts und jedes einzelnen. So scheidet im allgemeinen Christus zwei Zeiten des menschlichen Geschlechts, und ist selbst die Wiedergeburt desselben; die christliche Zeit ist nicht die Fortsetzung der jüdischen und heidnischen, sondern eine neue. So ist für jedes Volk die Erscheinung des Evangeliums in demselben seine Wiedergeburt, nicht nur eine Vervollkommung des vorigen, sondern wie die Geschichte lehrt, geht vielmehr oft manches, was auch gut und schön war, erst unter, und die ganze Bildung, das ganze Leben schlägt einen andern Weg ein. So ist fast jede große Weltbegebenheit ein Gericht über ein mächtig gewordenes Verderben, und der Keim eines neuen Lebens in irgend einer Hinsicht; und nur da, wo wir beides finden und in seinem Zusammenseyn verstehen, nur da finden und erkennen

wir eine große Erscheinung. Und eben dasselbe gilt nun von dem Einzelnen; die Sünde muß irgendwo mächtig geworden seyn, das Fleisch muß gelebt und geherrscht haben, damit die Gnade mächtig werde, wenn der Geist zum Leben gelangt; jeder muß erst gekostet haben von dem verderblichen Leben, dann wird er durch die zweite That der göttlichen Allmacht und Liebe geboren aus dem Geiste, und wird Geist. Von dieser Verwandlung haben wir alle als Christen ein unbezwingliches und unveräußerliches Bewußtseyn; und wenn wir als Mitglieder unseres Bundes im engeren Sinne solche bewillkommen, die vorher demselben nicht angehörten, so setzen wir voraus, daß sie es geworden sind durch die neue Geburt, die aus Gott ist.

IV. Ueber die christliche Gastfreundschaft.

(1818.)

Die Gastfreundschaft hat überall in der menschlichen Gesellschaft einen leiblichen Anfang. Sobald nämlich jener rohe Zustand verschwunden ist, in welchem jeder jeden, der ihm nicht unmittelbar angehört, feindselig behandelt: so beginnt auch die natürliche Milde sich zu entwikkeln gegen die, welche durch Unglücksfälle von der Heimath verschlagen, oder durch besonderen Beruf oder inneren Trieb gedrungen sind, die Ferne zu suchen; diese sowol als jene erscheinen hülfsbedürftig und verlassen, und solches Mitgefühl treibt gutartige Menschen zu freundlicher und hülfreicher Aufnahme. Je mehr nun die geselligen Verhältnisse der Menschen sich erweitern, desto mehr verschwindet freilich jenes Bedürfniß; denn je mehr die Veranlassungen sich häufen, die den Menschen, und zwar großentheils seines Vortheils und Gewinns wegen, aus der Heimath treiben, desto dringender wird es Veranstaltungen zu treffen, wie der nicht gerade dürftige Pilger, auch in der weitesten Ferne von seiner Heimath nicht nur seine Bedürfnisse befriedigen, sondern sich auch die Annehmlichkeiten des Lebens

verschaffen kann, ohne zu fremder Milde seine Zuflucht zu nehmen. Dann theilt sich also, was früherhin eines und dasselbe war, die Wohlthätigkeit gegen die Dürftigen und die Gastfreiheit gegen die Fremden. Aber auch in allen späteren Gestaltungen der letzteren sehen wir die Beziehung auf jenen ursprünglichen leiblichen Anfang beibehalten. Denn weniger kann wol nicht von einem äußeren Bedürfniß die Rede seyn, als wenn christliche Hausväter, die auf irgend eine Weise in näherer Verbindung stehen, gegenseitig auch sich und die ihrigen in ihr Haus aufnehmen; und doch wird auch da nicht leicht die leibliche Erquickung fehlen, wäre es auch nur gleichsam zur Erinnerung an jenen ersten Ursprung der Gastfreundschaft. Und so ist es im Wesentlichen immer geblieben, wenn gleich zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Völkern auch in verschiedenem Maaß; und wenn der Verfasser unseres Textes uns für die christliche Gastfreiheit, unter dem Bilde der Bewirthung der Engel,* ein geistiges Ziel vorhält, so ist doch gewiß seine Absicht nicht gewesen, ihr jenen leiblichen Anfang und Anknüpfungspunkt zu nehmen. Denn auch die Engel wurden in jenen alten Erzählungen bewirthet bei Loth und Abraham, und eben in ihre Tischreden mischten sich die hülfreichen Warnungen und die tröstlichen Verheißungen. Ja auch den Erlöser sehen wir nicht nur auf jenem hochzeitlichen Gastmahl, wo der Wein ausging, das Wasser in Wein verwandeln, sondern auch an andern festlichen Tagen sehen wir ihn bald von den Obersten des Volkes gastlich eingeladen, bald auch zu Freunden, wo dann der eigentliche Mittelpunkt des Festes war, und immer entspann sich eine Fülle der Lehre und des geistigen Genusses aus der leiblichen Bewirthung. Auch fühlen wir wol Alle, wenn jemand verlangte, die christliche Gastfreundschaft solle sich von allem Leiblichen losmachen, der würde das Geistige mit untergraben. Denn die Gemüthsstimmung würde unterdrückt oder gedämpft, aus der allein sich der freieste und heiterste geistige Genuß im geselligen Zusammensein zu ent-

* Hebr. 13, 2.

wikkeln pflegt. Nur das Verhältniß des leiblichen zum geistigen, wie es schon von selbst nach Zeit und Ort gar sehr verschieden sein muß, ist nicht überall gleich löblich; und wir wollen nicht läugnen, es wird zu unserer Zeit auch besonders unserem Volke nachgesagt, daß in allen Erweisungen der Gastfreundschaft das leibliche mehr als nöthig sey, hervorstehe, und man klagt oft, daß dadurch das gesellige Leben bei uns, mehr als dies anderwärts der Fall ist, erschwert werde. Aber es ist wol nicht leicht in diesen Sachen zu richten. Daß das leibliche in der Geselligkeit sich in einem gewissen Maaß ausbreite, kann unrecht sein, wenn es die Verhältnisse des Hausstandes überschreitet, wenn die große Regel des christlichen Lebens zugleich verletzt wird, daß jeder etwas haben soll um dem Dürftigen mitzutheilen; allein es ist unmöglich etwas allgemeines zu sagen, um das Maaß zu bestimmen. Denn an und für sich scheint das Reichlichere in der äußeren Seite der Gastfreiheit nicht zu hindern, daß nicht das geistige Ziel erreicht werden könne, indem ja der Erlöser selbst behülflich war, daß es reichlicher zugehen konnte da, wo man auch ihn bewirthete, ohne zu wissen wer er war. Auch berichten uns die Evangelisten, wie da, wo es reichlich zuging, der Herr nicht verhindert ward belehrend zu reden und auf die Gemüther zu wirken, an denen mitten unter den festlichen Anstalten der Sinn seiner Rede doch nicht vorüber ging. Und wenn der Erlöser bei solchen Gelegenheiten auch mancherlei Tadel aussprach gegen die Gastfreiheit der Reichen seiner Zeit, so ist es doch nicht eigentlich der Ueberfluß, den er tadelt, und sein Stillschweigen spricht ebenfalls dafür, daß sich hierüber nichts allgemeines bestimmen lasse. Sondern das bleibt die einzige Regel hierüber, was in den Worten unseres Textes so deutlich liegt; wir sollen gastfrei sein, damit wir auch Engel beherbergen können.

Der Zweck aller Gastfreiheit nämlich soll auf geistigen Verkehr und geistigen Genuß gerichtet seyn, und alles Aeußere und Leibliche soll dem nur dienen. Ueberall wo wir sehen, daß gar nicht Bedacht darauf genommen wird, ob und wie ein geistiger

Genuß könne hervorgerufen werden, da ist von vorne herein der einzige des Christen würdige Zweck aller Geselligkeit verfehlt, und auch die einfachsten äußeren Anstalten erscheinen uns schon als verschwendete Kraft und Zeit. Ueberall wo die Aufmerksamkeit ausschließend oder ängstlich auf das Aeußere gerichtet ist, wo die Eitelkeit es darauf anlegt, sich zu brüsten mit gesuchter Zierlichkeit oder schwerfälliger Pracht, oder wo unter irgend einer andern Gestalt eine Denkart sich offenbart, welche sich an das leibliche vornämlich hält, und es nicht lediglich als Mittel zu einem höhern Zweck, und als Grundlage zu einer geistigen Mittheilung betrachtet: da fühlt sich jeder beengt, der das geistige sucht; die ferneren Bewegungen des Geistes werden gehemmt, und der höhere Zweck aller verständigen Geselligkeit muß nothwendig verfehlt werden.

K. S. Zachariä.

Von der Erde als Weltkörper.

(1820 und 1839.)

Von dem Inneren der Erde wissen wir nur wenig, und die Tiefe, bis zu welcher man bis jetzt unter den Meeresspiegel in die Erde eingedrungen ist, beträgt noch kaum den 20000sten Theil des Erdhalbmessers. Nur so viel läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit behaupten, daß die Erde blos mit einer festen Rinde umgeben ist, in ihrem Innern aber ein Feuermeer wogt. (Wir lebten also auf einem Gewölbe, durch welches wir vielleicht nur wenige Meilen von einem Feuermeere getrennt wären! Oft gewarnt durch Erderschütterungen, durch die Ausbrüche der Vulkane und durch andere Naturerscheinungen, leben wir dennoch unbesorgt auf diesem Gewölbe, wie unter dem nicht festern, welches der Staat über uns spannt. Das Glück der Menschen beruht auf der Ungewißheit ihrer Zukunft.) — Bekannter sind wir mit dem Luftkreise, welcher die Erde umgiebt. Abgesehn von den Dünsten, die in demselben von der Erde aufsteigen, besteht er fast überall aus 0,73 Stickstoff und 0,27 Sauerstoff. Doch die Veränderungen, die in der Erdatmosphäre vorgehn, sind mit den Verschiedenheiten des Klimas so genau verwebt, daß sie besser in der Lehre von diesen in Erwägung gezogen werden.

Die Oberfläche der Erde ist theils Wasser, theils Land. Den größeren Theil — ohngefähr zwei Drittheile — der Erdoberfläche nimmt das Wasser ein. Das Land wird überall vom Meere, nicht dieses von jenem umschlossen, so daß das feste Land aus einer Menge größerer oder kleinerer, bald so, bald

anders gestalteter Inseln besteht. Doch ist das Verhältniß zwischen dem Raume, welchen das Wasser, und dem, welchen das feste Land auf der Oberfläche der Erde einnimmt, nicht ein ständiges oder ein — ein für allemal bestimmtes, Verhältniß. In dem Kampfe zwischen Wasser und Land ist bald das eine, bald das andere der unterliegende Theil. Die Ströme setzen an ihren Mündungen in das Meer unaufhörlich neues Land an. Einige Theile des festen Landes, z. B. die skandinavische Halbinsel, scheinen sich allmälig mehr und mehr über den Meeresspiegel zu erheben. In der Südsee arbeiten die Korallenthierchen unermüdlich an den Grundlagen zu neuen Inseln. Dagegen wird an andern Orten der Erde das feste Land dem Meere oder den Seen oder den Strömen zur Beute. Ja, es giebt große Landstriche, welche sich, wie z. B. die Ostküste von Grönland, allmälig unter den Meeresspiegel herabzusenken scheinen, andere, welche von ihren Bewohnern, wie z. B. Holland, nur durch Festungswerke, d. i. durch Dämme oder Deiche, gegen die Eroberungssucht des Meeres vertheidiget werden können. Endlich wechselt auch an einigen Orten die Oberfläche der Erde periodisch ihre äußere Beschaffenheit; das feste Land wird von Zeit zu Zeit, wie z. B. in Südamerika, durch Ueberschwemmungen in einen großen See verwandelt, aus welchem nur einzelne Anhöhen als Inseln hervorragen. — Dieser Kampf des Wassers mit dem festen Lande hat in allen seinen Gestalten und Auftritten den erheblichsten und mannigfaltigsten Einfluß auf die Menschenwelt gehabt. Wenn z. B. die Bewohner der Niederlande von jeher und so oft ihren Freiheitsmuth bethätiget haben, nährte und stärkte nicht diesen Muth der Kampf, den sie für ihr Land mit der See zu bestehen hatten? Oder, wenn im Innern des südamerikanischen Festlandes, ungeachtet das Land von so vielen und großen Strömen durchschnitten ist, dennoch Kultur und Civilisation nie bedeutende Fortschritte gemacht zu haben scheinen, ist das nicht, wenigstens zum Theil, den periodischen Ueberschwemmungen zuzuschreiben, welchen das Land unterworfen ist?

Der Mensch, ein Landthier, wohnt also auf einer Inselwelt. Die beiden größten Inseln sind das Festland der alten und das der neuen Welt. Die eine und die andere Insel wird durch eine Landenge, die erstere durch die Landenge von Suez, die letztere durch die von Panama, jedoch die eine in einer andern Richtung als die andere, gehälftet. So besteht also ein jeder dieser Kontinente wieder aus zwei großen Halbinseln; jedoch mit dem Unterschiede, daß die eine Halbinsel ein Vorland, Europa, hat. Um diese beiden Hauptinseln oder um diese vier Halbinseln herum liegen wieder eine Menge anderer Inseln, die größten in der Südsee. — Diese Gestalt unserer Inselwelt steht mit der Geschichte und mit dem dermaligen Zustand unseres Geschlechts in dem genauesten Zusammenhange. So ist z. B. die Landenge von Panama, (wie A. v. Humboldt bemerkt,) das Bollwerk, welches die Selbstständigkeit des chinesischen und des japanischen Reiches gegen die Europäer — für jetzt noch — schützt. So ist diese, so wie die Landenge von Suez von dem entschiedensten Einflusse auf den Gang des Welthandels. Doch was läßt sich schon jetzt von der Zukunft ahnden?

Von Natur — d. i. abgesehen von der Macht des Menschen über die Außenwelt — ist das Meer die schärfste Grenzscheide zwischen den Wohnplätzen der Menschen, die stärkste Schutzwehr, welche ein Volk gegen die Angriffe anderer Völker haben kann, das sicherste Mittel, ein Volk bei seinen Eigenthümlichkeiten zu erhalten. (Daher wählten auch die Schriftsteller, welche das Ideal eines Staates zu entwerfen versuchten, fast ohne Ausnahme eine Insel zum Wohnplatze für das Volk, das dieses Ideal verwirklichen sollte; z. B. Thomas Morus, Franz Bacon, Harrington, der Geschichtschreiber der Insel Felsenburg.) Schon von schiffbaren Flüssen und von Strömen kann man behaupten, daß sie an sich die Menschen und ihre Wohnplätze von einander scheiden und sondern, wenn sie auch andererseits der Geselligkeit in so fern befreundet sind, als sie zu Ansiedelungen an ihren

Ufern einladen, Völkern auf ihren Wanderzügen zu Wegweisern dienen. — Nun hat zwar die Erfindung, schwimmende Inseln, d. i. Schiffe, zu bauen und zu steuern, dieses Verhältniß der Gewässer und insbesondere das des Meeres zur Menschenwelt nicht gänzlich aufgehoben oder umgeändert; wie z. B. die Geschichte Großbrittaniens beurkundet. Doch ist es den Menschen durch die Erfindung und durch die allmälige Vervollkommnung der Schifffahrt gelungen, einen Verkehr mit einander zu eröffnen, welchen sie sonst beziehungsweise überall nicht oder nicht eben so leicht und vortheilhaft mit einander zu unterhalten im Stande seyn würden. Es ist ihnen gelungen, die Ströme in Heerstraßen, die Flüsse in Gemeinde= oder Nachbarwege, das Meer in eine Weltstraße zu verwandeln. So steht aber die gesammte Geschichte der Menschheit, die Geschichte der Nationen und der Völker mit der Zahl und Beschaffenheit, mit der Vertheilung und Richtung der Ströme und schiffbaren Flüsse und eben so mit der Gestalt unserer Inselwelt, mit dem Verhältnisse, in welchem die Wohnsitze der Nationen und Völker dem Weltmeere näher oder ferner liegen, in welchem also die Nationen und Völker von dieser Weltstraße leichter oder schwerer Gebrauch machen können, in dem genauesten und mannigfaltigsten Zusammenhange. Denn die Grundursachen aller Kultur und Civilisation sind einerseits die Geselligkeit und andererseits die Unfriedfertigkeit der Menschen. Die größere oder geringere Wirksamkeit dieser Ursachen aber hängt wesentlich von dem Verhältnisse ab, in welchem die Menschen leichter oder schwerer mit einander verkehren — sich zu einander gesellen oder einander bekriegen können. Man kann sogar, nach dem Zeugnisse der Geschichte, behaupten, daß kein Volk auf eine höhere Stufe der Kultur und Civilisation und zu einer ausgebildeteren Verfassung ursprünglich gelangt ist, dessen Land nicht an die See grenzte oder nicht von einem oder mehreren Strömen oder schiffbaren Flüssen durchschnitten wurde. Die großen asiatischen Reiche, welche zuerst in der Geschichte auftauchen, entstanden am Euphrat,

am Tigris, am persischen Meerbusen. Die Gestalt der Halbinsel diesseits des Ganges, der Indus und der Ganges, welche diese Halbinsel durchströmen, geben genügenden Aufschluß über die Thatsache, daß sich dort schon in den frühesten Zeiten große und mächtige Staaten gebildet hatten. Aehnliches läßt sich über das himmlische Reich, über China, bemerken. (Thibet erhielt seine Kultur, den neuesten Untersuchungen nach, vom südlicheren Asien.) In Europa und in Afrika finden wir zuerst am mittelländischen Meere ein regsameres geistiges Leben, künstlicher geordnete Verfassungen. Daß sich die heutige Bevölkerung Europa's durch eine höhere und vielseitigere Bildung vor den Völkern der übrigen Welttheile auszeichnet, hat unter anderm darin seinen Grund, daß sich Europa, in mäßiger Breite, durch Buchten und Meerbusen mannigfaltig ausgezackt und eingebogen, in die See hinausstreckt, daß es im Verhältniß zu andern Theilen der Erde vielleicht am allermeisten von Flüssen durchschnitten ist. Auch aus der Geschichte der Ureinwohner der neuen Welt lassen sich Beweise für den obigen Satz entlehnen. (Peru; Mexiko; Bauwerke in Nordamerika an den großen Strömen des Westens, welche auf eine weit fortgeschrittene Kultur der ehemaligen Bewohner jener Gegenden hindeuten.) Außerdem aber hat man in der politischen Hydrographie den Eindruck in Anschlag zu bringen, welchen der Anblick des Weltmeeres auf das Gemüth des Menschen macht. Der Anblick des Weltmeeres macht die Menschen muthiger, unternehmender, freisinniger. Darum veränderten, wie Plutarch bemerkt, die dreißig Männer, welche in Athen die Herrschaft an sich gerissen hatten, (die **triginta tyranni**), den Sitzungsort eines Gerichts, welches die Aussicht auf die See gewährte, so daß die Aussicht nun nach dem Lande gieng, auf daß sich die Richter nicht der verlornen Freiheit erinnerten. „Stundenlang", sagt ein anderer Schriftsteller, „saßen wir hier (in Cette) auf den Klippen, horchten dem Rauschen der Wogen, sahen wie Woge über Woge herzog aus der blauen Ferne, um endlich in weißem Schaum an un-

seren Füßen zu zerschellen, staunten den ewigen Kampf der Meeresfluth mit dem Lande an und die Trophäen der Kämpfer. Jetzt erst verstehe ich den Sinn der Worte in meinem Plinius: **O mare! o littora!** Man ist ein anderer Mensch, wenn man da steht am Meeresufer und die Erde peitschen sieht vom Meere und diese dem Meere sich entgegenstämmen. — Alle Nationen, die einst über andere geboten, die Griechen, die Römer, die Saracenen, die Spanier, wohnten am Ufer des Meeres. Ideen und Werke der Bewohner der Binnenländer verhalten sich zu den Ideen und Werken der Völker am Meere, wie die Wassermassen ihrer Flüsse und Seen zum Oceane. Eine Nation, die ihre Meeresufer verliert, hat Alles verloren; denn sie hat den Begriff der Größe verloren. Wo sind die Thaten des zahlreichsten Volkes, das immer nur im Binnenlande lebte, die sich mit den Großthaten der Hand voll Genueser, Portugiesen, Belgier, Dänen, Schweden vergleichen können? Ein Mensch, der nie am Meeresufer war, bleibt so beschränkt, wie es der Horizont auf dem Festlande gegen den unermeßlichen Gesichtskreis auf dem Meere ist." Wohl ist in den Bemerkungen dieses Schriftstellers Einiges auf die Rechnung des ersten Eindrucks zu setzen. Jedoch, wer am Meere wohnt, ist sich des Einflusses nur weniger bewußt, welchen die Nähe des Meeres auf seine Gemüthsstimmung hat. Schon das ist etwas, an einem großen Flusse zu wohnen.

Die größten der Inseln, welche aus dem Weltmeere hervorragen, — die Festlande oder Kontinente, — erheben sich in einigen ihrer Theile mehr, in andern weniger über den Meeresspiegel; sie bestehen aus Bergrücken, (sey es, daß diese die schon feste Erdrinde durchbrochen haben, oder daß sich das übrige feste Land an sie angesetzt oder angelagert hat), aus Hochebenen, aus Abdachungen, aus Flächen, die wieder bald so bald anders gestaltet sind. Schon ist von Einigen, z. B. von Ritter, der Versuch gemacht worden, die Festlande nach Maßgabe dieser Verschiedenheit oder der Figur ihrer Oberfläche in

Länder oder Bezirke zu theilen. Und in der That ist dieser Eintheilungsgrund der einzige, welcher dem einzutheilenden oder zu zerlegenden Gegenstande, diesen an und für sich betrachtet, entspricht. Auch unter den kleineren Inseln und auf denselben finden sich ähnliche Ungleichheiten und Unebenheiten des Bodens.

Unermeßlich ist der Einfluß, den diese so verschiedenartige Gestalt und Figur der Oberfläche des Landes, für sich und in Verbindung mit der Größe und Begrenzung der einzelnen Inseln, auf die Menschen- und Staatenwelt hat und gehabt hat. — Hier nur einige Thatsachen zur Erläuterung und Bestätigung dieses Satzes! Gebirgige Länder (wie z. B. Tyrol, mehrere Kantone der Schweiz, die Baskischen Provinzen Spaniens) lassen sich leichter vertheidigen, als ebene Landstrecken. Dasselbe gilt von einem Lande, welches (wie z. B. Böhmen) von einem hohen Bergrücken, gleich als von einem Walle, umgeben ist; auch in einem gewissen Grade von einem Lande, das (wie z. B. Italien, die Halbinsel jenseits der Pyrenäen, die diesseits des Ganges) auf der einen Seite durch einen hohen Bergrücken und von den übrigen Seiten durch das Meer begrenzt ist. Ich sage, daß eine solche Halbinsel nur in einem gewissen Grade eine für den Vertheidigungskrieg vortheilhafte Begrenzung habe. Wenn der Feind den Bergrücken einmal überstiegen oder seewärts eine Landung mit Erfolg gemacht hat, so wird er, je erschwerter ihm der Rückzug ist, desto tapferer fechten; wie auch die Geschichte der so eben genannten Länder beweist. — Wo sich das Festland in große Ebenen verflacht, entstehen und verschwinden leichter große Reiche, als in Landstrichen, welche durch Bergrücken unterbrochen sind oder aus welchen Hochebenen aufsteigen. Wie oft hat in Mittelasien, einem Lande jener Art, ein solcher Wechsel statt gefunden! Wie weit stetiger ist dagegen in dieser Beziehung die Geschichte der Deutschen, diesen Namen in seiner engeren Bedeutung genommen; besonders wegen des Bergrückens, welcher, von Osten nach Westen hinstreichend, Deutschland in das nördliche und in das südliche theilt. Dieser Bergrücken war

die Hauptursache, daß es einerseits den Deutschen gelang, die oft wiederholten Angriffe der Nachbarvölker mit Erfolg abzuwehren, und daß es ihnen andererseits doch nie glückte, die politische Einheit der Nation vollständig oder auf die Dauer zu begründen. — Auch auf die inneren Angelegenheiten der Staaten, auf ihre Verfassung und auf die Regierungsweise, hat die Gestalt des festen Landes Einfluß. In Gebirgsgegenden reiben sich die Menschen weniger an einander; da erheischt schon der Kampf mit der Natur ihre ganze Kraft; da sind sie, von Gefahren umgeben, muthiger und stolzer; da hat die Macht der Regierung, wie in dem Charakter, so schon in den örtlichen Verhältnissen der Regierten gewisse Schranken. Auf dem ebnen Lande kann wenigstens und muß oft die Regierung kräftiger einschreiten. — Endlich, eine nicht minder bedeutende Rolle spielt die Gestalt des festen Landes in der Geschichte des Handels, seines Ganges und seiner Wege, und in der Geschichte der Züge und Wanderungen der Völker. So findet man in mehreren Gebirgsländern (z. B. auf dem Kaukasus, auf den Himalayabergen, auf beiden Seiten der Pyrenäen) Ueberbleibsel von Völkern, deren Name auf dem ebnen Lande bereits längst verhallt ist. Denn ein Bergvolk hängt fester an seiner Heimat, als ein Volk, welches das ebene Land bewohnt: sey es, daß jenes seine Sitten mehr dem Boden aneignen muß, oder daß es, abgeschieden von der Welt, weniger von der Welt angezogen wird, oder daß in einer Gebirgsgegend eine geheimnißvollere Anziehungskraft liegt. — Doch hat man sich bei diesen, so wie bei allen ähnlichen Betrachtungen vor dem Fehler der Einseitigkeit zu hüten. Die Menschenwelt ist ein so künstlich verschlungenes Ganzes, der Ursachen, auf welche das Treiben und die Schicksale der Menschen zurückgeführt werden können oder wenigstens von uns nur zurückgeführt werden können, sind so viele, Freiheit und Naturnothwendigkeit stehen in der Menschenwelt in einem so schwer zu erklärenden Zusammenhange mit einander, daß durch das Zusammenwirken mehrerer und ver-

schiedenartiger Ursachen nicht selten die Wirksamkeit der einen oder der andern in einem gegebenen Falle aufgehoben oder unkenntlich gemacht wird. Und dennoch kann die Wissenschaft nur eine jede Ursache für sich in ihren Wirkungen verfolgen.

Jedoch, so gewiß auch die Gestalt und Figur der Oberfläche des festen Landes einen mehr oder weniger entscheidenden Einfluß auf die Menschen- und Staatenwelt hat, gleichwohl würde man sich irren, wenn man der Natur den Zweck unterlegen wollte, daß sie durch die Gestaltung des festen Landes den Staaten bestimmte „natürliche" Grenzen angewiesen, d. i. den verschiedenen Nationen und Völkern der Erde die Art angedeutet und vorgezeichnet habe, wie sie den Erdboden unter sich vertheilen sollten. Und doch ist diese Lehre in den neueren und in den neuesten Zeiten nicht selten gepprediget worden. Bald hat man Bergrücken und Ströme und Wüsten und Meere für die von der Natur selbst den Staaten gesetzten Grenzmarken erklärt. Bald wollte man den Erdboden nach Stromgebieten, d. i. so vertheilen, daß der ganze Landstrich, aus welchem ein Strom von seinem Ursprunge an bis zu seiner Mündung in die See seinen Wasserschatz zieht, das Eigenthum eines und desselben Volkes seyn sollte u. s. w. — Ich will gegen diese Lehre nicht das geltend machen, daß sie zur Beschönigung eines gewaltsamen Angriffs auf den dermaligen Besitzstand der europäischen Völker benutzt oder gemißbraucht werden könnte, so gewiß sie auch dieser Vorwurf trifft. Auch das will ich ihr nicht entgegensetzen, wie gern der Mensch die eigene Weisheit zur Weisheit der Natur erhebt. Schon wenn man diese Lehre auf ihrem eigenen Boden bekämpft, ist sie nicht zu retten. Sie betrachtet die Gestalt des festen Landes in Beziehung auf das politische Interesse der Menschheit; sie verlangt eine auf der Gestalt des festen Landes beruhende bleibende Vertheilung des Erdbodens nach Ländern und Staatsgebieten. Aber ist es denn Zweck der Natur, daß die Völker für immer an ein bestimmtes Land, gleich als Leibeigene und Grundholden, gebunden seyn

sollten? oder wollte nicht die Natur vielmehr Streit und Zwietracht unter den Menschen stiften, wohl wissend, daß Kultur und Civilisation nur im Treibhause gedeihen? hat sie nicht sogar von Zeit zu Zeit ganze Nationen unter einander geworfen, (wie z. B. die Mongolen unter die Chinesen, die Deutschen unter die Römer,) um die eine durch die andere zu veredeln oder um ein neues und besseres Geschlecht zu erzeugen? Die Lehre, die hier bekämpft wird, hat keinen Sinn, wenn sie nicht dem Interesse der Völker entspricht. Aber man nehme z. B. eine Karte des heutigen Europa, man versuche eine Vertheilung des europäischen Bodens nach seiner Gestalt und Figur, und man wird zu Resultaten gelangen, welche mit dem Zwecke dieser Vertheilung geradezu im Widerspruche stehn. Allerdings ist es für einen Staat vortheilhaft, wenn sein Gebiet natürliche Grenzen hat. Aber, wenn man den Erdboden in dem Interesse der Staaten vertheilen dürfte und wollte, hätte man sonst nichts zu berücksichtigen, als den Ländern natürliche Grenzen, in der oben bestimmten Bedeutung zu geben? Ist nicht z. B. auch die Figur des Staatsgebietes (ob diese die Kreisgestalt oder die Gestalt eines Viereckes ist u. s. w.) etwas? Uebrigens kann ja die Befestigungskunst den Mangel an natürlichen Grenzen wenigstens in einem gewissen Grade ergänzen. (Meister in der Kunst, die Landesgrenze zu befestigen, waren die Römer. Doch ist der Werth dieser Kunst durch die Beschaffenheit der Angriffsmittel bedingt.)

Wenn auch die Natur die Wohnplätze der Menschen an einigen Orten der Erde durch Landmarken (durch Gebirgszüge oder durch Wüsten,) geschieden und gesondert hat, so sind diese noch nirgends von der Art, daß sie dem Verkehr zu Lande unübersteigliche Hindernisse in den Weg legten. Meist hat die Natur sogar besondere Veranstaltungen getroffen, um den Menschen das Ueberschreiten dieser Landmarken zu erleichtern. Die Gebirgszüge sind durch Absätze oder Flußbetten unterbrochen; in den Wüsten liegen fruchtbare Inseln, die Oasen; zur Beschiffung dieser Sandmeere schenkte die Natur den Menschen das

Schiff der Wüste, das Kameel. Auch die Macht der Menschen über die Außenwelt vermag in einem gewissen Grade über die Schwierigkeiten zu gebieten, welche jene Landmarken dem Verkehre entgegensetzen; jedoch am wenigsten über die Unwirthbarkeit der Wüsten. Das dürfte z. B. eine von den Ursachen seyn, warum die Völker des inneren Afrika nie vom Norden her in dem Besitze ihrer uralten Wohnsitze gestört worden zu seyn scheinen.

So klein auch unsere Erde, verglichen mit andern Weltkörpern ist, so ist doch der Flächenranm, über welchen das Menschengeschlecht verbreitet ist, im Verhältniß zu der Beweglichkeit der Menschen noch immer so groß, daß schon deßwegen der Gedanke, als könnte das Menschengeschlecht dereinst eine einzige große Gesellschaft bilden, welche durch eine allgemein verbreitete, wahrhaft menschliche Kultur und Civilisation der Idee der Menschheit entspräche, zu den leeren Träumen oder zu den frommen Wünschen zu gehören scheint, so gewiß auch dieser Gedanke zu den erhabensten gehört, welche der Mensch zu fassen im Stande ist. Aber gerade in dieser Beziehung vermag der Mensch seine Macht über die Außenwelt zu beurkunden; er vermag selbst über Raum und Zeit zu gebieten. Gerade in dieser Beziehung hat die europäische Menschheit in den neuesten Zeiten, — durch die Anwendung des Dampfes als einer Schiffe und Wagen bewegenden Kraft, durch die Erfindung der Eisenbahnen, durch die Versuche in der Luftschwimmkunst, — Fortschritte gemacht, welche von der Vorwelt nicht geahndet, der Nachwelt die Aussicht auf noch größere Fortschritte eröffnen. Diese Erleichterung des Verkehres unter den Menschen, ob sie wohl nur auf das Interesse des Handels und das des gesellschaftlichen Umganges berechnet zu seyn scheint, ist dennoch zugleich den höchsten Zwecken der Menschheit förderlich. Nur darf man in der Geschichte der Menschheit nicht nach Jahrzehnten, ja nicht einmal nach Jahrhunderten zählen.

Alexander von Humboldt.

I. Das Leben in der Schöpfung.

(1805.)

Wenn der Mensch mit regsamem Sinne die Natur durchforscht, oder in seiner Phantasie die weiten Räume der organischen Schöpfung mißt, so wirkt unter den vielfachen Eindrücken, die er empfängt, keiner so tief und mächtig als der, welchen die allverbreitete Fülle des Lebens erzeugt. Ueberall, selbst am beeisten Pol, ertönt die Luft von dem Gesange der Vögel, wie von dem Sumsen schwirrender Insekten. Nicht die unteren Schichten allein, in welchen die verdichteten Dünste schweben, auch die oberen ätherisch-reinen, sind belebt. Denn so oft man den Rücken der peruanischen Cordilleren, oder, südlich vom Leman-See, den Gipfel des weißen Berges bestieg, hat man selbst in diesen Einöden noch Thiere entdeckt. Am Chimborazo, fast zweimal höher als der Aetna, sahen wir Schmetterlinge und andere geflügelte Insekten. Wenn auch, von senkrechten Luftströmen getrieben, sie sich dahin, als Fremdlinge, verirrten, wohin unruhige Forschbegier des Menschen sorgsame Schritte leitet; so beweiset ihr Daseyn doch, daß die biegsamere animalische Schöpfung ausdauert, wo die vegetabilische längst ihre Gränze erreicht hat. Höher als der Kegelberg von Teneriffa auf den schneebedeckten Rücken der Pyrenäen gethürmt; höher, als alle Gipfel der Andeskette, schwebte oft über uns der Cundur, der Riese unter den Geyern. Raubsucht und Nachstellung der zartwolligen Vikumas, welche gemsenartig und heerdenweise in den

beschneiten Grasebenen schwärmen, locken den mächtigen Vogel in diese Region.

Zeigt nun schon das unbewaffnete Auge den ganzen Luftkreis belebt, so enthüllt noch größere Wunder das bewaffnete Auge. Räderthiere, Brachionen und eine Schaar mikroskopischer Geschöpfe heben die Winde aus den trocknenden Gewässern empor. Unbeweglich und in Scheintod versenkt, schweben sie in den Lüften, bis der Thau sie zur nährenden Erde zurückführt, die Hülle löst, die ihren durchsichtigen wirbelnden Körper einschließt, und (wahrscheinlich durch den Lebensstoff, den alles Wasser enthält) den Organen neue Erregbarkeit einhaucht.

Neben den entwickelten Geschöpfen trägt der Luftkreis auch zahllose Keime künftiger Bildungen, Insekten-Eier und Eier der Pflanzen, die durch Haar- und Feder-Kronen zur langen Herbstreise geschickt sind. Selbst den belebenden Staub, den, bei getrennten Geschlechtern, die männlichen Blüthen ausstreuen, tragen Winde und geflügelte Insekten über Meer und Land den einsamen weiblichen zu. Wohin der Blick des Naturforschers dringt, ist Leben, oder Keim zum Leben, verbreitet.

Dient aber auch das bewegliche Luftmeer, in das wir getaucht sind, und über dessen Oberfläche wir uns nicht zu erheben vermögen, vielen organischen Geschöpfen zur nothwendigsten Nahrung; so bedürfen dieselben dabei doch noch einer gröberen Speise, welche nur der Boden dieses gasförmigen Oceans darbietet. Dieser Boden ist zwiefacher Art. Den kleineren Theil bildet die trockene Erde, unmittelbar von Luft umflossen; den größern Theil bildet das Wasser, vielleicht einst vor Jahrtausenden durch elektrisches Feuer aus luftförmigen Stoffen zusammengenommen, und jetzt unaufhörlich in der Werkstatt der Wolken, wie in den pulsirenden Gefässen der Thiere und Pflanzen, zersetzt.

Unentschieden ist es, wo größere Lebensfülle verbreitet sey, ob auf dem Continent, oder in dem unergründeten Meere. In diesem erscheinen gallertartige Seegewürme, bald lebendig, bald abgestorben, als leuchtende Sterne. Ihr Phosphorlicht wandelt

die grünliche Fläche des unermeßlichen Oceans in ein Feuermeer um. Unauslöschlich wird mir der Eindruck jener stillen Tropen-Nächte der Südsee bleiben, wo aus der duftigen Himmelsbläue das hohe Sternbild des Schiffes und das gesenkt untergehende Kreuz ihr mildes planetarisches Licht ausgoßen; und wo zugleich in der schäumenden Meeresfluth die Delphine ihre leuchtenden Furchen zogen.

Aber nicht der Ocean allein, auch die Sumpfwasser verbergen zahllose Gewürme von wunderbarer Gestalt. Unserem Auge fast unerkennbar sind die Cyclidien, die gefranzten Trichoden und das Heer der Naiden, theilbar durch Aeste, wie die Lemna, deren Schatten sie suchen. Von mannichfaltigen Luftgemengen umgeben, und mit dem Lichte unbekannt, athmen die gefleckte Askaris, welche die Haut des Regenwurms, die silberglänzende Leukophra, welche das Innere der Ufer-Naide, und ein Pentastoma, welches die weitzellige Lunge der tropischen Klapperschlange bewohnt. So sind auch die verborgensten Räume der Schöpfung mit Leben erfüllt. Wir wollen hier bescheiden bei den Geschlechtern der Pflanzen verweilen; denn auf ihrem Daseyn beruht das Daseyn der thierischen Schöpfung. Unablässig sind sie bemüht, den rohen Stoff der Erde organisch an einander zu reihen, und vorbereitend, durch lebendige Kraft, zu mischen, was nach tausend Umwandlungen zur regsamen Nervenfaser veredelt wird. Derselbe Blick, den wir auf die Verbreitung der Pflanzendecke heften, enthüllt uns die Fülle des thierischen Lebens, das von jener genährt und erhalten wird.

Ungleich ist der Teppich gewebt, den die blüthenreiche Flora über den nackten Erdkörper ausbreitet; dichter, wo die Sonne höher an dem nie bewölkten Himmel emporsteigt; lockerer gegen die trägen Pole hin, wo der wiederkehrende Frost bald die entwickelte Knospe tödtet, bald die reifende Frucht erhascht. Doch überall darf der Mensch sich der nährenden Pflanzen erfreuen. Trennt im Meeresboden ein Vulkan die kochende Fluth, und schiebt plötzlich (wie einst zwischen den griechischen Inseln) einen

schlackigen Fels empor; oder erheben (um an eine friedlichere Naturerscheinung zu erinnern) die einträchtigen Lithophyten ihre zelligen Wohnungen, bis sie nach Jahrtausenden über den Wasserspiegel hervorragend absterben, und ein flaches Corallen-Eiland bilden: so sind die organischen Kräfte sogleich bereit, den todten Fels zu beleben. Was den Samen so plötzlich herbeiführt: ob wandernde Vögel, oder Winde, oder die Wogen des Meeres, ist bei der großen Entfernung der Küsten schwer zu entscheiden. Aber auf dem nackten Steine, sobald ihn zuerst die Luft berührt, bildet sich in den nordischen Ländern ein Gewebe sammtartiger Fasern, die dem unbewaffneten Auge als farbige Flecken erscheinen. Einige sind durch hervorragende Linien bald einfach, bald doppelt begränzt; andere sind in Furchen durchschnitten und in Fächer getheilt. Mit zunehmendem Alter verdunkelt sich ihre lichte Farbe. Das fernleuchtende Gelb wird braun, und das bläuliche Grau der Leprarien verwandelt sich nach und nach in ein staubartiges Schwarz. Die Gränzen der alternden Decke fließen in einander, und auf dem dunkeln Grunde bilden sich neue zirkelrunde Flechten von blendender Weiße. So lagert sich schichtenweise ein organisches Gewebe auf das andere, und wie das sich ansiedelnde Menschengeschlecht bestimmte Stufen der sittlichen Cultur durchlaufen muß, so ist die allmählige Verbreitung der Pflanzen an bestimmte physische Gesetze gebunden. Wo jetzt hohe Waldbäume ihre Gipfel luftig erheben, da überzogen einst zarte Flechten das erdenlose Gestein. Laubmoose, Gräser, krautartige Gewächse und Sträucher füllen die Kluft der langen, aber ungemessenen Zwischenzeit aus. Was im Norden Flechten und Moose, das bewirken in den Tropen Portulaca, Gomphrenen und andere niedrige Uferpflanzen. Die Geschichte der Pflanzendecke und ihre allmählige Ausbreitung über die öde Erdrinde, hat ihre Epochen, wie die Geschichte des spätern Menschengeschlechts.

II. Die Tropengewächse.

Es wäre ein Unternehmen, eines großen Künstlers werth, den Charakter aller dieser Pflanzengruppen nicht in Treibhäusern, oder in den Beschreibungen der Botaniker, sondern in der großen Tropen-Natur selbst, zu studiren. Wie interessant und lehrreich für den Landschaftsmaler wäre ein Werk, welches dem Auge die aufgezählten sechzehn Hauptformen, erst einzeln, und dann in ihrem Contraste gegen einander, darstellte. Was ist malerischer, als baumartige Farrenkräuter, die ihre zartgewebten Blätter über die mexikanischen Lorbeereichen ausbreiten! Was reizender, als Pisanggebüsche von hohen Bambusgräsern umschattet! Dem Künstler ist es gegeben, die Gruppen zu zergliedern, und unter seiner Hand löst sich (wenn ich den Ausdruck wagen darf) das große Zauberbild der Natur, gleich den geschriebenen Werken der Menschen, in wenige einfache Züge auf!

Am glühenden Sonnenstrahl des tropischen Himmels gedeihen die herrlichsten Gestalten der Pflanzen. Wie im kalten Norden die Baumrinde mit dürren Flechten und Laubmoosen bedeckt ist, so beleben dort Cymbidium und duftende Vanille den Stamm der Anacardien und der riesenmäßigen Feigenbäume. Das frische Grün der Pothosblätter und der Dracontien contrastirt mit den vielfarbigen Blüthen der Orchideen. Rankende Bauhinien, Passifloren und gelbblühende Banisterien umschlingen den Stamm der Waldbäume. Zarte Blumen entfalten sich aus den Wurzeln der Theobroma, wie aus der dichten und rauhen Rinde der Crescentien und der Gustavia. Bei dieser Fülle von Blüthen und Blättern, bei diesem üppigen Wuchse und der Verwirrung rankender Gewächse, wird es oft dem Naturforscher schwer zu erkennen, welchem Stamme Blüthen und Blätter zugehören. Ein einziger Baum mit Paullinien, Bignonien und Dendrobium geschmückt, bildet eine Gruppe von

Pflanzen, welche, von einander getrennt, einen beträchtlichen Erdraum bedecken würden.

In den Tropen sind die Gewächse saftstrotzender, von frischerem Grün, mit größeren und glänzenderen Blättern geziert, als in den nördlichern Erdstrichen. Gesellschaftlich lebende Pflanzen, welche die europäische Vegetation so einförmig machen, fehlen am Aequator beinahe gänzlich. Bäume, fast zweimal so hoch als unsere Eichen, prangen dort mit Blüthen, welche groß und prachtvoll wie unsere Lilien sind. An den schattigen Ufern des Magdalenenflusses in Süd-Amerika wächst eine rankende Aristolochia, deren Blume, von vier Fuß Umfang, sich die indischen Knaben in ihren Spielen über den Scheitel ziehen. Im südindischen Archipel hat die Blüthe der Rafflesia fast drei Fuß Durchmesser und wiegt 14 Pfund.

Die außerordentliche Höhe, zu welcher sich unter den Wendekreisen nicht blos einzelne Berge, sondern ganze Länder erheben, und die Kälte, welche Folge dieser Höhe ist, gewähren dem Tropen-Bewohner einen seltsamen Anblick. Außer den Palmen und Pisanggebüschen umgeben ihn auch die Pflanzenformen, welche nur den nordischen Ländern anzugehören scheinen. Cypressen, Tannen und Eichen, Berberissträucher und Erlen (nahe mit den unsrigen verwandt) bedecken die Gebirgsebenen im südlichen Mexico, wie die Andeskette unter dem Aequator. So hat die Natur dem Menschen in der heißen Zone verliehen, ohne seine Heimath zu verlassen, alle Pflanzengestalten der Erde zu sehen; wie das Himmelsgewölbe von Pol zu Pol ihm keine seiner leuchtenden Welten verbirgt.

Diesen und so manchen andern Naturgenuß entbehren die nordischen Völker. Viele Gestirne und viele Pflanzenformen, von diesen gerade die schönsten (Palmen und Pisanggewächse, baumartige Gräser und feingefiederte Mimosen), bleiben ihnen ewig unbekannt. Die krankenden Gewächse, welche unsere Treibhäuser einschließen, gewähren nur ein schwaches Bild von der Majestät der Tropenvegetation. Aber in der Ausbildung un-

serer Sprache, in der glühenden Phantasie des Dichters, in der darstellenden Kunst der Maler, ist eine reiche Quelle des Ersatzes geöffnet. Aus ihr schöpft unsere Einbildungskraft die lebendigen Bilder einer exotischen Natur. Im kalten Norden, in der öden Heide, kann der einsame Mensch sich aneignen, was in den fernsten Erdstrichen erforscht wird, und so in seinem Innern eine Welt sich schaffen, welche das Werk seines Geistes, frei und unvergänglich, wie diese, ist.

E. M. Arndt.

I. Leben auf der Insel Rügen vor 65 Jahren.

(1840.)

Es war auf der Insel Rügen damals noch die Zeit des ungestörten christlichen Glaubens, und meine guten Aeltern und die Base Sofie, meiner Mutter jüngste Schwester, welche mit uns lebte, waren treue fromme Menschen. Sie hatten in dem Magister Stenzler, dem Großvater des jetzigen Professors Stenzler in Breslau, Pastor in Garje, einen vorzüglichen Prediger und Seelsorger. Keinen Sonntag ward die Kirche ohne den gültigsten Grund versäumt, bei schlechtem Wetter hingefahren, bei schönem und im Sommer hingegangen, wo der Vater denn seine älteren Buben neben sich herlaufen ließ. Diese durften aber auch bei keiner Katechismusprüfung in der Nachmittagskirche nicht fehlen, sondern mußten zum zweiten Mal über Feld laufen. Wann der Vater dann nicht mitging, so gab er uns seinen alten Großknecht zum Führer, einen christlichen biblischen Mann, Jakob Nimmo mit Namen, der mein besonderer Beschützer war. Weil ich kleiner zehnjähriger Junge mich nämlich damals eines sehr guten Gedächtnisses erfreute und großen Eifer und viel Belesenheit in der Heiligen Schrift hatte, so prangte ich durch die Stelle, die mir der Herr Magister eingab, bei der Kinderprüfung in der Kirche an der obersten Stelle, und hatte viel größere Jungen und Dirnen, unter andern auch meinen älteren Bruder Karl und ein paar große Fräulein mit mächtigen Lockengerüsten, eine von der Lanken und eine von Barnekow unter mir. Weil

ich nun bei'm Aufsagen und Vorlesen große Zuversicht hatte und es da, wie blöd ich sonst auch war, wie aus einer Trompete aus mir herausklang, so rechnete der alte treue Jakob sich das gleichsam zu seiner Ehre an, und ging wie triumphirend mit mir zu Hause.

Frühling und Sommer gingen freilich nicht ganz ohne Schule hin, indessen war die Schule unter den Gespielen in Feld und Wald und auf Wiesen und Haiden und unter Blumen und Vögeln wohl die beste. Doch ließ der Vater uns nicht immer bloß wild und wie auf's liebe Ungefähr herumlaufen, sondern wußte es meistens so einzurichten, daß wir bei dem Herumspringen und Herumspielen irgend etwas auszurichten und zu bestellen hatten. In der Zeit aber, wo auf dem Lande alle Hände angestrengt zu werden pflegen, mußten wir älteren Buben nach unsern kleinen Kräften auch schon mit heran, nämlich in der Zeit der Saat und der Aerndte, vorzüglich in der letzteren. Da ward ich wohl zuweilen ein göttlicher Sauhirt oder Kuhhirt und mein Bruder Karl, der Rossetummler, der eigentlich den mir abgestrittenen Namen Philipp hätte haben sollen, ein flinker Rossehüter. Ich ärndtete wegen meiner sorgsamen Gewissenhaftigkeit nicht miszuhüten auch hier Lob ein, und noch leuchten mir die ersehnten leuchtenden Abendröthen, wo ich fröhlich meine Kuhheerde in den Hof trieb und dann geschwind in der Dämmerung noch auf einen Apfel- oder Kirsch-Baum kletterte, wo ich süße Beute für mich wußte. Meistens aber hatte die freundliche Base Sofie schon für mich gepflückt und aufgehoben.

Unser gewöhnliches Kinderhausleben ward durch die Sitte der damaligen Zeit, durch die Umstände der Familie und durch den Karakter der Aeltern bestimmt. Die Sitte war damals beides feierlich und streng, und Kinder und Gesinde wurden bei aller Freundlichkeit und Gutherzigkeit der Aeltern und Herrschaften immer im gehörigen Abstande gehalten. Es ward selbst in den untern Ständen im Allgemeinen eben so sehr, als man sich jetzt

lotterig und ungezogen gehen läßt, nach einer gewissen Vornehmigkeit und Zierlichkeit gestrebt. Der Vater war von Natur zu gleicher Zeit heftig und lebhaft und freundlich und mild, tummelte und beschäftigte die Jungen meist draußen herum, im Hause aber überließ er sie, wie es in diesem Alter seyn mußte, fast ganz der Mutter. Die Mutter war von Karakter ernst und ruhig und eine Seele, die auf Schein und Genuß gar keinen Werth legte, auch kein Bedürfniß davon hatte. Diese Frau, welche ihre irdischen Sorgen und Geschäfte so treu und eifrig erfüllte, lebte doch fast wenig von irdischer Luft und irdischem Stoff. Kein Kaffee, kein Wein noch Thee ist fast jemals über ihre Lippen gekommen, Fleisch hat sie wenig berührt, sondern sich von Brod, Butter, Milch und Obst ernährt. Dieses mäßige Leben ward auch für die Kinder zur Regel gemacht, und wir älteren Bursche sind fast streng erzogen worden. Eben so wenig ward uns in Beschuhung und Bekleidung Weichlichkeit gestattet. War bei einem Nachbar, auch wohl bei einem Freunde, der wohl auf einer Meile Entfernung von uns wohnte, etwas zu bestellen, der Vater schrieb das Briefchen, das zahme Rößlein ward gesattelt, der Junge drauf gesetzt, und ohne Mantel und Ueberrock, es mogte Sonnenschein oder Regen und Schneegestöber seyn, mußte er mit seinem Gewerb fortgaloppiren. Ja der Vater noch jung und kräftig, fühlte mit unserer Pimplichkeit kein weichliches Mitleid. Fuhr er im Winter Stunden weit mit klingendem Einspänner-Schlitten zu Verwandten oder Freunden, so mußten die älteren Buben zur Seite oder hinten aufhucken, und, wenn sie fror, nebenbei springen, um sich zu erwärmen. Ja, mich erinnert's, wie ich als ein Junge von neun oder zehn Jahren im fremden Hause auf einem Stuhl oder Bett eingeschlafen lag, während die Männer Karten spielten; wie der Vater mich dann um elf oder zwölf Uhr Nachts aufrüttelte und ich schlaftrunken in den Schlitten hinaus mußte; wie er dann zum Spaß recht absichtlich mehrmals umwarf, daß ich mich im Schnee umkehren mußte; wie ich denn auch immer alert seyn mußte,

wenn wir durch Koppeln und Dörfer kamen, die Schlagbäume zu öffnen. Wehe mir, wenn ich, mich aus dem Schnee herauswühlend, eine weibisch plinsende Gebärde gezeigt hätte!

Was nun Beschädigungen, Zerreißungen und Verletzungen an Kleidern und Leibern und andre dergleichen Nöthe betraf, welche die Jugend sich selbstwillig oder gar muthwillig ohne Auftrag zugezogen hatte, so mogte sie zusehen, sie vor den Augen des Vaters zu verstecken, geschweige, daß sie bei ihm Hülfe oder Mitleid hätte suchen können. Kam dergleichen zufällig vor sein Angesicht, so ward neben Schmerz und Noth Muthwille und Unvorsichtigkeit noch gebührlich gezüchtigt. Böse Fälle von Bäumen oder Pferden, Versinkungen und Wiederherausreißungen in Wasser und unter Eis, wie alltäglich waren solche Geschichten! Ich erinnere mich, daß ich eines Tages, als Ohm Schumacher aus Stralsund und Magister Stenzlers nebst vielen Damen bei uns waren und wir Kinder unsre Sonntagskleider angezogen hatten, auf dem Teiche an der Bleiche durchs Eis einbrach und schon einmal versunken war, als mein Bruder Karl mich bei'm Schopf faßte und herauszog. Ich machte mich nun mit den nassen triefenden Kleidern in die Gesindestube, wo ich an dem warmen Ofen meine Oberfläche leidlich abtrocknete. In diesem Zustande mußte ich, als es dunkel geworden, in dem Gesellschaftszimmer erscheinen. Die Männer spielten L'hombre; die Frauen saßen am Theetisch und eine las aus dem Siegwart vor; und ich Armer stand scheu und bange, irgendwie berührt oder befühlt zu werden, an der dunkeln Ofenecke, so sehr als möglich vom Lichte abgekehrt, und blinzelte über die Schultern der Frauen zuweilen mit auf die Bilder des Romans, aber meine Seele zagte und mein Leib zahnklappte. Da erschien meine Retterin, die gute Tante Sofie; sie fühlte zufällig meinen nassen Rock, zog mich in's Nebenzimmer, erfuhr mein ganzes nasses Abentheuer und erbarmte sich meines Elends. Flugs ward ich ausgekleidet, mit einem warmen Hemd angethan, und so in's Bett. Die nassen Kleider wurden getrocknet und geebnet, und

den andern Morgen erschien ich zierlich und wohlgemuth wieder in der Gesellschaft. Die Base aber hatte unter dem Titel von Zahnweh, wovon ich als Kind schon genug geplagt worden bin, mein Wegschleichen entschuldigt.

Ich habe eben gesagt, daß damals alles nach einer gewissen Vornehmigkeit und Zierlichkeit strebte. Dies ging durch alle Klassen durch bis zu denen hinab, welche an die alleruntersten gränzen. Mein Vater war der Sohn eines Hirten, ein Freigelassener, der bei einem großen Herrn gedient und durch die Gunst der Umstände sich ein bischen aus dem Staube herausgebildet hatte. Er war ein schöner stattlicher Mann und hatte sich durch Reisen und Verkehr mit Gebildeten so viel Bildung zugeeignet, als ein Ungelehrter damals in Deutschland überhaupt gewinnen konnte. Er war an Verstand und Lebensmuth Vielen überlegen, und war in vielen Dingen geschickter, schrieb sein Deutsch und seinen Namen richtiger und schöner, als die meisten Landräthe und Generale jener Zeit. Kurz, er war ein hübscher anständiger Mann, wenigstens für das Ländchen Rügen, wie die Menschenkinder dort damals mit einander verkehrten, und hielt mit den würdigsten Geistlichen, Beamten und kleineren Edelleuten der Nachbarschaft Umgang. Man behalf sich da, wie die arme Zeit, wo alles äußerst wohlfeil und das Geld also sehr theuer war, mit der leichten nordischen Gastlichkeit, welche in unserer Landschaft durch die schwedischen Sitten, woran sie sich in anderthalb Jahrhunderten hatte gewöhnen müssen, vielleicht im ganzen Norddeutschland die frohherzigste war. In Jagd, Spiel und Verkehr ging alles auf das freundschaftlichste und herzigste mit einander um. Von den Geistlichen waren die Herren Stenzler und Krüger, von den benachbarten Edelleuten einige von Kahlden vom Zubar und ein von der Lanken öfter in unserm Hause. Mein frommer und freundlicher alter Christengel von Wotke war leider schon seit einigen Jahren wieder in sein hinterpommersches Kassubien gezogen.

Versteht sich, daß die Jungen des Pächters Ludwig Arndt

Pächterjungen blieben, arme kleine Geelschnäbel, die in eigengemachten Jäckchen und Höschen und in geflickten Schnürstiefelchen vor den Herren ihre Bücklinge machen mußten. Aber die armen Schelme mußten doch schon ihre Bücklinge machen, und wie! Bei alltäglichen Gelegenheiten ging es alltäglich her, aber bei festlichen Gelegenheiten, bei Feierschmäusen, Hochzeiten u. s. w. was waren das für Anstalten und Zurüstungen auch bei so kleinen Leuten, als die Meinigen waren! Ich erzähle aus den Jahren 1770 und 1780. Also stehe es!

Es ging bei solchen Gelegenheiten in dem Hause eines guten Pächters oder eines schlichten Dorfpfarrers ganz eben so her, wie in dem eines Barons oder Herrn Majors Von, mit derselben Feierlichkeit und Verzierung des Lebens; aber freilich steifer und ungelenker, also lächerlicher und alberner. Es war nur der Parukenstil oder der heuchlerisch wälsch und jesuitisch verzierlichte und vermanierlichte Schnörkel- und Arabeskenstil, der von Ludwig dem Vierzehnten bis an die französische Umwälzung hinab gedauert hat. Noch lächelt mir's im Herzen, wenn ich der Putzzimmer der damaligen Zeiten gedenke. Langsam feierlich mit unlieblichen Schwenkungen und Knicksungen bewegte sich die rundliche Frau Pastorin und Pachterin mit ihren Mamsellen Töchtern gegen einander, um die Hüften wulstige Poschen geschlagen, das oft falsche dicht eingepuderte Haar zu drei Stockwerken Locken aufgethürmt, die Füße auf hohen Absätzen chinesisch in die engsten Schuhe eingezwängt, wacklicht einhertrippelnd. Die Männer nach ihrer Weise eben so steif, aber doch tüchtiger. Bei diesen hatten die großen Bilder des siebenjährigen Krieges den wälschen Geschmack etwas durchbrochen. Man mogte mit Recht sagen, es waren die komischen Transfigurationen Friedrichs des Zweiten und seiner Helden. Mächtige Stiefeln bis über die Kniee aufgezogen, schwere silberne Sporen daran, um die Kniee weiße Stiefelmanschetten, in den Händen ein langes spanisches Rohr mit vergoldetem Knopf, ein großer dreieckiger Hut über den steif einpomadirten und eingewächseten Locken und der langen Haarpeitsche —

da war doch noch etwas Männliches darin. — Und die Jungen? Selbst diese kleinen unbedeutenden Kreaturen mußten schon mit heran. O es war eine schreckliche Kopfmarter bei solchen Festlichkeiten. Oft bedurfte es einer vollen ausgeschlagenen Stunde, bis der Zopf gesteift und das Toupet und die Locken mit Wachs, Pomade, Nadeln und Puder geglättet und aufgethürmt waren. Da ward, wenn drei, vier Jungen in der Eile fertig gemacht werden sollten, mit Wachs und Pomade drauf geschlagen, daß die hellen Thränen über die Wangen liefen. Und wann die armen Knaben nun in die Gesellschaft traten, mußten sie bei jedermänniglich, bei Herren und Damen, mit tiefer Verbeugung die Runde machen und Hand küssen.

Das Possierlichste bei diesen Abkonterfeiungen und Nachkonterfeiungen des feinen und vornehmen Lebens war noch der Gebrauch der hochdeutschen Sprache, welcher damals in jenem Inselchen auch für etwas Ueberaußes und Ungemeines galt und auch wohl gelten mußte, weil Wenige damit ordentlich umzugehen verstanden, ohne dem Dativ und Akkusativ in einer Viertelstunde wenigstens einige hundert Maulschellen zu geben. Es gehörte nämlich unerläßlich zum guten Ton, wenigstens die ersten fünf bis zehn Minuten der Eröffnung und Versammlung einer Gesellschaft hochdeutsch zu radbrechen; erst wann die erste Hitze der feierlichen Stimmung abgekühlt und die ersten Beklemmungen, welche der Ueberfluß von Komplimenten verursacht, über einer Tasse Kaffee verseufzet waren, stieg man wieder in den Alltagssocken seines gemüthlichen Plattdeutsch hinunter. Auch französische Brocken wurden hin und wieder ausgeworfen, und ich weiß, wie ich mich in mir erlächelte, als ich das Wälsche ordentlich zu lernen anfing, wenn ich an das **Wun Schur! Wun Schur! (Bon jour)** und **à la Wundör! (à la bonheur)**, oder an die **Fladrun (flacon)**, wie das gnädige Fräulein B. ihre Wasserflasche nannte, zurückdachte, und wie die Jagdjunker und Pächter, wann sie zu Roß zusammenstießen, sich mit solchen ähnlichen Floskeln zu begrüßen und vornehm zu bewerfen pflegten.

II. Portrait des Freiherrn vom Stein.

(1831 und 1840.)

Ueber jeden öffentlichen Mann, der in bedeutendsten Verhältnissen und außerordentlichster Zeit gelebt und gewirkt hat, müssen die verschiedensten Urtheile ergehen, zumal wenn seine ganze Persönlichkeit und Eigenthümlichkeit ein sehr ausgezeichnetes Gepräge trug. Auch dies hat der Selige erfahren, um so mehr erfahren, je mehr die Zeit selbst in den schärfsten Gegensätzen steht. So ist es geschehen, und dieser in seinem ganzen Wesen Festeste und ihm selbst Aehnlichste ist wohl gar der Veränderliche und Ungleiche genannt worden, so daß die Einen ihn als zu freisinnig, ja als neuerungssüchtig, die Andern als zu aristokratisch gesinnt und das Alte vorliebend gescholten haben. Wir haben diesen großen und guten Mann gekannt mit seinen Tugenden und mit seinen Fehlern, die er nach dem Loose der menschlichen Gebrechlichkeit auch an sich trug. Auch er ist in der wechselvollen Zeit gleich andern Sterblichen mit Empfindungen und Ansichten oft hin und her bewegt worden, gewiß aber weniger als die meisten seiner Zeitgenossen; in seinen Gesinnungen und Grundsätzen aber ist er immer der Zuverlässige und Unwandelbare geblieben: was gut, tapfer, frei menschlich und christlich deutsch war, hat in Rede und That immer den wärmsten Freund, Vertheidiger und Lober in ihm gefunden; und wann die Spur seiner äußern Wirksamkeit, seiner äußern Werke und Thaten durch die ewig fortwandelnde und verwandelnde Zeit einst meist verwischt seyn wird, doch wird sein innerer Schatz, die Liebe, Treue und Hingebung für sein Volk und sein Vaterland, wird das Unsichtbare und Unbewußte, das unsterbliche, unvergängliche Abbild des geistigen Wirkens eines edlen und biedern Menschen, wie wir glauben und wissen, noch in dem Enkel und Urenkel des deutschen Volks fortleben und fortwirken.

Gott hatte ein feuriges, gewaltiges, muthiges Herz in seine Brust gelegt, ihn mit einer raschen blitzschnellen Auffassung, einem

kühnen geschwinden Verstande gerüstet: Geschwindigkeit, Kühnheit, Heftigkeit — das war er selbst. Er mußte fortstoßen, was ihm im Wege stand, niederreißen, was ihn in seinem Laufe aufhalten wollte — sehr schlimm, wenn diese großen aber auch gefährlichen Anlagen durch keine Anerkennung von Maaß, Zucht und Ordnung geregelt gewesen wären. Vor nichts zurückbeben, geschwindestes Handeln, regestes Schaffen war sein Element. Daß der Inhaber einer so feurigen und heftigen Natur sich nicht oft geirrt und zuweilen überlaufen haben sollte, darf nicht geläugnet werden; aber Erziehung der Menschen und Führung Gottes hatten sein Gemüth früh auf das Edle und Wahre gerichtet und machten die Fehler eines solchen Temperaments meistens bald wieder gut. Wie er geboren war, hätte er, um im besten Sinne einer großherzigen Natur in freiester Wirksamkeit sich entfalten zu können, immer in den ersten Stellen stehen müssen. Den gewöhnlichen Künsten, wodurch geherrscht und gewirkt wird, hat er sich nie bequemen können. Des Widerstandes war er ungeduldig und begriff meistens erst spät seine Nothwendigkeit. Widerspruch und Widerstreit der Gedanken und Worte hat niemand mehr gereizt und an Tüchtigen geachtet, als eben er. In solchem Kampf der Geister, nur geschwind und mit kurzen Blitzhieben mußte er geführt werden, fühlte er sich ganz in seinem Elemente. Heftig, auch hart ist er oft gewesen, gegen die Heuchler und Schurken unerbittlich, gegen Schwache und Blöde zuweilen verletzend; auch Zorn hat ihn übereilt; Groll und Rache aber hat sein edler Muth nie gekannt, und den Guten und Braven, gegen welche er durch ein geschwindes Urtheil oder ein rasches Wort je einmal gesündigt hatte, hat er laut oder still, durch Worte und mit dem Herzen, immer gern Wiedererstattung gethan. Wie sein ganzer Sinn in Deutschland und Preußen und in der Erinnerung und Hoffnung des geliebten Vaterlandes lebte und webte, wie er dafür den letzten Tropfen von Leben und Vermögen jeden Augenblick freudig geopfert hätte, so war der starke und helle Stahl seines Karakters auch ganz deutsch ausgeschmiedet.

An Wahrhaftigkeit, Redlichkeit, Offenheit hat kein Mensch ihn übertroffen; er sah und wandelte strack und gerad vor sich hin. Das war sein Glaube, daß durch Wahrheit, Einfalt und Redlichkeit alle Dinge allein gewonnen werden sollen und erhalten werden können, und daß kein Weg, der irgend krumm seyn muß, Segen bringe. Das war sein Spruch: Es darf nichts gethan werden, was nicht grad und offen gethan werden kann. Also: Offener Weg, hohe Zwecke, und reine Mittel zu den Zwecken. Und einen solchen Mann hat ein verächtlicher französischer Geldfeilscher und Späher, Namens Bourienne, sich erfrecht mit dem Argwohn zu beschatten, als sey er fähig gewesen, mit solchen zu zetteln, die auf schleichende Dolchstiche sinnen? Als ein Mann, dessen Lust im Schaffen und Hervorbringen bestehen sollte, sah er den Gegenstand, der ihn eben anzog, sogleich in seiner ganzen abgesonderten Schärfe, einzeln, eng, einseitig, und meinte wohl anfangs oft, ihn auch so machen und ausführen zu können. Erst allmälig und bei ruhigerer Betrachtung erweiterte und vergrößerte er sich vor seinen Blicken, und zeigte seine verschiedenen Seiten und Verhältnisse und die verwandten Beziehungen. So war er demnach bestellt, daß er nie von oben nach unten hinab, sondern immer von unten nach oben hinaufstieg, von dem Kleinen zum Großen, von dem Engen zum Weiten, vom Einzelnen zum Ganzen; die ideale Spitze der Dinge sah er erst, lange nachdem sie vollendet waren. Für alles, sobald es vollendet und fertig war, verlor er anfangs auch gänzlich die lebendige Theilnahme; es mußte gleichsam von der Zeit schon etwas berostet und bemoost seyn, damit er den Sonnenschein einer idealischen Liebe darauf zurückwerfen könnte.

Seinen Stand und die Vorzüge desselben erkannte und schätzte er; den alten deutschen Ritter, den weiland sendbar freien und unmittelbaren kaiserlichen Reichsmann fühlte er; auch theilte er manche Ansichten und Vorurtheile seines Standes mit seinen Genossen; und wenn er in der neuen Zeit frisch gehandelt und gelebt hat, so hat er schon durch die Zeit, worein seine Jugend-

bildung gefallen, einem Alter angehört, von dessen Art und Sitte bei den in dem letzten Jahrhundert Gebornen begreiflicher Weise kaum eine Ahnung seyn kann. Er fühlte seinen deutschen Ritter und den Stolz auf graue Ahnherren, alten Besitz und altes Geschlecht, aber er hatte diesen Ritter auch idealisirt. Ihm sollte der Edelmann seyn der Ewigrüstige, der Immergewappnete, der durch Rath und That für König und Vaterland Wirksame; ihm sollte der Landherr seyn der tapfere einfache Landmann, der erste Bauer, ein Beispiel von Arbeit, Ordnung, Sparsamkeit, Zucht, mit der Hand und mit dem Kopf und mit allen seinen Kräften der Gemeine, dem Kreise und der Landschaft angehörend. Und so war, lebte und wirkte der Mann auch, streng in seinen Grundsätzen, einfach in seinen Sitten, enthaltsam und mäßig in seinen Genüssen, sparsam in seiner Haushaltung, im Kleinen schonend, gewinnend, erhaltend, damit er im Großen und für große Zwecke stets viel zu verwenden hätte. Den faulen oder den in Eitelkeit und Zwecklosigkeit sein Leben hindämmernden Mann, den, der unter dem Schatten der Arbeiten und Verdienste der Ahnen blos des nichtigen Genusses pflegte, verachtete niemand mehr als er; den thätigen, brauchbaren, geschickten, ausgezeichneten Menschen jedes Standes sah der stolze Ritter in freudiger Anerkennung immer als seinen gebornen Gleichen an; ja so bescheiden war er, daß er sich jeden Augenblick unter jeden stellte, der ihn in irgend einer Sache oder irgend einem Geschäfte an Einsicht und Geschicklichkeit übertraf. Er hat immer nur das Achtungswürdige geachtet, und selbst auf die Dinge, welche meist nur im Schein zu bestehen scheinen, immer den Glanz einer höheren Ansicht und eines edleren Strebens gelegt. Hätten nur alle Edelleute solchen Ritterstolz! Wenn sein Leben durch Thatkraft und Handeln bedeutend gewesen ist, so war sein Wirken durch Geselligkeit und Mitleben in den gewöhnlichen menschlichen Kreisen und Verhältnissen, freilich auf eine unberechnenbare Weise, viel bedeutender. Er konnte von einer Lebendigkeit, Heiterkeit und Liebenswürdigkeit in der Unterhaltung und dem

Wortgefechte seyn, die alles Frische und Geistreiche mit einem unwiderstehlichen Zauber fortrissen, wenn aus der übersprudelnden Feuerfülle sein blitzender Witz und seine übermüthige Laune überströmten; in ernster Stimmung aber, wenn von hohen Verhältnissen und Angelegenheiten der Menschheit, wenn von Gegenständen der Religion und Tugend, wenn von dem Vaterlande und von seinem Heile geredet ward — mit welcher Macht ergoß sich dann dieses edle und stolze Gemüth für alles Schöne und Große begeisternd für jeden, der irgend einen Funken dafür in sich trug! Bei diesen, bei so ernsten Unterhaltungen, erschien der ganze tiefe und wehmüthige Ernst seines Wesens, das Hochtragische, das selbst in dem würdigsten Handeln und Wirken keine Genüge fand. Was geht hieraus hervor? Daß der Feurige und Starke doch auch ein sehr Milder und Weicher war, daß er, wie unten ein Mann des Muthes, so oben ein Mann des Glaubens war, daß in allem Irdischen und Menschlichen ihm tragisch immer die Endlichkeit und Vergänglichkeit vorschwebte: daher war er in seinem innersten Wesen von Herzen demüthig und bescheiden; daher hatte er den Glauben aller guten Menschen, daß der Mensch nichts könne ohne Gott, daß Gott die Welt regiere; daß auch der Weiseste und Größte wenig könne und ausrichte; daher war der Schmeichler und Heuchler, der Klügling und Dünkling, und jeder, der ruhmredig und ruhmthätig das Seine suchte und sich auf Künste der List etwas einbildete, vor ihm verloren. Ja, Stein glaubte an eine unsichtbare göttliche Weltregierung; er glaubte als ein frommer Christ an seinen Erlöser, und baute alle seine Hoffnung auf die durch ihn gewonnenen und verheißenen unvergänglichen Güter.. Er war ein gläubiger und fester Christ; darum war er ein dankbarer Sohn, ein zärtlicher Gatte und Vater, ein treuer Freund, ein streng sittlicher Hausherr und Hausvater, ein rastlos thätiger und arbeitsamer Bürger — und durch diesen seligen Glauben und durch die hochstrebende und überweltliche Richtung seines Sinnes, die ihn in keinem Augenblick seines inhaltvollen Lebens verlassen

hat, sind Eigenschaften und Anlagen, welche leicht in unbändigen Stolz und Trotz, und in übermenschliche Härte hätten ausarten können, für das Glück der Seinigen und das Heil des Vaterlandes zu allem Guten gewendet und zu fester Männlichkeit und würdiger Tapferkeit besänftigt und gemildert worden. Ewig daure das Gedächtniß des deutschen Biedermanns! Frisch stehe seine Tugend in dieser gewaltigen Zeit vor uns! damit wir wissen, wie wir handeln und leiden sollen, wann das Vaterland uns aufruft.

Woltmann.

Das Haus Brandenburg und seine Anfänge.

(1801.)

Ein Jahrhundert verfloß, seitdem ein neuer Stern unter den Königreichen Europa's aufging: immer strahlender zeigte er sich in seinem Lauf nach unwandelbaren Gesetzen. Vier Jahrhunderte sind vergangen; da stand ein großer Geist aus dem Hause Zollern als Schutzengel des Reichs der Deutschen und der Christenheit auf, und suchte den wilden Genius der Zeit zu zähmen, daß er nur Heil, nicht Verderben bringen sollte; bald empfing Ihn der Kurfürsten glänzende Reihe; nun ward in jener Mark, die eine Zeitlang ein Spiel der Herrscher gewesen war, eine Größe gegründet, in welcher die deutsche Verfassung und der Geist der Zeitalter, insofern Gerechtigkeit und Klugheit ihn billigten, ihre Burg fanden.

Jenes Streben für Erhalturg des Reiches der Deutschen und Bildung des Geistes der Zeiten ist hervorspringend im Charakter der erhabenen Ahnen Friedrich Wilhelms des Dritten. Die Geschichte verfolgt die Entwicklung desselben mit Begeisterung am Schlusse des ersten Jahrhunderts der preußischen Monarchie; denn in jenem doppelten Streben liegt eine der vorzüglichsten Ursachen ihrer gegenwärtigen Größe.

Das erste Erscheinen der Ahnen des Königlichen Hauses ist durch den Eifer bezeichnet, womit sie das bürgerliche Glück des deutschen Vaterlandes umfassen. Als Burggrafen von Nürnberg tragen sie die Fahne der Gerechtigkeit im Namen des Kaisers, und gewöhnen nicht nur im deutschen Oberlande, sondern auch

in der Schweiz und den niederländischen Provinzen den zügellosen Geist an die Satzungen der Rechte.

Allein das Ansehn der von den Altvordern überlieferten Gesetze, in deren Sinne die Burggrafen das Urtheil sprechen, will zum Schatten werden; aus allen seinen Fugen ist der Deutsche Staat gerissen; von tausend Fehdeschlössern schreit in jeder Gegend die Empörung wider jede rechtliche Ordnung. Eines der kräftigsten, geistvollsten und mächtigsten Geschlechter, welche je Kronen trugen, die Hohenstaufen, sind kaum zu Grunde gegangen, im Kampf mit dem Geiste des Pabstthums und der Fehde bei Fürsten, Rittern und den Bewohnern der Städte. Mit Schauer sagen sich die deutschen Großen, daß Konradins Haupt nicht in Neapel durch die Hand des Nachrichters gefallen wäre, wenn das kaiserliche Diadem nie im Hause der Hohenstaufen geglänzt hätte. Keiner wagt es mehr, das Schwert Karls des Großen zu fassen, und indem die erste Krone der Welt als ein Zeichen des Verderbens für ihren Besitzer betrachtet wird, will die deutsche Nation sich in die Barbarei der Völkerwanderungen zurückstürzen.

Da ergriff ein Graf von Zollern, Burggraf Friedrich von Nürnberg, vereint mit dem Kurfürsten von Mainz, voll verständiger Kühnheit, das Ruder, und rettete das beinahe zertrümmerte Reich. Er wußte, daß keiner von den großen deutschen Fürsten die Kaiserkrone annehmen würde; aber er wußte auch, daß in dieser allgemeinen Zerrüttung ein Kaiser das Heil der deutschen Nation und sein eigenes Ansehn mehr in seiner Weisheit und Standhaftigkeit, wie in der Macht seines Hauses finden müsse. Als ein Mann, welcher das menschliche Gemüth kannte, und klug den kleinsten Umstand für seinen Vortheil benutzte, als ein fehdelustiger Ritter, welcher den Krieg verstand, wiewohl auch diesen nur als ein Mittel berechnend, war ihm Graf Rudolf von Habsburg bekannt; und vorzüglich s e i n e Bemühung hob den verehrten Ahnherrn des österreichischen Hauses auf den Thron der Deutschen.

Durch manches rührt und nützet die Vergangenheit mit der Gegenwart verglichen; dem Deutschen ist es eines der gehaltvollsten

Schauspiele, wenn die Väter der großen deutschen Geschlechter, ohne Ahnung von dem künftigen Glanze, den künftigen Verhältnissen ihrer Häuser, sich traulich die Hand reichen, sich redlich einander erhöhn, um die Nation mit sich zu erheben.

Nicht bloß Habsburg hatte durch Hohenzollern zu Ansehn gelangen sollen, sondern in ihm das Gesetz.

Ein anderer Burggraf Friedrich von Nürnberg war es, welcher für Kaiser Ludwig von Baiern den Sieg entschied, als Oesterreich durch das Schwert die Kaiserkrone gewinnen wollte, wiewol die Mehrheit der Kurstimmen, also das Gesetz, für jenen entschieden. Friedrich der Schöne von Oesterreich hatte gesiegt; allein der Burggraf nahm ihm Sieg und Freiheit, und stellte ihn gefangen seinem Gegner dar.

Als Erhalter des Reichs der Deutschen zeigten sich die ältesten Vorfahren Friedrich Wilhelms des Dritten; aber den zweiten Zug im Charakter des brandenburgischen Hauses, daß der Geist der Zeit durch dasselbe nicht gehemmt, sondern noch mehr vorwärts getrieben werden solle, so lange er in seinem Bette ein heilbringender Strom bleibt, aber gedämmt werden müsse, sobald er seine Gränzen verheerend überschreitet, brachte Kurfürst Friedrich der Erste, der Gründer der brandenburgischen Macht, in das erhabene Geschlecht.

In seiner Kraft hat er sich erhoben, als ein neuer, jugendlich mächtiger Geist der Zeiten aus den Trümmern der Barbarei aufstand; und so schien selbst in dem Zeitpunkte, da er die Größe seines Hauses gründete, eine Vorbedeutung zu liegen, daß sie mit der heller werdenden Sinnesart zu gleicher Zeit geboren, mit derselben innigst verbunden wachsen werde, selten hinter ihr zurück, fast immer ihre Verherrlichung.

Wohl in jedem großen Herrscherhause, hat es wenigstens einen Fürsten gegeben, von welchem man gleichsam sagen kann, daß er ein vollkommner Repräsentant seines Volkes, wenigstens in einem bestimmten Zeitalter, gewesen; aber in den deutschen Fürstenhäusern erschienen bisweilen solche Heroen, welche den

Charakter, den ihr Geschlecht trägt oder tragen wird, und den Geist ihres Zeitalters, sogar der menschlichen Natur überhaupt, wie in einem idealischen Bilde vielmehr in sich darstellen, als die Eigenthümlichkeit ihrer Nation. Der vornehmste Grund dieser Erscheinung liegt darin, daß wir nach unserm politischen Daseyn, unsern Schicksalen von jeher, und selbst nach unserer geographischen Lage, der physischen Beschaffenheit unsers Landes und Himmels, nicht einen so bestimmten Nationalcharacter erhalten haben, wie andere gebildete Völker Europas.

Friedrich der Erste, Kurfürst von Brandenburg, eine Würde, die eigentlich seinen Verdiensten um Kaiser und Reich wurde, ist ein großes Beispiel jener Erfahrung. Als deutscher Patriot drückte er seinen Nachkommen den Eifer für Erhaltung des Reichs als einen tiefen Zug ein. Von dreißig Feldzügen, die sein kriegerisches Leben zählt, waren die meisten für Deutschland und die Christenheit, um den Andrang auswärtiger Feinde zurückzutreiben, und den innern Frieden zu befördern. Auf der Kirchenversammlung zu Kostnitz sprach er mit der Begeisterung eines hellen Denkers und Patrioten für jede zweckmäßige Verfügung, wodurch die Kirchenvenbesserung, vorzüglich zu Deutschlands Heil, vollbracht werden könnte. Als er die finstern Gedanken und eigennützigen Leidenschaften hier nicht zu bezwingen vermochte, wurde das Koncilium von Basel durch ihn beschlossen. Besonders vernahm man seine glühende Vaterlandsliebe, wenn er über die innern Quellen der politischen Schwäche der deutschen Nation sprach. Jener allgemeine Landfriede, jene neue richterliche Ordnung, jene Eintheilung des Reichs in Kreise, um den Kräften desselben gewisse Mittelpunkte zu geben, entstanden aus seinen Gedanken, freilich erst, da sein patriotisches Herz schon in Staub zerfallen war. Am glänzendsten aber erschien seine Liebe für das Land der Deutschen, als nach dem Tode des Kaisers Siegmund die Kurfürsten an sein Geschlecht die Kaiserkrone übertragen wollten. Er selbst war noch in der Blüthe des Lebens, vier kräftige Söhne umgaben ihn; die Mark Brandenburg und

seine fränkischen Besitzungen bildeten schon eine beträchtliche Macht; dennoch wies er das kaiserliche Diadem von sich, und krönte damit den Herzog Albrecht von Oesterreich, dessen Ländergruppe ihn vorzüglich geschickt machte und aufrief, auf das Koncilium zu Basel zum Besten der Christenheit und Deutschlands zu wirken, dieses wider die Polen zu schützen, und besonders wider die Türken, deren Macht nicht berechnet wäre, auf einem friedlichen Boden in bestimmten Gränzen zu gedeihen, sondern die Welt mit Unterjochung zu bedrohen. Friedrich der Erste war der Zweite unter den Ahnen der Könige von Preußen, welcher Habsburg auf den Kaiserthron erhob, einzig aus der Ueberzeugung, daß Deutschlands Heil es wolle.

Noch bewundernswürdiger als durch seine Thaten für Erhaltung und Wohl des deutschen Reichs, wird Friedrich der Erste durch seine Ansicht von dem Genius seines Zeitalters. Drei Eigenthümlichkeiten desselben stellten sich ihm vorzüglich dar. Ein Streben nach Ungebundenheit, die man Freiheit nannte, und welche mit hundert unbestimmten Bildern die bessern Seelen umgaukelte, mit zerstörender Leidenschaft das rohe Gemüth füllte, war in alle Stände gefahren, stürmte durch alle bürgerlichen Verhältnisse. Es war eigentlich noch der alte Fehdegeist des Mittelalters; aber politische Gedanken und Bedürfniß eines freiern gesellschaftlichen Lebens hatten sich mit ihm auf den Raub gelegt. Zweitens heischte der Geist der Zeit, und mit Recht, eine Verbesserung der kirchlichen Einrichtungen, aber verlor sich auch mit der Schwärmerei zu jenem Punkte, wo Gefühl und Einbildungskraft eines jeden über das Göttliche richten, und den kirchlichen Staat nach ihrer Laune gestalten wollen, um tyrannisch dem Gefühl, der Einbildungskraft Andrer zu gebieten. Drittens war im Zeitalter ein wichtiger Kampf zwischen den aufgewachten Wissenschaften und dem Rittergeiste, und hin und wieder erblickte man die wahrhaft göttliche Erscheinung, beide friedlich mit einander im Bunde. Die weltlichen Kurfürsten, denen Kaiser Karl der Vierte gelehrte Kultur fast zur Pflicht gemacht hatte, und

welche in diesen stürmischen Jahren kriegserfahrne Helden seyn mußten, mochten vorzüglich dahin streben, in jenen Bund aufgenommen zu werden.

Neben diesen Erscheinungen des Zeitalters ragte Friedrich mit Besonnenheit und Klarheit und Muth empor. Weit entfernt, das Streben nach einer unbekannten bürgerlichen Freiheit unterdrücken zu wollen, suchte er nur, es an Ehrfurcht gegen alte Rechte wieder fester zu knüpfen: ein Scheiterhaufen, in dessen Flammen alle bisherigen Satzungen geworfen wurden, war ihm zugleich ein Scheiterhaufen alles bürgerlichen Glücks und aller bürgerlichen Freiheit. Eindringender hat niemand über die Nothwendigkeit gereinigter kirchlichen Lehren und Einrichtungen geredet, als er, niemand unter den Fürsten gleich ihm dafür gehandelt; aber nichts fürchtete er mehr, als daß ein wilder Volkssinn sich in dieses große Geschäft, das Bedürfniß der Zeiten mischte. Er, welcher das Schrecken der Päbste und Prälaten auf den Kirchenversammlungen war, hat sich den größten Gefahren preisgegeben, um der Hussiten rasende Religionsfreiheit selbst durch Feuer nnd Schwert zu vertilgen. Endlich zeigte er in seinem eigenen Beispiele, wie der Kampf zwischen den Wissenschaften und dem Rittergeiste zum friedlichen Verein derselben gelenkt werden könne. Einer der schönsten und stärksten Ritter unter seinen Zeitgenossen, und vielleicht der gelehrteste Fürst; das Schwert wider den Türken gezückt in der einen Hand, den geliebten Dichter Petrarka und die Jahrbücher der Geschichte in der andern; für Gerechtigkeit und die ihr folgende Freiheit im bürgerlichen Leben, für Reinheit der Kirche begeistert, und zurückschauernd vor Frechheit gegen Staat und Religion: steht er da, ein idealisches Bild von den Hauptzügen des Zeitalters; und indem er neben dem Eifer für die Erhaltung des deutschen Reiches vorzüglich dahin strebte, den Geist der Zeiten zu einem ungehemmten, aber befruchtenden, heitern Strom zu machen, ist er zugleich Repräsentant des Hauptcharakters des Geschlechts, das aus seiner Heldenkraft empor blühen sollte.

Du hast noch nie so tief aus meiner Seele gesprochen, rief Diotima.

Ich hab' es von Dir, erwiedert' ich.

So war der Athener ein Mensch, fuhr ich fort, so mußt' er es werden. Schön kam er aus den Händen der Natur, schön, an Leib und Seele, wie man zu sagen pflegt.

Das erste Kind der menschlichen, der göttlichen Schönheit ist die Kunst. In ihr verjüngt und wiederholt der göttliche Mensch sich selbst. Er will sich selber fühlen, darum stellt er seine Schönheit gegenüber sich. So gab der Mensch sich seine Götter. Denn im Anfang waren der Mensch und seine Götter Eins, da, sich selber unbekannt, die ewige Schönheit war. — Ich spreche Mysterien, aber sie sind. —

Das erste Kind der göttlichen Schönheit ist die Kunst. So war es bei den Athenern.

Der Schönheit zweite Tochter ist Religion. Religion ist Liebe der Schönheit. Der Weise liebt sie selbst, die Unendliche, die Allumfassende; das Volk liebt ihre Kinder, die Götter, die in mannigfaltigen Gestalten ihm erscheinen. Auch so war's bei den Athenern. Und ohne solche Liebe der Schönheit, ohne solche Religion ist jeder Staat ein dürr Gerippe ohne Leben und Geist, und alles Denken und Thun ein Baum ohne Gipfel, eine Säule, wovon die Krone herabgeschlagen ist.

Daß aber wirklich dies der Fall war bei den Griechen und besonders den Athenern, daß ihre Kunst und ihre Religion die ächten Kinder ewiger Schönheit — vollendeter Menschennatur — sind, und nur hervorgehn konnten aus vollendeter Menschennatur, das zeigt sich deutlich, wenn man nur die Gegenstände ihrer heiligen Kunst, und die Religion mit unbefangenem Auge sehn will, womit sie jene Gegenstände liebten und ehrten.

Mängel und Mißtritte giebt es überall und so auch hier. Aber das ist sicher, daß man in den Gegenständen ihrer Kunst doch meist den reifen Menschen findet. Da ist nicht das Kleinliche, nicht das Ungeheure der Aegyptier und Gothen, da ist Menschen-

sinn und Menschengestalt. Sie schweifen weniger als andre, zu den Extremen des Uebersinnlichen und des Sinnlichen aus. In der schönen Mitte der Menschheit bleiben ihre Götter mehr, denn andre.

Und wie der Gegenstand, so auch die Liebe. Nicht zu knechtisch und nicht gar zu sehr vertraulich! —

Aus der Geistesschönheit der Athener folgte denn auch der nöthige Sinn für Freiheit.

Der Aegyptier trägt ohne Schmerz die Despotie der Willkühr, der Sohn des Nordens ohne Widerwillen die Gesezesdespotie, die Ungerechtigkeit in Rechtsform; denn der Aegyptier hat von Mutterleib an einen Huldigungs- und Vergötterungstrieb; im Norden glaubt man an das reine, freie Leben der Natur zu wenig, um nicht mit Aberglauben am Gesezlichen zu hängen.

Der Athener kann die Willkühr nicht ertragen, weil seine göttliche Natur nicht will gestört seyn, er kann Gesezlichkeit nicht überall ertragen, weil er ihrer nicht überall bedarf. Drako taugt für ihn nicht. Er will zart behandelt seyn, und thut auch recht daran.

Gut! unterbrach mich einer, das begreif' ich, aber, wie dieß dichterische religiöse Volk nun auch ein philosophisch Volk seyn soll, das seh' ich nicht.

Sie wären sogar, sagt' ich, ohne Dichtung nie ein philosophisch Volk gewesen!

Was hat die Philosophie, erwiedert' er, was hat die kalte Erhabenheit dieser Wissenschaft mit Dichtung zu thun?

Die Dichtung, sagt' ich, meiner Sache gewiß, ist der Anfang und das Ende dieser Wissenschaft. Wie Minerva aus Jupiters Haupt, entspringt sie aus der Dichtung eines unendlichen, göttlichen Seyns. Und so läuft am End' auch wieder in ihr das Unvereinbare in der geheimnißvollen Quelle der Dichtung zusammen.

Das ist ein paradoxer Mensch, rief Diotima, jedoch ich ahn' ihn. Aber ihr schweift mir aus. Von Athen ist die Rede.

Der Mensch, begann ich wieder, der nicht wenigstens im Leben Einmal volle lautre Schönheit in sich fühlte, wenn in ihm die Kräfte seines Wesens, wie die Farben an Iris Bogen, in einander spielten, der nie erfuhr, wie nur in Stunden der Begeisterung alles innigst übereinstimmt, der Mensch wird nicht einmal ein philosophischer Zweifler werden, sein Geist ist nicht einmal zum Niederreißen gemacht, geschweige zum Aufbauen. Denn glaubt es mir, der Zweifler findet darum nur in allem, was gedacht wird, Widerspruch und Mangel, weil er die Harmonie der mangellosen Schönheit kennt, die nie gedacht wird. Das trokne Brod, das menschliche Vernunft wohlmeinend ihm reicht, verschmähet er nur darum, weil er ingeheim am Göttertische schwelgt.

Schwärmer! rief Diotima, darum warst auch du ein Zweifler. Aber die Athener!

Ich bin ganz nach ihnen, sagt' ich. Das große Wort, das *ἐν διαφερον ἑαυτῳ* (das Eine in sich selber Unterschiedne) des Heraklit, das konnte nur ein Grieche finden, denn es ist das Wesen der Schönheit, und ehe das gefunden war, gabs keine Philosophie.

Nun konnte man bestimmen, das Ganze war da. Die Blume war gereift; man konnte nun zergliedern.

Der Moment der Schönheit war nun kund geworden unter den Menschen, war da im Leben und Geiste, das Unendlicheinige war.

Man konnt' es auseinander setzen, zertheilen im Geiste, konnte das Getheilte neu zusammen denken, konnte so das Wesen des Höchsten und Besten mehr und mehr erkennen und das Erkannte zum Geseze geben in des Geistes mannigfaltigen Gebieten.

Seht ihr nun, warum besonders die Athener auch ein philosophisch Volk seyn mußten?

Das konnte der Aegyptier nicht. Wer mit dem Himmel und der Erde nicht in gleicher Lieb' und Gegenliebe lebt, wer nicht in diesem Sinne einig lebt mit dem Elemente, worinn er sich

regt, ist von Natur auch in sich selbst so einig nicht, und erfährt die ewige Schönheit wenigstens so leicht nicht wie ein Grieche.

Wie ein prächtiger Despot, wirft seine Bewohner der orientalische Himmelsstrich mit seiner Macht und seinem Glanze zu Boden, und, ehe der Mensch noch gehen gelernt hat, muß er knieen, eh' er sprechen gelernt hat, muß er beten; ehe sein Herz ein Gleichgewicht hat, muß es sich neigen, und ehe der Geist noch stark genug ist, Blumen und Früchte zu tragen, ziehet Schiksal und Natur mit brennender Hitze alle Kraft aus ihm. Der Aegyptier ist hingegeben, eh' er ein Ganzes ist, und darum weiß er nichts vom Ganzen, nichts von Schönheit, und das Höchste, was er nennt, ist eine verschleierte Macht, ein schauerhaft Räthsel; die stumme finstre Isis ist sein Erstes und Leztes, eine leere Unendlichkeit, und da heraus ist nie Vernünftiges gekommen. Auch aus dem erhabensten Nichts wird Nichts geboren.

Der Norden treibt hingegen seine Zöglinge zu früh in sich hinein, und wenn der Geist des feurigen Aegyptiers zu reiselustig in die Welt hinaus eilt, schikt im Norden sich der Geist zur Rükkehr in sich selbst an, ehe er nur reisefertig ist.

Man muß im Norden schon verständig seyn, noch eh' ein reif Gefühl in einem ist, man mißt sich Schuld von allem bei, noch ehe die Unbefangenheit ihr schönes Ende erreicht hat; man muß vernünftig, muß zum selbstbewußten Geiste werden, ehe man Mensch, zum klugen Manne, ehe man Kind ist; die Einigkeit des ganzen Menschen, die Schönheit läßt man nicht in ihm gedeihn und reifen, eh' er sich bildet und entwikelt. Der blose Verstand, die blose Vernunft sind immer die Könige des Nordens.

Aber aus blosem Verstand ist nie Verständiges, aus bloser Vernunft ist nie Vernünftiges gekommen.

Verstand ist ohne Geistesschönheit, wie ein dienstbarer Geselle, der den Zaun aus grobem Holze zimmert, wie ihm vorgezeichnet ist, und die gezimmerten Pfähle an einander nagelt, für den Garten, den der Meister bauen will. Des Verstandes ganzes Geschäft ist Nothwerk. Vor dem Unsinn, vor dem Un=

recht schützt er uns, indem er ordnet; aber sicher zu seyn vor Unsinn und vor Unrecht ist doch nicht die höchste Stufe menschlicher Vortrefflichkeit.

Vernunft ist ohne Geistes-, ohne Herzensschönheit, wie ein Treiber, den der Herr des Hauses über die Knechte gesetzt hat; der weiß, so wenig, als die Knechte, was aus all' der unendlichen Arbeit werden soll, und ruft nur: tummelt euch, und siehet es fast ungern, wenn es vor sich geht, denn am Ende hätt' er ja nichts mehr zu treiben, und seine Rolle wäre gespielt.

Aus blosem Verstande kömmt keine Philosophie, denn Philosophie ist mehr, denn nur die beschränkte Erkenntniß des Vorhandnen.

Aus bloser Vernunft kömmt keine Philosophie, denn Philosophie ist mehr, denn blinde Forderung eines nie zu endigenden Fortschritts in Vereinigung und Unterscheidung eines möglichen Stoffs.

Leuchtet aber das Göttliche *ἐν διαφερον ἑαυτῳ*, das Ideal der Schönheit der strebenden Vernunft, so fordert sie nicht blind, und weiß, warum, wozu sie fordert.

Scheint, wie der Maitag in des Künstlers Werkstatt, dem Verstande die Sonne des Schönen zu seinem Geschäfte, so schwärmt er zwar nicht hinaus und läßt sein Nothwerk stehn, doch denkt er gerne des Festtags, wo er wandeln wird im verjüngenden Frühlingslichte.

Hegel.

I. Hamann und seine Zeit.

(1828.)

Fassen wir die allgemeine Stellung auf, in welcher Hamann sich zeigt, so gehört er der Zeit an, wo in Deutschland der denkende Geist, dem seine Unabhängigkeit zunächst in der Schul-Philosophie aufgegangen war, sich nunmehr in der Wirklichkeit zu ergehen, was in dieser als fest und wahr galt, in Anspruch zu nehmen, und ihr ganzes Gebiet sich zu vindiciren begann. Es ist dem deutschen Vorwärtsgehen des Geistes zu seiner Freiheit eigenthümlich, daß das Denken sich in der wolfischen Philosophie eine methodische nüchterne Form verschaffte; nachdem der Verstand nun, mit Befassung auch der anderen Wissenschaften, der Mathematik ohnehin, unter dieser Form, den allgemeinen Unterricht und die wissenschaftliche Kultur durchdrungen hatte, fing er jetzt an, aus der Schule und seiner schulgerechten Form herauszutreten und mit seinen Grundsätzen alle Interessen des Geistes, die positiven Principien der Kirche, des Staats, des Rechts auf eine populare Weise zu besprechen. Ebenso wenig als diese Anwendung des Verstandes etwas Geistreiches an sich hatte, zeigte der Inhalt einheimische Originalität. Man muß es nicht verhehlen wollen, daß dieß Aufklären allein darin bestand, die Grundsätze des Deismus, der religiösen Toleranz und der Moralität, welche Rousseau und Voltaire zur allgemeinen Denkweise der höheren Klassen in Frankreich und außer Frankreich erhoben hatten, auch in Deutschland ein-

zuführen. Als Voltaire in Berlin am Hofe Friedrich **II.** selbst sich eine Zeitlang aufhielt, viele andere regierende deutsche Fürsten (vielleicht die Mehrzahl) es sich zur Ehre rechneten, mit Voltaire oder seinen Freunden in Bekanntschaft, Verbindung und Korrespondenz zu seyn, gieng von Berlin der Vertrieb derselben Grundsätze aus in die Sphäre der Mittel-Klassen, mit Einschluß des geistlichen Standes, unter dem, während in Frankreich der Kampf vornehmlich gegen denselben gerichtet war, vielmehr in Deutschland die Aufklärung ihre thätigsten und wirksamsten Mitarbeiter zählte. Dann aber fand ferner zwischen beiden Ländern der Unterschied statt, daß in Frankreich diesem Emporkommen oder Empören des Denkens Alles sich anschloß, was Genie, Geist, Talent, Edelmuth besaß, und diese neue Weise der Wahrheit mit dem Glanze aller Talente und mit der Frische eines naiven, geistreichen, energischen, gesunden Menschenverstandes erschien. In Deutschland dagegen spaltete sich jener große Impuls in zwei verschiedene Charaktere. Auf der einen Seite wurde das Geschäft der Aufklärung mit trockenem Verstande, mit Principien kahler Nützlichkeit, mit Seichtigkeit des Geistes und Wissens, kleinlichen oder gemeinen Leidenschaften, und wo es am respektabelsten war, mit einiger, doch nüchternen Wärme des Gefühls betrieben, und trat gegen Alles, was sich von Genie, Talent, Gediegenheit des Geistes und Gemüths aufthat, in feindselige, tracassierende, verhöhnende Opposition. B e r l i n war der Mittelpunkt jenes Aufklärens, wo Nicolai, Mendelsohn, Teller, Spalding, Zöllner u. s. f. in ihren Schriften, und die Gesammtperson, die allgemeine deutsche Bibliothek, in gleichförmigem Sinne, wenn auch mit verschiedenem Gefühle thätig waren; Eberhard, Steinbart, Jerusalem u. s. f. sind als Nachbarn in diesen Mittelpunkt einzurechnen. Außerhalb desselben befand sich in Peripherie um ihn her, was in Genie, Geist und Vernunfttiefe erblühte, und von jener Mitte aus auf's Gehässigste angegriffen und herabgesetzt wurde. Gegen Nordost sehen wir in Königsberg K a n t, H i p p e l, H a m a n n, gegen Süden in

Weimar und Jena Herder, Wieland, Göthe, später Schiller, Fichte, Schelling u. A.; weiter hinüber gegen Westen Jacobi mit seinen Freunden: Lessing, längst gleichgültig gegen das Berliner Treiben, lebte in Tiefen der Gelehrsamkeit wie in ganz anderen Tiefen des Geistes, als seine Freunde, die vertraut mit ihm zu seyn meinten, ahneten. Hippel etwa war unter den genannten großen Männern der Literatur Deutschlands der Einzige, der den Schmähungen jenes Mittelpunktes nicht ausgesetzt war. Obgleich beide Seiten im Interesse der Freiheit des Geistes übereinkamen, so verfolgte jenes Aufklären, als trockener Verstand des Endlichen, mit Haß das Gefühl oder Bewußtseyn des Unendlichen, was sich auf dieser Seite befand, dessen Tiefe in der Poesie wie in der denkenden Vernunft. Von jener Wirksamkeit ist das Werk geblieben, von dieser aber auch die Werke.

Wenn nun diejenigen, welche dem Geschäfte der Aufklärung verfallen waren, weil formelle Abstraktionen und etwa allgemeine Gefühle von Religion, Menschlichkeit und Rechtlichkeit ihre geistige Höhe ausmachten, nur unbedeutende Eigenthümlichkeit gegen einander haben konnten, so war jene Peripherie ein Kranz origineller Individualitäten. Unter ihnen ist wohl Hamann nicht nur auch originell, sondern mehr noch ein Original, indem er in einer Concentration seiner tiefen Partikularität beharrte, welche aller Form von Allgemeinheit, sowohl der Expansion denkender Vernunft als des Geschmacks, sich unfähig gezeigt hat.

Hamann steht der Berliner Aufklärung zunächst durch den Tiefsinn seiner christlichen Orthodoxie gegenüber, aber so, daß seine Denkweise nicht das Festhalten der verholzten orthodoxen Theologie seiner Zeit ist; sein Geist behält die höchste Freiheit, in der nichts ein Positives bleibt, sondern sich zur Gegenwart und Besitz des Geistes versubjektivirt. Mit seinen beiden Freunden in Königsberg, Kant und Hippel, die er ehrt, und mit denen er auch Umgang hat, steht er in dem Verhältnisse eines allgemeinen Zutrauens, aber keiner Gemeinschaftlichkeit der Interessen.

Von jener Aufklärung ist er ferner nicht nur durch den Inhalt, sondern auch aus dem Grunde geschieden, aus dem er von Kant getrennt ist, nämlich weil ihm das Bedürfniß der denkenden Vernunft fremd und unverstanden bleibt. Hippel'n steht er insofern näher, als er seinen innern Sinn, wie nicht zur Expansion der Erkenntniß, ebenso wenig [zu] der Poesie herausführen kann, und nur der humoristischen, blitzenden, desultorischen Aeußerung fähig ist; aber dieser Humor ist ohne Reichthum und Mannigfaltigkeit der Empfindung und ohne allen Trieb oder Versuch von Gestalten; er bleibt ganz beschränkt subjektiv. Am meisten Uebereinstimmendes hat er mit demjenigen seiner Freunde, mit dem sich das Verhältniß auch in dem Briefwechsel am innigsten und rückhaltslosesten zeigt, mit Jacobi, welcher nur Briefe, und gleichfalls wie Hamann kein Buch zu schreiben fähig war; doch sind Jacobi's Briefe in sich klar, sie gehen auf Gedanken, und diese kommen zu einer Entwickelung, Ausführung und einem Fortgang, so daß die Briefe zu einer zusammenhängenden Reihe werden und eine Art von Buch ausmachen. Die Franzosen sagen: **Le stile c'est l'homme même**; Hamann's Schriften haben nicht sowohl einen eigenthümlichen Styl, als daß sie durch und durch Styl sind. In Allem, was aus Hamann's Feder gekommen, ist die Persönlichkeit so zudringlich und das Ueberwiegende, daß der Leser durchaus allenthalben mehr noch auf sie, als auf das, was als Inhalt aufzufassen wäre, hingewiesen wird.

II. Ueber Schiller's Wallenstein.

(Zeit, unbekannt.)

Der unmittelbare Eindruck nach der Lesung Wallenstein's ist trauriges Verstummen über den Fall eines mächtigen Menschen, unter einem schweigenden und tauben Schicksal. Wenn

das Stück endigt, so ist Alles aus, das Reich des Nichts, des Todes hat den Sieg behalten; es endigt nicht als eine Theodicee.

Das Stück enthält zweierlei Schicksale Wallenstein's; — das eine, das Schicksal des Bestimmtwerdens eines Entschlusses, das zweite, das Schicksal dieses Entschlusses und der Gegenwirkung auf ihn. Jedes kann für sich als ein tragisches Ganzes angesehen werden. Das erste — Wallenstein, ein großer Mensch, — denn er hat als er selbst, als Individuum, über viele Menschen geboten, — tritt auf als dieses gebietende Wesen, geheimnißvoll, weil er kein Geheimniß hat, im Glanz und Genuß dieser Herrschaft. Die Bestimmtheit theilt sich gegen seine Unbestimmtheit nothwendig in zwei Zweige, der eine in ihm, der andere außer ihm; der in ihm ist nicht sowohl ein Ringen nach derselben, als ein Gähren derselben; er besitzt persönliche Größe, Ruhm als Feldherr, als Retter eines Kaiserthums durch Individualität, Herrschaft über Viele, die ihm gehorchen, Furcht bei Freunden und Feinden; er ist selbst über die Bestimmtheit erhaben, dem von ihm geretteten Kaiser oder gar dem Fanatismus anzugehören; welche Bestimmtheit wird ihn erfüllen? er bereitet sich die Mittel zu dem größten Zwecke seiner Zeit, dem, für das allgemeine Deutschland Frieden zu gebieten; ebenso dazu, sich selbst ein Königreich, und seinen Freunden verhältnißmäßige Belohnung zu verschaffen; — aber seine erhabene, sich selbst genügende, mit den größten Zwecken spielende und darum charakterlose Seele kann keinen Zweck ergreifen, sie sucht ein Höheres, von dem sie gestoßen werde; der unabhängige Mensch, der doch lebendig und kein Mönch ist, will die Schuld der Bestimmtheit von sich abwälzen, und wenn nichts für ihn ist, das ihm gebieten kann, — es darf nichts für ihn seyn — so erschafft er sich, was ihm gebiete; Wallenstein sucht seinen Entschluß, sein Handeln und sein Schicksal in den Sternen; (Max Piccolomini spricht davon nur wie ein Verliebter). Eben die Einseitigkeit des Unbestimmtseyns mitten unter lauter Bestimmtheiten, der Unabhängigkeit unter lauter Abhängigkeiten, bringt ihn in

Beziehung mit tausend Bestimmtheiten, seine Freunde bilden diese zu Zwecken aus, die zu den seinigen werden, seine Feinde ebenso, gegen die sie aber kämpfen müssen; und diese Bestimmtheit, die sich in dem gährenden Stoff — denn es sind Menschen — selbst gebildet hat, ergreift ihn, da er damit zusammen — und also davon abhängt, mehr, als daß er sie machte. Dieses Erliegen der Unbestimmtheit unter die Bestimmtheit ist ein höchst tragisches Wesen, und groß, konsequent dargestellt; — die Reflexion wird darin das Genie nicht rechtfertigen, sondern aufzeigen. Der Eindruck von diesem Inhalt, als einem tragischen Ganzen, steht mir sehr lebhaft vor. Wenn dieß Ganze ein Roman wäre, so könnte man fordern, das Bestimmte erklärt zu sehen, — nämlich dasjenige, was Wallenstein zu dieser Herrschaft über die Menschen gebracht hat. Das Große, Bestimmungslose, für sie Kühne, fesselt sie; es ist aber im Stück, und konnte nicht handelnd dramatisch, d. h. bestimmend und zugleich bestimmt auftreten; es tritt nur als Schattenbild, wie es im Prolog, vielleicht in anderm Sinne heißt, auf; aber das Lager ist dieses Herrschen, als ein Gewordenes, als ein Produkt.

Das Ende dieser Tragödie wäre demnach das Ergreifen des Entschlusses; die andere Tragödie das Zerschellen dieses Entschlusses an seinem Entgegengesetzten; und so groß die erste ist, so wenig ist mir die zweite Tragödie befriedigend. Leben gegen Leben; aber es steht nur Tod gegen Leben auf, und unglaublich! abscheulich! der Tod siegt über das Leben! Dieß ist nicht tragisch, sondern entsetzlich! Dieß zerreißt das Gemüth, daraus kann man nicht mit erleichterter Brust springen!

Creuzer.

Geist der alten Religionen.

(1812 und 1821.)

Es war doch Alles, was im religiösen Denken der Griechischen Völker unter so mannigfaltigen Formen immer wiederkehrt, im Wesentlichen nichts anders, als eine Vergötterung der leiblichen Natur. Die lebendigen Elemente, was sie so nannten, Luft, Feuer, Wasser und Erde, in ihrer Wechselwirkung und in ihrem Einfluß auf den Menschen, die auffallendsten Erscheinungen im Thierreiche, die Merkwürdigkeiten der Pflanzenwelt; daneben besonders Sonne und Mond, die Planeten nebst einigen andern ausgezeichneten Sternen, und noch der Sirius — das waren die Dinge, die der Grieche verehrte und die er zur Grundlage und zum Inhalte von tausend und tausend Fabeln machte. Physisch war fast seine ganze Religion, die öffentliche, wie die geheime. Auf das eigenthümliche Seyn der natürlichen Dinge, auf ihr Bestehen und Leben, im Reflex des Menschengeistes — darauf bezog sich alles religiöse Thun und Denken. Der Gottesdienst heiligte in diesem Kreise Alles. Selbst das Kleinste verschmähte er nicht. Es war da nichts zu klein und zu geringfügig. In diesem magischen Schimmer lebendiger Einbildung ward jedes physische Daseyn, Regen und Weben abgestrahlt. Es war eine Religion der Phantasie. Lichtzeit, Schattenzeit und das Jahr in seinem wechselnden Laufe, Sonnen- und Mondsperioden mit den daran hängenden Veränderungen, mit Saat und Ernte, diese bildeten den immer wiederkehrenden

Kreis der Feste. Naturgeister wurden erschaffen, Sternengeister, Luft-, Erd-, Wasser- und Feuergeister, die dann wieder, in einzelne Strahlen zerlegt, zu einer unübersehbaren Zahl von Göttern und götterähnlichen Wesen anwuchsen. In ihren Beziehungen zu einander wurden die Gesetze des physischen Lebens aufgefaßt, wie sie sich dem offenen Natursinne darbieten konnten. Auf der Höhe der Körperwelt, im Organischen, ward die Zeugung der Mittelpunkt des religiösen Ahnens, Glaubens und Bildens. Und im Natürlichen war nichts zu geheim, es ward an's Licht gezogen, und in Bild und Gestalt vor Augen gestellt. Was der Culturmensch im gesellschaftlichen Leben verschämt und besorglich verbirgt, ward vom geraden Sinne des Naturmenschen in Namen und Abbild religiös ergriffen und dem öffentlichen Dienste geheiligt. In diesem ganzen immanenten Glauben, daß ich so spreche, in diesem Glauben, der den Gott in die Natur setzt und mit ihr identificirt; sodann bei der freieren Lebensweise südlicher Völker, zumal der Griechen, dort konnten jene Unterscheidungen von Schicklich und Unschicklich, des Gottes Würdig und Unwürdig, wie sie sich erst unter ganz andern Lebensansichten und historischen Ereignissen für uns festgesetzt haben, gar nicht aufkommen. Daher jene Nationen in ihren Religionen viel unschuldiger solche sinnliche Göttergeschichten und Bilder haben konnten, als z. B. die Römer in der Kaiserzeit und als die neueren Europäer.

Die Götterwelt der Griechischen Bildnerei beruht auf demselben physischen Grunde. Sie führte aber von da aus beträchtlich weiter, läuterte die Phantasie und steigerte die religiösen Vorstellungen. Hier war eine jede Göttergestalt ein Körpergeist. In einer schönen Individualität das eigenthümliche Wesen der ganzen Art, und, so zu sagen, durch die Oberfläche des leiblichen Erscheinens das innere Bestehen, wie auf dem Grunde, zu erblicken, das war das eigenthümliche Bestreben des Griechischen Künstlers. Damit ist ein bedeutender Fortschritt gethan. In dieser plastischen Darstellung des Göttlichen ward

nun nicht mehr die Natur, als solche, in ihren individuellsten Aeußerungen genommen, und als solche vergöttert. Das Einzelne mußte mehr und mehr gegen das Allgemeine zurücktreten. Was nicht zur wahren Wesenheit des Körperlichen, zum eigentlichen Seyn der Menschengestalt gehörte, ward abgethan und dahinten gelassen. Es ward als Schranke und Hinderniß des wahren leiblichen Daseyns erkannt. Das Gesetz selbst sollte verkörpert werden, welches die bildende Natur in der Menschenform befolgt hatte. Nicht was dem leiblichen Auge erschien, sondern was das Auge des Geistes in der Tiefe der Menschengestalt sah, ward vom Künstler gebildet. Es war eine Idee, die der Griechische Bildner vom Körper ausgehend suchte und erstrebte. Es war ein Geistiges im Leiblichen, ein Körpergeist. Selbst die höchsten Eigenschaften der Götter, Macht, Weisheit und Güte, mußten hier einen Leib anziehen, und im Sichtbaren anbetungswürdig werden.

Diese Eigenschaften schaute der Grieche auch in den Werken seiner Dichter an. Auch in den Göttergeschichten sah er sie. Götterähnlich an Kraft, Schönheit, Güte, Weisheit waren die Heroen, jene Söhne oder Abbilder der großen Götter. Die Heldengeschichte zeigte dem Griechen, wie diese Edlen der Vorzeit kein anderes Bestreben gekannt hatten, als das Göttliche zu thun, und durch Ringen und Kämpfen der Götterwürde, oder doch der nächsten Ehre nach ihr, theilhaftig zu werden. Ungemeine Sorge für das Vaterland, Vertheidigung seiner Götter und Altäre, Einführung des Ackerbaues und des gesitteten Lebens, Stiftung von Heiligthümern, uneigennütziges Aufopfern ihrer selbst — das hatte jene Heroen ausgezeichnet; und so standen sie jedem freien Griechen als Muster vor Augen. Darin war ein fester Grund für die Moral gelegt. — Noch mehr Ethisches war in der Art, wie die Mysterien die Heroenlehre aufgefaßt hatten; wo, wenn gleich unter sinnlichen Bildern von Feuerläuterung und dergleichen, doch der Zwiespalt im Menschen und der Sieg des Bessern in den Lebensläufen

vaterländischer Helden ganz allgemein und im edelsten Sinne dargestellt ward. Es war damit eine religiöse Erziehung begründet, die, von der entscheidendsten Lebensstufe an, dem Griechischen Manne die ehrwürdigen Gestalten einer höheren Welt beständig vorhielt. Ein Jeder hatte Heroenberuf. Jeder sollte werden, was diese Helden gewesen. Jede Seele war aus dem Orte der Götter, und die Rückkehr dahin sollte eines Jeden vornehmste Sorge seyn.

Das war nur ein Folgesatz aus dem Allgemeinen, der die Summe aller Geheimlehre befaßte, und wodurch sie mit dem ganzen Orient zusammenhing. Es ist die Lehre von der Emanation, von dem Ausfluß aller Dinge aus Gott und von der Wiederaufnahme in ihn. Hierbei drang sich die Frage auf: warum doch jener Abfall geschehen, warum das ewige, selige Wesen sich außer sich gesetzt, und in einer Welt habe offenbaren wollen? Eine Frage, die, wie neuerlich Görres (in der Mythengeschichte der Asiat. Welt) von mehreren vortrefflich gezeigt, alle alten Religionstheorien vorzüglich beschäftigt hat.

Wie die Griechische Mysterienlehre diese Frage gefaßt und zu lösen versucht hatte, haben wir gesehen. Diese vaterländische Geheimlehre immer mehr zu bestätigen und zu läutern, war das Bemühen vieler geistvollen Denker, besonders aus der Pythagoreischen und Platonischen Schule. Als nun das Christenthum verkündigt war, da war auch auf jene Hauptfrage eine andere, eine neue Antwort gegeben. Vielleicht kann sie jenen heidnischen Philosophen gegenüber auf folgende Weise gesagt werden: Es ist im Christenthume die Lehre von der Menschwerdung und von der Versöhnung der Mittelpunkt, worauf Alles bezogen wird. Hiernach war mit Gottes ewigem Rathschluß, sich in einer Welt zu offenbaren, wodurch also das Außer Gott seyn und mithin der Abfall und die Sünde selbst gesetzt war, zugleich der andere Rathschluß von Ewigkeit her in der Gottheit gegeben, diese Welt wieder zu sich zu nehmen. Gott selbst, aus Gott herausgesetzt (also in die

Lage des Abfalls gebracht, wie der Mensch, aber nicht in dessen Schuld), besteht den moralischen Kampf bis auf den Punkt, wohin der Sieg in diesem Kampfe gebracht werden mußte, d. h. bis zur Zurückgabe seiner endlichen Natur; wodurch also das Außer Gott, und mithin in ihm die Möglichkeit zur Sünde aufgehoben ist. Damit ist der Sieg über den Tod gegeben, indem das aus Gott heraus Gesetzte, durch freie, ethische Kraft sich selbst vernichtend, wieder in die Gottheit zurückkehrt. Mit jenem Akte des durch den Gottmenschen vollendeten Kampfes ist von Seiten des abgefallenen Theils (von Seiten des Menschengeschlechts) die große Aufgabe gelöst, nach deren Lösung von Adam her alle Creatur geseufzt und sich gesehnt hat. Durch eine That der höchsten Freiheit ist das außer Gott Gesetzte wieder fähig geworden, in Gott zu seyn. Das Opfer ist dargebracht, und die Versöhnung ist vollendet. Es hat nämlich jeder Mensch das damals dargebrachte Opfer mit dargebracht, wenn er ein Christ, d. h. ein Christus, ein Gesalbter, ein Geweiheter und ein heiliger Opferheld, wie jener war, seyn will. In die eigene Wahl, in die ethische Kraft, ist die Rückkehr in Gott einem Jeden gestellt. Jene Veranstaltung der möglichen Rückkehr durch jenen ewigen Rathschluß der Menschwerdung, so wie die wirklich vollendete Rückkehr durch den freithätig übernommenen Opfertod, ist das Geheimniß der ewigen Liebe. Dieses Gesetz der Liebe giebt allein Aufschluß über die Entschließung Gottes, sich in einer Welt zu offenbaren; sie löset das Räthsel der Schöpfung und der Weltgeschichte. Denn nun, nachdem jenes heilige Todesopfer dargebracht worden, nun ist es besser, daß eine Welt geschaffen worden; wäre sie nicht, so wäre auch jener Triumph des Heiligen nicht. Durch letzteren ist erst das Daseyn der Welt gerechtfertigt. Erst mit dem in Christus vollendeten Opfer feiern alle Himmel und alle Naturen die Herrlichkeit des in der Welt sich offenbarenden Gottes.

Zschokke.

Die ewigen Parteien.

(Um 1816.)

Die ungeheuern, zuweilen an's Fabelhafte streifenden Begebenheiten unsers Zeitalters sind wohl aus tiefern und heiligern und entferntern Quellen hervorgeströmt, als der große Haufe der Zeitgenossen ahnet oder glaubt, und der große Haufe der Staatsmänner in Rechnung bringt. An diese Quellen möcht' ich erinnern, weil in ihnen der Schlüssel zu vielen unbegreiflichen Räthseln der Zeit gefunden wird, und aus ihrem stillen Strömen der Gang künftiger Dinge erkannt werden mag.

Wir haben ohne Zweifel noch viele geheime Geschichten und Aufklärungen über den Ursprung und Fortschritt des großen Völker-Aufruhrs gegen Frankreichs Uebermacht und Gewaltherrschaft zu erwarten. Es wird nicht fehlen, daß sich darin Viele das Verdienst am großen Heldenwerk unserer Tage zuschreiben. Die Schriftsteller, welche das Volk zur Selbstermannung begeisterten, werden sagen: Wir haben's gethan! Die Völker, welche Gut und Blut heldensinnig für ihre und ihrer Fürsten Freiheit und Ehre aufopferten, werden sagen: Wir! Die Adelichen, die das Volk führten, oder die Umtriebe und Unterhandlungen in's Werk setzten, werden sich, dem Throne nahe stehend, brüsten: Wir! Zuletzt wird uns auch die Enthüllung der geheimsten Staats- und Fürstengeheimnisse nicht weiter führen in der Erkenntniß des Wahren. Denn diese geheimen Geschichten geben nur wieder Geschichten von un-

erklärten Erscheinungen; von Dingen, die in Raum und Zeit kommen und verschwinden; nicht von dem dahinter spielenden alles bewegenden, unsichtbaren Geist.

Der gemeine Haufe gleicht dem tauben Mann im Schauspielhause, welcher der Aufführung eines Meisterwerks beiwohnt, die Gestalten und Bewegungen von Aufzug zu Aufzug über die Bühne gleiten sieht, ohne den Geist des Dichters zu vernehmen. Zeichnet er auf, was er sah: so schreibt er eine Geschichte der Dinge, wie sie gewöhnlich geschrieben wird; verbindet er die Erscheinungen mit schöpferischer Kraft zu einem Ganzen, zeigt Ursachen und Wirkungen, so schreibt er eine sogenannte pragmatische Geschichte; stand der taube Zuschauer hinter den Coulissen, und sah die Vorbereitungen der Spieler, so schreibt er sogar eine geheime Geschichte. Und doch hat der taube Mann das ganze Stück nicht verstanden.

Unsers Zeitalters Geschichte ist nur eine winzige Phrase im unendlichen Weltschauspiel, dessen Bühne der Erdball, dessen Darsteller die Menschheit in ihrer ungeheuern Entzweiung mit sich selber ist. — Wer die Phrase in ihrer rechten Bedeutung verstehen will, muß sie nicht aus dem ursprünglichen Zusammenhang herausreißen und daraus eine verstümmelte Einzelheit machen. Er soll sie in Verbindung mit dem ganzen Stück denken.

Das Bild vom Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen, welches an der Spitze von den ältesten, schriftlichen Urkunden des menschlichen Geschlechts steht, ist der weissagende Prolog des bis jetzt noch unvollendeten, sechstausendjährigen Weltschauspiels; Ueberschrift und Inhalt der gesammten nachfolgenden Geschichte der Sterblichen.

In der Erkenntniß des Guten und Bösen entzweite sich die Menschheit; sie ist noch heute getrennt. Ungeachtet ihrer Zwietracht ringt sie nach dem höchsten Gut, und ungeachtet des

Widerstrebens von Millionen, nähern sich diese dem Höheren, ohne es zu glauben.

Das Schlechteste auf Erden ist die Erde, und was aus ihr kömmt und sich zu ihr thierisch hinabneigt, als gewährte sie den rechten Genuß. Das Beste unter dem Himmel ist der Geist und was sich zum Göttlichen emporarbeitet. — — — Da stehen die uralten Kämpfer; immer dieselben seit Anbeginn, nur in verschiedenen Zeiten, mit neuen Schilden, Fahnen, Farben und Namen. Da stehen gegen einander Kain und Abel, das goldene Kalb und die mosaische Gesetztafel; der Athenische Pöbel mit dem Giftbecher und Sokrates; Kajaphas mit den Hefen Jerusalems und Christus Jesus am Kreuze; das Heidenthum und die Schaar der Märtyrer; Gregor **VII.** und Kaiser Heinrich **IV.**; Pabst Johann **XXII.** und Ludwig der Baier; Huß nebst Luther, und Leo **X.**; Leopold von Oesterreich, Philipp von Spanien, England; und die Schweizer, die Niederländer, die Nordamerikaner; das napoleonische Frankreich und die bedrängten Europäer: **les légitimes** und **les libéraux.**

Immer und immer war es der alte Kampf zwischen Leiblichem und Geistigem, Vergänglichem und Ewigem, so weit wir in die Völkergeschichten zurücksteigen können. Die einen stritten für das Herkommen gegen die Erkenntniß des Bessern. Die andern für das ihnen Nützliche gegen das Allen Ersprießliche; die andern für das irdische Recht des Vertrags, der Geburt, des Zufalls, gegen das ewige Recht, das in aller Menschen Vernunft offenbaret ist. Man focht für Schurzfell und Chorrock, Stern und Inful, Geldsack nnd Stammbaum, gegen die reinern Begriffe von Religion, Wahrheit, Verdienst, Freiheit und Recht. Viele Kerker wurden gemauert, viele Scheiterhaufen angezündet, viele Schlachten geschlagen; aber die Idee, das Geistige, siegte jedesmal ob, selbst wenn die Verfechter desselben unterlagen. Wahrheit ist eine Flamme, welche auch das verzehrt, was man über sie hinstürzt, um sie zu ersticken, und die dann nur herrlicher lodert.

Die uralten Parteien dauern fort bis zur heutigen Stunde. Zu allen Zeiten gab es Menschen von höhern und reinern Gesinnungen und Bestrebungen, die den kurzsichtigen oder selbstsüchtigen Genossen des Jahrhunderts als Schwärmer, Tollhäusler, Ketzer oder Jakobiner vorkamen, wenn sie auch das Alles nicht waren. Die Zahl derselben war in ältesten Zeiten sehr klein; sie wuchs unter der Kraft griechischer und römischer Weisen; mehr noch durch die göttlichen Worte Jesu Christi; und fortschreitend von Jahrhundert zu Jahrhundert. Sie ist heute schon sehr achtbar, wenn schon, im Verhältnisse zu den an dem Irdischen klebenden Volksmassen, klein. Sie bildet heutiges Tages schon eine unsichtbare, durch alle Lande und Welttheile verbreitete Gemeinde; ihre Genossen verstehen einander, wo sie sich begegnen, ohne geheimes Wort und Zeichen. Sie haben alle in verschiedenen Sprachen und verschiedenen Beziehungen, nur einerlei Sehnsucht. Das Vaterland, der bürgerliche Rang, die Kirche macht gar keinen Unterschied zwischen ihnen, wiewohl sie doch ihr Vaterland lieben, ihren Rang nicht hintansetzen, ihrer Kirche getreu sind. Sie kommen aus verschiedenen Schulen und bekennen sich doch zu einerlei Grundsätzen.

Was wollen sie?

Sie wollen wie in Deutschland, oder England, in der Schweiz oder Spanien, in Italien oder Frankreich, in Nord- oder Südamerika allezeit dasselbe. Herrschaft des gesunden Menschenverstandes; Grundsätze des ewigen Rechts und der Gerechtigkeit, anstatt der „Konvenienz-Politik"; Verhütung des militärischen Despotismus und der kirchlichen Priestermacht; den Frieden der Welt in den Rechten der Völker und ihrer Fürsten gegen Andere begründet; keine Schooßkinder und keine Stiefkinder des Staats; Erleichterung des Drucks, unter welchem die Völker seufzen, durch Verminderung der Abgaben, durch weise Sparsamkeit und Nichtvergeudung der öffentlichen Einnahmen an vornehme Nichtsthuer; Gesetzlichkeit statt Willkührlichkeit; Staatsverfassung statt Eigenmacht, Achtung der Volksstimme in

des Volkes Angelegenheit; und überall weniger Politik, mehr Religiosität in öffentlichen Handlungen und Verträgen.

Allein eben das ist wieder der neue Streit unter dem alten Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen. Da erscheinen mit triftigen Einwendungen die Feldherren und Hauptleute; die Finanziers und Einnehmer; die curia romana und Nuntiaturen und Klöster; die Geburtsadelichen und Großzeremonienmeister; alle, die im Spiele, das gespielt wird, eine bequeme Stelle, eine gute Einnahme, einen artigen Titel und dergleichen zu wagen haben. Diese glauben für etwas Solides zu fechten, weil sie, um was sie streiten, mit Händen greifen können, und halten jene für Fantasten, die für bloße Ideen hadern, oder für Bösewichte, die ihnen nach Geld, Amt und Titel trachten. Inzwischen nennt man die herrschenden Ideen, um welche gehadert wird, den Geist der Zeit. Und eben die Geschichte des Geistes, der die Zeit und die Massen des Raums bewegt, ist die wahre Geschichte des Innern der Begebenheiten.

So wie einst der nordamerikanische Freiheitskrieg, hat nachmals auch die französische Staatsumwälzung in Europa die lebendigste Theilnahme und Meinungsspaltung erregt. Diese Lebendigkeit kam wahrlich nicht daher, weil man die Amerikaner oder Franzosen persönlich liebte oder haßte; sondern weil in jenen Kriegen um jedes einzelnen Europäers unmittelbares Gut gekämpft ward, so daß jeder Streich, jenseits des Weltmeers oder Rheins geführt, auch das Herz des Mannes in den Alpen und Karpathen, an der Elbe und Tiber traf. Dies unmittelbare Gut jedes Sterblichen war sein vergängliches oder ewiges Recht, das er von der Welt oder von Gott hatte und ihm vom Herkommen oder von der gesunden Vernunft geheiligt war. Wenn Rußland und die Pforte um den Besitz der Bulgarei und Wallachei Schlachten um Schlachten liefern, regt sich Niemand. Wenn aber eine brittische Flotte Kopenhagen bombardirt, und Washington zerstört, zucken schon viele Millionen

Herzen im Unwillen, nicht wegen des einstürzenden Gemäuers, sondern wegen eines zusammenstürzenden Rechtes.

Nie kam den deutschen Völkern in Sinn, gleich den Franzosen, Thron und Altar zu vernichten; aber das Gerechte kam ihnen in Sinn, was in Monarchien wie in Freistaaten gelten sollte, und stand plötzlich vor ihrem Geiste. Die französische Republik, verabscheut durch die Gräuel, welche sie geboren hatte, verschwand; aber die Ideen dessen, was gerecht und wahr ist und bleibt, die blieben in aller Völker Gemüth.

Dann übernahm Napoleon, als französischer Kaiser, die Stelle. Man bemerkte häufig, daß dieselben Personen, welche an Frankreich als Republik, auch an Frankreich als Kaiserthum lebhaften Antheil nahmen, weil sie von daher das einwirkende Beispiel des Bessern, des Freisinnigen, erwarteten. Es schien ihnen noch immer der große und heilige Kampf um die Idee, um den Krieg des Bessern oder Schlechtern. Man hatte z. B. gesehen, welche Staatsmänner, welche Heerführer Frankreich blos an dem einzigen Tage erworben hatte, da es die Privilegien der Geburt aufhob, und den Fähigsten, nicht den Privilegirtesten an die wichtigsten Stellen setzte. Napoleon blendete lange; aber seine Gleisnerei ward von Tage zu Tage durchsichtiger. Kein hoher Gedanke der Menschheit begeisterte ihn, sondern eine ganz gemeine Leidenschaft. Da fiel Alles und Frankreich selbst ab. Er war zum Untergange reif. Gott winkte und seine Stunde schlug. Fürsten und Völker standen auf. In allen Ländern war Alles einig, ihn zu vernichten.

Das Werk ward vollbracht. Wer's vollbrachte, weiß die Welt und wird die Nachwelt wissen. Höflings-Intriguen thaten zur heiligen Sache nichts, als das Unheilige und Schlechte. Das Heilige wirkt heut noch fort, aber daneben aus dem Unheiligen auch das Heillose.

Dem Außenspiel nach schienen die alten Parteien vollkommen in einander aufgelöset und eins zu seyn; dem Innern oder Geistigen nach standen sie aber noch immer weit von einander.

Napoleon war gefallen, aber das Recht noch nicht wieder auferstanden. Der Krieg mit den Franzosen abgethan, hebt die Fehde wieder mit den Begriffen an.

Die Parteien treiben ihr altes Spiel. Die einen fordern zu viel, die andern geben zu wenig. Die einen wollen der Menschheit Fittige ankleben, daß sie schneller dem Urbilde des Besten nahe kommen, und verzweifeln über ihren Stillstand. Aber sie steht nicht still, so wenig als die Sonne, die Niemand von der Stelle rücken sieht, und die doch ihren Lauf verrichtet. Die einen wollen Alles in's Alte zurückdrängen, und täuschen sich wie unerfahrene Kinder im Nachen, die mit dem Ruder das Ufer zurückzustoßen glauben, während sie das Schifflein und sich vorwärts treiben.

Aber es ist ein schweres Ding, das herkömmliche Recht in Zeit und Raum zu versöhnen mit dem ewigen und allgemeinen Recht. Und dies ist die Aufgabe der Weltweisen auf den Thronen. Ich bewundere die Fürsten nicht, wenn sie zu Gunsten vom festern Wohl ihrer Unterthanen, freiwillig von althergeerbten Rechten und Willkühren aufopfern; aber ich bewundere sie, wenn sie sich vom Geschrei entgegenstrebender Parteien nicht verwirren oder ermüden lassen. Dieß Geschrei ist die alte Dissonanz zwischen Politik und Moral; sie löset sich auch nirgends rein auf, als in der Religiosität des Gemüths.

Bei Thieren, thierischen und barbarischen Menschen ist die Religiosität, das heißt, die Beziehung alles Seyns, auf Gott und Ewigkeit, nicht vorhanden: nur Instinkt und List oder Klugheit.

Bei Halbbarbaren gilt die Klugheit Alles in weltlichen Dingen, die Religion darin nichts, sondern nur für das Leben nach dem Tode.

Bei Völkern, die auf höhern Bildungsstufen stehen, sogenannten civilisirten, streiten Moral und Politik um den Vorrang, und die Religion wird schon zu Hülfe genommen. Doch dient sie der Klugheit nur noch als Magd, bei Eiden, Verträ-

gen, Friedens-, Kriegs- und Handelsbündnissen, entweder zur Ergänzung der Förmlichkeiten, oder zur Blendung der Völker.

Wenn die heilige Beziehung der Völker und Fürsten zu Gott, wenn ein religiöser Sinn dereinst die Verträge und Bündnisse schließt, und die Klugheit bloß als Magd dabei dient, dann wird die menschliche Gesellschaft einen Riesenschritt zur Selbstvollendung und dauerhaften Glückseligkeit gethan haben. Denn Klugheit hat auch die Bestie; Religiosität allein der höhere Mensch, als unsterbliches Wesen. Das Göttliche ist die Krone des Geisterthums.

Rahel Varnhagen v. Ense, geb. Robert.

Saatkörner.

(1799—1833.)

(1799.)

Man kann mit Empfindungen, wie mit andern Gütern, schlecht haushalten. Man kann durch eine geschäftige Einbildungskraft so dem natürlichen Gebrauch der Ideen vorgreifen, daß, wenn die Zukunft als Gegenwart erscheint, man nur eine Vergangenheit zu wiederholen hat, und befremdet ist, sich gelassen bei Dingen zu finden, die man als das Entsetzlichste gefürchtet hat. Das pflegt man abgestumpft zu nennen; und es ist doch nur das eigentlichste Unglück. —

Billigkeit, Haß und Vorliebe wird geübt; aber keine Gerechtigkeit. —

So lange wir nicht auch das Unrecht, welches uns geschieht und uns die kühlen, brennenden Thränen auspreßt, auch für Recht halten, sind wir noch in der dicksten Finsterniß, ohne Dämmerung. —

Die niederträchtigsten Menschen sind die, welche, was sie in sich loben, nicht auch in Andern ehren. —

Wer zu schonen versteht, der kann auch kränken: wer aber kränkt, versteht [noch] nicht, auch zu schonen. —

Der Dichter unterscheidet sich auf diese Weise vom Lügner: daß der erste eine Lüge nicht ohne Wahrheit erzählt, und der zweite eine Wahrheit nicht ohne Lüge erzählen kann. —

Es gehört mit zu den Kenntnissen, wie man das Leben behandeln sollte, zu wissen, daß man Berechnungen anstellen soll, wo das Herz und ein edles Gemüth sich sträubt zu rechnen:

und daß man es wagt, sich dem Zufall zu ergeben, wo Alles berechnet werden könnte. —

In der geringsten Stube ist ein Roman, wenn man nur die Herzen kennt. —

Giebt es Wunder, so sind es die in unserer eigenen Brust; was wir nicht kennen, nennen wir so. Wie überrascht, wenn auch nicht beschämt, wenn uns die Begeisterung wird, sie zu gewahren!

(1801.)

Lange existiren die guten Dinge, ehe sie ihr Renommée haben, und lange existirt ihr Renommée, wenn sie nicht mehr sind.

Von Menschen kommt kein Glück; da erwartet man es nur.

(1803.)

Das Fühlen ist etwas Feineres, als das Denken: das Denken hat das Vermögen, sich selbst zu erklären, das Fühlen kann das nicht, und ist unsere Gränze; diese Gränze sind wir selbst; es weiß nur, daß es existirt. Mit Gränzen ließe sich Alles definiren; und die Gränze, die das nicht mehr erlaubt, umschließt unser eigenes Wesen, und ist folglich ein Theil desselben. —

Denken ist Graben, mit einem Senkblei messen. Viele Menschen haben keine Kräfte zum Graben, und andere keinen Muth und keine Gewohnheit, das Blei in's Tiefe sinken zu lassen. —

Schlechte Scribenten. Wer wird sich denn dadurch, daß sie sich drucken lassen, zu ihrem Umgang zwingen lassen?

(1805.)

Nun weiß ich mit einem Male, warum es mich so empört, wenn ein Mensch, was ihm ungesund ist, immer wieder genießt; nicht allein, weil es von der unangenehmsten Wirkung und thierisch ist; die Thiere wissen, was ihnen heilsam ist, und vermeiden das Gegentheil. Es heißt die Vernunft selbst auf eine thierische Weise gebrauchen, dieses natürliche Gefühl zu übertäuben und nicht zu achten. —

Wenn es einem lange schlecht geht, mit Einem Worte, in einem gewissen Alter, wird man ganz blasirt über Schlechtes; das sind aber schlechte Leute, die es über Gutes werden. —

(1805.)

Undankbar ist nicht, wenn man nicht dankt; undankbar ist, wenn man annimmt, was man nicht leisten würde. —

Charakter ist das aus den Verhältnissen aller Eigenschaften eines Menschen oder Werkes u. s. w. und durch ihre einmal gesetzte und gegebene Zusammenstellung nothwendige Resultat, in der Handlungsweise, Erscheinung u. s. w. Mich dünkt, nichts anderes ist Charakter, im weitesten, allgemeinsten Ursinne des Worts. Man kann gewiß diese Erklärung noch bündiger fassen, das fühle ich sogar selbst, aber auf einen andern Grundfuß wohl nicht stellen. —

Wenn Einem etwas Entsetzliches geschieht, auch körperlich, beklagt man sich erst, wenn es vorbei ist.

(1807.)

Menschen ohne Sitten (aber nicht, wie sie bei'm Thee davon sprechen) sind die wahre Geißel der Andern. Daher kommt Alles! Was kann man denn wohl mit einem tauben, vertäubten Gewissen begreifen und fassen; und mit einem matten, stockigen Herzen! Und sie tragen Alle menschlich Angesicht. Man sollte die Fratzen und Schreckbilder sehen, wenn sie aussähen, wie sie sind. —

Daß in Europa Männer und Weiber zwei verschiedene Nationen sind, ist hart. Die einen sittlich, die andern nicht; das geht nimmermehr — ohne Verstellung. Und das war die Chevallerie. Diese wenigen Worte sind sehr wahr: enthalten viel Unglück und viel Schlechtes. Es schreibt einmal Einer solch Buch. —

Wer immer nur an Geschichten, Vorfälle denkt: hat einen gemeinen Winkel in der Seele. Und der strahlt Finsterniß, wie eine entgegengesetzte Sonne. —

Zu dem reinen, einzigen Enthusiasmus der edelsten höheren Theilnahme gehört guter Wille gar nicht allein: — auch die größte Verehrung gebiert sie nicht allein. Ein Auffassen, ein Durchdringen, ein in jedem Punkte ansaugendes Begreifen des innigsten Wesens unserer Freunde gehört vom Himmel verliehen dazu. —

Ein gebildeter Mensch ist nicht der, den die Natur verschwenderisch behandelt hat; ein gebildeter Mensch ist der, der die Gaben, die er hat, gütig, weise und richtig, und auf die höchste Weise gebraucht: der dieß mit Ernst will, der mit festen Augen hinsehen kann, wo es ihm fehlt, und einzusehen vermag, was ihm fehlt.

(1808.)

Die Gemeinen verstehen sich unter einander; sie haben ordentlich eine Münze des Verständnisses erfunden, wo kein Heller reiner Gehalt drinn ist; aber davon leben ihre Geister, andere Nahrung fordern sie nicht. Und am Ende der Rechnung zahlen sie sich selbst damit aus; und der Umlauf geht wieder los.

(1809.)

Ob eine Wahrheit grob ist oder nicht, darüber kann man ihr als solcher nichts anhaben; sie entspricht ihrem Wesen, wenn sie wahr ist; und wo sie hin trifft, das ist der Ort, der sie zur Grobheit oder zur Höflichkeit macht.—

Voltaire ist doch recht dumm; man irrt sich nur oft und denkt, er ist klug, wenn er etwas Gescheidtes sagt; dieß kommt aber nur von seiner Ungründlichkeit; er ist zu oberflächlich, um nicht allerhand zu meinen und zu sagen; er irrt nicht tief; und aus Mangel an Zusammenhang sagt er so vielerlei. — Wenn das die hörten, bei denen ich ihn oft so lobe! —

Wer sein Pflugeisen in Einrichtungen umhertreibt, wer Gesetze aufhäuft, zur Saat: dessen Ernte erleben nur künftige Geschlechter. Geht's doch jedem nur irgend thätigen Privatmenschen ebenso. —

Ambition ist etwas Hohles: sie ist der Anspruch an die Meinung Anderer über uns. Wer sind diese Andern? Wen liebt man darunter? Wen achtet man darunter? Schlecht darf ein Publikum nicht von uns denken. Aber daß es uns bewundert, vorzieht, beehrfurchtet, ist das wohl einen Seufzer werth?

(1810.)

Wie ist es möglich, daß man eine Gemüthsehrlichkeit in jemanden bewundert, ohne auf der Stelle ebenso zu werden?

Ohne so zu seyn! Kraft der Ausübung kann man bewundern, ohne sie zu besitzen, Fähigkeit des Geistes, Stärke des Kopfes, Reichthum des Herzens — gut! Aber wie kann man ein strenges Bemühn, in alles dieß Zusammenhang zu bringen, einen ehrlichen Umgang im Innern der Seele, im Gebiete des Gewissens, lieben und preisen, ohne immer und ewig dasselbe, was man bewundert, zu üben! —

Der Mensch kann nicht recht aus einandersetzen, was das ist: der Wille. Aber ein Jeder sieht, das Aug' in sich gekehrt, vernimmt, nach seinem Innern horchend, daß es ein letztes Wollen in ihm giebt, unterschieden von dem vielen zerspaltenen, ein Wollen, welches mit den besten Ueberzeugungen zusammenstimmt, und der reinste, also der uns bekannte, beste Willen ist. Dieser, im Zusammenhange mit jedem unserer Bestreben und all unsern Aeußerungen, macht wahrhaft liebenswürdig, und ist allein liebenswürdig. —

Mir kommt immer vor, als sagten alle Philosophen dasselbe; wenn sie nicht seicht sind. Sie machen sich andere Terminologieen, die man, ehrlich, gleich annehmen kann: und den Unterschied finde ich nur darin, daß sich ein jeder bei einem andern Nichtwissen beruhigt; entweder aus einem solchen seine Deduktion anfängt oder sie dahin führt, oder, weniger streng, es mit drunter laufen läßt.

(1813.)

Alle Buße sey Reinigung, Stärkung, Feinerung, Besserung; Reue vor der That, und fleißige Unschuld nach jeder. —

So wie kein Dichter sich ausdenken kann, was besser, mannigfaltiger und sonderbarer wäre, als was sich wirklich in der Welt zuträgt; und nur der den besten Roman machen kann, welcher Kraft genug hat, das was geschieht, zu sehen und in seiner Seele zusammenzuhalten: ebenso sind unsere tief-natürlichsten Wünsche roh, und gräuelhaft entwickelte sich ihre Erfüllung für uns; nur das, was Gott wirklich zuläßt, ist in allen Beziehungen heilsam für uns, weil wir uns ihm entgegenbilden können.

(1814.)

Tragisch ist das, was wir durchaus nicht verstehen, worein wir uns ergeben müssen; welches keine Klugheit, keine Weisheit zerstören, noch vermeiden kann; wohin unsere innerste Natur uns treibt, reißt, lockt, unvermeidlich führt und [worin sie uns fest] hält; wenn dieß uns zerstört, und wir mit der Frage sitzen bleiben: warum? warum mir das, warum ich dazu gemacht? und aller Geist und alle Kraft nur dient, die Zerstörung zu fassen, zu fühlen oder sich über sie zu zerstreuen. —

So verhaßt mir der Krieg ist, wegen seiner Greuel, wegen meiner persönlichen Furcht, und weil er meinem Herzen so weh thut: so ist er es doch gewiß, und zur Hälfte ganz darum, weil er die Erde in Unordnung bringt, welche mir das Entsetzlichste, ja nicht zu Fassende ist! daß er Alles stört, jedes Hauswesen ins Tiefste, jedes Geregelte, jeden Plan, jedes Geordnete. Dieß thun Schulden auch; und ich verabscheue sie.

(1815.)

Könnten sehr geistreiche, geistvoll ergründende, wahrhafte Menschen mit einem starken Charakter das Lügen studieren und dann wie andere erlernte Dinge mit Fertigkeit ausüben, es müßte zu kolossalen Wirkungen führen: der Wahrheit würde ganz angst und bang, sie stände ganz klein, als Seufzer, als Regret, als Angeführter in der Welt da, und flüchtete ganz in die dunkle innere; so reell könnte das Lügen im Großen, Planmäßigen aufstehen. Die Lügner unserer Zeit pfuschen nur, wie groß sie auch ihr Spiel ausdehnen wollen, sie haben keine Wahrheit in der Seele, und haben die Lüge nicht studiert. —

Eigenschaften sind keine Talente, sie müssen aber alle dazu gemacht werden können, sonst ist man noch gar nicht gebildet.

(1816.)

Nicht *die* Menschen hassen ihr Vaterland, oder die Orte, wo sie gelebt haben, welche sehr unglücklich waren; wohl aber *die*, welche sich allda ungebührlich aufgeführt und Tadel zugezogen haben; und diese sind es auch allein, die nach ihrem

Lande zurückzukehren meiden. Die ersteren behalten immer eine erinnerungsvolle Vorliebe dafür.

(1817.)

Wenn unsere Thätigkeitskräfte sinken, die Verständnißgaben nicht mehr hinreichen, nichts mehr das Innerste von uns, das Herz erleuchten, ihm antworten, es beruhigen kann, dann strömt das Gebet! Ein anderes, als das uns aufgegebene Daseyn, hebt an, wir haben eine augenblickliche Kraft (eben weil die andern Kräfte schweigen) aufzufahren, ohne hiesige Bedingung. —

Wir sind gezwungen, einen höheren, einen höchsten Vernunftgeist, der sich und Alles versteht, anzunehmen; das angst- und entzückensfähige, helle, für's Licht der Erde blinde Herz bedarf eines Vaters, an dessen Hand es sich schmiegt; eben weil wir ihn nicht begreifen und verstehen, und er in Allem, was begriffen werden kann, nicht zu fassen, über uns steht. Und ewig legen wir seinem Urtheil, seinen Absichten unsern Maßstab an, den höchsten, den er uns gab: das ist Vernunft und liebliche Güte, ein Mitgefühl für Andere, ein Stückchen Persönlichkeit. —

Schon als Kind wünscht' ich mir oft den jüngsten Tag nah, damit alles Unrecht und Recht, was meine Seele drückte, an sein Licht käme. An eines andern Tages Licht kommt leider nur allzu wenig die eigentliche Bewandtniß und Verwickelung menschlichen Handelns und die Gesinnung als Triebfeder! Redlich ist's und sittenbetriebsam, wo möglich Tage herbeizurufen, die dem großen verheißenen vorhergehen, und stufenweise, nach unserer Kraft und besten Einsicht, jenes allheilende Licht schon jetzt uns näher zu bringen. Wie können wir jetzt zeitig dieß anders, als durch gedrucktes Wort?

(1819.)

Alles Ereignete, was sich ereignete, ist nicht historisch. Was sich ereignet, dieß gehört ganz gewiß mit zur allgemeinen großen Entwicklung in der uns bekannten Natur, des Menschen Geist und des Menschen Zustand mit eingerechnet; aber historisch ist nur das, was die weisesten Leute, Beobachter, Historiker, wie an einem Faden aufgereiht uns darzustellen für würdig

fanden, weil sie es in seinen Beziehungen auf Entwickelung für nöthig hielten. Nöthig ist auch Alles, was sich nur ergeben mag, für Wesen, die das Universum in seinen Bedürfnissen und Zwecken überschauen: für Menschen aber bleibt nur wenig historisch; und alle schlechte Einrichtungen oder gute [Einrichtungen] für schlechte Dinge und Anstalten müssen abgetragen werden und zerstört, und sind, weil sie Schlechtes befördern wollen und nicht die bessern Ansprüche im Menschen, nur simple Ergebnisse, Ereignisse, und müssen nicht historisch Begründetes genannt werden. —

Es wird eine Zeit kommen, wo Nationalstolz ebenso angesehen werden wird, wie Eigenliebe und andere Eitelkeit, und Krieg wie Schlägerei. Der jetzige Zustand widerspricht unserer Religion. Um diesen Widerspruch nicht einzusehen, werden die entsetzlichen, langweiligen Lügen gesagt, gedruckt und dramatisirt. —

Wer ist denn vermögend, Geschichte zu schreiben oder zu lesen? Doch nur solche, die sie als Gegenwart verstehen! Nur diese vermögen das Vergangene zu beleben, und es sich gleichsam in Gegenwart zu übersetzen. —

Das Absolute ist das in sich Begründete, seinen eigenen Daseynsgrund Verstehende.

(1820.)

Wir verlieren alles, was wir lieben; am Ende das, was wir kennen, das Leben. —

Was ist am Ende der Mensch anders, als eine Frage. Zum Fragen, nur zum Fragen, zum ehrlich kühnen Fragen, und zum demüthigen Warten auf Antwort, ist er hier. Nicht kühn fragen, und sich schmeichelhafte Antworten geben, ist der tiefe Grund zu allem Irrthum.

(1821.)

Unser innerster Wille ist wie eine Pflanze: einfach bestimmt: aber ohne Wurzel* in der Erde; unser Geist das Bewußtseyn drüber, wie eine in uns mitgegebene Sonne. —

* So der Text III. S. 40. Sollte Rahel nicht geschrieben haben: „aber eine Wurzel in der Erde;" u. s. w.? S.

Es ist kein leerer Ausdruck, wenn wir sagen: „es will regnen, es will blitzen.“ Es ist, eigentlich gedacht, keine Regung möglich, als durch Willen. Wenn wir auch nicht einmal selbst wissen, wie wir zum Willen kommen, zum Grundwillen alles unsers Wollens: — ein noch größeres Indiz, daß ein Urwille existirt, aus dem unser Grundwille, wie alle Willen, hervorgehen. —

Wir machen keine neue Erfahrungen. Aber es sind immer neue Menschen, die alte Erfahrungen machen. —

Weißt du, warum wir hoffen? Wir können nicht ohne Bild leben. Ohne Hoffen haben wir kein Bild in der Seele; da ist nichts. —

Gute Dichter haben ein Bild in der Seele, und sind getrieben, es darzustellen: andere treiben sich, Bilder zu machen.

(1822.)

Bildergierig, bilderschaffend, nachbildend sind wir gemacht. Alles ist Zwang, Zwang zur höchsten Freiheit und Zusammenstimmung. —

Es ist ausgemacht, daß, wenn wir keine Anlage zur Sittlichkeit hätten, wir mit der höchsten Anstrengung von Nachdenken nie auf ihre Anforderungen gefallen wären. Könnte ein persönliches Wesen je darauf kommen, daß es seine Persönlichkeit aufgeben und die eines Andern höher stellen sollte, als seine eigene? Mich dünkt sogar, es ist schon eine hohe Stufe der Entwickelung, Person und persönlich zu seyn. Nur kommt mir vor, wir können in einem andern Zustand von Daseyn noch eine schwerere Aufgabe in uns fühlen, die wir uns jetzt auch nicht vorzustellen vermögen. Und nur, daß wir dergleichen zu errathen vermögen, ist ein Schimmer vom absoluten, allgemeinen, sich selber begründenden Daseyn, wovon die Stufen sich verlieren müssen in einem Geist, einem absoluten, der Alles zugleich erschaut. —

Das Wort „Geist der Zeit“ möchte ich außer Umlauf setzen können; es verwirrt entsetzlich. „Die allgemeine Ueberzeugung“ möchte ich es nennen, was man im Guten damit zu bezeichnen

denkt. Als man die vermeintlichen Hexen verbrannte, das war der Geist der Zeit: die allgemeine Ueberzeugung aber machte, daß dieser Greuel aufhörte.—

Vernunft ist der einzige wahre Despot; sie ist aber auch der größte Sklave; sie kann nur verneinen und bejahen.

(1823.)

Wenn Eltern oder Kinderpfleger etwa bis zum dritten Jahre ihren Zöglingen so gerne Züge von Verstand, Auffassungsvermögen, einer Art von Witz, kleiner List oder auch nur Gedächtniß nacherzählen, so ist das nicht nur aus Eitelkeit oder Vorliebe für ein bestimmtes Kind. Es ist weit mehr das mit Recht wiederkehrende Erstaunen, der unergründliche Zauber, das Wunder eines erwachenden Erkenntnisses! Wo beginnt es, wo kommt es her? Das möchten wir immer von neuem wissen, von neuem belauschen. —

Sittlichkeit bereut nur die verlorene Zeit, sagt Schleiermacher. Nicht doch! das Unwiederbringliche der That, die in ihren Folgen nicht mehr einzuholen ist! Reue, häßlich gehandelt zu haben, reiniget gleich die Seele. —

Schleiermacher sagt: sich Gott als Person denken, sey unzulänglich: ihn sich als starre Nothwendigkeit denken, wieder. Also wie ich: als höheren Geist, von welchem ich nur das mir zugetheilte fasse. —

Wissen um *unser* Wissen ist Philosophie. Ergebenheit und Voraussetzung, wo wir zu wissen aufhören, Religion. —

Kunst ist, das mit Talent darstellen, was seyn könnte, unserer bessern Einsicht nach. Also eigentlich gutes Naturgefühl, und Sinn für Wahrheit, in der Ausübung. —

Man darf den Menschen, wie den Fürsten, vorschmeicheln, wie sie seyn *sollten*; aber nicht, wie sie zu seyn *wähnen*, noch ihrem Wahn schmeicheln von dem, was seyn soll. —

Es ist ein krankhafter, schwächlicher Geistes- und Charakterzustand, auf Lob und nicht auf Inhalt des Lobes zu sehen.

(1824.)

Die Seele ersetzt gleich wieder, wie an Wurzeln; sobald sie aus ihren Tiefen das Geheimste an's Tageslicht gesetzt hat, so bilden sich gleich wieder in ihrem Grund neue Geheimnisse. —

Ein Stein kann eine Geschichte haben, aber nur eine Creatur mit Bewußtseyn ein Schicksal. Die meisten Menschen haben nur eine Geschichte. —

Geist ist nicht Seele, nicht Person. Mit dem sehen wir nur unsere Person. —

Alle Geister haben nur Ein Thema bekommen: es ist wie ein Spiel von Karten oder Schach: wenig feste Bedingungen und die größten, unendlichsten Combinationen. Nur wenn wir uns irren, d. h. eine gemachte oder von der Natur uns vorgelegte Combination für etwas Absolutes, Unveränderliches halten und uns darüber zufrieden geben, es nämlich lieben, dann fühlen wir uns reich. —

Die Materialien zum Wissen sind Leitern, auf denen man zu sich hinabsteigt und [die man] unten nicht mehr gebraucht. Wie viele solche Leitern mögen wir schon weggeworfen haben, ehe wir zu der jetzigen — jetzigen — Vollkommenheit unsers Ich's kamen! —

Das Stück „lebendiges Wissen" ist unser Unterpfand. Das Ich muß immer vollständiger werden. —

Erstlich sollen wir alle zu einem sittlichen Vermögen werden; dann zu einem einigen, reinen, sittlichen Willen. —

Wir sind nur Adjektive; noch kein völliges Substantivum —

Alles Hiesige sind Vermuthungen. Die großartigste, freudigste Hoffnung besteht darin, daß wir's [das Jenseits, die neue Natur] nicht ahnen können. —

Sie sind nicht mehr zu erdulden, die nicht selbständig und ursprünglich sind; die ihre Bildung nicht selbst produciren. Wenn es auch nur auf Einem Punkt in einem Menschen auf diese Weise richtig hergeht, so ist er liebenswürdig, erträglich und einträglich; kommt ihm aber die vielseitigste Bildung schon ausgemünzt zu, so ist er seicht, spielt mit Zahlpfennigen, kann sich

nie als Wohlhabender fühlen, und muß sich als Eitler und Leerer aufdringen. —

Zu einem Talent gehört Charakter; Gemüths- und Geistesfertigkeiten, in Naturanlagen begründet, machen es nicht. Was hilft die reinste, klingendste Stimme, die beweglichste Kehle, das schnellfassendste Ohr, das beste Gedächtniß, die größte Nachahmungsgabe, wenn nicht eine einfache tiefe, persönliche Ansicht der Natur, die Seele und der Diktator dieser physisch-materiellen Gaben wird? —

Ein Vorurtheil stolz und breit aussprechen zu hören, wird unerträglich, wenn nicht wenigstens die Person, die damit aufzutreten wagt, es selbst erfunden hat. Aber wenn unaktive Köpfe, einer nach dem andern, nichts anderes thun, als bloß das Ueberkommene wiederholen, dann fühlt man sich auf's äußerste und bis zur Racheluft gebracht.

(1825.)

Beten ist ein sich Fassen, ein Zusammensammeln mit andrem Willen; mit vereinfachtem, allgemeinem soll geschehn, gedacht, empfunden, eingesehen werden. Wir fliehen in's Centrum. —

Alter ist immer ungerecht gegen Jugend, weil Alter wohl wissen kann, wie Jugend zu Muthe ist, aber Jugend nicht, wie dem Alter; und dieß verlangt immer, sie soll das scharfe Tröpfchen Wahrheitsessenz schon destillirt besitzen, ohne je den Baum des Lebens, weder in Laub, noch in Blüthe, oder in Frucht erlebt zu haben.

(1826.)

Alle Wissenschaften sind Eine, und durch jeder gründlichste Bearbeitung werden sie zu Einer werden. Das Wissen fromm-spekulativer Menschen ist, das alles in der Sonne, in Gott finden. Das Finden ist schon recht; aber das Erklären geht nur, ich möchte sagen, durch den Weg der Strahlen. Trost und Verlaß giebt die Sonne, wo wir an's Unerklärliche kommen.

(1827.)

Viele Menschen, wenn sie ein für sie entsetzlich unglückliches

Ereigniß erfahren, sind nach dem ersten Schreck ganz gefaßt und zusammengenommen: und andere sind sehr verwundert, wenn sie dieselben Personen später in Leidwesen, Traurigkeit und Nachspürung ihres Elends finden. Aber es kann gar nicht anders hergehen; der Schreck und erste Schmerz ist nur Folge des Bewußtseyns, daß wir nun eine ganze Masse sich folgender Schmerzen und Entbehrungen zu tragen, zu leiden haben werden: wir können bei dem ersten Erfahren, daß dieß jetzt unvermeidlich seyn wird, nicht einmal auffassen, was dieß nun im Einzelnen enthalten wird; nach und nach in Tag und Stunde stellt sich jedes Uebel, jedes Entbehren, Vermissen, jede Lücke, Leere, jeder Verlust als eben so viel persönliche Feinde ein, die uns martern. —

Wenn wir einen all' unsern besten Anforderungen entsprechenden Gegenstand fänden, würde nur Liebe, nie Leidenschaft entstehen; die Anstrengung, die uns übrige Liebe anzubringen, ist Leidenschaft.

(1828.)

Kompakte Irrthümer, die gar nicht aus den Köpfen hinauskommen wollen, fallen am Ende mit den Köpfen. —

Frei seyn kann gar nichts heißen, als seiner innersten Natur sklavisch folgen zu dürfen. Absolute Freiheit, absoluter Wille ist etwas Unmenschliches. Eine Wahl ohne Bewegungsgrund ist Unsinn.

(1829.)

Nur durch Liebe und wahre Gottesfurcht können die Menschen in das Herzenselement zurückgeführt werden. Gottesfurcht besteht in der Einsicht, daß wir Alle von ihm herkommen, und gleich gut und schlecht behandelt werden sollen. —

Das Gewissen sagt uns nicht allein, ob wir recht oder unrecht thun, sondern auch, ob uns Unrecht oder Recht geschieht; ob wir eine Behauptung, ein Ereigniß, einen Zustand der Wahrheit gemäß finden oder nicht. Es ist das letzte einfache Wollen in uns, welches wir eingepflanzt in uns vorfinden, von einem höheren uns unbekannten Princip; es ist eine von den Vernunftswurzeln der Intelligenz überhaupt.

(1830.)

Einsicht macht uns Menschen zum Sklaven der Pflicht, wie zum Statthalter der Erde. Wir dürfen uns nicht trösten: „wollte es der liebe Gott anders haben, würde er's anders machen;" wir sollen's anders machen. Wir haben Miteinsicht. —

Unter Styl verstehe ich niemals den Inhalt, sondern nur die minder oder mehr gebildete, geschickte, angenehme Weise, wie der zu Tag gefördert wird. Schon nicht den Plan oder die Klarheit des zu Sagenden. Daher lobte ich das fein und schnell urtheilende Ohr von Friedrich Schlegel und Heine. Odiöse, schlechte, falsche, grobe Dinge sagen sie beide. Schön und gut schreiben, ist ganz etwas anderes. Das [letztere] hängt vom Bewiesenen oder Ausgesprochenen ab; von der Seele, was sie will und hat; vom Geist und Verstand, was der findet und jener kann; vom Urtheil und seiner Macht, dieß Alles zu einem Ganzen zu machen.

(1831.)

Ist der Tod wunderbarer, als das Leben? Dieß Leben, mit den innern, geistigen Lücken? Dieses zerrissene Bruchstück? — Wer mir durch den dunklen Mutterleib half, bringt mich auch durch dunkle Erde! Ich will leben, also muß ich auch leben. —

Wenn wir uns in den Schmerz des trennenden Todes versenken wollen, betrachten wir lieber das ewige große Wunder des Lebens; welches beides Eins ausmacht, und uns zur tiefsten Unterwürfigkeit leitet, und uns auf die größte Liebe anweist!

Beschränkt zu seyn, das ist nicht genug; wenn wir uns nicht beschränkt machen können. In Ermangelung dessen aber, ist sich beschränkt wissen schon ein großer Besitz. —

Wir können ja ein neues Begreifungsvermögen bekommen, oder werden. —

Als Christus für einen Ketzer, Frevler und Rebellen gehalten wurde, waren seine Ankläger und Verfolger die herrschenden Betitelten, Uniformirten, mit dem siegenden großen Volke Alliirten. Deren Nachkommen aber, die Juden, sind bis

heute, durch ihren bloßen Namen, noch aller Schmach ausgesetzt; und die Nachkommen der Anhänger Christi sind die siegenden Verächter geworden. Der Rest gläubiger Juden hält sich aber noch für alte Aristokraten, und verachtet die ganze Christenheit; auf diese Weise gehen die Juden als warnendes Beispiel umher.

(1832.)

Wie selten ist mir in der Welt ein Kern des Menschen, sein Herz, so rein erhalten vorgekommen, daß er, willig und freudig, ihm persönliche und momentane Vortheile fahren ließe, wenn seine Ueberzeugung eine andere werden muß. —

Milder als Mairegen sind Kinderküsse. —

Von allen Autoren, die ich kenne, hat keiner einen größeren, reicheren, inhaltvolleren Gedanken ausgesprochen, als Saint-Martin, durch die Worte: „Unsere künftige Glückseligkeit wird darin bestehen, daß wir jeden Augenblick etwas Neues erfahren werden." Dann auch nur werden wir befreit seyn, und am Erschaffen Theil haben. —

Je mehr Leben einer Ueberzeugung inwohnt, je tiefere und reichere Beziehungen sie hat, je mehr sie allen unsern Anlagen zusagt und entspricht, je schwerer ist das grad' als eine Maschine zusammenzufassen und so darzustellen: jedes System aber will zur Maschine werden: nur Ein groß und lebendig Organisirtes giebt es: die erschaffene, sich noch erschaffende Welt.

Fr. Schlegel.

I. Verhältniß der orientalischen Religionen zur heil. Schrift.

(1808.)

Da die heilige Schrift das eigentliche Band geworden ist, wodurch auch die europäische Denkart und Bildung an das orientalische Alterthum sich anknüpft, so ist hier der schicklichste Ort, das Verhältniß des indischen Alterthums zur mosaischen Urkunde und überhaupt zur Offenbarung zu berühren; ein Gegenstand, den wir bei dem historischen Theil bis jetzt absichtlich vermieden haben, um den Leser nicht auf den unsichern Ocean so verschiedener Auslegungen und Hypothesen zu führen, die nur allein über den Stammbaum der Noachiden und die wahre Lage des Paradieses sich in fast zahlloser Menge, eine über die andere wälzen. Die kritische Sichtung so vieler Meinungen würde eine eigene ausführliche Behandlung erfordert haben, die wir andern überlassen.

Eins zwar, was für die Religion das wesentlichste und allein zu wissen nothwendig ist, sagt uns die mosaische Urkunde in solcher Klarheit, daß noch keine Auslegung es hat verdunkeln mögen: daß der Mensch nach Gottes Bilde erschaffen sey, daß er aber die Seligkeit und das reine Licht, dessen er sich anfangs erfreute, durch eigne Schuld verloren habe. Wenn die mosaische Urkunde in dem Verfolg ihres ältesten geschichtlichen Theils zwar nicht immer ausführlich erzählt, (denn zur Befriedigung bloßer Wißbegier und zum historischen Unterricht ward

sie nicht gegeben) aber doch bedeutend auf die Wege und Punkte hinweist, wie ein Strahl des ursprünglichen Lichtes, da die Nacht der Sünde und des Aberglaubens alle Welt umher bedeckte, dennoch durch göttliche Fügung sey gerettet und erhalten worden; so zeigen uns die indischen Urkunden die Entstehung des Irrthums, die ersten Ausgeburten, deren der Geist immer mehr ergrübelte und erdichtete, nachdem er einmal die Einfalt der göttlichen Erkenntniß verlassen und verloren hatte, von der aber mitten in Aberglauben und Nacht noch so herrliche Lichtspuren übrig geblieben sind.

Der Gegensatz des Irrthums zeigt uns die Wahrheit in einem neuen noch hellern Lichte, und überhaupt ist die Geschichte der ältesten Philosophie, d. h. der orientalischen Denkart, der schönste und lehrreichste äußere Commentar für die heilige Schrift. So wird es z. B. denjenigen, der die Religionssysteme der ältesten Völker Asiens kennt, nicht befremden, daß die Lehre von der Dreieinigkeit, besonders aber von der Unsterblichkeit der Seele im alten Testamente mehr angedeutet und nur berührt, als ausführlich und ausdrücklich entwickelt, und als Grundsäulen der Lehre aufgestellt werden. Der Meinung, daß Moses, er, dem alle Weisheit der Aegypter bekannt war, von diesen bei den gebildetsten Völkern des alten Asiens allgemein verbreiteten Lehren nicht gewußt haben sollte, wird man wohl schwerlich irgend eine auch nur historische Wahrscheinlichkeit geben können. Sehen wir aber, wie bei den Indiern z. B. grade an die hohe Wahrheit von der Unsterblichkeit der Seele der meiste und gröbste Aberglaube sich fest und fast unabtrennlich angeschlossen hatte, so erklärt sich daraus das Verfahren des göttlichen Gesetzgebers auch in äußerer Rücksicht.

Mancher unbillige Vorwurf, da man es den Propheten Gottes bei den Hebräern als Beschränktheit auslegt, daß sie, alles andre streng verwerfend, ihre Lehre und ihr Volk so hart absonderten, würde von selbst weggefallen seyn, wenn man gewußt hätte, sich in den Zustand der orientalischen Völker der

damaligen Zeit zu versetzen. Man stelle es sich vor Augen, wie damals bei den gebildetsten und weisesten Völkern überall noch einzelne Spuren des göttlichen Lichtes vorhanden waren, aber alles entstellt und entartet, und oft gerade das Edelste auch bei Persern und Indiern am übelsten angewandt und misdeutet; und man wird es begreifen, wie nothwendig jene Strenge und Absonderung, wie natürlich der Eifer jener Männer nur auf das Eine, alles Andre bei Seite setzend, gerichtet seyn mußte, daß doch nur ja das kostbare Kleinod der göttlichen Wahrheit nicht vollends untergehe, daß es rein und unverderbt erhalten werde. Daß manchen einzelnen Israeliten Jehovah nichts als ein bloßer Nationalgott war, mag seyn; daß aber die Propheten und göttlichen Lehrer selbst es so gemeint, wird man nirgend zeigen können, man müßte denn die Lehre von dem unmittelbaren, nähern und besondern Verhältniß mit der Vorsehung, in welches der Mensch durch den Glauben treten kann und in der Kirche wirklich tritt, die Hauptlehre des Christenthums, so ganz verkennen, daß man sie mit jenem Irrthum verwechselte, der den Vorwurf der angeblichen jüdischen Beschränktheit des alten Testaments begründen soll.

Mit dem Christenthum hat die Religion des Fo in einigen Stücken der Lehre und selbst der äußern Einrichtung eine auffallende, aber dennoch falsche Aehnlichkeit. Das Einzelne stimmt oft sonderbar überein, aber es ist alles entstellt und verzerrt, alles hat ein andres Verhältniß und einen andern Sinn; es ist die Aehnlichkeit des Affen mit dem Menschen. Von ganz andrer und höherer Art ist jene Verwandtschaft und Aehnlichkeit, besonders der persischen Religion des Lichtes und der Lehre vom Kampf des Guten und Bösen mit der heiligen Schrift sowohl des alten als des neuen Bundes. Eben daß man diesen Spuren zu ausschließend folgte, die ächte oder gar unächte Aehnlichkeit für völlige Gleichheit nahm, ist oftmals Ursache abweichender Irrthümer, wie beim Manes und andern, geworden. Von dem, was bei den Persern jener Lehre irriges beigemischt war, findet sich in den heiligen Schriften nichts; was sie lehren, ist nicht System, sondern

aus göttlicher Offenbarung, die durch innere Erleuchtung ergriffen und verstanden wird, leiten sie die Erkenntniß des Wahren her.

Es könnte aber doch die Vergleichung mit der theils wirklich, theils scheinbar so verwandten Denkart dazu dienen, es sogar historisch und ganz äußerlich zu zeigen, daß nur eine und dieselbe Ansicht, im alten Testamente wie im neuen, durch das Ganze hingehe und herrsche; nur das was dort blos angedeutet und vorgebildet wird, hier in vollem Glanze erscheint. Es dürfte daher die alte christliche Erklärungsart des alten Testaments die einzig richtige seyn, und als solche durch eine vollständige Kenntniß der Geschichte des orientalischen Geistes auch von außen bestätigt werden. Es ist dieß sogar bloß aus dem Gesichtspunkte der Kritik angesehen, ganz deutlich; es würde selbst dann gelten, wenn man die Lehre der Schrift für nichts mehr hielte, als für eine der orientalischen Denkarten, gewiß in diesem Falle, von allen die erhabenste und tiefsinnigste. Denn wie läßt sich wohl ein Werk verstehen und erklären, als nach der Denkart, die ihm zu Grunde liegt? und wo kann wohl diese Denkart selbst ergriffen werden, als da, wo sie ganz ausgesprochen worden, und in vollkommener Klarheit erscheint? Daß dies im neuen Testamente geschehe, wird jeder zugeben, der es nur nach unbefangener Kritik, mit der unvollkommenen Andeutung des alten oder mit dem zum Theil irrigen persischen System zusammenhalten will. Daher kann der Sinn des alten Testamentes durch keine bloße Exegese aufgeschlossen werden, wenn dieselbe auch an Sprach- und anderer Nebengelehrsamkeit alle Meister des Talmud überträfe, wo nicht das Licht des Evangeliums hinzukommt, um das Dunkel zu erhellen. Spuren der Wahrheit, einzelne Spuren göttlicher Wahrheit finden sich überall, besonders in den ältesten orientalischen Systemen; den Zusammenhang des Ganzen aber und die sichre Absonderung des beigemischten Irrthums wird wohl niemand finden, außer durch das Christenthum, welches allein Aufschluß giebt über die Wahrheit und Erkenntniß, die höher ist als alles Wissen und Wähnen der Vernunft.

II. Sokrates unter den Philosophen seiner Zeit.

(1812.)

Der Widerspruch und die Seltsamkeit der Meinungen, die mit dem größten Scharfsinn ersonnen und vertheidiget, mit dem höchsten Aufwand der Redekunst verbreitet wurden; der dadurch sich allgemein verbreitende Zweifel und Unglaube, die Verwirrung aller Begriffe, die Auflösung aller Grundsätze, haben sich kaum jemals in ihrem ganzen verderblichen Einflusse auf das Leben so gezeigt, wie damals. Die eine Klasse der ältern Philosophen stimmte bei mancher sonstigen Verschiedenheit nur darin überein, daß sie die Natur ganz allein von Seiten ihrer steten Veränderlichkeit und Beweglichkeit auffaßten. Alles sey in einem steten Flusse, sagten sie. Diese Behauptung aber trieben sie so weit, daß sie überhaupt gar nichts für bleibend und bestehend erkennen wollten; sie läugneten, daß es irgend ein solches Bestehendes im Daseyn, etwas durchaus Festes in der Erkenntniß, etwas Allgemeingeltendes in den Sitten gebe; d. h. mit andern Worten, sie läugneten nebst der Gottheit auch die Wahrheit und Gerechtigkeit.

Eine andere Parthei, welche dagegen an dem Vernunftbegriff einer unveränderlichen Einheit fest hielt, verfiel in die ganz entgegenstehende Behauptung, indem sie die Möglichkeit der Bewegung und das wirkliche Daseyn der Sinnenwelt durchaus läugnete, und diese Paradoxien mit der höchsten dialektischen Kunst durchzuführen suchte, wobey sie wenigstens in so fern ihren Zweck erreichten, daß Zweifel und Ungewißheit immer allgemeiner wurden. Einer der ersten und größten dieser Sophisten eröffnete seine Lehre ausdrücklich mit der Behauptung: daß es überhaupt, an und für sich keine Wahrheit gebe; daß, wenn es aber auch eine Wahrheit geben sollte, dieselbe doch dem Menschen durchaus nicht erkennbar, und wenn sie auch erkennbar, doch durchaus nicht mittheilbar sey. Der Zweifel möchte dem

Denker leicht gestattet scheinen, wenn er nach redlichem Forschen zu dieser wenig erfreulichen Ueberzeugung gelangt wäre, und seine Zweifel für sich bewahrte. Allein jene Sophisten hatten Schüler und Anhänger in ganz Griechenland, die Erziehung aller Edlen und Gebildeten war in ihren Händen. Nicht immer auch war jene Zweifelsucht redlich gemeint, und während Einige lehrten, man könne überhaupt nichts wissen, behaupteten andre Sophisten, sie wüßten Alles, und seyen Meister jeder Kunst und jeder Kenntniß. Wenigstens gelang es ihnen leicht, die Jünglinge dahin zu bringen, daß sie vermittelst einiger sophistischen Wendungen und Kunststücke andere Ungeübtere in Verwirrung setzen und verblenden konnten, und daß sie selbst im Stande zu seyn glaubten, Alles nach ihrem eingebildeten Wissen leicht und voreilig, viel besser als die Alten, die man verlachte, zu entscheiden. In ihren Schulen wurde nicht etwa bloß zur Uebung im Scharfsinn und in der Redekunst gelehrt, entgegenstehende Meinungen, nach Willkühr die eine oder die andere, zu vertheidigen, sondern es wurde recht eigentlich gelehrt, anerkannte Unwahrheit und eine entschieden ungerechte Sache durch Scheingründe geltend zu machen und seine Mitbürger zu täuschen. Es wurde gelehrt, daß es keine andre Tugend gebe, als die Geschicklichkeit und die Kraft, mit kühner Verachtung aller der sittlichen Grundsätze, durch die sich die Schwächern leiten und täuschen ließen, und die hier für Aberglauben und Thorheit erklärt wurden, und kein anderes Recht, als das Recht des Stärkern oder die Willkühr des Herrschers. Es wurde in diesen Schulen nicht nur des Volksglaubens gespottet, der bey aller seiner Mangelhaftigkeit doch bey vielen noch mit bessern und sittlichen Gefühlen zusammenhing, der also geschont werden mußte, so lange man nichts Besseres an dessen Stelle zu setzen hatte; es wurde nicht nur viel unter sich Streitendes, Leeres und Verkehrtes über die Welt und deren erste Ursache vorgetragen, sondern es wurde recht eigentlich Gott geläugnet, denn der Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit wurde an der Wurzel ertödtet und ausgerissen.

Und das Alles in Staaten, welche ohnehin schon am Rande des Abgrundes einer zügellosen Volksherrschaft oder dem Spiel der Partheyen hingegeben, durch Kriege geschwächt und zerrüttet, aus einer blutigen Revolution in die andre stürzend, immer tiefer in Anarchie versanken.

Unter diesem allgemeinen Atheismus erhob sich Sokrates, und lehrte wieder Gott auf eine ganz praktische Weise: indem er zunächst die Sophisten bekämpfte und in ihrer Nichtigkeit enthüllte, dann aber das Gute und Schöne, das Edle und Vollkommne, Gerechtigkeit und Tugend, was irgend auf Gott hinführt und von ihm kommt, in allen Gestalten den Menschen vor Augen stellte, und ihrem Herzen nahe legte. Er wurde dadurch der zweyte Stifter und Wiederhersteller aller bessern und höhern Geistesbildung der Griechen, wurde aber selbst ein Opfer seines Eifers und der Wahrheit. Sein Tod ist ein zu merkwürdiges Ereigniß in der Geschichte der Menschheit, als daß wir nicht einige Augenblicke dabei verweilen sollten.

Der eine Vorwurf, welcher ihm gemacht wurde, daß er eine neue und unbekannte Gottheit lehre, und also eines Verbrechens gegen die alten, vom Staat anerkannten Götter des Volksglaubens schuldig sey, ist wohl in einem gewissen, für den Sokrates sehr ruhmvollen Sinn gegründet. Wäre die sokratische Denkart, die allerdings eine ganz neue in Griechenland war, nicht bloß in dem Kreise einiger auserlesener Schüler, sondern in ganz Griechenland die herrschende geworden, so würde allerdings die gesammte alte Lebenseinrichtung und mit dieser gewiß auch ein großer Theil des Volksglaubens ganz von selbst weggefallen seyn, oder hätte doch eine gänzliche Umgestaltung erfahren müssen. Dieß wohl fühlend, mochten beschränkte Anhänger des alten Volksglaubens einen Haß auf den Sokrates geworfen haben, ihn sogar mit den andern Neuerern und Sophisten, denen er doch gerade entgegenarbeitete, vermengen; bei vielen aber war es gewiß nur ein Vorwand, und lag der eigentliche Grund des Hasses in der politischen Denkart des Sokrates.

Sokrates hatte sich in allen Verhältnissen als ein vortrefflicher Bürger und muthvoller Patriot bewährt, aber er war ein erklärter Feind der Volksherrschaft, wenigstens waren es die meisten seiner Schüler. Die Art, wie Xenophon und Plato, oft fast mit Partheylichkeit und Uebertreibung, die Verfassung von Sparta, überhaupt aber jede sich der Aristokratie nähernde vorziehen, konnte in Athen nicht anders als verhaßt und unnational erscheinen. Auch waren die Feinde der Volksherrschaft, die aus Sokrates Schule hervorgingen, nicht alle so tadelfreye und edle Männer, wie Xenophon und Plato. Auch Kritias war ein Schüler des Sokrates gewesen; Kritias, einer von den Tyrannen, welche durch spartanischen Einfluß in Athen herrschten, nachdem dieses besiegt und fast ganz von Sparta abhängig geworden war. Dieses gibt ein alter Schriftsteller, vielleicht nicht mit Unrecht, als die Hauptursache vom Tode des Sokrates an.

Wie Sokrates auf die ihm eigenthümliche Ansicht gekommen sey, ist nicht leicht ganz befriedigend zu erklären. Die höhere Philosophie kannte er, ohne doch ganz von ihr befriedigt zu seyn. Er berief sich in vielen Umständen seines Lebens auf einen Dämon, der ihn lenke; ob er hiermit bloß die innere Stimme des Gewissens, die Eingebungen und Entscheidungen seines denkenden und ahnenden Geistes, oder doch noch etwas anders gemeint habe, ist auch nicht ganz sicher zu entscheiden. Eben so wenig, wie seine eigentliche Denkart über den Volksglauben; ob er ihn ganz verworfen oder einiges Bessere daraus, es höher deutend, in der Seele festgehalten habe. Mit dem, was man in den geheimen Gesellschaften dermaliger Zeit wußte, scheint er bekannt gewesen zu seyn. Frey war er nicht von solchen Meinungen und Ansichten, welche die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts ohne Bedenken Aberglauben nennen würde, eben so gut, wie jene allwissenden und nichts glaubenden Weisen, gegen die Sokrates stritt. Ein Beyspiel mag vergönnt seyn, wie sehr er auch in dieser Hinsicht oft verkannt ward, und unrichtig beurtheilt wird. So hat man es allgemein getadelt, daß er in dem

letzten Gespräche, welches er vor dem Tode mit seinen Freunden hielt, als man fragte: ob er noch etwas zu bestellen habe, antwortete: Nichts, als daß man dem Aesculap einen Hahn opfern solle. So habe er also, sagen seine Tadler, noch in dem letzten Augenblick seines Lebens dem Volksaberglauben, den er doch als nichtig habe erkennen müssen, gehuldigt, oder wenn es Spott gewesen, so sey auch dieser für einen solchen Augenblick wenig angemessen. Gleichwohl ist hier die Deutung leicht zu finden. Ein solches Opfer pflegten diejenigen dem Aesculap zu bringen, welche von einer schweren Krankheit genesen waren. Es lag also dabey der Gedanke zum Grunde, welchen mehrere seiner Nachfolger schön entwickelt haben: daß dieses Leben keine andre Bestimmung habe, als sich auf ein höheres vorzubereiten, oder daß man, nach dem Ausdruck der Alten, sterben lerne. Uebrigens betrachtete Sokrates das Leben überhaupt, wie vielmehr aber in einem Zustande der Welt wie der damalige, nur als ein Gefängniß der bessern Seele, ja, als eine eigentliche Krankheit, von welcher der sonst so heitere Weise gern zufrieden war, durch den Tod, da es sich nun so fügte, befreyt und geheilt zu werden. Das Leben freywillig zu enden, hielt jedoch Sokrates, unter allen alten Philosophen wo nicht zuerst, doch am entschiedensten, für durchaus unerlaubt; für einen Frevel gegen sich selbst und gegen Gott. Dem Gefängnisse und dem Tode entfliehen wollte er auf keine Weise. Er hätte es auch nicht gekonnt, ohne sich selbst, und der Würde seiner Sache viel zu vergeben, die jetzt, da er seinen Nachfolgern das große Beyspiel von Standhaftigkeit zurück ließ, durch seinen Tod beglaubigt, von der Nachwelt um so mehr als die Sache der Tugend und der Wahrheit verehrt und anerkannt ward.

III. Spinoza.*

(1812.)

Spinoza's großer Irrthum, die Welt und Gott nicht zu unterscheiden, allen einzelnen Wesen aber die innere Selbstständigkeit und Bestandheit abzusprechen und in ihnen allen nichts zu sehen, als die verschiedenen Kraftäußerungen des Einen, ewigen, alles umfassenden Wesens, hebt eigentlich die Religion auf, weil er Gott die Persönlichkeit, und dem Menschen die Freiheit abspricht, überhaupt aber, das Unsittliche, Unwahre und Ungöttliche für einen bloßen Schein erklärend, den wesentlichen Unterschied zwischen dem Guten und Bösen aufhebt. Dieser Irrthum liegt gleichwohl der bloß natürlichen Vernunft so nahe, daß er vielleicht der älteste seyn kann, der auf die ursprüngliche Wahrheit gefolgt ist, nur daß Spinoza den Pantheismus in eine mehr wissenschaftliche Form gebracht hat. Denn auch der wissenschaftlichen Vernunft, wenn sie durch eigne Kraft allein die Erkenntniß der Wahrheit ergreifen will, ist dieser Abweg so natürlich, daß Descartes, von dessen System Spinoza zunächst ausging, nur durch seinen Mangel an Tiefe und Entschiedenheit des Geistes vermieden hat, in den gleichen Abgrund zu gerathen, an dessen Rande er schon stand. Man muß auch hier den Irrthum selbst von der Person unterscheiden. Oft ist der, welcher einen neuen Weg des Irrthums zuerst veranlaßt, welcher diesen selbst vollendet und am entschiedensten und kühnsten ausspricht, bei weitem weniger verwerflich als seine Nachfolger, oder die auf gleichen Irrwegen, nur unentschiedener einherschwanken. Spinoza's Sittenlehre ist zwar, so wie er selbst kein Christ war, nicht die christliche, wohl aber ist sie so edel und rein, wie etwa die der Stoiker im Alterthum, ja sie hat vielleicht Vorzüge vor dieser. Was ihn stark macht im Vergleich mit Gegnern, die seine Tiefe nicht verstehen, oder nicht fühlen, und mit solchen,

* Schlegel schreibt, mit Andern, „Spinosa". Wir stellen die gewohnte Schreibart des Namens her.

die ohne es selbst recht deutlich zu wissen, halb auf ähnlichen Irrwegen wandeln, ist nicht bloß die wissenschaftliche Klarheit und Entschiedenheit seiner Denkart, sondern auch, daß alles in dieser so aus einem Guß war, weil er fühlte, wie er dachte, und ganz von seinem Gefühle beseelt war. Man kann es nicht Naturbegeisterung nennen, wie der Dichter, der Künstler oder der Naturforscher sie fühlt; noch weniger eigentliche Liebe oder Andacht, denn wo fände diese einen Gegenstand ohne Glauben und wirklichen Gott? Aber ein alldurchdringendes Gefühl des Unendlichen überhaupt ist es, was ihn immer bei all' seinem Denken begleitet, und ihn ganz über die Sinnenwelt weghebt. Jeder entschiedene Irrthum, der das Ganze betrifft, ist wohl im Grunde gleich verwerflich und es möchte scheinen, daß hier keine Stufenfolge Statt finde. Vergleichen wir dennoch diesen Irrthum des Spinoza mit dem Atheismus des achtzehnten Jahrhunderts, so ergiebt sich noch ein großer Unterschied. Jene materielle Philosophie, wenn sie noch so heißen kann, welche alles aus dem Körper erklärt und die Sinnlichkeit für das Erste hält, ist ein Irrthum, der fast unter die Region des Menschlichen herabsinkt. Selten wird daher auch bei einzelnen Individuen selbst, die einmal bis in diese Tiefen herabgesunken sind, eine Rückkehr zu hoffen seyn, so leicht es geschehen mag, daß eine Nation, ein Zeitalter, wenn sie die sittlichen Folgen jener Philosophie der Sinnlichkeit in ihrer ganzen Ausdehnung erblickt haben, sich mit Abscheu davon zurückwenden. Die hohe Geistigkeit jenes andern Irrthums, in den Spinoza führt, könnte dagegen scheinen, mehrere Mittel und Wege übrig zu lassen, um sich wieder zu erheben zur Wahrheit. Auf der andern Seite ist ein Irrthum aber um desto verderblicher, je mehr er geeignet ist, auch die edelsten und geistigsten Gemüther zu ergreifen; die unmittelbaren Folgen sind dann nicht so praktisch schädlich, aber das Verderbliche wurzelt um so fester im Innern, und wirkt früher oder später, auch auf das Ganze einer Nation oder eines Zeitalters zerstörend; wie im menschlichen Körper eine Krankheit, welche die edelsten Lebenstheile ergriffen hat.

IV. Die Aufgabe der christlichen Kunst.

(1804 und 1823.)

Ist es wahrscheinlich, daß auch jetzt in unsrer gegenwärtigen Zeit noch von neuem eine wahre, große und gründliche Mahlerschule wieder entstehen und sich dauerhaft, bleibend, und fest begründen wird? — Wahrscheinlich ist es den äußern Umständen nach eigentlich nicht; aber wer möchte die Unmöglichkeit behaupten? Woran es liegt, daß es keine solchen Mahler giebt zu unsrer Zeit, welche den großen Meistern der Vorzeit völlig gleich gestellt werden könnten, und was denen, die sich gegenwärtig in der Kunst versuchen, dazu fehlt, das ist zum Theil wohl klar; zunächst ist es die Vernachlässigung des eigenthümlich Technischen, besonders der Farbenbehandlung, am meisten aber das innige und tiefe Gefühl. Bei den sinnigsten und eigenthümlichsten Talenten der jetzigen neuen Zeit vermißt man noch am meisten die produktive Thätigkeit, die feste Sicherheit und Leichtigkeit im Praktischen der Ausführung, welche die alten Künstler so wunderbar auszeichnet. Wenn man die Menge von großen Werken erwägt, welche Raphael, der im frühesten Mannesalter dahingerafft wurde, vollendet hat; oder den eisernen Fleiß des redlichen Dürer, in der Fülle so unzähliger Erfindungen und Arbeiten aller Art und in dem verschiedenartigsten Stoff, wo er doch auch kein hohes Lebensziel erreichte; so entschwinden uns in Gedanken alle Vergleichungspunkte für unsre in der Kunst so weit neben jenem großen Maaßstabe zurückstehende Zeit. Indessen ist diese Erscheinung aus den Umständen wohl erklärbar. Die universelle Bildung und intellektuelle Vielseitigkeit, als charakteristische Eigenschaft und allgemeiner Hang unsres Zeitalters, führt leicht zur Zersplitterung der geistigen Kraft und verträgt sich schwer mit einer concentrirten Wirkung in fortschreitender Steigerung, und mit einer Fülle vollendeter Hervorbringungen in einer bestimmten, positiven Art.

Dieß trifft eigentlich mehr oder minder alle Gattungen intellektueller Bildung und Hervorbringung in unsrer Zeit; für die Kunst aber ist insbesondre noch folgendes zu beachten und von dem entschiedensten Einfluß. Nachdem einmal der reine, klare Sinn und das tiefe Gefühl die einzige, ächte Quelle der höheren Kunst ist, und alles beynah in unsrer Zeit diesem Gefühl feindlich entgegen tritt, um es zurück zu drängen, zu versplittern, zu überschütten, oder seitwärts in die Irre zu lenken, so geht die beste Hälfte des Lebens, in dem vorläufigen Entwicklungskampfe gegen die Zeit und alle ihre namenlosen Hindernisse verloren; welcher Kampf dennoch unumgänglich nothwendig ist, um nur erst die Quelle des ächten Kunstgefühls wieder frey zu machen und heraus zu arbeiten aus dem beschwerlichen Schutt der störenden Außenwelt. Eine sinnige Natur, welche nicht von ihrer Zeit getragen und erhoben wird, sondern dauernd in Zwiespalt steht mit der vorherrschenden Umgebung, wird immer mehr in sich selbst versenkt bleiben, und kann schwer zur produktiven Leichtigkeit gelangen. Dieser Grund ist klar und zureichend genug, um das langsame Wachsthum der ächten Kunst in unsrer Zeit begreiflich zu machen, die aber dennoch zum mächtigen Baum des neuen Lebens im Gebiete des Schönen für eine lichtere Zukunft, mitten durch alle Hindernisse strebend emporblühen soll. Von einer andern Seite aber betrachtet, erscheint es wohl als ein nicht zu ergründendes Geheimniß, warum einige Zeiten, dem Anschein nach ohne alles äußre Zuthun und ganz wie von selbst, künstlerisch so reich und glücklich sind, während andere bey dem besten Streben und dem vollen Ernst aller intellektuellen Bildung, durchaus kein gleiches und ganz genügendes Gelingen finden mögen. Es liegt vielleicht etwas in dieser Frage, was immer unauflöslich seyn wird; wir können nur bei dem stehen bleiben, was sich klar erkennen läßt, und dieses ist auch vollkommen genügend, um die Elemente, die Hülfsmittel und Werkzeuge für die höhere mahlerische Darstellung, den Weg und die Quelle anzugeben, welche wenigstens zur gründlichen Erkenntniß und

treuen Aufbewahrung des ächten Schönen in der christlichen Kunst führen werden, wenn gleich das höchste Gelingen nicht ohne die besondre Gunst der Natur erreicht werden kann.

Die ächte Quelle der Kunst und des Schönen aber liegt im Gefühl. Mit dem Gefühl ergiebt sich der richtige Begriff und Zweck der Kunst von selbst, und das bestimmte Wissen dessen, was man will, wenn gleich der Künstler es nicht in Worten, sondern nur praktisch bewähren kann. Das religiöse Gefühl, Andacht und Liebe, und die innigste stille Begeistrung derselben war es, was den alten Mahlern die Hand führte, und nur bey einigen wenigen ist auch das hinzugekommen oder an die Stelle getreten, was allein das religiöse Gefühl in der Kunst einigermaßen ersetzen kann; das tiefe Nachsinnen, das Streben nach einer ernsten und würdigen Philosophie, die in den Werken des Leonardo und des Dürer sich, freylich nach Künstlerweise, doch ganz deutlich meldet. Vergebens sucht man die Mahlerkunst wieder hervorzurufen, wenn nicht erst die Religion oder eine auf diese gegründete christliche Philosophie wenigstens die Idee derselben wieder hervorgerufen hat. Dünkte aber dieser Weg den jungen Künstlern zu fern und zu steil, so möchten sie wenigstens die Poesie gründlich studiren, die jenen selben Geist athmet. Weniger die griechische Dichtkunst, die sie doch nur ins Fremde und Gelehrte verleitet, und die sie nur in Uebersetzungen lesen, wo vor dem hölzernen Daktylengeklapper die alte Anmuth weit entflohen ist, — als die romantische. Die besten Dichter der Italiäner und der Spanier, nebst dem Shakspeare, auch die zugänglichsten unter den altdeutschen Gedichten, und dann die Neueren, die am meisten in jenem romantischen Geiste gedichtet sind; das seyen die beständigen Begleiter eines jungen Künstlers, die ihn allmählig zurückführen könnten in das alte romantische Land und den prosaischen Nebel antikischer Nachahmerey und ungesunden Kunstgeschwätzes von seinen Augen hinwegnehmen. Die Hauptursache aber bleibt, daß es dem Künstler Ernst sey mit dem tiefen religiösen Gefühl, in wahrer Andacht und im

lebendigen Glauben; denn durch die bloße Spielerey der Fantasie mit den katholischen Sinnbildern, und ohne jene Liebe, welche stärker ist als der Tod, läßt sich die hohe christliche Schönheit nicht erreichen.

Worin besteht denn nun aber diese christliche Schönheit? — Man muß vor allen Dingen zur Erkenntniß des Guten und des Bösen in der Kunstlehre zu gelangen suchen. Wer das innre Leben nicht hat und nicht kennt, der kann es auch als Künstler nicht in großer Offenbarung herrlich entfalten, sondern bewegt sich nur mit fort in dem verworrnen Strudel und Traume eines bloß äußerlichen, innerlich ganz wesenlosen und eigentlich nichtigen Daseyns; statt daß uns die Kunst grade aus diesem herausrücken und in die höhere, geistige Welt emporheben sollte. Er dient, als falscher Modekünstler, dem leeren Scheine einer angenehmen Täuschung, und ein solcher erreicht niemals, ja er berührt auch nicht einmal die Region des ächten Schönen. Die heidnische Kunst geht aus von der Vollkommenheit der organischen Gestalt, nach dem positiven Begriff eines fest bestimmten Naturcharakters. Sie findet auf ihrem Wege der lebendigsten Entfaltung aller gebildeten Formen, wie von selbst, den Reiz der Anmuth, als natürliche Blüthe der jugendlichen Schönheit; aber immer bleibt es mehr ein sinnlicher Reiz, als eine geistige Anmuth der Seele. Will die antike Kunst höher steigen, so geht sie über in die titanische Kraft und Erhabenheit; oder aber in den hohen Ernst der tragischen Schönheit, und dieses ist die äußerste Linie, welche sie erreichen kann und wo sie das Ewige am nächsten berührt. So stehen für sie an dem verschloßnen Eingang des ewigen Schönen, auf der einen Seite der titanische Uebermuth, welcher mit Gewalt eindringen und den Himmel des Göttlichen erstürmen will, ohne daß er dieses je vermag; auf der andern Seite aber die ewige Trauer, im tiefen Bewußtseyn der eignen, unauflöslichen Verschlossenheit unwandelbar versenkt. Das Licht der Hoffnung ist es, was der heidnischen Kunst fehlt und als dessen höchsten oder letzten Ersatz sie nur jene hohe

Trauer und tragische Schönheit kennt; und dieses Licht der göttlichen Hoffnung, getragen auf den Fittichen des seeligen Glaubens und der reinen Liebe, obwohl es hienieden nur in den Strahlen der Sehnsucht schmerzlich hervorbricht, ist es, was uns aus den Gebilden der christlichen Kunst, in göttlicher Bedeutung, als himmlische Erscheinung und klare Anschauung des Himmlischen entgegentritt und anspricht, und wodurch diese hohe, geistige Schönheit, welche wir eben darum die christliche nennen, möglich und für die Kunst erreichbar wird.

Es wird indessen eines langen Kampfes bedürfen, und manche alte und neue Wege werden noch eingeschlagen und versucht werden, ehe der rechte Weg gefunden und geebnet ist, und die wiedergeborne Kunst, sicher wie auf fester Bahn, in religiöser Schönheit emporblühend, zu diesem Ziele voranschreiten mag.

Vielleicht wird hier und da auch ein Extrem das andre hervorrufen; es wäre nicht zu verwundern, wenn die allgemeine Nachahmungssucht bey einem Talent, das sich fühlte, grade den Wunsch unbedingter Originalität hervorbrächte. Hätte nun ein solcher erst den richtigen Begriff von der Kunst wiedergefunden, daß die symbolische Bedeutung und Andeutung göttlicher Geheimnisse ihr eigentlicher Zweck, alles übrige aber nur Mittel, dienendes Glied und Buchstabe sey, so würde er vielleicht merkwürdige Werke ganz neuer Art hervorbringen: Hieroglyphen, wahrhafte Sinnbilder, aber mehr aus Naturgefühlen und Naturansichten oder Ahndungen willkührlich zusammengesetzt, als sich anschließend an die alte Weise der Vorwelt. Eine Hieroglyphe, ein göttliches Sinnbild soll jedes wahrhaft so zu nennende Gemählde seyn; die Frage ist aber nur, ob der Mahler seine Allegorie sich selbst schaffen, oder aber sich an die alten Sinnbilder anschließen soll, die durch Tradition gegeben und geheiligt sind, und die, recht verstanden, wohl tief und zureichend genug seyn möchten? Der erste Weg ist gewiß der gefährlichere, und der Erfolg läßt sich ungefähr voraussehen, wenn er vielleicht gar von mehreren, die nicht alle gleich gewachsen dazu wären, versucht

werden sollte; es würde ungefähr gehen, wie seit einiger Zeit in der Poesie. Sichrer aber bliebe es, ganz und gar den alten Mahlern zu folgen, besonders den ältesten, und das einzig Rechte und Schöne so lange und treulich nachzubilden, bis es dem Auge und Geiste zur andern Natur geworden wäre. Wählte man dabey besonders, nebst dem Schönsten der älteren Italiäner, auch den Styl der altdeutschen Schule zum Vorbilde, eingedenk bleibend der Nation, welcher auch wir noch angehören, und deren tiefen Charakter wir vor allem in der Kunst nie verläugnen dürfen; so würde beydes vereinigt seyn, der sichre Weg der alten Anmuth und Wahrheit und das Symbolische, geistig Schöne, worauf, als auf das Wesen der Kunst, selbst da, wo die Kenntniß derselben verloren war, wahre Poesie und Wissenschaft zuerst wieder führen muß, und auch unabhängig von aller Anschauung, als auf die bloße erste Idee der Kunst und Mahlerey führen kann. Denn die altdeutsche Mahlerey ist nicht nur im Mechanischen der Ausführung genauer und gründlicher, als es die italiänische meistens ist, sondern auch den ältesten, ganz wunderbaren und tiefsinnigen christlich-katholischen Sinnbildern länger treu geblieben, von denen sie einen weit größern Reichthum enthält, als jene, welche statt dessen oft ihre Zuflucht zu manchen bloß jüdischen Prachtgegenständen des alten Testaments, oder zu einzelnen Abschweifungen in das Gebiet der griechischen Fabel genommen hat.

Selbst in der Anmuth kann die italiänische Schule zwar wohl den Vorzug gegen die oberdeutsche, aber nicht vor der niederdeutschen Kunst behaupten, wenn man diese anders nach der Blüthen-Epoche eines Wilhelm von Kölln, Johann von Eyck und Hemmelink beurtheilt, und nicht nach den spätern Abartungen. Uebrigens darf es wohl kaum erinnert werden, daß der Künstler keineswegs den alten Gemähldestyl, in den Unvollkommenheiten desselben, in den magern Händen, einer ägyptisch graden Stellung der Füße, der engen Kleidung, den grellen Farben, zugedrückten Augen, oder wohl gar in der schlechten Zeichnung und positiven Mängeln und zufälligen Fehlern suchen, oder zu finden glauben

darf. Denn das hieße nur eine falsche Manier statt der andern ergreifen, wenn man die bisherige antikische mit einer eben so unächten altdeutschen Nachahmerey vertauschen wollte. Ueberhaupt liegt es nicht in den Aeußerlichkeiten; sondern der stille, fromme Geist der alten Zeit ist es, welcher den Mahler beseelen und wieder hinführen soll zu der reinen christlichen Schönheit, daß diese, mit dem hellsten Glanze, die Gebilde der wieder aufblühenden Kunst in neuer Morgenröthe durchstrahle.

Wackenroder.

Die Peterskirche.

(1797.)

Erhabenes Wunder der Welt! Mein Geist erhebt sich in heiliger Trunkenheit, wenn ich deine unermeßliche Pracht anstaune! Du erweckest mit deiner stummen Unendlichkeit Gedanken auf Gedanken, und lässest das bewundernde Gemüth nimmer in Ruhe kommen.

Ein ganzes Jahrhundert hat gesammelt an deiner steinernen Größe, und auf zahllosen Menschenleben bist du emporgestiegen zu dieser Höhe! —

In nackten Steinbrüchen ist euer Vaterland, ihr mächtigen Mauern und Säulen! Manche grobe Hand hat dort für kümmerlichen Lohn der trotzigen rohen Natur ihre Marmorfelsen abgezwungen, unbekümmert, was jemals aus dem unförmlichen Klumpen würde; nur sein Eisen, sein Werkzeug, war täglich des Arbeiters einziger Gedanke, bis er es einst zum letztenmale in die Hand nahm und starb.

Wie mancher, den nichts anders auf der Welt kümmerte, als diese Steine, einen fest auf den andern zu schichten für einen geringen Lohn, ist darüber von der Erde gegangen! Wie mancher, dessen Geschäft es war, diese Säulen und Gebälke mit allen kleinen Zierden in freyen, reinen Linien auszuhauen, und der innerlich recht stolz seyn mochte auf einen schönen Säulenknauf, der sich jetzt in dem unendlichen Ganzen verliert, hat sein Auge geschlossen, und kein Auge der Welt vielleicht hat den Säulen-

knauf wieder achtsam betrachtet, nach dem letztenmale, da er ihn mit Freuden ansah.

Eine ganze Reihe von Meistern der Baukunst sind an der Schöpfung dieses Kolosses vorübergegangen; sie waren es, die durch Zeichnungen und Modelle von kleinem Umfange alle die hundert groben Hände regierten, und alle die unförmlichen Kinder der Felsen zu schönen Gestalten zusammenzauberten; und der eine größeste der Meister war es, der durch ein dürres Zahlengewebe und krumme Linien auf geringem Papier der ungeheuren Kuppel das Gesetz vorschrieb, die Last der Mauern kühn zu besteigen, und sich hoch in Lüften hängend zu erhalten.

Und auch eine ganze Reihe der Statthalter des heiligen Stuhls, welche durch armselige kleine Metallstücke, die sie von ihren todten, stillen Schatzkammern in die Welt streuten, wie durch elektrische Funken aus der schlafenden Kraft der groben Hände, der schlafenden Kunst der Steinarbeiter, den schönträumenden Geistern der Architecten, eine vereinigte sichtbare Wirklichkeit ans Tageslicht zogen, — welche, durch die millionenmal wiederholte elende Einförmigkeit dieser bedeutungslosen Metallstücke, ein so geistreiches Wunderwerk von so unerschöpflicher Schönheit und Erhabenheit für die Welt und die menschliche Würde eintauschten: — auch diese sind längst von ihrem glänzenden Stuhle aufgestanden, und haben ihren heiligen Fuß demüthig in eben das dunkle Land gesetzt, wohin die Millionen, die sie als Gottes Statthalter anbeteten, eingegangen sind.

Wie mannigfache menschliche Spuren reden aus allen deinen Steinen hervor! Wie viele Leben sind an deiner Schöpfung zerschellt! Und du stehst, ein unsterblicher Bau, stützest dich auf deine starken Mauern, und siehst unerschrocken hinaus in lange Jahrhunderte. —

Die tausend einzelnen Steine der Felsen, die unförmlichen Massen, die verstümmelten Gliedern glichen, haben sich zu schlanken Säulen vereinigt, deren erhabne Gestalt das Auge mit liebevollen Blicken umschlingt, oder zur Kuppel, an deren sanften, mächtigen Wölbung der Blick jauchzend hinaufschwebt. Ver-

schwunden sind die unzähligen verstümmelten Glieder: es steht ein Ganzes von Mauern und Säulen da, als wäre es beim Bau der Welt von Riesen aus reichem Thone gebildet, oder aus zerschmelzten Felsen in ungeheure Formen gegossen. — Und die erstaunenswürdige Wirklichkeit dieses unglaublichen Traums, welche die Einbildungskraft erschreckt, worauf beruht sie, als auf ein paar flüchtigen Worten und Federstrichen jener dreyfach bekrönten Häupter?

Doch du prangst in deinem Daseyn, und hast nichts mehr an dir von deinem Ursprunge. Menschen erschufen dich und du bist höherer Natur als das Geschlecht deiner Schöpfer, lässest die sterblichen Schaaren langer Jahrhunderte niederknieen unter deinem Dome, und umhüllst sie mit der Gottheit, die ewig aus deinen Mauern spricht.

Wohl dem vergänglichen Menschen, daß er Unvergänglichkeit zu schaffen vermag! Wohl dem Schwachen und Unheiligen, daß er erhabene Heiligkeit gebähren kann, wovor er selber niederkniet! Unter dem Himmel der frommen Kunst treibt die sterbliche Zeugungskraft eine goldene Frucht, edler als Stamm und Wurzel hervor; die Wurzel mag vergehen, die goldene Frucht verschließt göttliche Kräfte. — Die Menschen sind nur die Pforten, durch welche seit der Erschaffung der Welt die göttlichen Kräfte zur Erde gelangen, und in der Religion und dauernden Kunst uns sichtbar erscheinen.

Ein herrlich-kühner Gedanke ist es, die Formen der Schönheit, die uns in kleinen vergänglichen Werken gefallen, in gewaltigen Räumen, majestätisch, mit Felsen für die Ewigkeit aufzuführen. Eine sehr edle Kunst, die alle menschliche Gestalt und Sprache verachtend, denen die sämmtlichen übrigen Künste dienstbar sind, allein darauf stolz ist, ein mächtig-großes, sinnliches Bild der schönen Regelmäßigkeit, der Festigkeit und Zweckmäßigkeit, dieser Angeltugenden, und allgemeinen Ur- und Musterbilder in der menschlichen Seele, vor unser Auge zu stellen. Ihre Werke sind (gleich der harmonischen Wissenschaft der Weisheit in der

Seele des Weisen,) ein fest in sich verbundener schöner Zusammenhang von tragenden und getragenen Massen, von kühn hinanstrebenden Säulen und Wänden, und von schützenden, ruhig schwebenden und herabsehenden Decken und Gewölben. Frey unter Gottes Himmel stehen ihre Werke, und wurzeln unmittelbar in dem Erdenrund, dem Schauplatze aller Dinge; sie lassen sich nicht, wie die Werke der andern Künste, mit Händen regieren, das Geschlecht, das sie hervorbrachte, geht in sie hinein, fühlt sich von ihnen umschlossen, und sie sind die edlen Gefässe, die alle andre Kunst und Wissenschaft, ja die edelste Thätigkeit der Welt, in ihren Räumen bewahren.

Was können sie größeres bewahren und umschließen, als das Streben des Menschen nach der Gottheit? O, da müssen sich ihre Mauern erweitern, und ihre Kuppeln erheben, so weit sie vermögen, um einen mächtigen Raum zu umspannen, um viele, viele Kinder der Erde in Einen mütterlichen Schooß zu sammeln, auf daß die einsam umherirrende Andacht von Tausenden, unter dieser Wölbung versammelt und von der ewigen Umarmung dieser heiligen Mauern umfangen, zu Einer vereinigten Flamme zusammenbrenne, und die Gottheit ein würdiges Opfer empfange. Zahllose Mengen der Vergangenheit haben diese heiligen Mauern zur Andacht geweiht, und zahllose der Zukunft erwarten sie sehnlich in ihre Arme zu schließen.

Ich höre sie wohl, die vernünftigen Weisen, die spotten und sprechen: „Was soll der Welt die todte, unfruchtbare Pracht? Im engen, ungeschmückten Raume betet der Mensch so fromm, — und viele Dürftige, nebst Witiwen und Waysen, hätten wir gespeiset und gekleidet von diesen steinernen Schätzen.“ — Ich weiß es wohl, daß man der Kunst und auch der Religion es bitter verarget, wenn sie in reicher, königlicher Pracht sich vor der Welt erheben. Es mögen dies sehr festgegründete Gedanken der menschlichen Vernunft seyn, aber doch sind es nicht die Gedanken der schaffenden Vorsicht.

Nach einem durch menschliche Vernunft berechneten Gleich-

maaße und einer strengen, geistigen Ordnung der Dinge, wollen die Weisen unsre Erde neu erschaffen. Aber was ist die Erde, als ein uns hörbarer Laut aus der verborgenen Harmonie der Sphären? — ein uns sichtbarer flüchtiger Blitz aus den verborgenen dunkeln Wolken des Weltalls? — und was sind wir? — — Jenes gewaltsame Auf- und Niederwallen der irdischen Dinge, — daß sich das Hohe zum Hohen gesellt, und die Flächen und Tiefen verwahrlos't vergehen, — erscheint mir nicht anders als der eigenthümliche, geheimnißvolle Pulsschlag, das furchtbare, unverständliche Athemholen des Erdgeschöpfs. Wenn die Erde große und erhabene Dinge zum wirklichen, körperlichen Daseyn bringen will, so bleibt ihr Streben immer irdisch, und sie kennt für Größe und Erhabenheit keine würdigere Gefährten, als irdische Schätze. — So hat auch selbst die leblose Natur, recht im irdischen Sinne, die wunderbare Schönheit ihrer Gebirge noch mit dem unterirdischen Ueberflusse der kostbaren Metalle verschwenderisch belohnt, indeß endlose Wüsteneyen unter ihrer kargen Hand verschmachten.

Drum schweige, menschlicher Witz, und laßt euch bezaubern, ihr frommen Sinnen, von der erhaben-übermüthigen Pracht. — —

Aber ach! selbst dieses Wunder der Welt, wie verschwindet es in der kleinen Unendlichkeit der Dinge dieser Erde! — Es schrumpft zusammen, wenn das Auge sich eine kurze Spanne entfernt, und ist nicht da für alle übrige Welt. Ganze Welttheile haben nie davon gehört, und selbst Tausende, die es sehen, haben an wichtigere Dinge zu denken, und gehen gleichgültig vorüber.

Novalis.

I. Stillleben aus dem Mittelalter.

(Um 1798.)

Johannis war vorbei; die Mutter hatte längst einmal nach Augsburg ins väterliche Haus kommen und dem Großvater den noch unbekannten lieben Enkel mitbringen sollen. Einige gute Freunde des alten Ofterdingen, ein paar Kaufleute, mußten in Handelsgeschäften dahin reisen. Da faßte die Mutter den Entschluß, bei dieser Gelegenheit jenen Wunsch auszuführen, und es lag ihr dieß um so mehr am Herzen, weil sie seit einiger Zeit merkte, daß Heinrich weit stiller und in sich gekehrter war, als sonst. Sie glaubte, er sei mißmüthig oder krank, und eine weite Reise, der Anblick neuer Menschen und Länder, und wie sie verstohlen ahndete, die Reize einer jungen Landsmännin würden die trübe Laune ihres Sohnes vertreiben, und wieder einen so theilnehmenden und lebensfrohen Menschen aus ihm machen, wie er sonst gewesen. Der Alte willigte in den Plan der Mutter, und Heinrich war über die Maßen erfreut, in ein Land zu kommen, was er schon lange, nach den Erzählungen seiner Mutter und mancher Reisenden, wie ein irdisches Paradies sich gedacht, und wohin er oft vergeblich sich gewünscht hatte.

Heinrich war eben zwanzig Jahr alt geworden. Er war nie über die umliegenden Gegenden seiner Vaterstadt hinausgekommen; die Welt war ihm nur aus Erzählungen bekannt. Wenig Bücher waren ihm zu Gesichte gekommen. Bey der Hofhaltung des Landgrafen ging es nach der Sitte der dama-

ligen Zeiten einfach und still zu, und die Pracht und Bequemlichkeit des fürstlichen Lebens dürfte sich schwerlich mit den Annehmlichkeiten messen, die in spätern Zeiten ein bemittelter Privatmann sich und den Seinigen ohne Verschwendung verschaffen konnte. Dafür war aber der Sinn für die Geräthschaften und Habseligkeiten, die der Mensch zum mannichfachen Dienst seines Lebens um sich her versammelt, desto zarter und tiefer. Sie waren den Menschen werther und merkwürdiger. Zog schon das Geheimniß der Natur und die Entstehung ihrer Körper den ahndenden Geist an: so erhöhte die seltnere Kunst ihrer Bearbeitung die romantische Ferne, aus der man sie erhielt, und die Heiligkeit ihres Alterthums, da sie, sorgfältiger bewahrt, oft das Besitzthum mehrerer Nachkommenschaften wurden, — die Neigung zu diesen stummen Gefährten des Lebens. Oft wurden sie zu dem Rang von geweihten Pfändern eines besondern Segens und Schicksals erhoben, und das Wohl ganzer Reiche und weitverbreiteter Familien hing an ihrer Erhaltung. Eine liebliche Armuth schmückte diese Zeit mit einer eigenthümlichen ernsten und unschuldigen Einfalt, und die sparsam vertheilten Kleinodien glänzten desto bedeutender in dieser Dämmerung, und erfüllten ein sinniges Gemüth mit wunderbaren Erwartungen. Wenn es wahr ist, daß erst eine geschickte Vertheilung von Licht, Farbe und Schatten die verborgene Herrlichkeit der sichtbaren Welt offenbart, und sich hier ein neues höheres Auge aufzuthun scheint: so war damals überall eine ähnliche Vertheilung und Wirthschaftlichkeit wahrzunehmen; da hingegen die neuere wohlhabendere Zeit das einförmige und unbedeutendere Bild eines allgemeinen Tages darbietet. In allen Uebergängen scheint, wie in einem Zwischenreiche, eine höhere, geistliche Macht durchbrechen zu wollen; und wie auf der Oberfläche unsers Wohnplatzes, die an unterirdischen und überirdischen Schätzen reichsten Gegenden in der Mitte zwischen den wilden, unwirthlichen Urgebirgen und den unermeßlichen Ebenen liegen, so hat sich auch zwischen den rohen Zeiten der Barbarei und dem kunstreichen, vielwissenden und

begüterten Weltalter eine tiefsinnige und romantische Zeit niedergelassen, die unter schlichtem Kleide eine höhere Gestalt verbirgt. Wer wandelt nicht gern im Zwielichte, wenn die Nacht am Lichte und das Licht an der Nacht in höhere Schatten und Farben zerbricht; und also vertiefen wir uns willig in die Jahre, wo Heinrich lebte und jetzt neuen Begebenheiten mit vollem Herzen entgegenging. Er nahm Abschied von seinen Gespielen und seinem Lehrer, dem alten weisen Hofkaplan, der Heinrichs fruchtbare Anlagen kannte, und ihn mit gerührtem Herzen und einem stillen Gebete entließ. Die Landgräfin war seine Pathin; er war oft auf der Wartburg bei ihr gewesen. Auch jetzt beurlaubte er sich bei seiner Beschützerin, die ihm gute Lehren und eine goldene Halskette verehrte, und mit freundlichen Aeußerungen von ihm schied.

II. Die Natur.

(Um 1799.)

Es mag lange gedauert haben, ehe die Menschen darauf dachten, die mannichfachen Gegenstände ihrer Sinne mit einem gemeinschaftlichen Namen zu bezeichnen, und sich entgegen zu setzen. Durch Uebung werden Entwickelungen befördert, und in allen Entwickelungen gehen Theilungen, Zergliederungen vor, die man bequem mit den Brechungen des Lichtstrahls vergleichen kann. So hat sich auch nur allmählich unser Innres in so mannichfaltige Kräfte zerspaltet, und mit fortdauernder Uebung wird auch diese Zerspaltung zunehmen. Vielleicht ist es nur krankhafte Anlage der späteren Menschen, wenn sie das Vermögen verlieren, diese zerstreuten Farben ihres Geistes wieder zu mischen und nach Belieben den alten einfachen Naturzustand herzustellen, oder neue, mannichfaltige Verbindungen unter ihnen zu bewirken. Je vereinigter sie sind, desto vereinigter, desto vollständiger und persönlicher fließt jeder Naturkörper, jede Erscheinung in sie ein: denn der Natur des Sinnes entspricht die

Natur des Eindrucks, und daher mußte jenen früheren Menschen alles menschlich, bekannt und gesellig vorkommen; die frischeste Eigenthümlichkeit mußte in ihren Ansichten sichtbar werden; jede ihrer Aeußerungen war ein wahrer Naturzug, und ihre Vorstellungen mußten mit der sie umgebenden Welt übereinstimmen, und einen treuen Ausdruck derselben darstellen. Wir können daher die Gedanken unserer Altväter von den Dingen in der Welt als ein nothwendiges Erzeugniß, als eine Selbstabbildung des damaligen Zustandes der irdischen Natur betrachten, und besonders an ihnen, als den schicklichsten Werkzeugen der Beobachtung des Weltalls, das Hauptverhältniß desselben, das damalige Verhältniß zu seinen Bewohnern und seiner Bewohner zu ihm, bestimmt abnehmen. Wir finden, daß gerade die erhabensten Fragen zuerst ihre Aufmerksamkeit beschäftigten, und daß sie den Schlüssel dieses wundervollen Gebäudes bald in einer Hauptmasse der wirklichen Dinge, bald in dem erdichteten Gegenstande eines unbekannten Sinns aufsuchten. Bemerklich ist hier die gemeinschaftliche Ahndung desselben im Flüssigen, im Dünnen, Gestaltlosen. Es mochte wohl die Trägheit und Unbehülflichkeit der festen Körper den Glauben an ihre Abhängigkeit und Niedrigkeit nicht ohne Bedeutung veranlassen. Früh genug stieß jedoch ein grübelnder Kopf auf die Schwierigkeit der Gestalten-Erklärung aus jenen gestaltlosen Kräften und Meeren. Er versuchte den Knoten durch eine Art von Vereinigung zu lösen, indem er die ersten Anfänge zu festen, gestalteten Körperchen machte, die er jedoch über allen Begriff klein annahm, und nun aus diesem Staubmeere, aber freilich nicht ohne Beihülfe mitwirkender Gedankenwesen, anziehender und abstoßender Kräfte, den ungeheuern Bau vollführen zu können meinte. Noch früher findet man statt wissenschaftlicher Erklärungen, Mährchen und Gedichte voll merkwürdiger bildlicher Züge, Menschen, Götter und Thiere als gemeinschaftliche Werkmeister, und hört auf die natürlichste Art die Entstehung der Welt beschreiben. Man erfährt wenigstens die Gewißheit eines zufälli-

gen, werkzeuglichen Ursprungs derselben, und auch für den Verächter der regellosen Erzeugnisse der Einbildungskraft ist diese Vorstellung bedeutend genug. Die Geschichte der Welt als Menschengeschichte zu behandeln, überall nur menschliche Begebenheiten und Verhältnisse zu finden, ist eine fortwandernde, in den verschiedensten Zeiten wieder mit neuer Bildung hervortretende Idee geworden, und scheint an wunderbarer Wirkung und leichter Ueberzeugung beständig den Vorrang gehabt zu haben. Auch scheint die Zufälligkeit der Natur sich wie von selbst an die Idee menschlicher Persönlichkeit anzuschließen, und letztere am willigsten, als menschliches Wesen verständlich zu werden. Daher ist auch wohl die Dichtkunst das liebste Werkzeug der eigentlichen Naturfreunde gewesen, und am hellsten ist in Gedichten der Naturgeist erschienen. Wenn man ächte Gedichte liest und hört, so fühlt man einen innern Verstand der Natur sich bewegen, und schwebt, wie der himmlische Leib derselben, in ihr und über ihr zugleich. Naturforscher und Dichter haben durch Eine Sprache sich immer wie Ein Volk gezeigt. Was jene im Ganzen sammelten und in großen, geordneten Massen aufstellten, haben diese für menschliche Herzen zur täglichen Nahrung und Nothdurft verarbeitet, und jene unermeßliche Natur zu mannichfaltigen, kleinen, gefälligen Naturen zersplittert und gebildet. Wenn diese mehr das Flüssige und Flüchtige mit leichtem Sinn verfolgten, suchten jene mit scharfen Messerschnitten den innern Bau und die Verhältnisse der Glieder zu erforschen. Unter ihren Händen starb die freundliche Natur und ließ nur todte, zuckende Reste zurück; dagegen sie vom Dichter, wie durch geistvollen Wein, noch mehr beseelt, die göttlichsten und muntersten Einfälle hören ließ, und über ihr Alltagsleben erhoben, zum Himmel stieg, tanzte und weissagte, jeden Gast willkommen hieß, und ihre Schätze frohen Muths verschwendete. So genoß sie himmlische Stunden mit dem Dichter, und lud den Naturforscher nur dann ein, wenn sie krank und gewissenhaft war. Dann gab sie ihm Bescheid auf jede Frage, und ehrte gern den

ernsten, strengen Mann. Wer also ihr Gemüth recht kennen will, muß sie in der Gesellschaft der Dichter suchen, dort ist sie offen und ergießt ihr wundersames Herz. Wer sie aber nicht aus Herzensgrunde liebt, und dieß und jenes nur an ihr bewundert, und zu erfahren strebt, muß ihre Krankenstube, ihr Beinhaus fleißig besuchen.

Man steht mit der Natur gerade in so unbegreiflich verschiedenen Verhältnissen, wie mit den Menschen; und wie sie sich dem Kinde kindisch zeigt und sich gefällig seinem kindlichen Herzen anschmiegt, so zeigt sie sich dem Gotte göttlich, und stimmt zu dessen hohem Geiste. Man kann nicht sagen, daß es eine Natur gebe, ohne etwas Ueberschwengliches zu sagen, und alles Bestreben nach Wahrheit in den Reden und Gesprächen von der Natur entfernt nur immer mehr von der Natürlichkeit. Es ist schon viel gewonnen, wenn das Streben, die Natur vollständig zu begreifen, zur Sehnsucht sich veredelt, zur zarten, bescheidenen Sehnsucht, die sich das fremde, kalte Wesen gern gefallen läßt, wenn sie nur einst auf vertrauteren Umgang rechnen kann. Es ist ein geheimnißvoller Zug nach allen Seiten in unserm Innern, aus einem unendlich tiefen Mittelpunkt sich rings verbreitend. Liegt nun die wundersame sinnliche und unsinnliche Natur rund um uns her, so glauben wir, es sey jener Zug ein Anziehn der Natur, eine Aeußerung unsrer Sympathie mit ihr: nur sucht der eine hinter diesen blauen, fernen Gestalten noch eine Heimath, die sie ihm verhüllen, eine Geliebte seiner Jugend, Eltern und Geschwister, alte Freunde, liebe Vergangenheiten; der Andre meint, da jenseits warteten unbekannte Herrlichkeiten seiner, eine lebensvolle Zukunft glaubt er dahinter versteckt, und streckt verlangend seine Hände einer neuen Welt entgegen. Wenige bleiben bei dieser herrlichen Umgebung ruhig stehen, und suchen sie nur selbst in ihrer Fülle und ihrer Verkettung zu erfassen, vergessen über der Vereinzelung den blitzenden Faden nicht, der reihenweise die Glieder knüpft und den heiligen Kronleuchter bildet, und finden sich beseligt in der Be=

schauung dieses lebendigen, über nächtlichen Tiefen schwebenden Schmucks. So entstehen mannichfache Naturbetrachtungen, und wenn an einem Ende die Naturempfindung ein lustiger Einfall, eine Mahlzeit wird, so sieht man sie dort, zur andächtigsten Religion verwandelt, einem ganzen Leben Richtung, Haltung und Bedeutung geben. Schon unter den kindlichen Völkern gab's solche ernste Gemüther, denen die Natur das Antlitz einer Gottheit war, indessen andre fröhliche Herzen sich nur auf sie zu Tische baten; die Luft war ihnen ein erquickender Trank, die Gestirne Lichter zum nächtlichen Tanz, und Pflanzen und Thiere nur köstliche Speisen, und so kam ihnen die Natur nicht wie ein stiller, wundervoller Tempel, sondern wie eine lustige Küche und Speisekammer vor. Dazwischen waren andere sinnigere Seelen, die in der gegenwärtigen Natur nur große, aber verwilderte Anlagen bemerkten, und Tag und Nacht beschäftigt waren, Vorbilder einer edleren Natur zu schaffen. — Sie theilten sich gesellig in das große Werk; die einen suchten die verstummten und verlornen Töne in Luft und Wäldern zu erwecken, andre legten ihre Ahndungen und Bilder schönerer Geschlechter in Erz und Steine nieder, bauten Felsen zu Wohnungen, * brachten die verborgenen Schätze aus den Grüften der Erde wieder an's Licht; zähmten die ausgelassenen Ströme, bevölkerten das unwirthliche Meer, führten in öde Zonen alte, herrliche Pflanzen und Thiere zurück, hemmten die Waldüberschwemmungen und pflegten die edleren Blumen und Kräuter, öffneten die Erde den belebenden Berührungen der zeugenden Luft und des zündenden Lichts; lehrten die Farben zu reizenden Bildungen sich mischen und ordnen, und Wald und Wiese, Quellen und Felsen wieder zu lieblichen Gärten zusammen zu treten; hauchten in die lebendigen Glieder Töne, um sie zu entfalten, und in heitern Schwingungen zu bewegen; nahmen sich der armen, verlaßnen, für Menschensitte empfänglichen Thiere an,

* Zwei unverständliche, wahrscheinlich korrumpirte Worte sind aus dem Texte weggeblieben.

und säuberten die Wälder von den schädlichen Ungeheuern, diesen Mißgeburten einer entarteten Phantasie. Bald lernte die Natur wieder freundlichere Sitten, sie ward sanfter und erquicklicher, und ließ sich willig zur Beförderung der menschlichen Wünsche finden. Allmählich fing ihr Herz wieder an, menschlich sich zu regen, ihre Fantasieen wurden heitrer, sie ward wieder umgänglich, und antwortete dem freundlichen Frager gern, und so scheint allmählich die alte goldne Zeit zurückzukommen, in der sie den Menschen Freundin, Trösterin, Priesterin und Wunderthäterin war, als sie unter ihnen wohnte und ein himmlischer Umgang die Menschen zu Unsterblichen machte. Dann werden die Gestirne die Erde wieder besuchen, der sie gram geworden waren in jenen Zeiten der Verfinsterung; dann legt die Sonne ihren strengen Zepter nieder, und wird wieder Stern unter Sternen, und alle Geschlechter der Welt kommen dann nach langer Trennung wieder zusammen. Dann finden sich die alten verwaisten Familien, und jeder Tag sieht neue Begrüßungen, neue Umarmungen; dann kommen die ehemaligen Bewohner der Erde zu ihr zurück, in jedem Hügel regt sich neu erglimmende Asche, überall lodern Flammen des Lebens empor, alte Wohnstätten werden neu erbaut, alte Zeiten erneuert, und die Geschichte wird zum Traum einer unendlichen, unabsehlichen Gegenwart.

III. Aphorismen über Poesie.

(Um 1800.)

Poesie ist Darstellung des Gemüths, der innern Welt in ihrer Gesammtheit. Schon ihr Medium, die Worte, deuten es an; denn sie sind ja die äußere Offenbarung jenes innern Kraftreichs, ganz das, was die Plastik zur äußern gestalteten Welt, und die Musik zu den Tönen ist. Effekt ist ihr gerade entgegengesetzt, in so fern sie plastisch ist; doch giebt es eine musikalische Poesie, die das Gemüth selbst in ein mannichfaltiges Spiel von Bewegungen setzt. —

Dem Dichter ist ein ruhiger, aufmerksamer Sinn, Ideen oder Neigungen, die ihn von irdischer Geschäftigkeit und kleinlichen Angelegenheiten abhalten, eine sorgenfreie Lage, Reisen, Bekanntschaft mit vielartigen Menschen, mannichfache Anschauungen, Leichtsinn, Gedächtniß, Gabe zu sprechen, keine Anheftung an Einen Gegenstand, keine Leidenschaft im vollen Sinn, eine vielseitige Empfänglichkeit nöthig. —

Poeten sind Isolatoren und Leiter des poetischen Stroms zugleich. —

Der Poet braucht die Dinge und Worte wie Tasten, und die ganze Poesie beruht auf thätiger Ideenassociation, auf selbstthätiger, absichtlicher, idealischer Zufallsproduction. —

Der ächte Dichter ist allwissend; er ist eine wirkliche Welt im Kleinen. —

Der Dichter muß die Fähigkeit haben, sich andere Gedanken vorzustellen; auch Gedanken in allen Arten der Folge und in den mannichfaltigsten Ausdrücken darzustellen. Wie ein Tonkünstler verschiedene Töne und Instrumente in seinem Innern sich vergegenwärtigen, sie vor sich bewegen lassen, und sie auf mancherlei Weise verbinden kann, so daß er gleichsam der Lebensgeist dieser Klänge und Melodien wird; wie gleichfalls ein Mahler, als Meister und Erfinder farbiger Gestalten, diese nach seinem Gefallen zu verändern, gegen einander und neben einander zu stellen und zu vervielfachen, und alle mögliche Arten und Einzelne hervorzubringen versteht; so muß der Dichter den redenden Geist aller Dinge und Handlungen in seinen unterschiedlichen Trachten sich vorzubilden, und alle Gattungen von Spracharbeit zu fertigen und mit besonderm, eigenthümlichen Sinn zu beseelen vermögend seyn. Gespräche, Briefe, Reden, Erzählungen, Beschreibungen, leidenschaftliche Aeußerungen, mit allen möglichen Gegenständen angefüllt, unter mancherlei Umständen und von tausend verschiedenen Menschen muß er erfinden und in angemeßnen Worten auf's Papier bringen können. Er muß im Stande seyn, über alles auf eine unterhaltende und

bedeutende Weise zu sprechen, und das Sprechen oder Schreiben muß ihn selbst zum Schreiben und Sprechen begeistern. —

Sollten die Grundgesetze der Fantasie die Entgegengesetzten (nicht die Umgekehrten) der Logik seyn?

Die Poesie ist der Held der Philosophie. Die Philosophie erhebt die Poesie zum Grundsatz; sie lehrt uns den Werth der Poesie kennen. Philosophie ist die Theorie der Poesie; sie zeigt uns, was die Poesie sey; daß sie Eins und Alles sey. —

Die Trennung von Philosoph und Dichter ist nur scheinbar und zum Nachtheil beyder. Es ist ein Zeichen einer Krankheit und krankhaften Constitution. —

Philosophie klingt wie Poesie, weil jeder Ruf in der Ferne Vocal wird. So wird alles in der Entfernung Poesie: ferne Berge, ferne Menschen, ferne Begebenheiten u. s. w. (alles wird romantisch); daher ergiebt sich unsere urpoetische Natur. Poesie der Nacht und Dämmerung.

Es giebt eine symptomatische und eine genetische Nachahmung. Die letzte ist allein lebendig; sie setzt die innigste Vereinigung der Einbildungskraft und des Verstandes voraus.

Aechte poetische Charaktere sind schwierig genug zu erfinden und auszuführen. Es sind gleichsam verschiedene Stimmen und Instrumente. Sie müssen allgemein und doch eigenthümlich, bestimmt und doch frei, klar und doch geheimnißvoll seyn. In der wirklichen Welt giebt es äußerst selten Charaktere; sie sind so selten wie gute Schauspieler. Viele Menschen haben gar nicht einmal die Anlage zu Charakteren. Man muß die Gewohnheitsmenschen, die Alltäglichen, von den Charakteren wohl unterscheiden. Der Charakter ist durchaus selbstthätig. —

Das Lächerliche ist eine Mischung, die auf Null hinausläuft. —

Sonderbar genug, daß man in Gedichten nichts mehr als den Schein von Gedichten zu vermeiden gesucht hat, und nichts mehr darin tadelt, als die Spuren der Fiction, der erdichteten Welt. Was wir bei diesem Streben und Gefühl unwillkührlich beabsichtigen, ist allerdings etwas sehr Hohes, aber das zu frühe

Greifen darnach ist um deswillen äußerst ungeschickt und unzweckmäßig, weil man nur durch dreiste und richtige Zeichnung selbsterfundener Gegenstände und Geschichten fähig wird, freies Gemüth in eine scheinbare Weltcopei zu legen. —

Es ist eine unangenehme Empfindung, bei einem bestimmten Endzweck überflüssige Worte zu hören, und da die Poesie nichts als ein gebildeter Ueberfluß, ein sich selbst bildendes Wesen ist, so muß die Poesie recht zuwider werden, wenn man sie am unrechten Orte sieht, und wenn sie raisonniren und argumentiren und überhaupt eine ernsthafte Miene annehmen will; dann ist sie nicht mehr Poesie. —

Je persönlicher, localer, temporeller, eigenthümlicher ein Gedicht ist, desto näher steht es dem Centro der Poesie. Ein Gedicht muß ganz unerschöpflich seyn, wie ein Mensch und ein guter Spruch. —

Wenn man manche Gedichte in Musik setzt, warum setzt man sie nicht in Poesie? —

Das Theater ist die thätige Reflexion des Menschen über sich selbst. —

Sind Epos, Lyra und Drama etwa nur die drey Elemente jedes Gedichts, und nur das vorzüglich Epos, wo das Epos vorzüglich heraustritt, und sofort? —

Das lyrische Gedicht ist das Chor im Drama des Lebens, der Welt. Die lyrischen Dichter sind ein aus Jugend und Alter, Freude, Antheil und Weisheit lieblich gemischtes Chor. —

Die historischen Stücke gehören zu der angewandten Historie. Sie können theils allegorisch, theils Poesie der Geschichte seyn. In wenige einfache Gespräche wird die Zeit gedrängt, die local, personell und temporell sind. —

Alle Darstellung der Vergangenheit ist ein Trauerspiel im eigentlichen Sinn; alle Darstellungen des Kommenden, des Zukünftigen, ein Lustspiel. Das Trauerspiel ist bei dem höchsten Leben eines Volkes am rechten Orte, so wie das Lustspiel beim schwachen Leben desselben. —

Plastik, Musik und Poesie verhalten sich wie Epos, Lyra und Drama. Es sind unzertrennliche Elemente, die in jedem freien Kunstwesen zusammen, und nur nach Beschaffenheit, in verschiedenen Verhältnissen geeinigt sind. —

Die Kunst, auf eine angenehme Art zu befremden, einen Gegenstand fremd zu machen und doch bekannt und anziehend, das ist die romantische Poetik.

Der Roman ist gleichsam die freie Geschichte, gleichsam die Mythologie der Geschichte. —

Das Leben ist etwas, wie Farbe, Ton und Kraft. Der Romantiker studirt das Leben, wie der Mahler, Musiker und Mechaniker Farbe, Ton und Kraft. Sorgfältiges Studium des Lebens macht den Romantiker, wie sorgfältiges Studium von Farbe, Gestaltung, Ton und Kraft den Mahler, Musiker und Mechaniker. —

Der Roman ist völlig als Romanze zu betrachten. — Die Poetik läßt sich freilich als eine Combination untergeordneter Künste betrachten, z. B. der Metrik, der Sprachkenntniß, der Kunst uneigentlich zu reden, witzig und scharfsinnig zu seyn; werden diese Künste gut verbunden und mit Geschmack angewandt, so wird man das Product Gedicht nennen müssen. Wir sind freilich gewöhnt, nur dem Ausdruck des Höchsten, der eigentlichen, eigenthümlichen Erfindung unter vorgedachten Bedingungen den Namen eines Gedichts zu geben. Freilich wird auf jeder höhern Stufe der Bildung die Poetik ein bedeutenderes Werkzeug, und ein Gedicht ein höheres Product. — Manches wird erst dem dichterisch gestimmten, oder dem Verfasser Gedicht, was es sonst nicht ist.

J. F. von Meyer.

Der Naturgeist.

(1815.)

Wenn wir versteinerte Pflanzen oder Thiere, Abdrücke von Farrenkräutern und unbekannten Fischen, die Knochen des alten Mammuths oder eine holzharte Sandmumie sehen: so zweifeln wir nicht, daß diese Geschöpfe vordem gelebt und gegrünt haben; obschon sie nun der todten Natur anheimgefallen sind. Ihre Adern sind verstopft, ihre Säfte fließen nicht mehr, es ist nichts Bewegliches mehr an ihnen. Ihre starren Formen sind ohne Geist, sie sind Zeugen des Gewesenen, und harren einer Auflösung entgegen, die ihre Theile in Freyheit setzen soll. Also auch, wenn der Winter Strom und Bäche gebunden hat, so schlägt keine Welle mehr vor dem erschrecklichen Frost, und selbst der Sonnenschein gleitet unwirksam darüber hin, weil er keine Empfänglichkeit findet. So ist auch die frische Leiche schon steif, wenn gleich ihre Lebensgänge noch offen, ihr Fleisch feucht ist, und der feurige Naturgeist in ihr gährt, um sich loszuwickeln und sie vollends zu tödten. Sie hat noch vor kurzem geathmet. Endlich ein Mensch, der sich verdungen hat oder verurtheilt ist, eine Maschine zu bewegen, und dadurch ein Automat wird, glauben wir nicht, er besitze an sich das Vermögen, willkührlich und frey zu handeln, wenn wir ihn zur Freyheit entlassen wollten?

Sehen wir vor Allem diesen letzten an: er lebt wirklich mit Leib und Seele, und ist dennoch todt, weil ihm die Freyheit genommen ist, sich anders als so zu bewegen, wie er thut,

und etwas Anderes zu treiben, als was er treibt. Betrachten wir die stumpfsinnigen unter den menschlichen Wesen, die Cretinen und Kakerlake, die an Geist hinter den Thieren zu stehen scheinen; sehen wir einen Schlafenden; überall ist hier Leben ohne Leben, und Tod ohne Tod. In diesen gebundenen Zuständen ist nicht sowohl Mangel als Verschlossenheit; denn so haben schon Dümmlinge durch einen Fall Verstand, und gewöhnliche Menschen durch eine Krankheit höhere Fähigkeiten bekommen. Und um Alles zu erschöpfen: ist nicht im Kinde alles Leibesvermögen und alle Verstandesfähigkeit unentwickelt enthalten, und müssen sich nur stärken, reifen, oder vielmehr sich aufschließen, damit dieses unbeholfene Geschöpf gehen, reden, vernünftig urtheilen, endlich Künste treiben, ja seinen Schöpfer denken kann? Die größten Köpfe aller Zeiten, was sind sie in ihrer Wiege gewesen? So sagt Salomo oder der Verfasser des Buchs der Weisheit in seinem Namen (Cap. 7, 3): „Ich habe auch, da ich geboren war, Odem geholt aus der gemeinen Luft, und bin auch gefallen auf das Erdreich; das uns alle gleich trägt, und Weinen ist auch, gleichwie der Andern, meine erste Stimme gewesen; und bin in Windeln auferzogen mit Sorgen. Denn es hat kein König (und kein Weiser) einen andern Anfang seiner Geburt.“

Wie? sollte die Natur, in der wir leben, nicht auch in der Erstarrung, und in der Kindheit, und im Schlaf, und im Frohndienste stehen? Sollte nicht ihr automatischer Zustand, worin sich Alles nach gleichen, festen Gesetzen bewegt, die sogar der Mensch, der höher ist als sie, mit seiner Kunst nicht überspringen, sondern nur benutzen kann, die Gefangenschaft und Larve einer andern Natur seyn, welche die eigentliche Natur ist? nicht mehr Maschine, sondern freyer Geist? nicht mehr Larve und Puppe, sondern Schmetterling?

Die Schrift selbst verkündigt uns diese Wahrheit. „Alle Creatur,“ sagt Paulus (Röm. 8, 19 ff.) „seufzet mit uns, fühlt Geburtswehen gleich uns, mit Sehnsucht harrt sie auf

die Offenbarung ihrer Freyheit, auf ihren Uebergang aus der Knechtschaft des Vergänglichen zur herrlichen Freyheit der Kinder Gottes."

Was aber wieder werden soll, muß auch von Anfang gewesen seyn. Denn alles Ende kehrt zum Anfang, und aller Anfang war gut, als ausgeflossen aus dem Anfang der Anfänge, dem höchst guten Gott, welcher Licht, Leben und Freyheit ist. So ist mithin die Fessel der Natur, unter der sich ihre ungeheuern Räder seufzend umdrehen, ihr nicht von dem Gott der Freyheit angelegt, sondern von dem, das nicht Gott ist, und das durch sein Zurückziehen auf sich selbst sich in diese starre Rinde einschränkte, sein Haus enger mauerte, und sich in ein Gefängniß begab, das es nun nicht wieder durchbrechen kann, als allein durch die glaubige Begierde nach dem Urquell der Freyheit. —

Es ist ein richtiger philosophischer Satz, daß alles Sinnliche, weil es vergänglich ist, in seiner Erscheinung unwesentlich und nicht das Ding an sich selber ist, wie es Gott erkennt; folglich alle Gesetze des Raums und der Zeit, wie wir sie uns vorstellen, und auch vorstellen müssen, als Formen der sinnlichen Welt oder unserer Wahrnehmung von ihr, keineswegs zur unabänderlichen innern Ordnung der Natur gehören. Und hiebey stehen die Dinge in umgekehrtem Verhältniß zu unserm sinnlichen Urtheil von ihnen. Je gröber oder materieller sie sind, desto unwesentlicher, desto vergänglicher, auch schon gegen einander gehalten in der Körperwelt. Der Stein scheint uns reeller als das Wasser, das ja verdunstet und vertrocknet; und doch wird der Stein vom Wasser zerstört. Holz, und zwar das schwerste, wird vom Feuer gefressen, welches wir weghauchen können. Die Flamme kann Eisen schmelzen und Demant zerbrechen, aber dem Lichtstrahl hat sie nichts an, sondern vermehrt nur seine Herrlichkeit, indem sie mit ihm leuchtet, oder neben ihm verfinstert erscheint. Die Luft scheint das Nichtigste, und kann Alles verderben. Zwar leiht die Dichtheit oder Zähheit

einem Stoff längere Dauer; durch diese zufälligen Eigenschaften wird er dem Unvergänglichen näher gebracht; aber derselbe Stoff, wenn er aufgelockert ist, zeigt, wie nichtig er sey. Er hat nur eine Veränderung in der Lage und Verbindung seiner Theile gelitten, ist folglich derselbe zuvor gewesen im verdichteten Zustande, der er jetzt ist; ja er war durch den Widerstand, welchen er leistete, zerstörbarer als weichere Körper, daher er eben so zerfiel. Scheidewasser läßt eine Fettigkeit, als ein edles, leichtes Wesen, liegen, und löst schwere Metallmassen auf. Jedes Material hat in der Natur seinen Spiritus, der es meistert, so flüchtig er auch ist. Wie nun das Feinkörperliche, das ans Geistige grenzt, Macht hat über das Gröbere: so hat das Geistige selbst Macht über alles Körperliche, und ist das eigentliche Wesentliche, obwohl uns unsichtbar. Das Geistige ist der Wirker aus dem Reiche der Freyheit. Der nächste Wirker, der uns noch gewissermaßen in die Sinne fällt, und einen Uebergang macht zwischen den zwey Welten, ist der thätige und doch gebundene Naturgeist, der, wenn er aus einem Gefängniß entschlüpft, alsbald wieder in ein anderes eilen muß; hat er sich von einer verwesenden Pflanze oder einem Thierstoff losgerissen, so muß er wieder in einer andern Form das Werk des Treibens, Blühens und Fruchtbringens verrichten, oder sich in Fleisch einwickeln und in Metallen gefrieren, und mit ewig unruhigem Spiel bald scheinbar frey, bald ein wahrer Knecht seyn. So unzerstörbar er in sich ist, so harten Gesetzen ist er unterthan. Er kann Jahrtausende unter der Erde gebunden liegen, bis Menschenhand oder Naturumwälzung den Stein, der sein Kerker ist, zu Tage fördert, und dieser nach langem Zeitraum, von der Verwitterung zermalmt, seinen Einwohner losgibt. Und nicht ein Körnchen ist, worin nicht noch ein Theil von ihm eingeschlossen bliebe, und dem er nicht wiederum rasch zueilte, um es zu theilen, zu zerwühlen, als eine Mutter zu befruchten, mit unendlichem Ungestüm, mit Schaffen und Zerstören, mit Liebe und Haß, aber Alles nach harter, mühseliger Regel. Er ist

im Aether und im Abgrunde, bewegt Wolken und Flüsse, brennt im Feuer, tobt im Winde, die Rose und der Schneestern sind sein Werk. Wir erstaunen über seine Wunderthaten, und doch weicht er selten oder nie aus seiner streng vorgeschriebenen Bahn, und erscheint auch, ohne sie im mindesten zu verändern, unserer Naturkunst in tausend Mummereyen, spottend gleichsam, wenn wir etwas Neues hervorgebracht zu haben meinen, worin doch nur wieder er, und zwar als ein armer, bewunderter Diener dasteht, der sich in seines Herrn unendliche Reichthümer kleidet.

Dieses bewußtlos wollende und handelnde Wesen macht die ganze Schöpfung zu einer großen Sensitivpflanze, oder einem unermeßlichen Thier, dem er die Werkzeuge der Empfindung, den Nervensaft, die Seele leiht. Von diesem Treiber geht alle Bewegung, Anziehung und Abstoßung in der sinnlichen Natur aus. Er ist die innerste elektrische und magnetische Flüssigkeit in den Dingen, ein lebendiges, reines Feuer, ja, wie gesagt, die Seele der Welt, verstuft sich aber in vielen Stellvertretern, die seine nähere Erscheinung, und immer um so wesentlicher, mächtiger und unsichtbarer sind, als sie ihm selbst näher liegen.

Wie es aufwärts von ihm in der physischen Weltregierung zugeht, und was er für Einschreitungen von mächtigern, bewußten Wesen erfährt, welche sich sein als eines wohlthätigen oder schädlichen Werkzeugs bedienen, ihn hemmen und fördern, zum Segen oder Fluch lenken, dafür sind uns die Augen zugethan. Wir wissen durch die Offenbarung der heiligen Schrift, daß der Art Etwas, vielleicht unaufhörlich Statt hat, daß höhere Wesen eben sowohl in den physischen als moralischen Weltlauf eingreifen; wir dürfen aber diesen Dienst der Engel nicht sehen, noch die widrige Arbeit unserer Feinde, weil wir dadurch irre werden würden in unserm Glaubensgang, bald von Furcht und Schrecken erschüttert, bald zu abgöttischer Bewunderung hingerissen. Denn wenn wir, die Gebildeten, schon jetzt so häufig in Gefahr schweben, die Naturkräfte anzubeten, den Zabäismus zu erneuern, oder die Weltseele uns zum Gottwesen zu heiligen:

was würden wir thun, wenn uns geschähe, was Jakob geschah, von dem geschrieben steht (1 Mos. 32, 1. 2): „Jakob aber zog seinen Weg; und es begegneten ihm die Engel Gottes. Und da er sie sah, sprach er: Es sind Gottes Heere“ —?

Es scheint zwar ein Widerspruch, daß der Naturgeist nach unabänderlichen Gesetzen handeln, und in diese dennoch stets durch denkende Geistwesen eingewirkt werden soll. Allein dieser Widerspruch rührt bloß von der Kurzsichtigkeit unsers Erkenntnißvermögens her, das sich Alles, was in die höhere Ordnung der Dinge hineinreicht, nicht vorstellen noch es begreifen kann. Ueberdem aber ist ein offenbarer Unterschied, ob ein höheres denkendes Wesen durch den Naturgeist und nach dessen Gesetzen, oder ob es gegen dieselben wirkt; in jenem Fall, welches wohl der häufigere seyn möchte, thut es nicht viel mehr, als ein geschickter Physiker. Uns sind aber überhaupt nur die erscheinenden, nicht die wesentlichen Gesetze der Natur oder des Naturgeists bekannt; wenn wir von Naturgesetzen reden, so reden wir von jenen, und wenn der Geist ganz als Geist wirken darf, da wirkt er nach der Freyheit, welche seine wahre Natur ist. Die Maschine, die wir vor uns sehen, ist nebst ihren scheinbaren Triebfedern bloß für uns Maschine. Es hindert auch den Maschinisten nichts, die Triebkraft der Federn zu verstärken, zu beschleunigen, zu hemmen, augenblickliche Aenderungen im Werk anzubringen, ohne daß er das Werk oder dessen Gesetze zerstört. Die Täuschung, der wir hierin unterworfen sind, veranlaßt zweyerley Mißgriffe, deren einer dem Aberglauben, der andere dem Unglauben eigen ist. Der Aberglaube ist wie ein scheues, unerfahrenes Kind, welches über Alles erstaunt, was es noch nicht gesehen hat, und es einer fremden Macht zuschreibt, wenn auch bei näherer Untersuchung die Erscheinung, die es bewundert oder fürchtet, eine ganz alltägliche wäre, und in ein Nichts zerfiele. Der Unglaube ist ein überkluger Jüngling, der schon Alles gesehen, erfahren hat und weiß, nur seine eigene Unwissenheit ausgenommen. Unglaubige sind geneigt, Alles, was sich einmal

zugetragen hat, darum weil es sich zugetragen hat, als etwas Natürliches, d. i. der bewußtlosen Naturkraft und gleichsam dem Ungefähr oder todten Regeln Zugehöriges, nun schon Bekanntes und Erkanntes, das nichts zu bedeuten, keine höhere Gründe und Absichten habe, anzusehen; sie bedenken aber nicht, daß so lange sie einen Schöpfer und Beherrscher der Natur annehmen, darin auch das Kleinste nicht ohne geistliche oder moralische Bedeutung und Absicht vorfallen kann. Nicht wie wir es so eben am kindischen Aberglauben getadelt haben; er weiß nicht, was klein oder groß ist; der Verständige aber sieht ein, wie auch das Kleinste zum Großen beiträgt, und weiß das Wichtige, das Außergewöhnliche, das Ueberschwengliche und Erschreckliche, von dem Alltäglichen und Gemeinen wohl zu unterscheiden. Ihm ist auch das Neue nicht bestürzend, weil er dessen Grund und Zweck erblickt; und nichts Großes, was schon einmal vorgekommen, ist ihm darum gleichgültig; denn er wird die zwey Begebenheiten nebst den Umständen, worunter sie sich zutrugen, richtig mit einander und beyde mit dem Ganzen vergleichen, und sich daraus überzeugen, daß beyden einerley höhere Bestimmung zum Grunde lag. Umgekehrt aber handelt der Unglaube: eben er, der schon über die Natürlichkeit, d. i. Unbedeutenheit einer Sache abspricht, wenn sie sich nur etliche Mal wiederholt, und ihr fertig die Regel nachweist, geräth über das Neue leicht außer sich und schreyt: Wunder! oder: Gefunden! wenn er sich auch bald darauf gestehen muß, daß es gar nichts Besonderes gewesen. Eben darum, weil ihm das Unterscheidungsmittel des Wesentlichen fehlt, und er nicht vor Allem den ewigen Urpunkt festsetzt, von dem alles mehr oder minder Mächtige, bis ins Unwesentliche der Materie herab, ausgeht, diese rein geistliche und moralische Grundpotenz, ist er den Täuschungen der Erscheinungswelt und den Trugschlüssen des ihr analogen Erkenntnißvermögens unterworfen. Das heißt mit andern Worten, er urtheilt als Materialist, wenn er auch wirklich an Gott und Unsterblichkeit glauben sollte. Denn er

weiß seine natürliche Vorstellung von der sichtbaren Welt nicht mit seinem Glauben an das Unsichtbare in Verbindung zu setzen.

So wenig wir nun auch von dem, was über dem Naturleben waltet, und ihm die Bestimmung leiht, wissen, so ist uns doch die oberste Stufe der Leiter bekannt, welche in Gott ruht. Es ist der Geist-Schöpfer oder heilige Geist, das Ende und der Anfang der Wirkungen, von dessen siebenfachem Feuer die untergeordnete Kette der Wesen bis auf den Natur-Geist und seine Stellvertreter Ursprung und Thätigkeit empfängt. In unvorstellbarer Allgegenwärtigkeit, ohne Zeit- und Raumschranke, bewegt diese rein übersinnliche Macht Alles, was wir in Zeit und Raum uns vorstellen, und vermag daher zu handeln über alle Vernunft, über all unser Wissen und Verstehen. Sie wirkt in unermeßlicher Zahl und unzähliger Einheit; sie durchdringt Welten und Geister mit ihrem Lebenslicht, und sammelt ihre Namen in ein einziges mächtiges Wort, das sie an den Boden des Throns schreibt, ihnen zur Dauer und dem Ewigen zum Lob.

K. von Wangenheim.

Der Glaube an den Ur-Geist.

(1838.)

Daß der Ur-Geist setzen kann und gesetzt hat, was er setzen will und wollte, ist das Kreuz einer Philosophie, welche Gott begriffsmäßig erkennen will und ihn deswegen aus dem reinen Seyn und dem Nichts mit Nothwendigkeit werden und dann denselben erst im menschlichen Geiste zum Bewußtseyn seines Geistes kommen lassen muß. Geistseyn und Freiseyn ist offenbar identisch, und dem Gotte, der Ur-Geist ist, ist daher auch alles möglich, was heilig ist: denn ein freier, reiner Geist, der Unheiliges wollte, wäre der absolute Widerspruch. Aber welcher bedingte Geist vermag den Gedanken eines unbedingt freien, heiligen Geistes auszudenken, im Begriffe zu fassen? Der endliche Geist des Philosophen einmal gewiß nicht. Aber er will es, und darum setzt er seinen bedingten Geist dem göttlichen gleich, und macht auch diesen zu einem mit Nothwendigkeit sich erst zum freien Geist entwickelnden Geiste, weil die menschliche Seele erst nach und nach zum Bewußtseyn ihres bedingten, ursprünglich ihr mitgetheilten Geistes gelangt, den selbst in seiner ganzen Tiefe zu durchdringen sie nicht einmal vermag. Er muß das thun, weil nur das gesetzlich Nothwendige sich in den Begriff fassen läßt, nicht aber das unbedingt Freie, dem alles möglich ist. Wie ein solcher Gott des Begriffs werdend unter dem Gesetze der Nothwendigkeit steht, so auch seine Schöpfung, die ein nothwendiges Andere seiner Selbst seyn muß.

Der absolut freie, in jeder Hinsicht unabhängige und daher allmächtige heilige Geist, den wir als Gott verehren und anbeten, ist der Seele nur in so weit erkennbar, in wie weit es ihm gefiel, sich ihr in Geist, Natur und Geschichte, d. h. in den Worten und Werken vom Geiste zum Geiste gezogener und darin einheimisch gewordener gottbegeisterter und gottinniger Menschen zu offenbaren. Offenbar aber wird er ihr von diesen drei Seiten her als Ur-Geist, der zugleich Ur-Seyn und Ur-Leben ist, und er offenbart ihr darin seinen wesenhaften Willen, indem er in sie den Zug zu den Ideen des Wahren, Schönen und Guten, damit aber die Liebe zu dem Allliebenden legte.

Wie aber kommt die Seele zu dieser Zuversicht? — Zunächst durch den Glauben. Und dann zu diesem? — Durch das Wissen um ihren Geist und aus diesem Geiste.

Hat nemlich die Seele — sollicitirt von der aus dem Geiste in die Vernunft reflectirten Idee der Wahrheit, von der in die Phantasie reflectirten Idee der Schönheit und von der in den reinen, freien Willen reflectirten Idee der Tugend — sich an der Hand äußerer und innerer Erfahrung bis zu den drei Absoluten der Vernunft, der Phantasie und des reinen Willens heraufgebildet, so tritt in ihr nun auch der, aus dem Schauen des Geistes ursprünglich in sie reflectirte, Gefühlsglaube, dessen Entstehung und Fortbildung früher von uns nachgewiesen wurde, der aber nur eine, die geistige Schwere und das geistige Licht neutralisirende, geistige Wärme war, aus dieser Indifferenz in die Sphäre des seines Grundes sich bewußten Glaubens, in welchem das geistige Licht der Seele sein Maximum und die geistige Schwere der Seele ihr Minimum erreicht hat, während die geistige Wärme das Band dieser beiden Potenzen bleibt, das wahre Leben der Seele aber nicht mehr bloß erwärmt und fördert, sondern zugleich begeistet. Das Wesen dieses begeistenden Glaubens und des wärmenden, beseelenden Gefühlsglaubens ist ein und dasselbe; nur die Form, in welche beide gefaßt sind, ist eine

verschiedene, hier ärmere, dort reichere, hier dunklere, dort deutlichere. War in dem Gefühlsglauben die lebendige Ueberzeugung von einem fast prädicatlosen Göttlichen gegeben, so erhält der erleuchtete Glaube, wenn er auch keine größere Gewißheit von dem Daseyn Gottes gibt, für das göttliche Wesen doch reinere Eigenschaften und höhere Werthe.

Dieser Glaube ist uns daher die höchste Function der Seele darum, weil in ihm die Ideen des Wahren, Schönen und Guten, welche in den Functionen der Vernunft, der Phantasie und des reinen Willens vereinzelt sind, zusammengefaßt werden und in dieser Zusammenfassung die urbildliche Harmonie der Ideen im Geiste am reinsten in der Seele nachgebildet ist. Wenn aber Wahrheit, Schönheit und Tugend im Glauben sich vollkommen durchdringen, dann ist die gläubige Seele geheiligt, und der Glaube an den lebendigen Urquell dieser Harmonie der Ideen ist der Glaube an die Heiligkeit Gottes, in welcher alle seine andern Eigenschaften und unter diesen auch seine Wahrhaftigkeit enthalten sind.

Und erst dieser Glaube an die Wahrhaftigkeit Gottes ist es, welcher der Seele die gewisse Zuversicht gibt, daß die Ideen des Wahren, Schönen und Guten, die sie in ihrem Selbstbewußtseyn trägt und von denen sie sich in ihrer Selbsterkenntniß sollicitirt weiß, keine Trugbilder und die in der äußeren und inneren Welt sich darstellenden idealen und realen Abbilder jener in harmonischer Durchdringung im Geiste liegenden Urbilder keine bloße Gedankendinge, keine Phantasmen, keine Zielpunkte zweckloser Bestrebungen sind, sondern volle, nicht zu bezweifelnde, Realität haben. Dieser Glaube an die Wahrhaftigkeit Gottes ist es demnach, welcher der Seele die feste Zuversicht gibt, mit welcher sie den Prinzipien ihrer Vernunft, den Idealen ihrer Phantasie und den Zwecken ihres reinen Willens vertraut.

Der religiöse Glaube, der Gottesglaube, ist also nicht, wie

oft behauptet wird, der zum Wissen, Fühlen und Wollen hinzukommende Beifall, sondern die Prinzipien der Vernunft, die Ideale der Phantasie und das höchste Streben des reinen Willens bilden vielmehr den Beifall, welcher zum ursprünglichen Glauben hinzutritt. Er, der eine Thatsache des Selbstbewußtseyns und zugleich der Geschichte ist, ist nicht die Folge irgend einer anderen Operation der Seele, sondern gibt erst allen übrigen Functionen die rechte Richtung auf das Heilige und Göttliche und in diesem auf Freiheit, somit auf Seligkeit. Er ist daher kein Fürwahrhalten aus Begriffen und Prinzipien, sondern eine Gewißheit aus ursprünglicher Offenbarung durch den Geist, eine ursprüngliche Gewißheit des Heiligen und Göttlichen, aus welcher erst jede andere Gewißheit abgeleitet werden kann. Denn der zuversichtliche Glaube an einen heiligen Gott involvirt den an den wahrhaftigen und gerechten Gott, und erst dieser Glaube gibt der Seele auch die Gewißheit, daß die Ideen des Wahren, Schönen und Guten, von denen sich das Selbstbewußtseyn sollicitirt weiß, keine bloße Gedankendinge, keine Trugbilder sind, und daß daher die idealen Abbilder derselben in der Seele und die realen Abbilder derselben in der Welt, in dem Leben und in der Geschichte eine nicht bloß scheinbare, sondern daß sie eine wahre Wirklichkeit haben. Mit diesem Glauben, aber auch nur mit ihm, hören die Ideen auf, bloß regulative Prinzipien zu seyn, und werden constitutiv, so daß nun behauptet werden darf: ihr Wesen spiegele sich in Allem ab und ohne sie wäre Alles leer und nichtig. Sie sind gleichsam das ewige Integral, welches alle differenten Erscheinungen zu einem Ganzen zusammenhält. Sie sind das allgemeine Gesetz, welchem alle untergeordneten Kräfte und Vermögen in ihren verschiedensten Richtungen entweder gehorchen müssen oder doch sollen. Denn ohne diesen Glauben an den heiligen und somit wahrhaftigen und gerechten Gott bliebe das Wissen der Vernunft, blieben die Ideale der Phantasie,

bliebe das Streben des reinen Willens nach dem höchsten Gute immer in ihren idealen Kreisen eingeschlossen, in welchen es stets ungewiß bleibt, ob außer jenen Ideen und der ihnen correspondirenden, immer auch nur gewußten, geahneten und erstrebten sinnlichen und unsinnlichen Welt noch etwas sey, was jenen Urbildern und diesen Abbildern wahrhafte Wirklichkeit gibt. Das Reale in der Welt ist ja nur die Kehrseite des Idealen in der Seele, die beide an und für sich nichts bedeuten würden, belehrte uns der Glaube nicht von einem Ur-Geiste, der, weil er das Ideale und Reale aus seinem wesenhaften, d. h. wahrhaftigen Willen schuf und schafft, die Wahrheit und Wirklichkeit sowohl des Idealen, als des Realen verbürgt.

Demnach umfaßt der religiöse, der Gottes-Glaube, das Absolute der Vernunft, das Absolute der Phantasie und das Absolute des reinen Willens in seinem, allein wahren, Absoluten, dem absolut-freien, also aus und durch sich seyenden und lebendigen, heiligen, allliebenden, allgegenwärtigen, allmächtigen, wahrhaftigen und gerechten Ur-Geiste, durch den alles gemacht ist, und alles gemacht wird, was gemacht wird, dem alles möglich ist, was er will, und dessen göttlicher Wille nur eine Nothwendigkeit kennt, nemlich die heilige, weil diese mit seiner absoluten Freiheit, in ihrem Unterschiede von der, immer unfreien, Willkür, völlig identisch, ein und dasselbe ist.

Dieser Glaube steht am Anfange und am Ende des zeitlichen Lebens der einzelnen Seelen sowohl, als auch aller freiheitsfähigen Seelen im Abflusse der Geschichte der Menschheit und bedingt ihre allmälige Entwickelung zum Geiste. Anfangs unentwickelt, ist er der Glaube der Seele an die Wahrheit der Sinnenwelt und an ein Etwas, das höher ist, als sie, die Seele, selber; entwickelter ist er, der Glaube der Seele, an die Wahrheit des, die sinnliche Welt auswirkenden oder doch bestimmenden, Unsinnlichen und an die Gemeinschaft mit gleichberechtigten

freiheitsfähigen Wesen unter einem Höheren; vollständig entwickelt aber ist er, der Glaube der Seele an die Wahrheit des, die sinnliche und unsinnliche Welt und jede Gemeinschaft beherrschenden, Uebersinnlichen, ist er der Glaube an den Absolutfreien, ist er der Glaube an Gott, den heiligen Ur-Geist.

Steffens.

I. Ueber Sagen und Mährchen in Dänemark.

(1818.)

Die kindliche Phantasie des Geschlechts flieht aus den künstlichen Verhältnissen der Gesellschaft. Zahme Bilder und Thiere, kultivirte Seelen und Aecker, geregelte Schlüsse und Straßen unterstützen sich wechselseitig, und die schönen, phantastischen Träume einer Zeit, in welcher die tiefsten Räthsel der Natur sich dicht um uns herumlagerten, die Seele bald mit wilder Furcht ängstigten, dann mit hoher Freude entflammten, wurden, wie die wilden Thiere, in die wüsten Gegenden der halb erloschenen Erinnerung und in die finstern Gebirge verjagt, während wir, zu einem nüchternen verständigen Dasein erwacht, von erkünstelten Bedürfnissen umringt, uns glücklich preisen in einer verworrenen Lage, die uns andere Träume statt der verscheuchten gab, deren Genuß uns erschlafft, statt uns zu stärken. Damals mußte der Mensch um sein Dasein kämpfen. Die Wälder drohten, die Gebirge trotzten, die Gewässer stürzten ihm tobend und schäumend entgegen, die wilden Thiere hatten noch ein furchtbares Bündniß, und forderten ihn kühn und Vernichtung drohend zum Kampf. Da blühte die wahre Freude dicht neben der nie schlummernden Gefahr, freudiges und angstvolles Erbeben wechselten unbestimmt in eiligen Gegensätzen, und der Mensch ergriff sich in jedem Augenblick ganz. In dieser Wildheit lebte die Milde, in diesem Trotz die Ergebung, in dieser Furcht die Kraft. Jetzt müssen wir in unbestimmten Umrissen große Gedanken schwebend erhalten, wie

fremdartige Reizmittel, die Predigten reichen nicht aus, die Theaterrührung verschlafen wir und unsere Kinder müssen an Stangen und Leitern und hölzernen Pferden die entflohene Kraft und Gesinnung erjagen. In jener Urzeit, aus welcher, wie eine Blüte der Natur, Poesie, Liebe und Glaube hervorwuchs, weilten wir daher immer mit stillem Wohlbehagen.

Mir, als Naturforscher, war von jeher die Physiognomie der Mährchen der verschiedenen gebirgigen, waldigen, geheimnißreichen Gegenden unendlich theuer. Denn aus einer bestimmten Natur entsprungen, blieben sie in solchen verborgenen Zufluchtsörtern, wo sie, aus unserer Mitte verscheucht, sich Jahrhunderte lang erhielten, noch immer ihrer ursprünglichen Heimat getreu, deuteten auf sie, ja schienen ihre innersten Geheimnisse wunderbar zu bewahren. Es ist bekannt, daß die verschiedenen Gebirgsarten eigene Pflanzen ernähren, und daß ein leiser Unterschied sich auf diese Weise wohl erkennen läßt. Aber entschiedener ist der Einfluß auf die Gestaltung im Großen. Granit-, Schiefer-, Kalkgebirge erzeugen eine andere Gestalt der Höhen, der Schluchten, der Thäler und Weitungen, anders bilden sich daher nach der Verschiedenheit der Gebirgsart die Baumpartieen. Schatten und Licht nehmen in Abend- und Morgendämmerung einen andern Charakter an, die Gewässer scheinen, ewig strömend in jenen so verschiedenen Gegenden, einen andern Ton, einen andern Glanz zu haben. Aber hiermit hängt die Gestaltung der Mährchen auf das genaueste zusammen, so daß ich, mit innigem Vergnügen, diese Verschiedenheit des Mährchenwuchses nach der Natur der Gegend in den leisesten Abänderungen wahrgenommen habe. Wunderbarer hat diese Erscheinung mich nirgends ergriffen und gerührt, als auf dem Nordabhange des Harzes. Denn wie ganz anders lauten die Granit-, als die Schiefer-Mährchen, die Sagen zwischen der Ilse und der Ocker, an der Harzburg, als die des Budethals, des Selkethals. Ist nicht das Mährchen von Hans Heiling in Böhmen ein nothwendiges Granitgewächs?

Ganz anders ist die Gestalt der Mährchen in flachen Ländern,

und besonders scheinen mir die in Dänemark in dieser Rücksicht merkwürdig. Ich will zugeben, daß diese Mährchen meiner Kindheit, die fortdauernd mit allem Zauber frühzeitiger Erinnerung in meiner Seele wiederklingen, einen Eindruck zurückgelassen haben, der mir eigenthümlich, aber der innige Zusammenhang mit der Natur der Gegend ist dennoch zu entschieden. Seeland — von dieser Insel, dem Aufenthalte meiner Kindheit, ist hier ausschließlich die Rede, — ist im Ganzen flach, hin und wieder hüglich. Hier war von jeher die Hauptmacht eines kräftigen Staats, alle That, begrenzt vom Meer, wenn sie nicht hinausschweifte über die Grenze, brach sich bestimmter in dem angewiesenen Raume, die Natur bot wenige Hindernisse dar, kein Gebirge, keine mächtigen Flüsse stemmten sich hemmend entgegen. In einem solchen Lande nimmt Alles schnell und wie durch eine plötzliche Veränderung das Gepräge der Gegenwart an, die Ueberreste der Vergangenheit verschwinden, bedeutende Ruinen sind selten. Nur aus der Erde, aus den vielfältigen Gräbern, wühlt man mühsam die Ueberreste eines frühern Lebens hervor. Aber Seeland ist in vielen seiner Gegenden eins der reizendsten Länder der Welt. Die Hügel runden sich in unbeschreiblicher Anmuth, das Grün der Wiesen hat einen wundersamen Zauber, die majestätischen Buchenwälder treten mit Ehrfurcht gebietendem Ernst hervor, ihr geheimnißvolles Dunkel ergreift die Seele mit Schauder, und ein tiefes Heimweh ruft mich zu ihrer verborgenen Pracht, wie zu einem verlornen, unschätzbaren Gute, zurück. Das Meer tritt oft, in Süden zumal, indem es zwischen gras- und waldreichen Inseln sich windet, tief in solche reichbegabte Gegenden hinein, geheimnißvoll umschlossen von den hohen waldigen Ufern. Mitten in den finstern Waldungen sieht man große Landseen. Die Buchen, gedrängt an die Ufer, dicht belaubt, neigen sich über die ruhige Wasserfläche und verfinstern sie mit einem ewigen Schatten. Hier ergreift uns die stille Gewalt des schlummernden Waldgottes. Die Blätter rauschen, die Bäche rieseln, die ruhigen Wellen schlagen an die einsamen

Ufer, die Insekten wühlen, die Vögel singen und die geheime Gewalt der Waldeinsamkeit faßt das zagende Gemüth mit grauenhaftem Entzücken. Es ist das stille Athemholen des schlummernden Gottes. Wenn er erwachte? Wenn die in der ruhenden Brust gefesselte Stimme laut würde, die dort in kaum vernehmbare Töne verklingt?

Hier, in diese Gegenden hat die kindliche Mährchenwelt sich gerettet, hier mit diesen Geheimnissen vertraut, tragen sie ihr Gepräge, an den verborgenen Quellen, wie an einer lieben Heimat, haben sie sich gelagert, und ewig strömen die geheiligten Tropfen einer verschwundenen schönen Erinnerung, wie stille Thränen, die niemals trocknen; hier segeln, unter waldigen Inseln, die verblichenen Geister, hier tönen noch immer die Wehklagen der gefallenen Helden, der verlassenen Mädchen, und wild, wie der Sturm brausend durch die Gipfel der Buchen saust, jagt in fliegender Eile der zur ewigen Unruhe verdammte Jäger durch die Luft. Manch Mal eröffnen sich große, von Wald umgrenzte Ebenen; in Morästen, vormals Seen, liegen Inseln, wie verzaubert, mit Ruinen, und je milder das Land, je seltener die Ueberreste, je anmuthiger die stark bewohnte Gegend in der Nähe, desto tiefer ergreift uns das stille, geheime Dunkel, welches uns ganz umgiebt und unendlich scheint, weil keine Anhöhe einen Blick in die bewohnte Gegend erlaubt.

Wer die noch nicht verschollenen Töne dieses Waldgeistes vernehmen will, der mag nur die alten dänischen Lieder, die auch in Deutschland nicht mehr ganz unbekannt sind, lesen und ihre eigenthümliche Art muß ihn an die bestimmte Natur erinnern. Noch immer hört man, in Jütland besonders, alte Melodien, die auf äußerst ergreifende Weise klingen, und wie tief das feenhafte Waldleben in der Nation wurzelt, beweist eine auffallende Erscheinung mitten in der Hauptstadt, die ich erzähle, wie sie mir ein lieber Freund mittheilte.

In einer entlegenen Gegend von Kopenhagen, innerhalb der Wälle, bewohnen die Matrosen der dänischen Marine ein

Quartier, welches fast eine eigene Stadt bildet. Kleine Häuser, nur aus einem Erdgeschoß bestehend, sind in regelmäßige Reihen geordnet und bilden mehrere Straßen, die sich durchkreuzen. Ein jedes Häuschen hat einen eigenen eingeschlossenen Hof. Dieses ganz eigene Volk ist kurzstämmig, von ganz eigenthümlichem Wuchs, und die treuherzige Gesinnung, der grade Verstand, der oft überraschende Witz, von einem ganz ausgezeichneten Gepräge, beweisen, wie ihre körperliche Bildung, daß sich hier ein Urstamm des Landes ohne allen Zweifel in großer Reinheit erhalten hat. In einem jeden Hofe ihrer kleinen Häuser sieht man, über die Planken hervorragend, einen mächtigen Hollunderbaum, der mit einem religiösen Eifer bebaut und gepflegt wird. Der Geist dieses Baumes ist Schutzgeist des Hauses, er hilft in Krankheit, steht den Frauen in Kindesnöthen bei, beschützt die Kinder, aber verschwindet auch, wenn der Baum abstirbt.

II. Natur und Mensch in geheimer Verbindung.

(1822.)

Daß der Mensch mit der Natur innig verbunden ist, fühlt wohl ein jeder; ja dieses geheime Bündniß begründet und trägt sein ganzes Daseyn. Aber wir behaupten noch mehr, dieses nämlich: daß die Geschichte als ein Ganzes, als eine Totalorganisation aller menschlichen Verhältnisse, und die Natur als ein Ganzes in einer beständigen innern geheimen Verbindung sind. Da der Mensch das ordnende Princip der ganzen Natur ist, so treten, wo dieses Princip trübe und verfinstert erscheint, die unruhig bewegten Elemente in ihrer Gewalt hervor. Ja, daß es sich so verhalte, ist eine Grundanschauung des Geschlechts, die sich nie völlig verdrängen läßt, die auch in unsern Tagen nur scheinbar verdrängt ist.

Man wird uns diese Behauptung als eine Huldigung des

düstersten Aberglaubens vorwerfen, und wir finden es hier, wo Mißverständnisse so gefährlich und doch zugleich fast unvermeidlich sind, vor Allem nothwendig, uns über diese Ansicht zu verständigen, die wir, indem wir die Spuren der Sündfluth nachzuweisen bemüht sind und ihre Bedeutung entwickeln wollen, nicht zurückzuhalten vermögen.

Daß bei allen Völkern ein Gefühl der Art herrschend war, daß sie in einer geschichtlich gährenden Zeit außerordentliche, ja zerstörende Naturereignisse mit grausenhafter Furcht erwarteten, ist zu bekannt, um geläugnet werden zu können. Wenn nun wirklich außerordentliche drohende Ereignisse in der Natur und der Geschichte zu gleicher Zeit hervorbrachen, dann sahen es die Völker als die Spuren eines dunkeln Verhängnisses an, welches aus der Tiefe der Einheit beider, wie aus einer grauenhaften Nacht hervorleuchtend, in das helle Licht des Tages sich hineindrängend, seine verborgene Tücke verrieth, die es im gewöhnlichen Gange des Lebens hinter dem täuschenden Schein trügerischer Ordnung verbarg. Dämonische Kräfte der Natur schienen in das Menschenleben hineinzuragen und alle finstern Künste der Beschwörung entsprangen aus diesem Zerrbild der Grundanschauung, die auf diese Weise aus dem hellen Mittelpunct, in welchem sie allein wahr ist, herausgerissen, heidnisch und frevelhaft ward. Daß in dieser Verzerrung, die, um der Qual des strafenden Gewissens zu entrinnen, ein Bündniß mit den Geistern der Tiefe schließt, die Grundanschauung als eine Sünde hervortritt, ist gewiß, aber ihre ursprüngliche Nothwendigkeit und innere Wahrheit wird dadurch zugestanden.

Nun tritt aber die Physik hervor, und behauptet, daß wir durch die Elektrisirmaschine und die Verwandtschaftstafeln, durch die Proportionslehre und galvanische Säule, durch die mechanischen Gesetze und die Astronomie Gottlob! von allen diesen Träumen schlechthin befreit wären. Bei einem jeden Ereigniß, welches in frühern Zeiten die Menschen mit Schrecken erfüllte, eilt der Naturforscher hinzu, untersucht genau die Umstände,

entdeckt glücklich den natürlichen Zusammenhang und wie in dieser scheinbar räthselhaften Erscheinung nichts sich offenbare, als was eben unter den gegebenen Umständen sich ereignen mußte. Der Astronom weiß die Erscheinung eines Kometen vorher zu verkündigen und wer würde so thöricht seyn, zu läugnen, daß die Forschung, der es gelungen ist, uns von einer grundlosen Furcht zu befreien, eine herrliche Gabe ist, deren glücklicher Besitz nicht genug geschätzt werden kann?

Ob aber durch die empirische Physik und ihre Entdeckungen und Naturforschungen jene Grundanschauung selber erschüttert, oder wohl gar vernichtet ist, wie einige meinen, ob es nun als ein allgemeines sicheres Resultat der aufklärenden Naturlehre ausgesprochen werden darf, daß die Natur und ihre Gesetze in einer ganz, auch innerlich, von dem innern geistigen Leben getrennten Welt liegen, nur der äußern Anschauung und dem berechnenden Verstand zugänglich, so daß jenes Gefühl nicht bloß in seiner frevelhaften Verzerrung, sondern auch in seinem Ursprung, seinem Wesen, als etwas schlechthin Thörichtes und Verwerfliches zu betrachten sey — das erfordert doch wohl eine genauere Untersuchung.

Man gibt zu, und kaum wird der einseitigste empirische Physiker es läugnen, daß jene Grundanschauung einen dichterischen Werth hat; ja man wird bekennen müssen, daß die Poesie ohne sie nicht seyn kann. Sie gehört recht eigentlich zum Wesen der Poesie. Nun erscheint sie aber hier als das Erzeugniß der tiefsten Geister; je räthselhafter sie hervortritt, desto unergründlicher und herrlicher erscheint uns die Poesie. Wie ist es aber möglich, daß irgend etwas uns als das geistig Vornehmste entgegentreten kann, was der Verstand schlechthin als ein Unsinniges und Verwerfliches erkennt? Dieser zerreißende Widerspruch läßt sich um so weniger lösen, da jene Grundanschauung aus der geschichtlichen Eigenthümlichkeit aller Völker, aus der uralten Erinnerung der frühesten Schicksale der Geschlechter hindurchblickt. —

Wir wollen versuchen diesen Widerspruch zu lösen und

zu zeigen: in wie fern und warum der Verstand Recht, worin er Unrecht hat? —

Die Unschuld in ihrer völligen Reinheit ist das ordnende innerlich belebende Princip der ganzen Natur. In der Unschuld ist der Mensch ganz Natur, die Natur ganz Mensch. Jene verschlossene Blumenknospe unendlicher Liebe ist das völlige, wechselseitige, bewußtlose Versunkenseyn beider in einander. Paradies ist die Unschuld der Natur, Unschuld das Paradiesische des Geistes. Nachdem die Unschuld verschwunden ist, kann sie auf menschliche Weise nie wieder in ihrer völligen Reinheit erscheinen. So ist freilich der Ackerbau, die Viehzucht, jene stille Beschäftigung mit der Natur, in welcher der Mensch sich ihrem geordneten Gange hingibt und Freud und Leid mit ihr zu theilen scheint, der Unschuld am nächsten. Daher liegt in ihm das ordnende Princip der geschichtlich gewordenen Natur; daher sind die zahmen Thiere und die zahmen Pflanzen jene Naturbildungen, die sich von dem wüsten Streben der wilden, rohen Naturkraft losgerissen haben, indem sie sich freundlich und friedlich dem Menschen ergeben; daher sind wir genöthigt, die reinsten Bilder der Unschuld, wie sie rührend durch lyrische Ausbrüche des Gefühls laut werden, an das stille Naturleben, wie an ihren ursprünglichen heimathlichen Boden anzuknüpfen; daher endlich hat diese Naturbeschäftigung die geheime Gewalt über die Elemente, vermag den Gang der Jahreszeiten, die Ordnung in den Stufen der Entwickelung des Lebens zu mäßigen und in lebendiger Gliederung zu entfalten und bereitet die ruhige Stätte aller geschichtlichen Entwickelung vor. Sie ist das bürgerliche Pflanzenleben, die Assimilation der Elemente, die eine vorbereitende Einheit findet, um sich für eine innere mannichfaltige Unendlichkeit aufzuschließen. Aber dennoch ist diese stille Beschäftigung mit der Natur nur eine trübe Ahnung von jener unergründlichen Herrlichkeit des verlornen Paradieses. Außer ihren Gränzen liegt die wilde ungebändigte, ja feindselige Natur, die hier den Menschen in trüber Einsamkeit an irgend

ein einzelnes Naturleben fesselt, dort ihn in die betäubende Fülle ihres Reichthums gewaltsam hineinzieht. Die ganze Natur für den Menschen wieder zu gewinnen ist die unendliche Aufgabe des Geschlechts; eine unermeßliche Quelle mannichfaltiger Thätigkeit, mannichfaltiger Genüsse, wo Gut und Böse, innere Stärkung und Verlockung, mit einander ringen in nie entschiedenem Kampf. Die Sehnsucht nach der Einfachheit der paradiesischen Unschuld, ist zwar ein nie zu vertilgendes Gefühl eben der edelsten Naturen; wenn sie aber als ein Streben, die Unschuld durch ein Abweisen des Kampfes, in und mit welchem allein das Leben seine tiefe Bedeutung hat, wieder zu erringen hervorbricht, wenn die stille Sehnsucht, die über alle blos irdische Befriedigung hinausragt, sich in menschliche That verkehrt: dann wird sie selbst eine Sünde und endigt unvermeidlich in einem zerstörenden Frevel.

In der Urzeit des Geschlechts, als die Unschuld verloren ging, als der Unterschied zwischen Gut und Böse den ewigen Kampf erzeugte und den innern Frieden des Gemüths, wie der Natur, zerstörte, waren die Menschen noch in der Fülle der Naturkraft geboren, ihr innerlich verbündet, und der Frevel der Menschen fand sein Gegenbild in dem Widerstreit kämpfender Elemente. Eben weil der Mensch alle Herrlichkeit des Daseyns in seiner Gestalt vereinigte, mußten die finstern Tiefen sich aufschließen, und was entfesselte Begierde in ihm war, als entfesselte zerstörende Kraft in der Natur erscheinen. Die Erinnerung dieses Titanenkampfs spricht uns an aus allen alten Mythologien. Es war die Urzeit der Götter.

Während einige Menschen ergriffen wurden von der Gewalt der Elemente, daß jede Begierde als eine bloße Naturkraft erschien, ohne Mittelpunct, ohne Einheit des Strebens, drängte sich diese Naturkraft selber in die selbstsüchtige Herrschergewalt anderer zusammen, daß die Einheit nicht in der Liebe, sondern in der Gewalt der feindseligen Kraft erschien, die, anstatt alles zu bestätigen in seiner Art, jede Eigenthümlichkeit zu verschlingen drohte. Das war der Kampf zwischen Uranos und Gä, zwischen

Himmel und Erde, zwischen frechen Gedanken mit allen geheimen Naturkräften verbündet, und stumpfsinnigem Daseyn zur blinden Unterwürfigkeit geboren. Das war die Erzeugung der wilden Zeit (Kronos), die ihre Kinder verschlang. Das waren die abgefallenen Kinder Gottes, die mit den Töchtern der Erde buhlten, Aftergestalten erzeugend, die den Zorn Gottes hervorriefen, daß die Tiefen der Erde sich aufthaten und in einem wüsten Chaos die verwirrenden Begierden und streitenden Elemente sich vermengten, sich wechselseitig vernichtend. Alle heidnische Mythologie ist von dieser düstern Phantasie gefesselt und vermochte nicht sich loszureißen von ihr. Eben daher konnte sie die Epochen nicht sondern, die, unordentlich in einander hineinspielend, keine Ruhe und Klarheit gedeihen lassen. Wie ganz anders erscheint die mosaische, — unsere heilige Ueberlieferung! Wie die chaotischen Kämpfe der Natur in der Schöpfungsgeschichte erscheint auch dieser wüste Kampf, in welchem Menschen und Natur sich wechselseitig verwirren und zerstören, nur als ein Zurückgedrängtes, besiegt durch den Willen des allein mächtigen Gottes, bestraft für unergründlichen Frevel, und Noah und sein Geschlecht erscheint zwar nicht als die Unschuld, die nie mehr erscheinen kann, aber als die gütige Verheißung, die alle wilde Naturkräfte in stiller Ordnung festhielt und den ewigen G a n g der Geschichte, die, schwankend zwischen Gut und Böse, den innern Mittelpunct des Heils zu offenbaren bestimmt war. Zwar blieb eine grauenhafte Furcht vor der finstern Tiefe alles Lebens in den Menschen, bewegte sich und schuf die Religiosität heidnischer Völker, die Orakel und die lockenden dämonischen Geister; aber die ewige Ordnung hatte ihre feste Stätte gefunden, der Kampf der Menschen, an die Erscheinung zwar geknüpft, hatte auf immer die Richtung nach dem Innern, Geistigen genommen; wie aus der Masse des Lebens in der Entwickelungsgeschichte der Erde enthüllte sich aus Leben der Geist, kämpfend zwar, aber gehalten durch den alten Bund, durch welchen die Menschen aus ihrer Mitte das ord-

nende Heil erzeugen sollten, wenn gleich nicht auf irdische Weise. Und der Herr sprach: „ich will hinfort nicht mehr schlagen alles was da lebet, wie ich gethan habe. So lange die Erde stehet, soll nicht aufhören Saamen und Erndte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht!"

Es ist eine merkwürdige bedeutungsvolle Stelle; denn sie zeigt klar auf jene chaotische Verwirrung, die mit der vernichtenden Fluth ausbrach; sie zeigt, wie jene stille Ordnung der gemäßigten Natur in den innersten Tiefen erschüttert war; wie starre Gegensätze der verdrängten Kometenepoche sich wieder auf der Erde zu zeigen strebten.

Aber jenes Versprechen hat nun die Geschichte in ihrer Entwickelung in Gottes unsichtbare Hand gelegt und alle Verwirrung hat ihre grauenhafte Naturbedeutung verloren. Nur vergessen dürfen wir, — darf das Geschlecht — nie seine ursprüngliche unselige Verwandtschaft mit den dämonischen finstern Geistern der Natur. Die geheime Furcht vor diesem nächtlichen Bündniß ist bei versunkenen Völkern das böse Gewissen des Geschlechts, nicht blos einzelner Menschen; ist bei den edleren, durch göttliche Gnade von dem ewigen Heil ergriffenen Völkern die wahre stille Gottesfurcht und, da wir ewig schwanken zwischen Gut und Böse, die verborgene Stätte des Entsetzens, das gefesselte Verhängniß, das von den alten mit Furcht und Grauen erkannte Fatum, welches mit gleich unbezwinglicher Gewalt Götter und Menschen festhält in einem ewigen starren Gesetz, wo die Liebe fremd ist. Die Offenbarung Gottes in der Geschichte war also die ewige Liebe, die alles Ordnende in der Natur an die strenge Gesetzmäßigkeit der in sich geschlossenen Welt knüpfte, und alles Ordnende in der Geschichte für die Erscheinung an das Wechselverhältniß geistiger Kräfte, deren äußerer scheinbar zerstörender Kampf sich für das ganze Geschlecht und seine Entwickelung in einer höhern offenbar erlösenden Liebe auflöste. Die äußere Trennung war aber eine innere Vereinigung, und die wahre Physik, die jene sichere Ordnung der Natur

in sich selber festhält, durch welche alle dämonischen Kräfte in der Tiefe verschlossen nur dienen, die ewige Herrlichkeit und Macht Gottes, — so wie die wahre Ethik, die jene sichere Ordnung der Geschichte in sich selber festhält, durch welche alle scheinbar zerstörenden Kräfte des irdischen Verstandes nur dazu dienen, die ewige, das Geschlecht durch mancherlei Prüfungen leitende Liebe Gottes zu offenbaren, haben in ihrem innersten Wesen eine wahrhaft religiöse Bedeutung.

III. Der Schneesturz in Grönland.

(1826.)

Mehrere Tage vergingen jetzt auf eine höchst angenehme Weise, die heitere Witterung, die stets wechselnde Gegend, der freundliche Empfang, der ihnen allenthalben zu Theil wurde, versetzte die Reisenden in die freundlichste Stimmung. Je tiefer sie in den zwischen Inseln und Ufern des festen Landes hineinschneidenden Meerbusen kamen, desto höher, desto schroffer und wilder wurden die Ufer. Sie waren hin und her gefahren zwischen den Inseln, fuhren durch den äußerst schmalen Begsund, der Sulöe von dem festen Lande trennt, und setzten jetzt ihre Reise südlich fort in den seltsamen Jörgenfiord, einen grade gegen Süden laufenden Meerbusen, hinein. Ihre Absicht war, einen Freund in Säeböe zu besuchen. Als sie durch die Mündung des Jörgenfiord kamen, eröffnete sich vor ihnen ein ungeheurer Schlund. Der finstere Kanal schien sich immer mehr zu verengen, die steilen Ufer erhoben sich auf beiden Seiten zu einer unermeßlichen Höhe, und auf dem Gipfel sahen sie große Schneeflocken, die niemals wegschmelzen. Diese Schlucht läuft drei norwegische Meilen (vier deutsche) in völlig grader Richtung fort, so daß man diese große Strecke tief in den schauderhaften Kanal hineinblickt. Die westliche Seite ist furchtbar schroff, die östliche zwar weniger; aber wilde Berggipfel erheben sich,

bald wie Thürme und Pyramiden, dann den Dachgiebeln gothischer Gebäude ähnlich, oft treppenförmig und zu einer erstaunlichen Höhe. Als sie eben in den Meerbusen tiefer hineinsegelten, ließ sich in einiger Entfernung ein dumpfer Laut hören. Schnell wurden die Segel heruntergezogen, und die Fischer brachten das Boot durch Rudern etwas zurück.

Es wird ein Schnee- und Felsensturz, (et Snee og Steenskred) sein, sagten sie, warten wir ihn hier ab.

Der dumpfe Ton wurde immer lauter. Sie sahen von dem höchsten Gipfel eine dichte Schneemasse sich losreißen, im Herunterstürzen von der schroffen Wand ward sie durch Steinhaufen gehemmt. Augenblicke einer ängstlichen Stille erfolgten jetzt, während der ungeheure Schneeklumpen in einer seltsam hängenden Stellung liegen blieb; aber bald rissen sich die Steine mit der Masse los, das tobende Geräusch steigerte sich, Steine warfen sich wild auf andere, und unter furchtbarem Getöse, welches in der ganzen Schlucht vielfältig wiederhallte, stürzte die riesenhaft heranwachsende Masse in den Meeresbusen hinein, daß das Wasser hoch und schäumend in die Höhe spritzte. Noch ein Augenblick und ein völliges Stillschweigen herrschte in der tiefen Schlucht, deren dunkle Wellen, von keinem Sonnenlichte erleuchtet, sich trübe fortwälzten. Die Fischer nahmen die Segel herunter, obgleich der Wind nicht ungünstig war. Oft ist dort eine völlige ängstliche Windstille, die Wasserfläche ist spiegelhell, in dem finstern Thale herrscht eine verhängnißvolle Ruhe; dann erheben sich plötzlich aus den wilden Thälern und Schluchten heftige Windstöße, ein schneller Sturm saust zwischen den engen Felsenwänden, das Wasser kräuselt sich in kleinen, kurzen, schwarzen Wellen, die sich pfeilschnell jagen, und oft verunglücken die segelnden Boote. In der Mitte ruderte das Boot in diesen drohenden Schlund hinein. Alle Augenblicke horchte man, ob nicht irgend ein Getöse einen Steinsturz erwarten ließe. Die sogenannten Mehlstürze von losem Schnee sind die gefährlichsten. In einem Augenblicke stürzen sie herunter, wälzen Häuser und Boote

unwiderstehlich mit sich fort, und erzeugen heftige Windstöße. Beide Ufer drohten mit gleicher Gefahr, und mit ängstlicher Sorgfalt suchte man sich von beiden gleich weit entfernt zu halten. Da entdeckte man die seltsame Beschaffenheit der westlichen Felsenwände. Unaufhörlich rieselt von der obern Schneedecke das Wasser die schroffen Wände herunter, und ein frischer lieblicher Graswuchs bedeckt die ganze Wand an einer Stelle, während mächtige Tannen, Fichten und Birken eine dichte Waldung an andern Stellen bilden. Aber schwarze, kahle, mit losen, chaotisch unter einander geworfenen Steinblöcken erfüllte Zwischenwände, das Bild der wildesten Zertrümmerung, trennten immer von Neuem diese milderen, anmuthigen Plätze. So wechselten schnell, unbegrenzt, dicht neben einander in scharfen Gegensätzen das freudigste Leben mit dem Tode.

Ist es nicht wie der Eingang zum Acheron? sagte Aamod. Alle Geister der Natur haben sich erhoben, diesen grausen Eingang zu bewachen, Luft und Wasser haben sich gegen die kühn Eindringenden verschworen, und selbst das starre Gebirge trennt, was seit der Urzeit zusammenhing, und schleudert dem Wanderer seine Steinmassen entgegen. Wenn hier Schnee und riesenhafte Steine uns zu begraben drohen, dort nach einem furchtbaren Stillschweigen der Wind plötzlich aus den Schluchten heult: wer kann sich verbergen, daß die Natur ein geheimes Schrecken in sich birgt und es an solchen Stellen losläßt, damit man es erkenne?

Immer enger wurde das Thal, immer düsterer das Wasser, immer stiller und ängstlicher wurden die Reisenden, die furchtsam hinhorchten, ob das Schrecken nicht da oder dort plötzlich hervorbrechen und sie verschlingen würde. Aber nichts rührte sich, kaum ein lebendiges Wesen regte sich in dieser Stille. Die ruhigen Wellen schlugen an die grasreichen Ufer, und glücklich landeten die Reisenden bei dem Freunde.

IV. Ein norwegisches Gehöfte.

(1831.)

Das Thal war östlich von schroffen, mit düstern, hohen Tannen dicht bewachsenen Bergwänden begrenzt, westlich erhoben sich die Berge allmählig, mit zerstreueten Höfen bedeckt; ein länglicher Landsee, wie ein erweiterter Fluß, nahm den Platz zwischen beiden Thalwänden ein. Zwei Kirchen, eine Kreuzkirche von Holz, braun angestrichen — Swennaes — und eine zweite, uralte, aufgemauerte, Uldnaes, auf einem mit entblättertem Laubholz bewachsenen Hügel, lagen kaum eine Viertelmeile von einander. Gegen Norden entdeckte man eine lange Brücke, die über den See, wo er am schmalsten war, nach Uldnaes Kirche führte, und deren zwanzig Bogen, in der Nähe keinesweges bedeutend, aus der Ferne einen imponirenden Anblick darboten. Am meisten zeichnete sich ein großes, ansehnliches Haus mit seinen bedeutenden Nebengebäuden aus.

Das große Wohnhaus lag heiter, mit glatten Planken bekleidet, hellgelb angestrichen, dicht an der schönen, großen Landstraße, die von Christiania nach Bergen durch die wildesten Gebirgsgegenden führt. Es bestand aus einem Erdgeschoß und einem Stockwerk, und die hohen Fenster prangten mit großen Scheiben, eben von der über das Gebirge heraufgehenden Sonne glühend beleuchtet. Die weiß angestrichene Thüre war mit hellglänzendem Messinggriff geziert, und ein Gitter, von derselben reinlichen Farbe, schloß vor dem Hause einen kleinen, jetzt mit Schnee bedeckten Blumengarten ein, der bis an die Landstraße reichte. Das schöne, heitere Gebäude würde selbst in einer großen Stadt eine ansehnliche Stelle eingenommen haben. Unter den bedeutenden Nebengebäuden, welche sich hinter dem Hause ausdehnten, zeichneten sich durch die äußere Form der weitläufige Stall aus, die Brauerei, das Gebäude für das Gesinde (Drengestuen) und ein eigenes, durch Steine und starke Pfosten über die Erde erhabenes, Gebäude (Stolpeboden), bestimmt den

Wintervorrath und das Pelzwerk gegen den Angriff der Ratten zu schützen. Alle diese Gebäude umschlossen einen großen Hof und nach dem Landsee hin, der den Boden des Thales ausfüllte, war die Reihe der Nebengebäude in der Mitte durch ein großes Thor getrennt. Ein Thurm erhob sich über demselben, dessen Uhrtafel mit den goldenen, von der Sonne bestrahlten Ziffern weithin glänzte.

Die ganze ansehnliche Wohnung gewährte einen durchaus freundlichen, ja lustigen Anblick und zeugte von dem Reichthum des Besitzers. Der frischgefallene Schnee, der klingende Frost, die heitere Sonne, gab der ganzen Gegend ein frisches, elastisches, reinliches Ansehen.

Jenseit des Sees erhoben sich die hohen, steilen Berge; die Tannen ragten stolz über einander hervor; ihre Zweige, schwer mit Schnee belastet, hingen bogenförmig herunter, und hier und da zeigten sich lothrechte, schwarze Felsenwände, durch riesenhafte, in einander fließende Eisstalaktiten wie mit einem Vorhang bedeckt. Das von unten traubenartig aufgehäufte Eis reichte in mächtigen Massen bis an die herunterhängenden Zapfen, so daß sie hier und da Säulen bildeten, während andere, bald die Hälfte, bald einen größern oder kleinern Theil der lothrechten Wand bedeckend, das schwarze Gestein durchblicken ließen. Die gewaltigen Massen, von der Sonne beschienen, glänzten wie Diamanten.

Die zerstreueten Bauernhäuser gehörten zu den ansehnlichern. Die meisten hatten ein Stockwerk, eine auf Balken erhöhte Vorrathskammer und zwei oder drei hölzerne Scheunen. Die braunen, unbekleideten Balken, deren Fugen mit Moos bedeckt waren, gaben ihnen das Ansehn von Blockhäusern und die kleinen Fenster, mit grünen von Schmutz bedeckten Scheiben, ließen ahnden, daß Reinlichkeit und Bequemlichkeit in diesen Wohnungen nicht zu suchen war.

Das stark bevölkerte Thal enthielt auch Spuren einer fernen, vergangenen Zeit. Längst der Landstraße erhoben sich mächtige Grabhügel in Menge und überzeugten den Betrachten-

den, daß die Vorzüge dieser Gegend schon in den frühsten Zeiten Bewohner hieher gelockt hatten; und wie durch diese Gräber an die heidnische Urzeit, so ward man durch die alte steinerne Kirche an die frühere katholische erinnert, und wohl mag dieses, von wilden, öden Gebirgen umschlossene, von Städten weit entfernte Thal zu allen Zeiten stark bewohnt gewesen sein, wie jetzt.

V. Die Wunder der heiligen Geschichte.

(1831.)

Verhielten wir uns zu Gott, wie das Herz zum gesunden Leibe, dann würde keine Hingebung möglich, wir erkennten uns, als unmittelbar entsprungen aus seinem Wesen, unmittelbar zurückströmend in ihn, ewig seiend in unserer Art durch die Einheit der Gnade und der Opferung. Aber wir sind von ihm getrennt, und alle That ist mehr oder weniger ein Versuch, außer ihm zu sein. Die Liebe Gottes ruft uns zu ihm, und alle geschichtliche Entwickelung des ganzen Daseins ist von diesem Rufe durchdrungen. In der Geschichte mußte daher der Punkt hell hervortreten, welcher allein eine unbedingte Hingebung fordern konnte. Rein unmittelbar, aus Gott erzeugt, wie das Herz aus dem ganzen Leben des Leibes, mußte die befreiende Gestalt selbst Gott sein. Nicht aus Gnade, sondern selbst die Gnade darstellend und verkündigend, mußte sie sich ganz opfern. Alles Hemmende, Verhüllende, Trennende, alle Schuld drängte sich an ihn, die Gewalt der Erscheinung mußte, was Erscheinung war, vernichten, das Vergängliche sich selbst zerstören — sein Untergang war der Sieg, sein Tod Leben und Auferstehung. Alle Schuld, die freie, selige Zukunft verkündigend, war vertilgt, und alle, die ihm zugehörten, und nur, wer ihm zugehört, waren versöhnt, wiedergeboren für das selige Leben.

Ich sah ihn wandern auf der Erde, lehrend, ermahnend, von Wenigen gefolgt, so lange er auf der Erde erschien, von keinem begriffen. Trotzig tritt die Kraft, die Macht in der

Geschichte hervor, sie unterjocht Völker, sie zertritt Geschlechter, über verstummende Geister, über zurückgedrängte Keime schreitet sie weg, ihr vergängliches Werk zu bauen. Was sie baut, stürzt zusammen. Er wandelte unbeachtet, unter einem verachteten Volke, und verkündigte, daß er gekommen sei, ein Reich zu gründen, welches nie vergehen werde — er fiel. Wer ihn sah, spottete des Ohnmächtigen. Fast sind zweitausend Jahre vergangen, und er hat dem Menschengeschlechte eine andere Richtung gegeben, jedem Gemüthe einen andern Grund, das Innerste des Daseins hat er umgewandelt, daß es den alten Zustand als ein Fremdes, fast Unzugängliches betrachten muß. Alles was wir sind, sind wir durch ihn geworden, unsere ganze Vergangenheit hat er erschaffen, unsere ganze Gegenwart ist von ihm erfüllt. Selbst, wer ihn schmäht, geht auf dem Boden, den er schuf, vermag ihm nicht zu entrinnen — und unter uns wandert sein zerstreutes Volk; als es versammelt war, den mächtigen Nachbarvölkern fast ein Geheimniß, jetzt sich eindrängend in alle Verhältnisse des geschichtlichen Lebens, um Zeugniß abzulegen für ihn. Und ihm sollte unsere Zukunft fremde sein?

Die Göttlichkeit seiner Lehre muß selbst derjenige anerkennen, welcher ihn nicht, sie nicht in ihrer Tiefe zu fassen vermag. Alle Kniee beugen sich vor ihm, selbst der widerstrebende Gegner muß ihm unwillig huldigen.

Ich hatte es lange erkannt, jetzt erlebte ich es, um es im höhern Sinne zu erkennen: du mußt dich ganz unbedingt hingeben; nicht allein jedes Wort aus dem Munde dessen, der dir der geoffenbarte Gott ist, muß dir heilig, alles, was sich um ihn gestaltete, jede That, jedes Ereigniß dir heilige Wahrheit sein. Was du erst durch den Verstand fassen, ja selbst durch das höhere Denken begreifen willst, was eben deswegen erst Bedeutung erhält, wenn es durch dich bestätigt ist, vernichtet das Wesen der unbedingten Hingebung ganz und gar — du bist wieder auf dem Standpunkte, den du verlassen willst. Ein

jeder Zweifel erzeugt neue ohne Zahl; alle müssen vernichtet werden, oder alle haben gesiegt.

Was mich sonst abstieß, erhielt jetzt Bedeutung, ja, was sonst die furchtbarsten Zweifel, die ich nicht abzuweisen vermochte, erzeugte, das mußte ich jetzt fordern, es war mir unerläßliche Bedingung.

Wer kennt nicht jene, wie es scheint, unüberwindliche Schwierigkeit, die sich jedem, besonders bei der jetzt herrschenden Ansicht des Lebens, unwillkührlich aufdrängt, wenn er die Geschichte des Heilandes als wirkliches Ereigniß annehmen will? Welch' eine Mischung von hoher Weisheit, die wir staunend anbeten müssen, und der widerwärtigsten Ungereimtheiten! sagte der redliche Rousseau. Jene Wunder, die sich häufen, dicht neben den hellsten Ansichten, Licht der erhabensten Vernunft, und Finsterniß des beschränktesten Aberglaubens in unerträglicher Mischung. Dichter halfen sich mit der dämmernden Welt der Mythen, die eine phantastische Wahrheit hatte; Philosophen stellten den Heiland als Mittelpunkt ihrer Idee'n hin, die über alle Erscheinungen und ihre Täuschungen erhaben sind; Nüchterne leugneten alles und legten jene Mischung des Widerwärtigsten dem Heilande selbst bei, ihn unbedenklich als gutmüthigen Betrüger darstellend, oder sie glaubten milder, daß die Größe seiner Erscheinung die Fiction einer Wunderwelt um ihn erzeugte, das Produkt beschränkter Bewunderer. Fast alle waren einig, und sind es noch, die Wenigen, welche mit kindlichem Vertrauen an die Wirklichkeit der Wunder glaubten, als Beschränkte zu bemitleiden, oder als Heuchler zu verachten. So unmöglich schien es unseren Tagen, so seltsam, die Wunder des Heilandes als geschichtliche Wahrheit zu erkennen.

Ich bin Naturforscher, die Strenge ihrer Untersuchungen, die besonnene Erwägung aller Verhältnisse, um Täuschungen zu vermeiden, die immer wiederkehrenden Zweifel, bevor man irgend ein bis dahin unbekanntes Verhältniß, irgend eine neue Erscheinung als Thatsache gelten läßt, ist mir wohlbekannt, und

ich ehre sie. Ich selbst nehme nichts als Thatsache an, was sich nicht als Beobachtung bei wiederholter Forschung, auf die nemliche Weise unzweifelbar darstellt, was sich nicht als Versuch, genau unter den nemlichen Verhältnissen, mit Sicherheit auf die nemliche Weise hervorbringen läßt. Es ist bekannt, daß die Naturwissenschaft unserer Tage ihre höchste Zierde und ihren eigenthümlichsten Besitz diesem besonnenen Wege, der sich so sehr von dem unsichern, phantastischen früherer Zeiten unterscheidet, und ihre ganze Ausbildung verdankt, daß durch ihn ihre große Entdeckungen erst möglich wurden.

Dessen ungeachtet finden wir eine Richtung des allgemeinen Daseins, die sich diesem strengen Gesetze der Erscheinung nicht fügen will, jenes schlechthin Unerklärbare, Wundervolle, wo es sich zeigt Willkührliche und Gesetzlose, das, wenn es da ist, uns mit Grauen erfüllt, und dennoch von unserem innersten Wesen gefordert wird. Der Naturforscher hat Recht, wenn er es abweist, denn sein sicherer Standpunkt ist der der gesetzmäßigen Erscheinung, selbst dann, wenn diese im höheren Sinne gedeutet wird. Dieses schlechthin Unerklärbare ist so innig mit der menschlichen Natur verbunden, daß es zu jeder Zeit, wenn auch in verschiedener Form, wiederkehrt, und von umsichtigeren, in sich klareren Naturen abgewiesen, sich immer von Neuem aufdrängt. Von jeher stand es mit der religiösen Ueberzeugung in genauer Verbindung und trug das Gepräge des herrschenden Glaubens. Wo sich die Religion in die Sinnlichkeit der gegenwärtigen, herrschenden Entwickelungsepoche verlor, wurde der Sinn der Menschen von diesem Räthselhaften so gefangen genommen, daß der geordnete Zusammenhang der Erscheinung in einen fernen Nebel verschwand, während das Unbestimmte, Grenzenlose eine täuschende Bestimmtheit annahm und die Menschen verlockte.

So erschienen Vogelflug, rauchende Eingeweide, dunkle Orakel in der alten Welt, so die Legenden und ihre Wunder im Mittelalter, die grauenhaften Hexengeschichten im siebzehnten Jahrhunderte, und Tellurismus, Clairvoyance und Wunderkuren

in unseren Tagen. Gespensterhaft erscheint uns, dieser Neigung hingegeben, das Dasein, d. h. schwebend in der unbestimmten Mitte zwischen unabwendbarer Täuschung und zweifelhafter Wahrheit. Wer in bestimmten Fällen Erscheinungen solcher Art Glauben beimißt, wird albern, beschränkt, abergläubisch genannt, mit Recht; und wer den Grund derselben abzuleugnen wagt, wird dennoch nüchtern, geistlos, flach genannt, wieder mit Recht.

Ich scheute mich nie, diesen Erscheinungen nahe zu treten; von dem Dorfschulzen in Schlesien bis zu dem Fürsten von Hohenlohe, von Mesmer bis zu der Seherin von Prevorst, blieb mir keine Aeußerung dieser Richtung fremd, selbst der Tellurismus beschäftigte mich eine Zeit lang. Ich erkannte den Grund, aber der Nüchternste war kein strengerer Zweifler, als ich, wenn es darauf ankam, einzelne Erscheinungen zu prüfen. Ich überzeugte mich, daß nie die letzte Spur von Täuschung verschwand, daß man nie ein entschiedenes Resultat gewann, oder höchstens innerhalb enger Schranken, die sich freundlich an — klar erkannte, durch die, wenn auch verborgene, Ordnung der Natur begründete Thatsachen anschließen ließen. Alles Ueberschwengliche blieb nächtlich, finster, unbestimmt, für die Dichtkunst, die jenes Verhüllte in einer höhern Darstellung gleichsam durchsichtig machen kann, aber nicht für ein wahres Erkennen, fruchtbar und gedeihlich.

Und dennoch konnte ich den Grund aller dieser Erscheinungen nicht ableugnen; so ursprünglich, wie das Menschengeschlecht, ist er in seiner innersten Natur gegründet, und ruht in jener tiefen Vereinigung aller Richtungen des ganzen ungetheilten Daseins. Wie kann das ein Unwahres sein, was der dichterischen Darstellung ihre höchste Bedeutung verleiht? Aber hier gewinnt es nur eine gesonderte Wahrheit, nur innerhalb der Grenzen der Darstellung gilt sie. Wie erhält es eine allgemeine Geltung? Giebt es irgend einen Punkt des Daseins, wo es so hervortritt, daß es anerkannt werden muß, ohne daß die heitere Ordnung der Erscheinung, die das Erkennen trägt, zerstört

wird? Wäre ein solcher Punkt vorhanden, so müßte von diesem aus das verständige Erkennen gefördert, nicht gehemmt erscheinen.

Ich überzeugte mich bald, daß dieses Unerklärbare — dieser nie aufgehende Rest des Lebens, auf die herumschweifenden Keime der jenseits aller Erscheinung liegenden Entwickelung des gesammten Daseins deute, die, eben, weil sie von dieser gefangen, weil sie in den innern Kampf derselben hineingezogen sind, keinen Mittelpunkt einer klaren Enthüllung finden können, und ewig schwebend zwischen Täuschung und Wahrheit, die Menschen auf eine fortdauernd unbestimmte Weise zugleich anziehen und zurückstoßen müssen. Daher die unergründliche Gewalt des Wunderbaren und der Mangel an Befriedigung, daher die grenzenlose Verirrung, die so Verstand wie Vernunft gefangen nimmt, daher besonders in unseren Tagen die seltsame Entflammung, die allgemeine, krankhafte Anziehung, die das Wundervolle erzeugt, wenn es in irgend einer neuen Form hervortritt, die ungemessene Hoffnung, welche es erregt, und die nüchterne Leerheit, die es hinterläßt, wenn es bald verschwindet, um einer anderen Täuschung ähnlicher Art Platz zu machen. Während die Wissenschaft, verhüllt in Irrthümer mancherlei Art, in Abweichungen, deren Verirrung man erkennen muß, dennoch einen gediegenen Kern, einen fruchtbaren Keim steter Entwickelung enthält, welchen folgende Geschlechter als ein anvertrautes Gut immer weiter fördern, daß man den leitenden Gang einer höhern Intelligenz in diesem fröhlichen Fortschreiten nicht zu verkennen vermag, lassen jene Erscheinungen nur das Gefühl der Schaam zurück, spätere Geschlechter fühlen sich, wie von einer lähmenden Krankheit geheilt, wenn sie irgend eine Form des Aberglaubens überwunden haben, um sich leider durch eine neue Form immer wieder irre leiten zu lassen.

Muß es nicht, schon bei dieser Betrachtung erwünscht scheinen, einen sichern Mittelpunkt für diese herumschweifenden, irreleitenden Keime zu finden — beruhigend sein, von dieser hellen Stätte des Wunders in die aufgeschlossene Zukunft zu blicken,

anstatt, unstät zu immer neuen Täuschungen verlockt, in nächtlicher Verwirrung herumzutappen?

Bietet denn die Erforschung der Natur selbst nicht Betrachtungen dar, die uns leiten können? Ist nicht das Leben von dem Todten völlig getrennt, daß kein Uebergang irgend einer Art aus diesem in jenes zu finden ist? Vergebens suchen die Naturforscher, von den strengen Gesetzen des allgemeinen Lebens — gewöhnlich des Todten genannt — hingerissen, aus diesen das besondere Leben zu begreifen; sie sind gezwungen, eine neue Welt, deren Ursprung in den Urtiefen der Schöpfung gesucht werden muß, anzuerkennen, wenn sie diese geweihte Stätte betreten. Andere Gesetze herrschen hier, das Lebendige ist dem Todten ein Räthsel, ein Wunder — es entwickelt sich nach eigenen Gesetzen mit der Erde zugleich, und alle Entwickelungsstufen, der früheren Hemmungen entbunden, ordnen sich um die Gestalt des Menschen, daß diese als die ordnende Macht erscheint. Aber der Mensch ist nicht allein sich selbst, er ist auch der Thierwelt ein Räthsel, und denken wir uns eine Zeit, in welcher er noch nicht da war, dann mußte der Keim, welcher seine Schöpfung verbarg, einer anschauenden Intelligenz, als ein fremdes, der damaligen Entwickelungsstufe schlechthin Unbegreifliches erscheinen. Und wir sollten glauben, daß die schöpferische Kraft, welche die Gewalt der verhüllenden Erscheinung brechen, die jede Persönlichkeit in dem innersten Mittelpunkte ihres ewigen Daseins befreiend ergreifen, die eine neue Zeit inniger Befriedigung und Seligkeit vorbereiten sollte, aus dem begriffen werden könnte, dessen Gewalt sie vernichten will? So gewiß, wie das Leben nicht aus dem Todten, der Mensch nicht aus dem Thiere, so gewiß kann die ewige Persönlichkeit nicht aus der irdischen ergriffen werden, die enthüllte Natur Gottes, die neue Welt, nicht aus der verhüllten — wo sie hervorbricht und offenbar wird, ist sie nothwendig ein Wunder, und zwar in allen ihren Aeußerungen. Ja, bis in die kleinsten Kreise gilt das nemliche Gesetz. Eine jede neue, fruchtbringende Idee,

die in der Seele eines Menschen laut wird, ist zwar vorbereitet durch Fleiß und Mühe, bildet sich zwar lebendig und entwickelnd in das fortschreitende Leben des Geistes hinein, entsteht aber, wird erzeugt, ohne Verbindung, aus der Tiefe des Geistes, einem Wunder ähnlich.

Vermöchtet ihr alles zu fassen, die völlige Tiefe der Offenbarung, die uns durch den Heiland geworden ist, ihr würdet eine andere Welt für sie fordern. Aber ihr habt seine Lehre, seinen göttlichen Geist zu euch herabgezogen — wenn auch bewundernd, ihn als den Einzigen unter euch preisend — und so war es freilich eine Thorheit, für einen Geist, der derselben Art war, wie eurer, eine Natur anderer Art zu fordern.

Wir aber, die in ihm Gott selbst erkennen, sehen die Vergangenheit und Zukunft der Geschichte, Anfang und Ende der Welt sich in der Offenbarung begegnen, welche wir die allein heilige nennen; eben deßwegen enthüllt sie den verborgenen Mittelpunkt einer jeden Persönlichkeit, in ihrer Nichtigkeit oder Wahrheit, eben deswegen hat sie die Geschichte umgestaltet, wird eine neue unvergängliche Welt aus dieser vergänglichen erschaffen, und vernichtet, tödtet fortdauernd in uns alles Irdische und Sterbliche, um den Keim der Unsterblichkeit, inmitten der Welt der Erscheinung, als das eine höhere Entwickelnde zu erzeugen und zu erhalten, damit wir der Nichtigkeit entnommen, wieder geboren werden für jene.

Die Philosophen dürfen über die Beschränktheit verachtend lächeln, wenn die Einwürfe, welche von dem Standpunkte des sinnlich reflektirenden Verstandes ausgehen, gegen sie laut werden — und mit Recht; die Dichter dürfen vornehm fordern, daß wir unseren gewöhnlichen Ansichten von der hemmenden Wirklichkeit, von dem Geringen der Gesinnungen, ja von der Sittlichkeit im beschränkten Sinne, entsagen sollen, um die Wahrheit dessen zu genießen, was sie uns bieten, und wahrlich — auch diese mit Recht; und dennoch wagt ihr es, das, was die vorübergehende Sitte der Zeit entwickelt hat, Begriffe, die durch Erzie-

hung entstanden, durch Uebereinkunft herrschend geworden sind, deren Gestaltung ihr in der nächsten Zukunft selbst nicht zu fassen vermögt — mit flachem Spotte hinüber zu tragen auf die geheiligte Stätte, die alles, was die Zeiten erzeugten, was der Mensch denken mag, alles, was das Menschengeschlecht Großes und Herrliches gethan hat und thun wird, überragt, um es einst nach einem ewigen Maasstabe zu richten.

Von dem Geiste erzeugt, von der Unschuld geboren, erschien der Herr auf der Erde — das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns. Was er lehrte, war die großartigste Andeutung; die Verkündigung seiner Herrlichkeit, und die der Zukunft, war die die Macht, durch welche er die Schranken des erscheinenden Denkens durchbrach; was er that, entsprang aus der Gewalt, mit welcher er die Macht der erscheinenden Natur überwand. Daher legten seine Wunder, wie seine Lehre, Zeugniß von ihm ab; das Volk kannte, seine Jünger verstanden ihn nicht. Aber eine Ahndung der Erfüllung aller Weissagungen, das Reifwerden der Pflanze, die gesäet war, seit Abraham, die unscheinbar sich entwickelt hatte, der Welt und sich selbst unbekannt, durchdrang das erwählte, den eigenen Geist verkennende Geschlecht. „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, es sei denn, daß das Waizen„korn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein, wo es „aber erstirbt, so bringt es viele Früchte.“ Als er starb, verlor die Erscheinung ihre Gewalt, da zerbarst die Hülle, die den Tempel des Herrn dem Menschengeschlechte verbarg, da öffneten sich die Vorhallen der heiligen Zukunft.

Das tiefste, nächtliche Geheimniß alles Daseins trat hervor, als er sich am Kreuze von Gott verlassen fühlte. Er war es nicht, der diesem Gefühle unterlag — er überwand den Tod, als er ihm zu unterliegen schien — es war das Wehklagen aller Erscheinung, die, als seine verschwand, ihr inneres Grauen erkannte; es war ein Aechzen aus den tiefsten Gründen der Schöpfung, daß die Erde bebte und die Todten sich in den Gräbern bewegten. So mochte in den Urzeiten der gebundenen

Schöpfung jede Entwickelungsepoche zu einem höhern Dasein mit Untergang droh'n, so verkündigte jener schmerzhafte Ruf den Untergang der alten Welt, und tönte in Jahrhunderten der Verwüstung nach, so liegen noch immer Verzweiflung und selige Hoffnung dicht neben einander in jeder ringenden Seele, so deuten furchtbare Zerstörungen und der Schmerz des Irdischen weissagend auf die Zukunft des Herrn.

Aber er hat gesiegt, indem er unterlag. Der Erstling der Auferstandenen öffnete eine neue Welt, eine geistige; aber alles Geistige ist Leib und Seele in unzertrennlicher Einheit. Mit ihm fing die Kirche an, sein Reich war gekommen, die Zukunft in die Gegenwart gesäet, daß sie wachse und reif werde.

Den Auferstandenen predigten alle Apostel, die Auferstehung war der Angelpunkt ihrer Verkündigung.

Hingeben sollst du dich ganz, dich deiner entäußern. „Wer „sein Leben lieb hat, der wird es verlieren, und wer sein Leben „auf dieser Welt hasset, der wird es erhalten zum ewigen Leben.“ Der Gegenstand dieser Hingebung, dieser Entäußerung, dieser grenzenlosen Liebe ist er — der Auferstandene — er ist der Mittelpunkt, nicht eines allgemeinen Denkens, sondern eines neuen Lebens — er ist das göttliche Naturprinzip einer neuen heiligen Schöpfung. Das Auge des Menschen, wie das Ohr, ist gebunden durch die niederen Sinne — dennoch vermag das Auge das Unendliche, das Universum zu schauen, und in jeder besondern Form die innere Unendlichkeit als Schönheit, und das Ohr vernimmt die unendliche Deutung des Wortes und die innere Unendlichkeit harmonischer Töne. Die Gestalt ist gebunden durch die sinnliche Erscheinung, durch niedere Lust und enge Sorge, aber dennoch kann sie in Augenblicken des höhern Entzückens, in Momenten eines höhern Daseins verloren in ein himmlisches Schauen, befreit durch eine Gesinnung, die alles geringere abweist, wie verklärt durch die Hülle blicken und sich vorübergehend offenbaren — der auf kurze Zeit entfesselte Engel in uns. So schlummert der Keim eines höheren Daseins in

unserer Gestalt, daß wir erfahren, wie wir erschaffen sind in dem Bilde Gottes.

Es war der Segen aus der schönsten Zeit meiner Kindheit, daß mir die persönliche Unsterblichkeit das ursprünglich Gewisseste war mein ganzes Leben hindurch. So wie das Erkennen einen höhern Standpunkt, einen festeren Boden gewann, brach diese Gewißheit mit immer siegreicherer Stärke hervor und wurde die Trägerin alles dessen, was ich erkannte und lehrte. Die Natur sucht, durch alle ihre Bildungen die höchste Individualität — den Menschen — in seiner reinsten Persönlichkeit der freie Mittelpunkt der Welt, der Priester der Natur: so begrüßte ich das Unsterbliche in uns zuerst. Was andere durch die Vermittelung der Gedanken suchen und zweifelnd festhalten, war mir unmittelbar gegeben, das Gewissen war mir dasjenige was auf dieses schlechthin Gewisse in uns deutete. Es war nicht die Sittlichkeit allein, als ein Abstraktum von Pflichten und Tugenden, die man zu erringen strebt, mühsam und dennoch unsicher zu erwerben sucht, es war nicht das Erkennen allein, welches aus dem Bewußtsein entsprungen, zu vermitteln sucht, was sich nie vermitteln läßt, wenn es nicht ursprünglich vermittelt ist — es war das ganze, ungetheilte Dasein, die Person, mit ihrer Welt, Erkennen und Handeln, Seele und Leib, gesundes Leben, welches nie stirbt. Ich nannte es die Urgestalt, die in uns verhüllt ist; sie war es, die ich in ihrer reinen Form schauen, erkennen, lieben wollte.

Ich ahndete, daß der Heiland der Mittelpunkt aller dieser ewigen Gestalten war, aber die völlig unbedingte Hingebung verlieh mir erst die unendliche Gabe. „Und alles, was mein ist, das ist dein, und was dein ist, das ist mein, und ich bin in ihnen verkläret," sprach er.

VI. Steffens mit Tieck.

(1799 und 1841.)

Hier in Dresden, traf ich nun Tieck mit seiner Familie. Er hatte sich da niedergelassen, und auch Friedrich Schlegel hielt sich bei seiner Schwester auf, die an einen Sächsischen Hof-Beamten, Ernst, verheirathet war. Tieck war von meinem Alter, und also achtundzwanzig Jahre. Schlank gebaut, schön, mit Augen, deren geistige Gewalt und wunderbare Klarheit selbst das Alter bis jetzt nicht zu besiegen vermochte. In allen seinen Bewegungen herrschte eine große Anmuth, ja Zierlichkeit; seine Sprache ertsprach seiner körperlichen Erscheinung völlig. Er schreibt kaum schöner, als er spricht. Es ist nicht allein die große Klarheit, mit welcher er die Gegenstände behandelt, die uns hinreißt, es ist auch die Anmuth und klangvolle Rundung der Sprache, die eine unwiderstehliche Gewalt ausübt. Es giebt nicht leicht eine Persönlichkeit, die mächtiger wäre, als seine. Ich habe ihn kaum jemals heftig gesehen. Seine Gespräche faßten den Gegenstand mit ruhiger Objectivität auf, behandelten ihn umsichtig und doch mit einem zurückhaltenden Enthusiasmus, durch welchen die Darstellung selbst eine innere Wärme erhielt, die mehr aus dem Gegenstande, aus seiner lebendigen, geistigen Bedeutung, als aus ihm zu entspringen schien. Er selbst hat mir erzählt, daß, wenn er in höheren Kreisen das geistig und dichterisch Bedeutendste mit vornehmer Geringschätzung behandeln sah, wenn man besonders das Vorzüglichste, wodurch Göthe sich auszeichnete, verächtlich besprach, er sich wohl plötzlich wie verwandelt fühlte. Ein innerer heftiger Ingrimm ergriff ihn, wie er versicherte, daß er erblaßte; aber er schwieg, wo ich, wie ich es gestehen muß, unbesonnen mich geäußert haben würde. Ich habe seine erklärtesten Feinde ihm gegenüber gesehen, jedesmal von seiner siegreichen Persönlichkeit überwunden; ja ich darf behaupten, daß diese, so leicht zugänglich, sich so liebenswürdig

hingebend, eben so großen Einfluß auf die Zeit ausgeübt hat, wie seine Schriften. Was er mir geworden ist, kann ich nach einer innigen, verwandtschaftlichen Verbindung, in einer langen Reihe von Jahren, unter den verschiedensten Verhältnissen, selbst nachdem wir über das Wichtigste verschieden dachten und uns entfernt fühlten, kaum auf eine klare Weise darstellen. Wenn er aber Gegenstände, mit denen er vertraut war, wenn er über Dichter, die er verehrte, wie Göthe, Shakspeare, wohl auch über Holberg, sprach, so theilte er alle seine Ideen unbefangen und freigebig mit.

Seine schriftstellerische Thätigkeit und wie reich und umfassend er als Dichter auf seine Zeit einwirkte, ist neulich auf eine so meisterhafte Weise auseinandergesetzt, daß ich auf diese Darstellung hinweisen kann. Sie ist in dem Aufsatz über Tieck von Braniß, welcher der zweiten Auflage der Vittoria Accorombona beigefügt ist, enthalten. Aber viele jüngere Dichter sind durch die Spolien seiner Gespräche bereichert und haben ihn nie genannt; ja viele haben sich ihm feindlich gegenübergestellt, und wenn ihre Angriffe eine leise Ahnung von Geist enthielten, so entsprang diese aus dem geraubten Schatze, den sie freilich nicht in seinem Reichthum zu benutzen verstanden. Von mir muß ich das Geständniß ablegen, daß mehrere Ansichten, die ich auch wohl öffentlich aussprach, mir ihrem Ursprunge nach zweifelhaft geworden sind. Ich weiß nicht, ob ich sie mir selber, oder seinen reichhaltigen Gesprächen verdanke.

Als die Krankheit ihm noch nicht die volle Beweglichkeit seines Körpers geraubt hatte, war seine wechselnde und reiche Mimik eben so bewunderungswürdig wie die Flexibilität seiner Sprache. Er würde, wenn er aufgetreten wäre, der größte Schauspieler seiner Zeit gewesen seyn; und selbst jetzt in seinem hohen Alter, wenn er von Gicht gelähmt, auf dem Stuhle sitzt, wenn er mit der in ganz Europa bekannt gewordenen Virtuosität ein Drama vorträgt, ist es mir, als wäre die Schauspielerkunst in ihrer höchsten Bedeutung, während sie auf der Bühne nur

noch ein zweifelhaftes und schwaches Dasein fristet, an diesen Stuhl des alten Mannes gefesselt.

Es war der Geburtstag seiner Frau. Tieck war besonders heiter gestimmt, und wollte zur Feier des Tages ein Schauspiel, und zwar allein alle Rollen darstellen. Aber dieses sollte erst erfunden werden. Er forderte mich auf, ein Thema zu geben, und ich schlug ihm vor, ein Stück zu erfinden und darzustellen, in welchem der Liebhaber und ein Orang-Outang die nämliche Person wäre. Ich konnte freilich bei der damaligen Richtung seiner Laune keine günstigere Wahl treffen.

Tieck entfernte sich etwa eine halbe Stunde. Die Zuschauer — die Familie und wenige Freunde — nahmen sitzend die eine Hälfte der Stube ein, die andere stellte die Bühne vor. Wir fanden uns, als er einen Monolog gesprochen hatte, in eine große Handelsstadt versetzt. Eine Menge Schiffe lagen vor uns. Am Hafen ging ein eben aus Afrika zurückgekommener Schiffs-Kapitän auf und nieder. Er hatte, wie wir aus seinem Gespräche erfuhren, für einen alten Freund, der ein bedeutendes Naturalien-Cabinet besaß und von einer leidenschaftlichen Sammlerlust ergriffen war, eine Menge Naturseltenheiten mitgenommen. „Ich möchte doch wissen," fragte er, „ob der alte Narr noch immer ein solcher Kosmopolit ist, wie sonst?" Während er so auf und nieder geht, kömmt ihm ein jüngerer Freund entgegen, der höchst trübselig aussieht. Sie erkennen sich, und der Capitän frägt, was ihn so armselig stimme. „Bist du vielleicht verliebt?" und der Liebhaber des Stückes gesteht es. Der Capitän erfährt nun, daß sein Freund eben die Tochter des überschwänglichen Naturfreundes liebt und von ihr geliebt wird. Der Vater aber stellt sich entschieden gegen diese Verbindung, und hier fängt nun die Intrigue des Stückes an. Er schlägt dem unglücklichen Liebenden vor, sich bei dem Alten von ihm als einen, in Afrika durch die Londoner afrikanische Societät sorgfältig ausgebildeten und wohl erzogenen Orang-Outang vorstellen zu lassen. Die Scene verändert sich. Wir sehen den Capitän mit dem Alten

im Gespräch. Der lustige Seemann lenkt allmälig die Rede auf den Haupt=Gegenstand. Ein tiefer Witz drängt den andern. Zuletzt fängt er zum Erstaunen des Alten von dem pädagogischen Institute in Sierra Leona zu sprechen an. Es wären nicht die Neger allein, auf welche der humane Engländer seine aufklärende Erziehung zu beschränken suchte. Man hätte glückliche Versuche mit allen europäischen Gemüsen angestellt; man wollte nun sehen, wie weit die herrliche und europäische Aufklärung in jene fremden Regionen eindringen könnte. Man dürfe bei diesen wichtigen Versuchen sich nicht an den sogenannten Menschen binden. In den Wäldern liefen unrasirte Geschöpfe, aufrecht gehend, herum. Sie schnupften; man hatte sie dazu gebracht, was mit den Negern nur sehr schwierig gelang, sich anständig auf Stühle niederzulassen und Messer und Gabel zu brauchen. Camper hatte bewiesen, daß ihre Kehle vollkommen gestaltet wäre, wie die menschliche; also müßte die Sprache gebunden in der Kehle stecken, man dürfe sie nur lösen. Es war allerdings ein mühsames Geschäft; man konnte nicht läugnen, daß die meisten Versuche mislangen, und daß die nichtswürdigen Bestien sich fast benahmen, wie unser Volk, wenn man seine Poesie und Religion ihm rauben will, um es mit der neuesten Aufklärung zu füttern; eben so widerhakig, eben so halsstarrig. Aber mit einigen von diesen Zöglingen gelang es doch, und er habe ein solches Muster=Exemplar, einen hoffnungsvollen Jüngling, der so eben aus dem Orang=Outang=Gymnasium entlassen, seine Examina ruhmvoll bestanden habe, mitgebracht. Ein höchst verständiger junger Mann. Zwar steckt ihm die Sprache noch immer etwas in der Kehle, aber wenn man genau hinhört, kommen vortreffliche Gedanken zum Vorschein: von der menschlichen Glückseligkeit, von Akazien=Pflanzungen, Cichorien=Zucht, und was sonst zur Veredlung des Menschengeschlechts dienen kann. Man habe ihm zwar bis jetzt seinen natürlichen Pelz lassen müssen. Ein Ober=Sanitäts=Collegium in London solle erst bestimmen, in wie fern man ihn rasiren dürfe, ohne seiner

Gesundheit zu schaden. Indessen könnte er sich zeigen, und wäre hinlänglich bekleidet, um in einer anständigen Gesellschaft von aufgeklärten Männern zu erscheinen, die frei genug dächten, um sich nicht durch eine Abweichung von der gewöhnlichen Tracht abschrecken zu lassen. Man gründe auf diesen jungen Mann die größten Hoffnungen. Er solle in London die glücklich angefangene Bildung fortsetzen, um dann als aufgeklärter Volks-Erzieher alle Orang-Outangs aus den Wäldern zu locken, und durch Geist einzufangen und zu zähmen. Dieser Orang-Outang wäre nun zwar äußerlich noch etwas seltsam, und, sagte der Capitain, wer nicht so vorurtheilsfrei wäre, wie sein Freund, dem würde er auffallen, durch seinen natürlichen Pelz wie durch seine ungelenke Sprache: er habe aber ein vortreffliches, weiches Herz, ergieße sich in Thränen, wenn man ihm etwas Sentimentales aus einem Kotzebue'schen oder Iffland'schen Stücke vorlese, und wäre überhaupt innerlich im Kerne ganz vortrefflich. Der Freund brannte nun vor Begierde, einen jungen Mann kennen zu lernen, der alle Schwierigkeiten einer widerstrebenden Natur überwunden hatte und die sogenannte Menschheit über die bisher durch Vorurtheil fixirten Gränzen zu erweitern schien. Der verkleidete Liebhaber erschien nun, sprach wenig, halb brummend, aber seine Rede war voll der vortrefflichsten Gedanken, durchaus sententiös und sentimental. Nachdem er sich entfernt hatte, ergoß sich der alte Herr in die übertriebensten Lobsprüche. Er erwartete von dieser Erscheinung eine bedeutende Epoche in der Geschichte. Welche Erfahrungen, meinte er, könne man jetzt über die sogenannte Thierheit erwarten, wenn solche gebildete Stämme sich lehr- und geistreich über ihren früheren Zustand äußerten. Könnte nicht ein solcher junger Mann eine vortreffliche Schule errichten, in welcher Unterricht in dem Instinkt gegeben würde, und in vielen andern Vorzügen, welche die Thiere besitzen, die Menschen aber durch ihre Cultur verloren haben. Jetzt konnte nun der Capitän es wagen, seinem Freunde einen Vorschlag zu machen, bei welchem dieser freilich anfänglich

stutzte. „Geben Sie Ihre Tochter diesem ausgezeichneten Orang-Outang; er begegnete ihr auf der Treppe, als wir ins Haus traten. Er hat auf der Reise in großen Städten viele Frauen gesehen, die ihn bewunderten, ja entzückt über ihn waren und eine stille Herzensneigung kaum zu verbergen vermochten. Sie machten keinen bleibenden Eindruck auf ihn, obgleich er zu ahnen schien, was eines dieser bezaubernden Geschöpfe ihm zukünftig werden könnte. Als er aber Ihre Tochter sah, rief er entzückt und vom tiefsten Gefühle durchbebt, aus: Ach, welch ein herrliches Geschöpf! Die Erschütterung löste eine Menge Haare von dem Pelze los, die auf der Treppe liegen blieben; die Stimme ward heller, die Augen glänzender, das ganze Gesicht verklärter. Ohne allen Zweifel ist Ihre Tochter bestimmt, die geistige Entwickelung zu vollenden, die wie eine Weissagung aus so vielen herrlichen Märchen der Vergangenheit herausklingt und den Zauber der Liebe dem versunkenen Geschlechte darstellen wird.“ Der Alte machte einige Einwürfe, aber der Capitain wußte sie zu widerlegen. „Sie selbst,“ rief er aus, „würden unsterblich; die erstaunlichste Epoche, welche die Geschichte erlebte, würde sich auf immer an Ihren Namen knüpfen. Eilen Sie, ich beschwöre Sie, theuerster Freund, den großen Moment Ihres Lebens zu benutzen. Ihre Tochter wird glücklich sein, wenn sie die außerordentliche Bedeutung der Aufgabe ihres Lebens einsieht; es wird der Grund gelegt zu einer Generation, die alle Vorzüge der Thierheit mit den erhabenen und edlen Gesinnungen, die in unseren Tagen sich in der gebildeten Menschheit zeigen, vereinigt.“ Es ist mir nicht vergönnt, den Witz wiederzugeben, der mit der Leichtigkeit des Augenblicks hervortrat und die ganze Darstellung durchdrang. Unsre Lustspieldichter könnten sich glücklich schätzen, wenn es ihnen gegeben wäre, in einem ganzen Lustspiele einen solchen Reichthum des Witzes zu entfalten, wie sich hier in einem jeden Auftritt entwickelte. Man kann sich denken, wie das Stück endigt; die Tochter sträubte sich, gab

endlich nach, und der Liebhaber verwandelte sich in der That, nachdem die Ehe geschlossen war, aber auf eine Weise, die dem Vater nicht angenehm war. Er gab indessen nach, konnte aber die frühere Vorstellung nicht so bald los werden, und nannte unwillkührlich seinen aufgedrungenen Schwiegersohn noch immer Herr Orang-Outang. Ich hatte nie etwas Aehnliches gesehen. Alle Personen standen lebhaft vor uns. Der Fluß des Gesprächs ward nie unterbrochen; mit der Schnelligkeit der Gedanken waren die Personen verwandelt und vervielfältigt. Es war keinem Zweifel unterworfen, daß Tieck damals, in seiner Jugend, der größte Schauspieler seiner Zeit war.

Dieses Stück ward einigemal in engeren, freundschaftlichen Kreisen wiederholt, aber jetzt die Rollen vertheilt. Wir durften uns wohl erlauben, was dem Publikum gegenüber ein Aergerniß gegeben hätte. Das seltsame Ehepaar ward getraut, und mir ward die Rolle des Predigers zugetheilt. Tieck lobte die Fertigkeit, mit welcher die Floskeln aufgeklärter Prediger mir zu Gebote standen und das leere Pathos, mit welchem ich sie vortrug: doch machten diese Vorstellungen niemals den tiefen Eindruck auf mich, der mich ergriff, als das Stück erfunden und von Tieck allein aufgeführt wurde.

So lebte ich nun mit Tieck und Friedrich Schlegel einige Monate lang, und wir sahen uns alle Tage. Was mir diese Zeit geworden, ist schwer zu sagen; denn der geistige Einfluß eines so bedeutenden Mannes läßt sich nicht als etwas Vereinzeltes oder Gesondertes darstellen; er bildet nicht ein bloß Mitgetheiltes: er wirkt anregend auf die eigenste Natur. Wir fühlen uns nicht gefesselt durch ihn, wie durch etwas Fremdes, welches uns hinzugefügt wird. Was hervorgerufen wird, entspringt aus uns selbst, und je mächtiger der Einfluß ist, desto freier und selbstständiger fühlen wir uns. Die Kunst schloß sich mir in dieser Gesellschaft reicher auf; ich lernte das Ursprüngliche von dem Abgeleiteten, das Einfache von dem Manierirten,

die Natur der Kunst von der Einseitigkeit der Schule unterscheiden. Die großen Dichterepochen der Italiener, der Spanier, der Engländer und der germanischen Vergangenheit traten mir nahe, ja ich ward in ihre Mitte versetzt durch einen ihnen verwandten Geist. Ich erlebte diese blühenden Zeiten, ich genoß die bedeutende Vergangenheit, als wäre sie eine reiche Gegenwart, und sah einem jeden Tage mit Freuden entgegen.

Tieck.

I. Das Verführerische in der Kunst.

(1799.)

Mein Herz ist von einem schmerzhaften Krampfe zusammengezogen, meine Phantasieen zittern zerrüttet durch einander, und alle meine Gefühle zerrinnen in Thränen. Meine lüsternen Kunstfreuden sind tief im Keime vergiftet; ich gehe mit siecher Seele umher, und von Zeit zu Zeit ergießt sich das Gift durch meine Adern.

Was bin ich? Was soll ich, was thu' ich auf der Welt? Was für ein böser Genius hat mich so von allen Menschen weit weg verschlagen, daß ich nicht weiß, wofür ich mich halten soll? daß meinem Auge ganz der Maaßstab fehlt, für die Welt, für das Leben und das menschliche Gemüth? daß ich nur immer auf dem Meere meiner inneren Zweifel mich herumwälze, und bald auf hoher Welle hoch über die andern Menschen hinausgehoben werde, bald tief in den tiefsten Abgrund hinuntergestürzt? —

Aus dem festesten Grund meiner Seele preßt sich der Ausruf hervor: Es ist ein so göttlich Streben des Menschen, zu schaffen, was von keinem gemeinen Zweck und Nutzen verschlungen wird, — was, unabhängig von der Welt in eignem Glanze ewig prangt, — was von keinem Rade des großen Räderwerks getrieben wird, und keines wieder treibt. Keine Flamme des menschlichen Busens steigt höher und gerader zum Himmel auf, als die Kunst! Kein Wesen verdichtet so die Geistes- und Herzenskraft des Menschen in sich selber, und macht ihn so zum selbstständigen menschlichen Gott!

Aber ach! wenn ich auf dieser verwegenen Höhe stehe, und

mein böser Geist mich mit übermüthigem Stolz auf mein Kunstgefühl und mit frecher Erhebung über andre Menschen heimsucht, — dann, dann öffnen sich auf einmal, rings um mich her, auf allen Seiten, so gefährliche, schlüpfrige Abgründe, — alle die heiligen, hohen Bilder springen ab von meiner Kunst, und flüchten sich in die Welt der andern, bessern Menschen zurück, — und ich liege hingestreckt, verstoßen, und komme mir im Dienste meiner Göttin, — ich weiß nicht wie, — wie ein thörichter, eitler Götzendiener vor.

Die Kunst ist eine verführerische, verbotene Frucht; wer einmal ihren innersten, süßesten Saft geschmeckt hat, der ist unwiederbringlich verloren für die thätige, lebendige Welt. Immer enger kriecht er in seinen selbsteignen Genuß hinein, und seine Hand verliert ganz die Kraft, sich einem Nebenmenschen wirkend entgegenzustrecken. — Die Kunst ist ein täuschender, trüglicher Aberglaube; wir meynen in ihr die letzte, innerste Menschheit selbst vor uns zu haben, und doch schiebt sie uns immer nur ein schönes Werk des Menschen unter, worin alle die eigensüchtigen, sich selber genügenden Gedanken und Empfindungen abgesetzt sind, die in der thätigen Welt unfruchtbar und unwirksam bleiben. Und ich Blöder achte dies Werk höher, als den Menschen selber, den Gott gemacht hat.

Es ist entsetzlich, wenn ich's bedenke! Das ganze Leben hindurch sitz' ich nun da, ein lüsterner Einsiedler, und sauge täglich nur innerlich an schönen Harmonieen, und strebe den letzten Leckerbissen der Schönheit und Süßigkeit herauszukosten. — Und wenn ich nun die Botschaften höre: wie unermüdet sich dicht um mich her die Geschichte der Menschenwelt mit tausend wichtigen, großen Dingen lebendig fortwälzt, — wie da ein rastloses Wirken der Menschen gegen einander arbeitet, und jeder kleinen That in dem gedrängten Gewühl, die Folgen, gut und böse, wie große Gespenster nachtreten, — ach! und dann, das Erschütterndste, — wie die erfindungsreichen Heerschaaren des Elends dicht um mich herum, Tausende mit tausend verschiedenen

Qualen in Krankheit, in Kummer und Noth, zerpeinigen, wie, auch außer den entsetzlichen Kriegen der Völker, der blutige Krieg des Unglücks überall auf dem ganzen Erdenrund wüthet, und jeder Sekundenschlag ein scharfes Schwerdt ist, das hier und dort blindlings Wunden haut und nicht müde wird, daß tausend Wesen erbarmenswürdig um Hülfe schreyen! — — Und mitten in diesem Getümmel bleib' ich ruhig sitzen, wie ein Kind auf seinem Kinderstuhle, und blase Tonstücke wie Seifenblasen in die Luft: — obwohl mein Leben eben so ernsthaft mit dem Tode schließt.

Ach! diese unbarmherzigen Gefühle schleifen mein Gemüth durch eine verzweiflungsvolle Angst, und ich vergehe vor bitterer Schaam vor mir selbst. Ich fühl', ich fühl' es bitterlich, daß ich nicht verstehe, nicht vermag, ein wohlthätiges, Gott gefälliges Leben zu führen, — daß Menschen, die sehr unedel von der Kunst denken, und ihre besten Werke verachtend mit Füßen treten, unendlich mehr Gutes wirken, und gottgefälliger leben als ich! —

In solcher Angst begreif' ich es, wie jenen frommen ascetischen Märtyrern zu Muthe war, die, von dem Anblicke der unsäglichen Leiden der Welt zerknirscht, wie verzweifelnde Kinder, ihren Körper lebenslang den ausgesuchtesten Kasteyungen und Pönitenzen preisgaben, um nur mit dem fürchterlichen Uebermaaße der leidenden Welt in's Gleichgewicht zu kommen.

Und wenn mir nun der Anblick des Jammers in den Weg tritt, und Hülfe fordert, wenn leidende Menschen, Väter, Mütter und Kinder, dicht vor mir stehen, die zusammen weinen und die Hände ringen, und heftiglich schreyen vor Schmerz, — das sind freylich keine lüsternen schönen Akkorde, das ist nicht der schöne, wollüstige Scherz der Musik, das sind herzzerreißende Töne, und das verweichlichte Künstlergemüth geräth in Angst, weiß nicht zu antworten, schämt sich zu fliehn, und hat zu retten keine Kraft. Er quält sich mit Mitleid, — er betrachtet unwillkührlich die ganze Gruppe als ein lebendig gewordenes Werk seiner

Phantasie, und kann's nicht lassen, wenn er sich auch in demselben Momente vor sich selber schämt, aus dem elenden Jammer irgend etwas Schönes und kunstartigen Stoff herauszuzwingen.

Das ist das tödtliche Gift, was im unschuldigen Keime des Kunstgefühls innerlich verborgen liegt. — Das ist's, daß die Kunst die menschlichen Gefühle, die fest auf der Seele gewachsen sind, verwegen aus den heiligsten Tiefen dem mütterlichen Boden entreißt, und mit den entrissenen, künstlich zugerichteten Gefühlen frevelhaften Handel und Gewerbe treibt, und die ursprüngliche Natur des Menschen frevelhaft verscherzt. Das ist's, daß der Künstler ein Schauspieler wird, der jedes Leben als Rolle betrachtet, der seine Bühne für die ächte Muster- und Normalwelt, für den dichten Kern der Welt, und das gemeine wirkliche Leben nur für eine elende, zusammengeflickte Nachahmung, für die schlechte umschließende Schaale ansieht. —

Was hilft's aber, wenn ich mitten in diesen entsetzlichen Zweifeln an der Kunst und an mir selber krank liege, — und es erhebt sich eine herrliche Musik, — ha! da flüchten alle diese Gedanken im Tumulte davon, da hebt das lüsterne Ziehen der Sehnsucht sein altes Spiel wieder an; da ruft und ruft es unwiderstehlich zurück, und die ganze kindische Seligkeit thut sich von neuem vor meinen Augen auf. Ich erschrecke, wenn ich bedenke, zu welchen tollen Gedanken mich die frevelhaften Töne hinschleudern können, mit ihren lockenden Sirenenstimmen, und mit ihrem tobenden Rauschen und Trompetenklang.

Ich komme ewig mit mir selber nicht auf festes Land. Meine Gedanken überwälzen und überkugeln sich unaufhörlich, und ich schwindle, wenn ich Anfang und Ende und bestimmte Ruhe erstreben will. Schon manchesmal hat mein Herz diesen Krampf gehabt, und er hat sich willkührlich, wie er kam, wieder gelöst, und es war am Ende nichts als eine Ausweichung meiner Seele in eine schmerzliche Molltonart, die am gehörigen Orte stand.

So spott' ich über mich selbst, — und auch dies Spotten ist nur elendes Spielwerk.

Ein Unglück ist's, daß der Mensch, der im Kunstgefühl ganz zerschmolzen ist, die Vernunft und Weltweisheit, die dem Menschen so festen Frieden geben soll, so tief verachtet, und sich so gar nicht hinein finden kann. Der Weltweise betrachtet seine Seele wie ein systematisches Buch, und findet Anfang und Ende und Wahrheit und Unwahrheit getrennt in bestimmten Worten. Der Künstler betrachtet sie wie ein Gemählde oder Tonstück, kennt keine feste Ueberzeugung, und findet alles schön, was an gehörigem Orte steht.

Es ist, als wenn die Schöpfung alle Menschen, sowie die vierfüßigen Thiere oder Vögel, in bestimmte Geschlechter und Klassen der geistigen Naturgeschichte gefangen hielte; jeder sieht alles aus seinem Kerker, und keiner kann aus seinem Geschlechte heraus. —

Und so wird meine Seele wohl lebenslang der schwebenden Aeolsharfe gleichen, in deren Saiten ein fremder, unbekannter Hauch weht, und wechselnde Lüfte nach Gefallen herumwühlen.

II. Elfenwunder.

(1811.)

Wie war Marie verwundert. Der bunteste, fröhlichste Blumengarten umgab sie, in welchem Tulpen, Rosen und Lilien mit den herrlichsten Farben leuchteten, blaue und goldrothe Schmetterlinge wiegten sich in den Blüten, in Käfigen aus glänzendem Drath hingen an den Spalieren vielfarbige Vögel, die herrliche Lieder sangen, und Kinder in weißen kurzen Röckchen, mit gelockten gelben Haaren und hellen Augen, sprangen umher, einige spielten mit kleinen Lämmern, andere fütterten die Vögel, oder sammelten Blumen und schenkten sie einander, andere wieder aßen Kirschen, Weintrauben und röthliche Aprikosen. Keine Hütte

war zu sehn, aber wohl stand ein großes schönes Haus mit eherner Thür und erhabenem Bildwerk leuchtend in der Mitte des Raumes. Marie war vor Erstaunen außer sich und wußte sich nicht zu finden; da sie aber nicht blöde war, ging sie gleich zum ersten Kinde, reichte ihm die Hand und bot ihm guten Tag. Kommst du uns auch einmal zu besuchen? sagte das glänzende Kind; ich habe dich draußen rennen und springen sehn, aber vor unserm Hündchen hast du dich gefürchtet. — So seid ihr wohl keine Zigeuner und Spitzbuben, sagte Marie, wie Andrés immer spricht? O freilich ist der nur dumm, und redet viel in den Tag hinein. — Bleib nur bei uns, sagte die wunderbare Kleine, es soll dir schon gefallen. — Aber wir laufen ja in die Wette. — Zu ihm kommst du noch früh genug zurück. Da nimm, und iß! — Marie aß, und fand die Früchte so süß, wie sie noch keine geschmeckt hatte, und Andrés, der Wettlauf, und das Verbot ihrer Eltern waren gänzlich vergessen.

Eine große Frau in glänzendem Kleide trat herzu, und fragte nach dem fremden Kinde. Schönste Dame, sagte Marie, von ohngefähr bin ich herein gelaufen, und da wollen sie mich hier behalten. Du weißt, Zerina, sagte die Schöne, daß es ihr nur kurze Zeit erlaubt ist, auch hättest du mich erst fragen sollen. Ich dachte, sagte das glänzende Kind, weil sie doch schon über die Brücke gelassen war, könnt' ich es thun; auch haben wir sie ja oft im Felde laufen sehn, und du hast dich selber über ihr muntres Wesen gefreut; wird sie uns doch früh genug verlassen müssen.

Nein, ich will hier bleiben, sagte die Fremde, denn hier ist es schön, auch finde ich hier das beste Spielzeug und dazu Erdbeeren und Kirschen, draußen ist es nicht so herrlich.

Die goldbekleidete Frau entfernte sich lächelnd, und viele von den Kindern sprangen jetzt um die fröhliche Marie mit Lachen her, neckten sie und ermunterten sie zu Tänzen, andre brachten ihr Lämmer oder wunderbares Spielgeräth, andre machten auf Instrumenten Musik und sangen dazu. Am liebsten aber hielt sie sich zu der Gespielin, die ihr zuerst entgegen gegangen

war, denn sie war die freundlichste und holdseligste von allen. Die kleine Marie rief einmal über das andere: ich will immer bei euch bleiben und ihr sollt meine Schwestern sein, worüber alle Kinder lachten und sie umarmten. Jetzt wollen wir ein schönes Spiel machen, sagte Zerina. Sie lief eilig in den Pallast und kam mit einem goldenen Schächtelchen zurück, in welchem sich glänzender Saamenstaub befand. Sie faßte mit den kleinen Fingern, und streute einige Körner auf den grünen Boden. Alsbald sah man das Gras wie in Wogen rauschen, und nach wenigen Augenblicken schlugen glänzende Rosengebüsche aus der Erde, wuchsen schnell empor und entfalteten sich plötzlich, indem der süßeste Wohlgeruch den Raum erfüllte. Auch Marie faßte von dem Staube, und als sie ihn ausgestreut hatte, tauchten weiße Lilien und die buntesten Nelken hervor. Auf einen Wink Zerinas verschwanden die Blumen wieder und andre erschienen an ihrer Stelle. Jetzt, sagte Zerina, mache dich auf etwas Größeres gefaßt. Sie legte zwei Pinienkörner in den Boden und stampfte sie heftig mit dem Fuße ein. Zwei grüne Sträucher standen vor ihnen. Fasse dich fest mit mir, sagte sie, und Maria schlang die Arme um den zarten Leib. Da fühlte sie sich empor gehoben, denn die Bäume wuchsen unter ihnen mit der größten Schnelligkeit; die hohen Pinien bewegten sich und die beiden Kinder hielten sich hin und wieder schwebend in den rothen Abendwolken umarmt und küßten sich; die andern Kleinen kletterten mit behender Geschicklichkeit an den Stämmen der Bäume auf und nieder, und stießen und neckten sich, wenn sie sich begegneten, unter lautem Gelächter. Stürzte eins der Kinder im Gedränge hinunter, so flog es durch die Luft und senkte sich langsam und sicher zur Erde hinab. Endlich fürchtete sich Marie; die andre Kleine sang einige laute Töne, und die Bäume versenkten sich wieder eben so allgemach in den Boden, und setzten sie nieder, als sie sich erst in die Wolken gehoben hatten.

Sie gingen durch die erzene Thür des Pallastes. Da saßen viele schöne Frauen umher, ältere und junge, im runden Saal,

sie genossen die lieblichsten Früchte, und eine herrliche unsichtbare Musik erklang. In der Wölbung der Decke waren Palmen, Blumen und Laubwerk gemalt, zwischen denen Kinderfiguren in den anmuthigsten Stellungen kletterten und schaukelten; nach den Tönen der Musik verwandelten sich die Bildnisse und glühten in den brennendsten Farben; bald war das Grüne und Blaue wie helles Licht funkelnd, dann sank die Farbe erblassend zurück, der Purpur flammte auf und das Gold entzündete sich; dann schienen die nackten Kinder in den Blumengewinden zu leben, und mit den rubinrothen Lippen den Athem einzuziehn und auszuhauchen, so daß man wechselnd den Glanz der weißen Zähnchen wahrnahm, so wie das Aufleuchten der himmelblauen Augen.

Aus dem Saale führten eherne Stufen in ein großes unterirdisches Gemach. Hier lag viel Gold und Silber, und Edelsteine von allen Farben funkelten dazwischen. Wundersame Gefäße standen an den Wänden umher, alle schienen mit Kostbarkeiten angefüllt. Das Gold war in mannichfaltigen Gestalten gearbeitet und schimmerte in der freundlichsten Röthe. Viele kleine Zwerge waren beschäftigt, die Stücke aus einander zu suchen und sie in die Gefäße zu legen; andre, höckricht und krummbeinigt, mit langen rothen Nasen, trugen schwer und vorn über gebückt Säcke herein, so wie die Müller Getraide, und schütteten die Goldkörner keuchend auf dem Boden aus. Dann sprangen sie ungeschickt rechts und links, und griffen die rollenden Kugeln, die sich verlaufen wollten, und es geschah nicht selten, daß einer den andern im Eifer umstieß, so daß sie schwer und tölpisch zur Erde fielen. Sie machten verdrüßliche Gesichter und sahen scheel, als Marie über ihre Geberden und Häßlichkeit lachte. Hinten saß ein alter eingeschrumpfter kleiner Mann, welchen Zerina ehrerbietig grüßte, und der nur mit ernstem Kopfnicken dankte. Er hielt ein Zepter in der Hand und trug eine Krone auf dem Haupte, alle übrigen Zwerge schienen ihn für ihren Herren anzuerkennen und seinen Winken zu gehorchen. Was gibt's wieder? fragte er mürrisch, als ihm die Kinder etwas näher kamen.

Marie schwieg furchtsam, aber ihre Gespielin antwortete, daß sie nur gekommen seien, sich in den Kammern umzuschauen. Immer die alten Kindereien! sagte der Alte; wird der Müssiggang nie aufhören? Darauf wandte er sich wieder an sein Geschäft und ließ die Goldstücke wägen und aussuchen; andre Zwerge schickte er fort, manchen schalt er zornig. Wer ist der Herr? fragte Marie; unser Metallfürst, sagte die Kleine, indem sie weiter gingen.

Sie schienen sich wieder im Freien zu befinden, denn sie standen an einem großen Teiche, aber doch schien keine Sonne, und sie sahen keinen Himmel über sich. Ein kleiner Nachen empfing sie, und Zerina ruderte sehr ämsig. Die Fahrt ging schnell. Als sie in die Mitte des Teiches gekommen waren, sah Marie, daß tausend Röhren, Kanäle und Bäche sich aus dem kleinen See nach allen Richtungen verbreiteten. Diese Wasser rechts, sagte das glänzende Kind, fließen unter euren Garten hinab, davon blüht dort alles so frisch; von hier kommt man in den großen Strom hinunter. Plötzlich kamen aus allen Kanälen und aus dem See unendlich viele Kinder auftauchend angeschwommen, viele trugen Kränze von Schilf und Wasserlilien, andre hielten rothe Korallenzacken, und wieder andre bliesen auf krummen Muscheln; ein verworrenes Getöse schallte lustig von den dunkeln Ufern wieder; zwischen den Kleinen bewegten sich schwimmend die schönsten Frauen, und oft sprangen viele Kinder zu der einen oder der andern, und hingen ihnen mit Küssen um Hals und Nacken. Alle begrüßten die Fremde; zwischen diesem Getümmel hindurch fuhren sie aus dem See in einen kleinen Fluß hinein, der immer enger und enger ward. Endlich stand der Nachen. Man nahm Abschied und Zerina klopfte an den Felsen. Wie eine Thür that sich dieser von einander, und eine ganz rothe weibliche Gestalt half ihnen aussteigen. Geht es recht lustig zu? fragte Zerina. Sie sind eben in Thätigkeit, antwortete jene, und so freudig, wie man sie nur sehn kann, aber die Wärme ist auch äußerst angenehm.

Sie stiegen eine Wendeltreppe hinauf, und plötzlich sah sich

Marie in dem glänzendsten Saal, so daß beim Eintreten ihre Augen vom hellen Lichte geblendet waren. Feuerrothe Tapeten bedeckten mit Purpurgluth die Wände, und als sich das Auge etwas gewöhnt hatte, sah sie zu ihrem Erstaunen, wie im Teppich sich Figuren tanzend auf und nieder in der größten Freude bewegten, die so lieblich gebaut und von so schönen Verhältnissen waren, daß man nichts Anmuthigeres sehen konnte; ihr Körper war wie von röthlichem Kristall, so daß es schien, als flösse und spielte in ihnen sichtbar das bewegte Blut. Sie lachten das fremde Kind an, und begrüßten es mit verschiedenen Beugungen, aber als Marie näher gehen wollte, hielt sie Zerina plötzlich mit Gewalt zurück, und rief: du verbrennst dich, Mariechen, denn alles ist Feuer!

Marie fühlte die Hitze. Warum kommen nur, sagte sie, die allerliebsten Kreaturen nicht zu uns heraus, und spielen mit uns? Wie du in der Luft lebst, sagte jene, so müssen sie immer im Feuer bleiben, und würden hier draußen verschmachten. Sieh nur, wie ihnen wohl ist, wie sie lachen und kreischen; jene dort unten verbreiten die Feuerflüsse von allen Seiten unter der Erde hin, davon wachsen nun die Blumen, die Früchte und der Wein; die rothen Ströme gehn neben den Wasserbächen, und so sind die flammigen Wesen immer thätig und freudig. Aber dir ist es hier zu heiß, wir wollen wieder hinaus in den Garten gehn.

Hier hatte sich die Scene verwandelt. Der Mondschein lag auf allen Blumen, die Vögel waren still umd die Kinder schliefen in mannichfaltigen Gruppen in den grünen Lauben. Marie und ihre Freundin fühlten aber keine Müdigkeit, sondern lustwandelten in der warmen Sommernacht unter vielerlei Gesprächen bis zum Morgen.

Als der Tag anbrach, erquickten sie sich an Früchten und Milch, und Marie sagte: laß uns doch zur Abwechselung einmal nach den Tannen hinausgehen, wie es dort aussehn mag. Gern, sagte Zerina, so kannst du auch zugleich dorten unsre Schildwachen besuchen, die dir gewiß gefallen werden, sie stehn oben

auf dem Walle zwischen den Bäumen. Sie gingen durch die Blumengärten, durch anmuthige Haine voller Nachtigallen, dann stiegen sie über Rebenhügel, und kamen endlich, nachdem sie lange den Windungen eines klaren Baches nachgefolgt waren, zu den Tannen und der Erhöhung, welche das Gebiet begränzte. Wie kommt es nur, fragte Marie, daß wir innerhalb dieses Gartens so weit zu gehn haben, da doch draußen der Umkreis nur so klein ist? Ich weiß nicht, antwortete die Freundin, wie es zugeht, aber es ist so. Sie stiegen zu den finstern Tannen hinauf, und ein kalter Wind wehte ihnen von draußen entgegen; ein Nebel schien weit umher auf der Landschaft zu liegen. Oben standen wunderliche Gestalten, mit mehligen bestäubten Angesichtern, den widerlichen Häuptern der weißen Eulen nicht unähnlich; sie waren in faltige Mäntel von zottiger Wolle gekleidet, und hielten Regenschirme von seltsamen Häuten ausgespannt über sich; mit Fledermausflügeln, die abentheuerlich neben dem Rockelor hervorstarrten, wehten und fächelten sie unablässig. Ich möchte lachen und mir graut, sagte Marie. Diese sind unsre guten fleißigen Wächter, sagte die kleine Gespielin, sie stehen hier und wehen, damit jeden kalte Angst und wundersames Fürchten befällt, der sich uns nähern will; sie sind aber so bedeckt, weil es jetzt draußen regnet und friert, was sie nicht vertragen können. Hier unten kommt niemals Schnee und Wind, noch kalte Luft her, hier ist ein ewiger Sommer und Frühling, doch wenn die da oben nicht oft abgelöst würden, so vergingen sie gar.

Aber wer seid ihr denn, fragte Marie, indem sie wieder in die Blumendüfte hinunter stiegen, oder habt ihr keinen Namen, woran man euch erkennt?

Wir heißen Elfen, sagte das freundliche Kind, man spricht auch wohl in der Welt von uns, wie ich gehört habe.

Sie hörten auf der Wiese ein großes Getümmel. Der schöne Vogel ist angekommen! riefen ihnen die Kinder entgegen; alles eilte in den Saal. Sie sahen indem schon, wie Jung und Alt sich über die Schwelle drängte, alle jauchzten und von innen

scholl eine jubilirende Musik heraus. Als sie hinein getreten waren, sahen sie die große Rundung von den mannichfaltigsten Gestalten angefüllt, und alle schauten nach einem großen Vogel hinauf, der in der Kuppel mit glänzendem Gefieder langsam fliegend vielfache Kreise beschrieb. Die Musik klang fröhlicher als sonst, die Farben und Lichter wechselten schneller. Endlich schwieg die Musik, und der Vogel schwang sich rauschend auf eine glänzende Krone, die unter dem hohen Fenster schwebte, welches von oben die Wölbung erleuchtete. Sein Gefieder war purpurn und grün, durch welches sich die glänzendsten goldenen Streifen zogen, auf seinem Haupte bewegte sich ein Diadem von so hellleuchtenden kleinen Federn, daß sie wie Edelgesteine blitzten. Der Schnabel war roth und die Beine glänzend blau. Wie er sich regte, schimmerten alle Farben durcheinander, und das Auge war entzückt. Seine Größe war die eines Adlers. Aber jetzt eröffnete er den leuchtenden Schnabel, und so süße Melodie quoll aus seiner bewegten Brust, in schönern Tönen, als die der liebesbrünstigen Nachtigall; mächtiger zog der Gesang und goß sich wie Lichtstrahlen aus, so daß alle, bis auf die kleinsten Kinder selbst, vor Freuden und Entzückungen weinen mußten. Als er geendigt hatte, neigten sich alle vor ihm, er umflog wieder in Kreisen die Wölbung, schoß dann durch die Thür und schwang sich in den lichten Himmel, wo er oben bald nur noch wie ein rother Punkt erglänzte und sich den Augen dann schnell verlor.

Warum seid ihr alle so in Freude? fragte Marie und neigte sich zum schönen Kinde, das ihr kleiner als gestern vorkam. Der König kommt! sagte die Kleine, den haben viele von uns noch gar nicht gesehn, und wo er sich hinwendet, ist Glück und Fröhlichkeit; wir haben schon lange auf ihn gehofft, sehnlicher, als ihr nach langem Winter auf den Frühling wartet, und nun hat er durch diesen schönen Botschafter seine Ankunft melden lassen. Dieser herrliche und verständige Vogel, der im Dienst des Königes gesandt wird, heißt Phönix, er wohnt fern in Arabien auf einem Baum, der nur einmal in der Welt ist, so wie

es auch keinen zweiten Phönix giebt. Wenn er sich alt fühlt, trägt er aus Balsam und Weihrauch ein Nest zusammen, zündet es an und verbrennt sich selbst, so stirbt er singend, und aus der duftenden Asche schwingt sich dann der verjüngte Phönix mit neuer Schönheit wieder auf. Selten nur nimmt er seinen Flug so, daß ihn die Menschen sehn, und geschieht es einmal in Jahrhunderten, so zeichnen sie es in ihre Denkbücher auf, und erwarten wundervolle Begebenheiten. Aber nun, meine Freundin, wirst du auch scheiden müssen, denn der Anblick des Königes ist dir nicht vergönnt.

Da wandelte die goldbekleidete schöne Frau durch das Gedränge, winkte Marien zu sich und ging mit ihr unter einen einsamen Laubengang; du mußt uns verlassen, mein geliebtes Kind, sagte sie: der König will auf zwanzig Jahr, und vielleicht auf länger, sein Hoflager hier halten, nun wird sich Fruchtbarkeit und Segen weit in die Landschaft verbreiten, am meisten hier in der Nähe; alle Brunnen und Bäche werden ergiebiger, alle Aecker und Gärten reicher, der Wein edler, die Wiese fetter und der Wald frischer und grüner; mildere Luft weht, kein Hagel schadet, keine Ueberschwemmung droht. Nimm diesen Ring und gedenke unser, doch hüte dich, irgend wem von uns zu erzählen, sonst müssen wir diese Gegend fliehen, und alle umher, so wie du selbst, entbehren dann das Glück und die Segnung unsrer Nähe: noch einmal küsse deine Gespielin und lebe wohl. Sie traten heraus, Zerina weinte, Marie bückte sich, sie zu umarmen, sie trennten sich.

III. Die Kunst zu speisen.

(1812.)

Gewiß, sagte Lothar, ziemt einem gebildeten Menschen nichts so wenig, als ungeschickt zu essen, denn eben, weil die Nahrung ein Bedürfniß unserer Natur ist, muß hiebei entweder die allerhöchste Simplizität obwalten, oder Anstand und Frohsinn müssen eintreten und anmuthige Heiterkeit verbreiten.

Freilich, sagte Ernst, stört nichts so sehr, als eine schwankende Mischung von Sparsamkeit nud unerfreulicher Verschwendung, wie man wohl mit vortrefflichem Wein zum Genuß geringer und schlecht zubereiteter Speisen überschüttet wird, oder zu schmackhaften leckern Gerichten im Angesicht trefflicher Geschirre elenden Wein hinunter würgen muß. Dieses sind die wahren Tragikomödien, die jedes gesetzte Gemüth, das nach Harmonie strebt, zu gewaltsam erschüttern. Ist das Gespräch solcher Tafel zugleich lärmend und wild, so hat man noch lange nachher am Mißton der Festlichkeit zu leiden, denn auch bei diesem Genuß muß die Schaam unsichtbar regieren, und Unverschämtheit muß in edle Gesellschaft niemals eintreten können.

Dazu, sagte Anton, gehört das übermäßige Trinken aus Ambition, oder wenn ein begeisterter Wirth im halben Rausch zu dringend zum Trinken nöthigt, indem er laut und lauter versichert, der Wein verdien' es, diese Flasche koste so viel und jene noch mehr, es komme ihm aber unter guten Freunden nicht darauf an, und er könne es wohl aushalten, wenn selbst noch mehr darauf gehen sollte. Dergleichen Menschen rechnen im Hochmuth des Geldes nicht nur her, was dieses Fest kostet und jeder einzelne Gast verzehrt, sondern sie ruhen nicht, bis man den Preis jedes Tisches und Schrankes erfahren hat. Wenn sie Kunstwerke oder Raritäten besitzen, sind sie gar unerträglich, und ihr höchster Genuß besteht darin, wenn sie in aller Freundschaftlichkeit ihren Gast können fühlen machen, daß es ihm, gegen den Wirth gerechnet, eigentlich doch wohl an Gelde gebreche.

Das führt darauf, fuhr Lothar fort, daß, so wie in den Gefäßen und Speisen Harmonie seyn muß, diese auch durch die herrschenden Gespräche nicht darf verletzt werden. Die einleitende Suppe werde, wie schon gesagt, mit Stille, Sammlung und Aufmerksamkeit begleitet, nachher ist wohl gelinde Politik erlaubt, und kleine Geschichtchen oder leichte philosophische Bemerkungen: ist eine Gesellschaft ihres Scherzes und Witzes nicht sehr gewiß, so verschwende sie ihn ja nicht zu früh, denn mit

dem Confect und Obst und den feinen Weinen soll aller Ernst völlig verschwinden, nun muß erlaubt seyn, was noch vor einer Viertelstunde unschicklich gewesen wäre; durch ein lauteres Lachen werden selbst die Damen dreister, die Liebe erklärt sich unverholner, die Eifersucht zeigt sich mit unversteckten Ausfällen, jeder giebt mehr Blöße und scheut sich nicht, dem treffenden Spott des Freundes sich hinzugeben, selbst eine und die andere ärgerliche Geschichte witzig vorgetragen darf umlaufen. Große Herren ließen ehemals mit dem Zucker ihre Narren und Lustigmacher hereinkommen, um am Schluß des Mahls sich ganz als Menschen, heiter, froh und ausgelassen zu fühlen.

Jetzt, sagte Theodor, bringt man um die Zeit die kleinen Kinder herein, wenn sie nicht schon alle in Reih' und Glied bei Tische selber gesessen haben.

Freilich, sagte Manfred, und das Gespräch erhebt sich zum Rührenden über die hohen idealischen Tugenden der Kleinen und ihrer unnennbaren Liebe zu den Eltern, und der Eltern hinwieder zu den Kindern.

Und wenn es recht hoch hergeht, sagte Theodor, so werden Thränen vergossen, als die letzte und kostbarste Flüssigkeit, die aufzubringen ist, und so beschließt sich das Mahl mit den höchsten Erschütterungen des Herzens.

Nicht genug, fing Lothar wieder an, daß man diese Unarten vermeiden muß, jede Tischunterhaltung sollte selbst ein Kunstwerk sein, das auf gehörige Art das Mahl accompagnirte und im richtigen Generalbaß mit ihm gesetzt wäre. Von jenen schrecklichen großen Gesellschaften spreche ich gar nicht, die leider in unserm Vaterlande fast allgemeine Sitte geworden sind, wo Bekannte und Unbekannte, Freunde und Feinde, Geistreiche und Aberwitzige, junge Mädchen und alte Gevatterinnen an einer langen Tafel nach dem Loose durch einander gesetzt werden; jene Mahlzeiten, für welche die Wirthin schon seit acht Tagen sorgt und läuft und von ihnen träumt, um alles mit großem Prunk und noch größerer Geschmacklosigkeit einzurichten, um nur end-

lich, endlich der Fête los zu werden, die man schon längst von ihr erwartet, weil sie wohl zwölf und mehr ähnliche Gastmahle überstanden hat, zu der sie nun zum Ueberfluß noch jeden einladet, dem sie irgend eine Artigkeit schuldig zu sein glaubt, und gern noch ein Dutzend Durchreisende in ihrem Garne auffängt, um ihrer Besuche nachher entübrigt zu bleiben; nein, ich rede nicht von jenen Tafeln, an welchen Niemand spricht, oder Alle zugleich reden, an welchen das Chaos herrscht, und kaum noch in seltnen Minuten sich ein einzelner Privatspaß heraus wickeln kann, wo jedes Gespräch schon als todte Frucht zur Welt kommt oder im Augenblicke nachher sterben muß, wie der Fisch auf dem trocknen Lande; ich meine nicht jene Gastgebote, bei denen der Wirth sich auf die Folter begeben muß, um den guten Wirth zu machen, zu Zeiten um den Tisch wandeln, selbst einschenken und frostige Scherze in das Ohr albern lächelnder Damen niederlegen; kurz, schweigen wir von dieser Barbarei unserer Zeit, von diesem Tode aller Geselligkeit und Gastfreiheit, die neben so vielen andern barbarischen Gewohnheiten auch ihre Stelle bei uns gefunden hat.

Die krankhafte Karikatur von diesen Anstalten, fügte Wilibald hinzu, sind die noch größern Theegesellschaften und kalten Abendmahlzeiten, wo das Vergnügen erhöht wird, indem Alles durch einander läuft, und wie in der Sprachverwirrung die Bedienten, gerufen und ungerufen, mit allen möglichen Erfrischungen balançirend, dazwischen tanzen, jeder Geladene durch alle Zimmer schweift, um zu suchen, er weiß nicht was, und ein Ordnungsliebender gern am Ofen, oder an irgend einem Fenster Posto faßt, um in der allgemeinen Flucht nur nicht umgelaufen oder von der völkerwandernden Unterhaltung erfaßt und mitgenommen zu werden.

Dieses, sagte Manfred, ist der wahre hohe Styl unsers geselligen Lebens, Michel Angelo's jüngstes Gericht gegen die Miniaturbilder alter Gastlichkeit und traulicher Freundschaft, der

Beschluß der Kunst, das Endziel der Imagination, die Vollendung der Zeiten, von der alle Propheten nur haben weissagen können.

Vergessen wir nur nicht, unterbrach Ernst, die Festlichkeiten des Mittelalters, wo nicht selten Tausende vom Adel als Gäste versammelt waren; doch hatte jener freimüthige, frohe Sinn nichts von der Zerstreutheit unserer Zeit, und ihre glänzenden Waffenkämpfe, diese Spiele, bei denen die Kraft mit der Gefahr scherzte, vereinigten alle Gemüther zu einem herrlichen Mittelpunkte hin. Die Schätze der Welt sind wohl noch niemals so öffentlich und in so schönem großen Sinne genossen worden.

Wie soll denn nun aber nach Deiner Vorstellung ein Gastmahl endigen? fragte Wilibald; was sollte denn wohl auf diesen lustigen Leichtsinn folgen können, um würdig zu beschließen, oder wieder in das gewöhnliche Leben einzulenken?

Der orientalische Ernst des Kaffee, antwortete Lothar, und nach diesem, wie neulich schon ausgemacht wurde, vielleicht sogar die Pfeife. Da befinden wir uns plötzlich wieder in der Mitte eines herabgestimmten Lebens, und denken an unsere vorige Lust nur wie an einen Traum zurück.

IV. Die drei Dichter und der Magier.

(1825.)

Gut, Robert, daß Du mich erinnerst, sagte Marlow,* indem er aufstand; heut ist ja der Abend, an welchem ich den Astrologen und Chiromanten, den mir Nash neulich so sehr rühmte, besuchen wollte: begleite mich, Freund, damit wir unser gutes und schlimmes Glück von ihm erfahren; aber keiner muß sich ihm nennen, weil er doch vielleicht von uns gehört hat, und dann leichtes Wahrsagen hätte. Und um die Prüfung noch

* Der Dichter, in der Wirthsstube, zu seinem Freunde, dem Dichter Green. Der dritte, der Schreiber, ist der unerkannte Shakspeare.

vollständiger zu machen, begleitet uns wohl auch der junge Schreiber hier, wenn wir ihn darum bitten.

Ich stehe zu Eurem Befehl, sagte dieser, denn mein heutiger Abend ist frei. Sie verließen das Haus, indem es schon anfing, dunkel zu werden. Der Mann, sagte Marlow unterwegs, der sich Martiano nennt, soll eigentlich ein Irländer seyn, der sich aber lange in Italien und Spanien aufgehalten hat. Die Vornehmen, die Gelehrten, so wie die Unwissenden, die ihn besuchen, kommen alle mit gleichem Erstaunen von ihm zurück. Man sagt, daß er durch geheime Combinationen die Schicksale erräth und findet, und keine Magie, weder Instrumente, noch astrologische Berechnungen dabei in Thätigkeit setzt.

In einer einsamen Gasse gingen sie einen langen Gang hinunter, dann über den Hof, und erstiegen endlich auf vielen Treppen das Gemach des Wahrsagers, der sich so hoch, wie möglich, unmittelbar unter dem Dache, eingerichtet hatte, um doch einigermaßen die Sterne beobachten zu können. Ein Diener eröffnete die Thür und sie traten in das Zimmer, in welchem ihnen ein stattlicher alter Mann mit feierlichem und edlem Anstande entgegentrat. Marlow trug im Namen der übrigen das Gesuch vor, und der Magier holte aus einem Wandschranke eine Anzahl von Blättern, die fast das Ansehen eines Kartenspieles hatten. Er mischte sie wie ein solches, indem er einige Worte murmelte; dann mußte Marlow mit der linken Hand abheben. Nun legte der Alte die Blätter in gerader Linie hinunter, es waren planetarische Zeichen, andere Hieroglyphen, oder unleserliche Buchstaben eines fremden, vielleicht orientalischen Alphabets, dazwischen fanden sich rothe und gelbe erfreuliche Gestalten, Blumen und Pflanzen, auch Kreuze, schwarz oder grau gefärbt. Als die Linie gebildet war, legte er eine zweite horizontal, so daß sich ein Kreuz formirte, und als dieses sich vollendet hatte, fügte er der Grundfigur andere Linien wie Strahlen an, so daß sich ein bunter, sonderbarer Stern ordnete, dessen letzten Enden er die Blätter, die ihm noch übrig blieben,

anreihte. Als dies geschehn, ging er murmelnd um die frei stehende Tafel. Plötzlich, indem er geheimnißvoll zählte, rechnete, oder Formeln sprach, — denn seine Worte waren leise und unverständlich, — wurde seine Bewegung ein schnelles Rennen, und er brach bald hier und da, bald oben, bald unten ein Blatt aus der bunten magischen Rose, und fügte es anderswo an, so daß nach wenigen Minuten eine neue Figur, der vorigen ganz unähnlich, entstanden war. Er hatte aufgehört zu murmeln und betrachtete die irreguläre Gestalt von allen Seiten, als wenn er einen Augenpunct aufsuchte, von welchem sie sich zusammenhängend und bedeutend gestaltete. Er sah dem Dichter scharf ins Auge und sagte: Ihr habt einen Verlust erlitten, der Euch sehr empfindlich fällt.

Verlust? sagte jener; daß ich nicht wüßte.

Nicht an Geld, antwortete der Magier, aber dies graue Kreuz, das hier neben Euerer Figur liegt, zeigt es mir an und kann mich nicht täuschen.

Doch! sagte Marlow jetzt: ich entsinne mich. Und werde ich wiederfinden, was ich verlor?

Der Verlust, fuhr der Wahrsager fort, ist Gewinn für Euch, wenn Ihr ihn zu nutzen versteht; sucht ihn nicht wieder, es könnte Euch verderblich werden.

Als er noch einiges Allgemeine bemerkt hatte, raffte er die Blätter wieder zusammen, mischte sie von neuem, legte sie eben so wie vorher in Kreuz und Stern, und fing dann an eben so zu murmeln und zu laufen, indem er die Zeichen hastig in eine andere Gestaltung warf. Es zeigte sich jetzt, daß seine leise gesprochene Formel ihm eine Regel vorschrieb, die wieder von den Blättern, wie der Zufall diese gelegt hatte, abhängig war: denn die Figur, die sich jetzt bildete, war eine von der vorigen völlig verschiedene, die noch weniger Regel und Einheit darstellte. Der Zauberer wankte jetzt auch viel länger hin und her, und es schien, daß es ihm fast unmöglich falle, einen Zusammenhang oder Anfangspunct zu entdecken, von welchem aus er seine Weissagung beginnen könne. Endlich stand er still und sagte: Ihr

habt ein großes Glück und einen wahren Freund gefunden, aber beides muthwillig von Euch gestoßen.

Gewiß nicht, sagte Green lebhaft; darin irrt Ihr.

Also noch nicht? fuhr jener fort, ohne gestört zu werden, so hütet Euch, daß es nicht sogleich geschehe. Ich beachtete den Charakter dort nicht, den ich seitwärts habe legen müssen. Ihr habt schon viel Glück und Unglück überstanden. Jetzt aber habt Ihr dieses wohl überwunden, wenn Ihr es nicht freiwillig aufsucht.

Dem dritten Gegenwärtigen wurden hierauf die Zeichen eben so gelegt. Doch ehe er noch einige Minuten seine Formel leise gesprochen und den Stern verändert hatte, rief er aus: Was? schon zu Ende? Und so plötzlich formirt sich von selbst diese liebliche, symmetrische Figur? Ei, junger Mann, wer Ihr auch seyn mögt, Ihr wandelt jetzt auf dem rechten Wege und das Glück reicht Euch die Hand.

Der ungestüme Marlow wurde ungeduldig und warf die Blätter durch einander, indem er sagte: Laß diese allgemeinen Phrasen, die mehr oder minder auf die ganze Welt passen, nimm dieses Goldstück und sage uns etwas Bestimmteres. Und damit es Dir leichter werde, so wisse, Du siehst drei Schriftsteller vor Dir, nenne sie Dichter, wenn Du willst, und es ist unter uns die Frage entstanden, von wem der hier Gegenwärtigen die Nachwelt sprechen werde, wessen Bemühungen den Kranz des Ruhmes davon tragen und am längsten zur Freude der Welt dastehn und dauern mögen.

Friede mit den Geduldigen! sagte der Wahrsager; nach Eurem Zorne und Schelten müßt Ihr Euch hier für den Vornehmsten halten und des Kranzes wohl schon gewiß seyn. Dann solltet Ihr aber meine Schwelle nicht betreten haben: denn keiner muß sie überschreiten, der die Gewißheit schon mit sich bringt. Auch müßt Ihr in meiner stillen Wohnung jene geheimnißvolle Regel achten, der ich mich selber unterwerfe; wer mit tyrannischer Hand in diese Ordnung der Blätter greift, zerstört die Geisterlinien schmerzhaft, die sich in meinem schauenden Gemüthe

wie Strahlen ausbreiten, und hemmt meine Kunde. Könntet Ihr das unsichtbare Kunstwerk gewahr werden, das sich vor meiner innern Schauung entfaltet, Ihr zerrisset es so wenig, wie eine Leinwand, auf welche Tizians Pinsel seine Farben legte.

Handle, sprich, rief Marlow, ich will Dich nicht wieder stören.

Jener nahm die Blätter, faltete sie auf einander, blies einigemale darüber hin und lispelte, mit einer solchen Miene der Andacht, als wenn er die Verletzten mit neuer Weihe entsühnen wollte. Nun mischte er viel länger als vorher, ließ alle nach der Reihe abheben, und vermengte die Zeichen jedesmal von neuem, worauf er sie dann in drei verschiedenen Theilen, vor jedem der Fragenden, in abgesonderten Figuren ausbreitete. Als er hiermit fertig war, fing seine Formel und stille Rechnung wieder an, er riß hier ein Blatt ab und setzte es dort an, so daß nach kurzer Zeit die Figur, welche für Green bestimmt war, verschwand. Die vor Marlow lag unordentlich, die vor dem Unbekannten in einer klaren Regelmäßigkeit: bald, indem die Rechnung fortging, hatte der letzte auch alle Blätter Marlows gewonnen, die in geordneten Kreisen eine wundersame, scheinbar verständliche Figur bildeten. Als diese Operation vollendet war und der Magier sein Werk lange und aufmerksam betrachtet hatte, nahm er, wie mit demüthiger Geberde, sein Barett vom Haupte, schaute den unbedeutenden Fremden scharf an und sagte: dieser junge Mann, wer er auch seyn mag, ist vom Schicksal dazu bestimmt, den Kranz des Ruhmes zu tragen, er wird genannt werden, wenn Ihr längst vergessen seyd, und dasjenige, was er jetzt schon gedichtet hat, wird Jahrhunderte überdauern, der späteste Enkel wird sich seiner freuen, und das Vaterland wird auf seinen, jetzt noch unbekannten Namen stolz seyn.

So feierlich er auch diese Worte gesprochen hatte, so wirkten sie dennoch so unwiderstehlich auf die Lachlust der beiden Dichter, daß das kleine Zimmer von den schallenden Tönen erschüttert wurde, indeß der Unbekannte, hoch erröthend, rückwärts und so tief in sich versunken den Boden betrachtete, daß er weder die

ausgelassenen Lacher, noch den Propheten zu bemerken schien. Beim heiligen Georg! schrie Marlow auf und schlug so heftig auf den Tisch, daß alle jene bunten und leichten Blätter durch einander tanzten, die Prophezeiung hat sich in einen trefflichen Aberwitz aufgelöst! Nun, Schreiber, was sagt Ihr dazu? So hoch seyd Ihr und Eure Scripturen noch niemals geehrt worden. Es ist glaublich, daß die Acten, die Ihr gestern abschriebt, eine ziemliche Weile aufgehoben werden. O Thor, alter blödsinniger Thor! Und wir noch größere Narren, mühsam in diese Bude herzulaufen, um gemeinen Trug und Albernheit einzuhandeln! Aber zu sehr, alter Schwarzkünstler, habt Ihr Euch blos gegeben, und ich werde mich die Mühe nicht verdrießen lassen, die dumme thörichte Menge zu enttäuschen.

Thut, was Ihr wollt, Verblendeter, Uebermüthiger! rief der Magier im heftigen Zorn, indem er sein Barett wieder mit majestätischer Geberde auf sein Haupt warf. Ihr entriegelt das Gefängniß meiner Lippen, so daß ich nun die Worte, die ich wie Verbrecher in meinem tiefsten Busen verschlossen hatte, hervortreten lasse, um die Röthe von Euren Wangen, den Glanz aus Euren Augen zu verjagen. Was kümmert mich Euer Ruhm, was Eure hinfälligen Werke, da Euer Leben ja selbst noch hinfälliger ist? So haben mir diese verachteten Figuren, so die Lineamente Eures Angesichtes gewahrsagt. Wo Du, Großer, Deinen Ruhm und Dein Glück suchst, da wirst Du Deine Demüthigung ärnten; jener Lacher wird morgen schon und übermorgen die heutige Stunde vergeblich zurückwünschen; ja dieser Monat nicht, nicht die künftige Woche wird ganz verschwunden seyn, so hat Euch ein frühzeitiger Tod eingeholt, und die Vergessenheit und Schmach mit dem grinsenden Antlitz schwingen über Eure Leichname die düstern Fahnen. Den Herrischen dort wird ein gewaltsamer Tod dahinraffen, wie auch sein finstrer Blick, jene unglückschwangere Falte in der Stirn verkündigen. Nun, so lacht doch, Ihr Elenden, freut Euch doch Eures Witzes! die Nacht ist noch lang, bis Euch dann jene ewige in ihren

schwarzen Mantel hüllt, aus welcher kein Entrinnen ist, und in der kein Morgenroth von Fröhlichkeit und Lust, Witz und Scherz jemals wieder aufdämmert.

Alle waren still und ernst geworden, Green und Marlow hatten die Farbe verloren, und gingen blaß und nachdenkend die hohe Treppe hinunter und über den Hof zur dämmernden Gasse. Der Unbekannte eilte mit einem einfachen, höflichen Gruß nach Hause, tief in Gedanken versenkt. Marlow erhob draußen den Blick und sagte: in künftiger Woche gehe ich zu Lords Hundsdon. Schlage Dir, mein schwacher Freund, die Abgeschmacktheit völlig aus dem Sinn. Wer wollte an dergleichen Fratzen nur eine Minute seines heitern Lebens verlieren?

Du bist selbst mehr erschüttert, sagte Green, als ich Dich jemals gesehn habe. Man sollte sich mit derlei Teufelszeug niemals einlassen: wird es einmal aufgerührt, so fassen die Mühlräder des aberwitzigen Getriebes auch den Stärksten und Entschlossensten. Das ist es ja eben, daß das Fundament unseres Lebens auf Narrheit ruht: werden die Grundsteine von der verwandten Thorheit erschüttert, so wankt unser Wesen, dünken wir uns auch vorher noch so sicher. Lebe wohl!

V. Des Priesters Lebenslauf.

(1826.)

Ich bin aus den Niederlanden, fing der Priester an, von Hugenottischen Eltern geboren, die ich schon früh verlor. Meine Vormünder, Weltmenschen, kümmerten sich mehr, mir mein kleines Vermögen zu erhalten, als mir eine vernünftige Erziehung zu geben, und so geschah es, daß ich einem Hofmeister überliefert wurde, mit dem sie so wohl wie ich sehr zufrieden waren. Ein Mann von vielen Kenntnissen, der auch seine Reisen gemacht, und sich vorzüglich lange in London aufgehalten hatte. Hier war er, weil er von guter Familie stammte

und selber Witz besaß, mit manchem schönen Geist und Hofmann jener Tage bekannt und vertraut geworden, und wenn auch seine Sitten nicht so gelitten hatten, wie man wohl hätte befürchten können, so war wenigstens durch diesen Umgang sein religiöser Sinn, der schon nicht kräftig mochte gewesen sein, völlig erstickt und vernichtet. Kenntnisse, Geist waren ihm das Wichtigste; eine göttliche Verehrung widmete er aber der Poesie, so wie der Geschichte der alten Griechen. Man kann nicht beredter sein, als er es war, wenn er auf diese Gegenstände kam. Daß dieser Sinn auf mich, da ich lebhaften Geistes war, überging, ist sehr natürlich; mein Lehrer war mir der Begabteste aller Sterblichen, und seine Aussprüche galten mir lange als Orakel. Wenn ich ihn auch noch im Angedenken ehre, so muß ich doch jetzt eine Schwäche an ihm tadeln, die mir freilich damals als seine größte Stärke erschien. Unermüdet war er nehmlich im Verspotten des Christenthums und jeder Religion; doch fanden alle andre noch eher Gnade vor seiner Satire, als die verschiedenen Partheien der christlichen Kirchen; die Gegenwart, wie die Vorzeit, die Geschichte der Entwickelung, ihre Geheimnisse, alles war Gegenstand seiner Verspottung, und die Apostel, ja selbst der Heiland, wurden von ihm nicht geschont, wie weniger Luther, oder Calvin und Zwingli, oder gar jene sogenannten Mystiker, die einen eigenthümlichen Sinn, um Gott zu erkennen, in sich ausbilden wollen.

Mein Sinn war mit dem seinigen bald so vertraut geworden, daß ich dadurch nichts entbehrte, daß für mich gar keine Religion auf Erden war, daß in meinem Herzen kein frommes Gefühl jemals aufging. Hatte ich doch meine Heroen der Vorzeit, das griechische Alterthum, die hochherzigen Römer, in deren Patriotismus ich mich glühend hinein träumte, das Unabsehliche der Poesie mit seinen Gärten des Witzes und der Laune; und aus Sophokles und Aeschylus heraus wehten mich jene Schauer einer unverstandenen Geisterwelt an, die mir das Erhabenste schienen, was meine Seele nur irgend erschüttern könnte. Schämte

ich mich doch bald ganz ehrlich und einfach, ein Christ zu sein, wenn ich an die bunte Mährchenwelt der vieldeutigen griechischen Mythologie dachte, an jene Feste und Schauspiele, hohe Bildnisse und edle Tempel: wo blieben da der Erlöser am schmählichen Kreuz und seine dürftigen Jünger? Wie verschwand dieser Glaube der Armuth und des Unglücks gegen jene Opfer und Volksaufzüge und den Jubel der Pyndarischen Hymnen? Ich zählte mich auch nicht zur Gemeinschaft der Christen, und der traurigste Tag meines jungen Lebens war der, als ich in die Kirche unsrer Parthei mit den gebräuchlichen Ceremonien aufgenommen ward. Unsinn schien mir jedes Wort, Herabwürdigung jede Feierlichkeit, nur zornig gab ich Antwort auf die Fragen, und noch in der Kirche schwur ich mir selbst, die Kirche niemals wieder zu besuchen: einen widerwärtigen und kindischen Eid, den ich aber lange genug gehalten habe.

Als ich späterhin in die Welt trat, fand ich, daß alle, die man die besseren Köpfe nannte, still oder öffentlich sich zu meinem Glauben bekannten. Nicht alle spotteten laut, die Weicheren mißbilligten selbst diesen Hohn, aber nur aus dem Gefühl, schwache Menschen nicht irre oder unglücklich zu machen, die eben doch nichts Besseres hatten, oder erschwingen konnten, als diese alten trübseligen Mährchen, die, ohne einen Zusammenhang eins dem andern noch oft widersprechen. Viele leugneten mit allem Witz der Geschichte den Heiland ganz, andren, noch schlimmeren, war er nur ein unglücklicher Rebell, und den Edelsten ein moralischer Mensch, der aber freilich, ihrer Einsicht nach, dem Sokrates, dessen Leben klarer, dessen Lehre verständlicher erschien, weit nachstehen mußte. Viele dieser Freidenker, denen die katholische Kirche im Wege war, und die bei ihrer Parthei nicht für Unchristen gelten mochten, wendeten alle Kraft ihres Geistes an, unter dem Vorwande, die protestantische Freiheit zu beschützen, ihre katholischen Brüder, die Geschichte der Kirche, geistliche und weltliche Einrichtungen auf das grausamste zu zerreißen und zu entstellen: hinter dieser Schutzmauer

glaubten sie so, unter fremden Namen, das Christenthum selbst vernichten zu können, denn dieses war ihnen verhaßt, nicht diese oder jene Parthei.

Alles dies leuchtete mir sehr ein und ich half, so viel nur meine geringen Kräfte vermochten. Ich war mündig geworden, und mein Sinn hatte nur noch festere Wurzeln in mir geschlagen. Ich reisete, ich sah die Welt, aber nur von der Seite, die mir meine Vorurtheile bestätigte. Traf ich auf Fromme, auf erleuchtete Christen, so erschienen sie mir nur als seltsame Geisteszerrüttete, merkwürdig vielleicht, zu bedauern gewiß. In einer deutschen Stadt nahm ich aus Uebermuth das Buch eines deutschen Mystikers aus dem Buchladen in meine Wohnung, um in Ermanglung einer witzigen Posse mich hier am Wahnsinn, dem Abgeschmackten und der Tollheit spottend zu ergötzen. Ohne es zu wissen, hatte ich den Feuerbrand in mein Haus getragen, der bald alle diese Gebäude des Hochmuths und weltlichen Frevelsinns in Flammen setzte. Ich blätterte, las und lachte, las wieder und fand die Albernheit wenigstens poetisch. Das Buch ließ mir keine Ruhe, es zog mich zu sich, es quälte mich, und ich mußte mir bald zu meiner Beschämung gestehn, daß es Zusammenhang, Kraft und Geist enthalte, daß es mich belehre, und daß dort Gärten, Blumen und Bäume der Liebe blühten, wo ich nur eine dürre Wüste gesehn hatte. Die Ahndung ergriff mich, daß doch wohl ein andrer Gott die Welt regiere, als der, den ich in meiner schwärmenden Naturbetrachtung, oder in meiner Poesiebegeistrung hatte finden und im Taumel des Leichtsinns erkennen wollen.

Mein bewegtes Gemüth sehnte sich nach einigen Wochen der Angst und des Grübelns gewaltig die heilige Schrift zu lesen. Keiner meiner vielen Bekannten, auch Büchersammler, die große Bibliotheken besaßen, hatte dies Buch in seinem Haushalt. Ich schämte mich, daß auch ich es nie bedurft. Seitdem war dieser Schatz mein getreuer Gefährte auf der Reise. Ich las in einsamen und geweihten Stunden und mir geschah, was

jedem Durstenden begegnen wird, der noch der Demuth fähig, in dem jene Hingebung noch nicht ganz abgestorben ist, die freilich nicht fehlen darf, damit das geistige Wort nur erst im brachliegenden Herzen Wurzel fassen kann. Glauben! dies oft angefochtene, bestrittene, vielfach erklärte Wort. O wer ihn erlebt hat, in wem er mit seiner Kraft aufgegangen ist, der wird nicht streiten. Ich konnte mich der Offenbarung, dem Glauben nicht entziehen, so siegend zogen die Worte, Bilder, Reden aus dem aufgeschlagenen Evangelio im Waffenschmuck unüberwindlich glänzend durch meine Seele, und alle meine Kräfte wurden die Gefangenen der ewigen Liebe, und waren nun im Dienst, in der süßen Sklaverei glücklich und selig. Arm und geringe dünkte mir meine frühere Empörung gegen den Herrn, und meine abgewendete Verachtung verstand nicht mehr das Alberne meiner frühern Weisheit. Meinen doch so Viele, Glauben, Demuth, das Vergehn im Herrn sei Ertödtung unserer Kräfte, ja der Denkfähigkeit; und zürnend oder zitternd entziehn sie sich deshalb jenem Werke der Wiedergeburt, das sich auch wohl zuweilen ihrem tauben Herzen aus der Ferne ansagen läßt. Die Armen! dieser gefürchtete Glaube würde erst ihre Fähigkeiten zu Kräften erhöhen und neue Lichter und Flammen in ihrem Geiste anzünden. Ohne ihn, den offenbarten Christus, kein Sinn im Tiefsinn, kein Geist in der Geschichte, kein Trost in der Natur und keine Eigenthümlichkeit in unserm Sein. Kunst, Liebe, Scherz sind dem, der ihn besitzt, erst freie Spielgenossen. Wie heiter, süß, ja taumelnd und muthwillig, fröhlich und lachend scheint das Christenthum durch alle ächten Werke der neuern Kunst, wie selig und wohlbehaglich sind sie, wenn in der Großheit und Fülle der alten Welt doch wie ein Geist sanfter Schwermuth über die Lust der Begeisterung hinstreicht, wie die kalte Wolke auf Augenblicke über die schöne Landschaft im Frühlingsglanze!

VI. Dichter, etymologisch betrachtet.

(Um 1830.)

Wir haben so viel gestritten, erforscht, studirt und systematisirt, um die Poesie in die ihr gehörigen Klassen zu bringen, und einen hauptsächlichen Unterschied hat man bisher immer aus der Acht gelassen. Wenn der Grieche schön „Poet“ sagt, so spricht der Deutsche auch löblich „Dichter“. Ja, dieser Begünstigte soll Alles, was den gewöhnlichen Menschen als Ahndung, Einfall, oder gehaltlose Laune vor der Seele flattert, dichten, verdichten. Jene Geburten der zartesten Geister, die das blöde Auge in der Natur, wenn diese im schaffenden Schlummer liegt und die süßen Träume geistig und durch Blumen und Blüthenbäume fliegend ausgießt, gar nicht, oder als matte und unbedeutende Gespenster sieht, soll der Poet verdichten, daß wir Alle das liebende Herz und den Phantasiereichthum unserer Mutter erkennen. Die Wolkendünste des Gemüthes, die den gewöhnlichen Menschen beängstigen und sein Leben verwirren, soll er in Lichtgestalt, in großartigen Schmerz, süße Wehmuth, sinnige Melancholie und schöpferische Laune verdichten und umwandeln. Glaubst du, daß vielen Menschen diese wunderbare Gabe verliehen sei? denn es ist ja das Schaffen aus dem Nichts oder dem Chaos.

Diese wackern herrlichen Schöpfer werden nun immerdar mit jenen verwechselt, die ich, ohne alle Bitterkeit und Ironie! im Gegensatz die Dünner, Verdünner nennen möchte. Mit großer Geschicklichkeit, oft mit vielem Talent wissen sie einen Gedanken, ein Gefühl, Bild, das ihnen beim Dichter auffällt, anmuthig zu verdünnen, um das, was sich körperlich und geistig figurirt hat, wieder allgemach in die Gegend des Dunstes und Nebels mit vielen Worten hineinzuspediren. Wenn der Dichter uns das Fernste und Unsichtbarste recht nahe vor die Augen rückt, so wissen diese Dünner das Nächste und Deut-

lichste so unkenntlich zu machen, daß man oft nicht ohne Erstaunen und einigen Schwindel ihren künstlichen Prozessen zusieht. Ganze Bibliotheken sind damals, den Goldschlägern mit ihrem Goldschaum nicht unähnlich, aus dem Werther heraus gedünnt. Wie aber kein Mensch, selbst nicht der mächtigste Monarch, darauf verfallen wird, seine Gemälde mit Rahmen von massivem Golde zu umziehn, um seine Mundtasse einen ächt goldenen Reif zu legen, auf seinen in Marmor gebundenen Büchern, auch wenn es Prachtexemplare sind, gediegene goldene Lettern zum Titel einzuprägen, sondern wir uns alle hier der leichten Vergoldung oder selbst des Goldschaumes als des besser ziemenden Materials erfreuen: — so sind auch für tausend Gelegenheiten des Lebens und für die größere Zahl der Leser, Genießender und Gebildeter, die Arbeiten dieser Dünner viel passender und bequemer, als die Werke der Dichter. Ich habe oft zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß treffliche, zarte Menschen, die recht ein Studium des Lebens daraus gemacht hatten, sich an diesen goldschäumenden Dünnern zu entzücken und zu erbauen, ganz verdutzt und fast erstarrt dastanden, wenn sie einmal zufällig an einen Dichter geriethen.

Es gibt Provinzen, die sich in unserm Deutschland auszeichnen, daß sie recht fruchtbar in Hervorbringung dieser Dünner sind. Sie sind dem Vaterlande in vielen Rücksichten sehr nützlich.

Oft wirst du sehen, daß das ächte Werk eines Dichters nicht viel Eingang findet und wenig beachtet wird, es ist zu gediegen und dadurch zu unbequem. Was geschieht? Eine Anzahl Dünner macht sich an das unbehülfliche Wesen, schlägt, preßt, klimpert, zieht, dehnt, faselt und prattert und schnattert so lange, bis die verständigen Fabrikanten daraus ein Dutzend begeisternder Lieblingswerke hervorgeschnitzelt haben, die in der Literatur eine neue Epoche zu begründen scheinen.

Mit diesen Dünnern hängen die Dehner zusammen, die auch ihre Verdienste haben können. Sie verhalten sich zu den Dünnern wie die Drahtzieher zu den Goldschlägern

Freilich muß man die Verdichter nicht mit den Verdickern verwechseln, diesen Grobschmieden in der Poesie, wo der Hause oft genug das Platte, Gemeine mit dem Kräftigen, Großen verwechselt.

Ich habe dir, mein Freund, nur eine Andeutung meiner Aesthetik geben wollen. Die Nutzanwendung überlasse ich dir selbst. —

Thibaut.

Kirchenmusik außer dem Choral.

(1826.)

Das unverdorbene Volk hat Sinn für die Musik, wenn sie, natürlich und gesund, dem reinen menschlichen Gefühl entspricht; und durch nichts kann mehr auf das Volk gewirkt werden, als durch eine veredelte Musik. Laßt also, da die Gemeinden im Ganzen nur zum Singen einfacher Choräle gebildet werden können, die höheren geistlichen Compositionen durch vollendete Sänger vortragen, damit gleichsam die Engel in der Kirche sichtbar werden, und die Gemeinde in Andacht etwas vernehme, was sie selbst, der Menge und der Schwäche wegen, zu schaffen außer Stande ist.

Diese herrliche Idee ward zuerst von Gregor dem Großen durch die, von demselben vielfach gestifteten Singschulen mit vollem Ernst geltend gemacht, und mehr als tausend Jahre hindurch geschah dafür alles Mögliche in den gebildetsten christlichen Staaten. Allein allmählig ward man gleichgültig dagegen, und die Kirchenmusik (worunter ich hier den Choral nicht mit begreife) verschwand entweder ganz, oder ward mit weltlichen Tonwerken vertauscht, welche, Statt die Frömmigkeit zu nähren, der vollen Weltlichkeit in den Tempeln Sitz und Stimme gaben. Sogar das Nachdenken über die Frage: was gebührt der Kirche? scheint sich zuletzt fast ganz verloren zu haben. Es begreift sich dieß auch recht wohl. Denn in eben dem Maaße, wie die Kunstfertigkeit zugenommen hat, ist der religiöse Eifer kühler geworden.

Von der Mehrzahl unserer Musiker konnte hier aber nichts Gutes ausgehen, da ihnen (die Wahrheit muß gesagt werden) die höhere poetische, philosophische, historische Bildung in der Regel gänzlich fehlt, und da sie überall dem Himmel danken, wenn sie Erlaubniß bekommen, die Stücke, welche sie zufällig eingeübt, oder selbst gesetzt haben, in der Kirche wieder an den Mann zu bringen. Das gefällige Ohr weltlich gesinnter Gemeindeglieder unterstützte auch überall die gröbsten Mißbräuche.

Zum Glück gibt aber es noch Viele, welche den hohen Werth ächter Kirchenmusik erkennen, oder in dieser Hinsicht leicht zur Erkenntniß gebracht werden könnten. Daher will ich denn, überall lieber hoffend, als verzweifelnd, hiemit auch mein Scherflein zur Beförderung des Guten bescheiden darbringen.

Die Kirche ist nicht der Ort, wo alles Genießbare gegeben und genossen werden soll. Sie ist vielmehr blos der Ort, wo der Mensch, um sich für seine menschlichen Pflichten zu veredeln und zu stärken, gleichsam im Angesicht Gottes erscheint, und so vor Gott, und in dessen Nähe sein Herz in Kummer, Reue, Freude und Anbetung ausschüttet. Wie nun in Gottes Gegenwart kein keckes Selbstvertrauen, und kein gänzliches Verzagen Statt finden kann, so wird es auch in der Kirche keinen überströmenden geistigen Rausch, und keine bis zur Vernichtung führende Verzweiflung geben. Wer hier also in voller Freude des Herzens Gott danken und loben will, der wird seinen Dank nicht mit ungebundenem Jubel, sondern mit bescheidener Inbrunst aussprechen; und wer, durch Leiden gebeugt, außer der Kirche sich in Schwermuth und Jammer auflösen könnte, der wird in der Kirche vor Gottes Augen wieder getrost werden, nicht die Hände ringen, nicht ächzend und jammernd hin und her laufen, sondern durch den Glauben an einen nahen Gott aufgerichtet, in Geduld und Ergebung den Himmel zum theilnehmenden Zeugen seines Kummers machen. Man kann sich das, was der Kirche angehört, am leichtesten verdeutlichen, wenn man nur etwas über die Pflichten eines

Kanzelredners nachdenkt. Auf dem Theater hat es Werth, wenn ein schön gebauter Schauspieler den ganzen Körper in allen Stellungen sehen läßt; wenn er nach Gelegenheit der Sache tobt und raset, schmeichelt, verzagt, in unerhörter Liebe brennt und lodert, geniale Possen treibt, und sich dabei in den Kleidern aller Zonen und Zeitalter sehen läßt. Allein was verlangt ihr von einem Priester, wenn ihr in der Kirche nicht das Theater wiederfinden, sondern von einem Diener des göttlichen Wortes durch das göttliche Wort gestärkt seyn wollt? Ist es möglich, daß ihr etwas Anders verlangt, als eine gemäßigte, erhabene, innige Rede, leidenschaftslos, aber rein und edel, mit männlicher Kraft, mit männlicher Ruhe und Wärme, aber ohne Nervenreiz, ohne Prunk und Zierrath ausgesprochen, also eine Rede, welche euch den Tand dieser Welt vergessen macht, und euch mit einer höheren Welt in Verbindung bringt, wo gemeiner Frohsinn, zerstörende Leidenschaften, und verzehrender Kummer keinen Platz mehr finden werden? Ein Priester auf der Kanzel soll also nicht jubeln, wie ein Herold, welcher durch Siegesnachrichten das Volk freudetrunken machen will; nicht gegen das Laster eifern, wie die Wuth eines Beleidigten; nicht süß und lieblich seyn, wie die weltliche Zärtlichkeit; nicht wimmern und klagen, wie die schwache Menschheit, welche sich von Gott und der Welt verlassen glaubt; also nicht pochen, nicht poltern, nicht ästhetisch in allen Formen gesticuliren, nicht verzweiflungsvoll die Hände ringen, ja sogar, wenn er seiner menschlichen Schwäche Grenzen zu setzen weiß, nicht eine einzige Thräne vergießen, auch wenn er über den bittersten Jammer zu klagen hätte. Dieß, und nur dieß gehört der Kirche an. Denn sie soll nicht das Irdische aufregen, und durch das Irdische bekämpfen, sondern grade durch den Himmel des Aufhörens aller Leidenschaft die Leidenschaftlichen besänftigen und erheben.

Dieses Ideal, welches einem Priester stets vorschweben sollte, muß nun auch das Ideal tüchtiger Tonkünstler seyn, wenn sie der K i r c h e zu ihrem Zweck dienen, und nicht blos das Kirchen-

gebäude als den Ort behandeln wollen, wo sich Alles hören lassen kann, was auf diese, oder jene Art den Ohren schmeichelt. Die Frage: welche Form der Musik eigentlich den Namen des Kirchenstyls verdiene? hat demnach eben so wenig Sinn, als wenn man früge: ob ein Priester reden, bewegt seyn, und der Rede durch Gesticulationen nachhelfen dürfe? Der Kirche sind mithin alle Formen der Musik anpassend, welche nicht an sich nur das Weltliche darstellen können, wie ein Walzer, oder ein tänzelndes **Siciliano**; folglich kann in der Kirche ein **Largo**, ein **Adagio**, ein **Grave**, ein **Andante**, ein **Allegro**, und ein fugirter, wie ein nicht-fugirter Satz vorkommen; aber Alles soll mäßig, ernst, würdig gehalten, durchaus veredelt und leidenschaftslos seyn, Alles ganz in dem Ton, daß ein ausgezeichneter Kanzelredner sagen könnte: diese herrliche Musik hat meine Predigt gut vorbereitet, oder: sie hat nach meiner Predigt im Geist derselben das Gefühl der Gemeinde zur vollen Lebendigkeit gebracht; oder, was auch unter Umständen gut seyn könnte: wo so gesungen ward, da muß ich verstummen, und die Gemeinde ganz ihrer stillen Andacht überlassen.

Es müssen diese Gedanken, von Reingesinnten lebendig aufgefaßt, als wahr anerkannt werden; aber freylich ist von vielen Seiten der Einwand zu befürchten, den die Seichtigkeit schon so oft gemacht hat, nämlich, daß eine solche Kirchenmusik zu einer prosaischen Eintönigkeit führe, und daß das Genie alle Fesseln von sich abwerfe. Allein man kann auch hier wieder sagen, was man überall sagen muß: das Genie verachtet so wenig die strenge Regel, als die tüchtige Arbeit, und nur eitler Stumpfsinn strebt nach regelloser Leichtigkeit, weil ihm weder zum schuldigen Gehorchen, noch zum rechten Herrschen die Kraft gegeben ist.

Der Kirche an sich geziemt nur das Kirchliche, und wenn in ihr das Kirchliche mit höchster Genialität dargestellt wird, so ist der Frömmigkeit vollständig Genüge geleistet. Allein der Mensch soll nicht vergessen, daß er zu schweren, mannigfaltigen irdischen Werken berufen ist, und daß ihm die Kirche nicht zur

Thatenlosigkeit dienen, sondern daß sie ihn zur Thatkraft stärken soll. Das Kirchliche also, seine Grenzen bewahrend, wird nicht weiter herrschen wollen, als es der Schöpfer selbst beabsichtigte. Die Sünde beginnt hier demnach nur mit der Kopfhängerei, d. h. wenn die unerforschlichen Gefühle und Ahnungen, welche in der Kirche die Seele des Menschen zu dem Höchsten erheben sollen, als Zweck des Irdischen mit in das Leben hinübergebracht werden. Widerwärtig und unnatürlich ist es also, wenn Andächteley, Märtyrerthum und Mönchswesen im Leben Alles ersticken wollen, was dem Menschen als Gabe des Himmels für diese irdische Welt verliehen ward; aber eben so widerwärtig ist es auch, wenn Aengstliche, des Mißbrauchs wegen, das Heiligste bekämpfen, und sich durch den Widerwillen gegen Kopfhängerei verleiten lassen, die Kirche aus der Kirche zu vertreiben, damit die gemeine Welt gegen geistliche Ueberspannung gesichert werde.

Der kräftige Mensch, welcher sich in der Kirche erbaut hat, wird also nachher mit ganzer Seele dieser Welt wieder angehören, und, wenn er geistige Genüsse sucht, entweder im weltlichen Ernst durch Philosophie und Poesie sich für das Große zu bilden, oder der reinen Freude und Lebenslust die nöthige Nahrung zu geben suchen. Auf diese Art entstehen dann für die Musik drei Style: der Kirchenstyl, allein der Frömmigkeit gewidmet; der Oratorienstyl, welcher das Große und Ernste auf menschliche Art geistreich nimmt; und der Opernstyl, welcher Alles, was von den Sinnen und der Leidenschaft ausgeht, durch poetische Darstellung vergegenwärtigt. Ein vierter Styl, welcher diese sämmtlichen Elemente vereinigt, die Leidenschaft über sich selbst hinausführt, und alle andern Tollheiten mit der Musik verbindet, kann hier eben so unbeachtet bleiben, wie die Lehre vom Nervenkrampf bey der Aufzählung der Eigenschaften eines gesunden Menschen.

Steigentesch.

Deutsche Titel.

(Um 1815.)

Deutschland hat eine neue Land-Karte erhalten, und ein Theil seiner Archive ist in den Flammen untergegangen, aber das Gesetzbuch seiner langen Titel ist unversehrt geblieben. Noch steigen aus jeder Tintenwoge die Allerdurchlauchtigsten; Durchlauchtigsten, Hoch- Hochwohl- Wohl- Hochedel- Edelgebornen und endlich die Menschen herauf, die gar nicht geboren sind, und, mein Freund! heißen.

Die deutsche Sprache, die alle Fesseln des Vorurtheils zerbrach, die sie banden, der Riese, der die Sprache des alten Roms aus den Hörsälen und Gesellschaftszimmern trieb, ist schüchtern und gebückt vor dem Reiche des Herkommens und der Förmlichkeit stehn geblieben, um die breiten Rangsstufen der Gesellschaft mit langen Titeln zu belegen. Daher ist ein ausgedehnter Briefwechsel in Deutschland mühsamer als in jedem andern Lande. Jede Stelle, die der Mensch erhielt, an den ich schreibe, gibt ihm keinen höheren Werth, aber einen längeren Titel, und ich bin verlegen, so oft ich mich an meinen Schreibtisch zu meinen Hoch- Hochwohl- Wohl- und Hochedeln Bekannten setze, und es ist eine schwere Kunst, weder den Ehrgeiz noch die Empfindlichkeit zu beleidigen.

Einer meiner Bekannten ließ einen Knaben erziehen, den man als Kind auf der Erde, der großen Wiege der Menschen, gefunden hatte. Der Schuster, bei dem er lernte, gab ihm den

Maßstab seines Wissens, die Pfrieme in die Hand, um damit das Glück an sein Leben zu heften, und er benutzte sie dazu. An seine Geburt wurde nicht gedacht, er war so gut als gar nicht geboren und man hieß ihn: guter Freund!

Er war fleißig und sparsam, er gewann nach und nach die Summe, die er bedurfte, sein Meisterrecht zu kaufen; sein Ruf nahm zu, er wurde berühmt und gesucht; die Freundschaft der Menschen nahm ab, um ihm dafür ihre Kundschaft zu geben, und man setzte ein „Herr" vor seinen Namen, aber er blieb arbeitsam und ehrlich, als ob er noch der Freund seiner Kunden gewesen wäre.

Fleiß und Sparsamkeit hatten seinen Wohlstand gegründet, seine Kenntnisse erweiterten sich und ein Lederhandel, den er mit Sachkenntniß anfing, bereicherte ihn.

Jetzt fing die Verlegenheit der Menschen an, die mit ihm in Berührung kamen. Er war kein Freund mehr und das „Herr" allein drückte nicht hinlänglich die Würde eines Mannes aus, der für 30,000 Gulden jährlich allen Kälbern der Gegend die Haut abziehen ließ. „Geborner Herr" das sehr richtig gewesen wäre, stand nicht im Wörterbuch der deutschen Höflichkeit, und man schrieb: Edelgeborner Herr!

Er hörte auf, die Füße der Stadt zu bekleiden, um sich allein dem Handel zu widmen; mit seinem Vermögen stieg auch sein Ansehen und der Rath des Städtchens nahm ihn in die Zahl der Väter des Vaterlandes auf. Wer jetzt an ihn schreiben mußte, schrieb: Hochedelgeborner Herr!

Seine Fähigkeiten folgten ihm in den Rath, er dehnte sein großes Erwerbsmittel so schonend, als möglich, auf die Bürgerschaft aus, um die Lücken der Stadt-Kasse zu füllen; sie wurden gefüllt, und das öffentliche Vertrauen ernannte ihn zum Verwalter der öffentlichen Gefälle. Wer sich jetzt an ihn zu wenden hatte, schrieb: Wohlgeborner Herr!

Der Krieg, der Deutschland verheerte, verschlang auch das Städtchen und seine Rathsstellen. Aber der Gewerbfleiß baute

auf den Trümmern des Vaterlandes sein Haus; das Bedürfniß und die Preise des Leders stiegen, der ehmalige Rathsherr lieferte an Freund und Feind, die man bei den vielen Durchzügen und Erpressungen nicht genau unterscheiden konnte, sein Vermögen wuchs zu einer ungeheuren Größe, und als die Stürme sich gelegt hatten, lag in seinen Händen ein kleiner Berg von Foderungen an alle kriegführenden Mächte. Man trat ihm Güter ab, er kaufte andere dazu, und die große Masse liegender Gründe erhob ihn zum Landstand und ein Theil seiner Foderungen machte ihn zum Freiherrn.

In allen Briefen an ihn stand jetzt: Hochwohlgeborner Herr!

Seine Stimme war bedeutend, sie sprach immer für den Hof, an den er noch Foderungen hatte; ein Lichtstrahl der Gnade fiel von oben herab auf sein Haupt und die letzte Foderung tilgte eine Unterschrift des Fürsten, der, wie die selige Circe, den verschlungenen Rathsherrn in einen Grafen verwandelte. Wer jetzt an ihn schreibt, muß: Euer Hochgeborn schreiben.

Der reiche Graf weiß noch immer nicht, wo und von wem er geboren ist, obwohl er durch jeden Titel, den er erhielt, auf eine andere Art geboren wurde. Die deutsche Höflichkeit ist grausam; sie fühlt immer an die wunde Stelle seines Lebens, die er zu vergessen wünscht.

Wer unterwirft seinen Rock noch den Vorschriften des siebzehnten Jahrhunderts? warum unterwerfen wir den Brief- und Geschäftstil, das Kleid der Meinungen und Gedanken noch den ängstlichen Formen, die es ihnen aufgedrückt hat?

Das Zeitalter, das den Zopf, die Perücke und den Puder in das Meer der Vergangenheit warf, wird ihnen hoffentlich bald nachwerfen, was in der langen Liste deutscher Titel geboren wurde. Es sind Geburten und Vermächtnisse einer finstern Zeit, die das deutsche Volk, als Reifrock und Schnürbrust für die Sprache des Umgangs und des Vertrauens, wahrscheinlich auf einem seiner Reichstage erhielt.

Hammer=Purgstall.

Die Erstürmung Constantinopels.

(1827.)

Schon glaubten die Belagerten durch wunderthätigen Beystand gerettet zu seyn, denn im türkischen Lager hatte sich das Gerücht von annahender italienischer und ungarischer Hülfe und mit dem Gerüchte ein panischer Schrecken verbreitet, wahrscheinlich durch Chalil=Pascha, welcher, der Fortsetzung der Belagerung entgegen, der heimliche Freund der Griechen war. Drey Tage lang grassirte Muthlosigkeit im türkischen Heere. Am Abende des dritten Tages aber flammte ein blitzendes Nordlicht durch den Himmel über die Stadt, welches in den Türken den halberloschenen Muth wieder entzündete, indem sie es als ein Zeichen auslegten, daß Gott den Christen zürnend über dieselben die Fluth seines Grimmes als Blutbad ausgegossen habe. Mohammed, der schon halb in dem Entschlusse des Sturmes wankte, hielt noch einmal Kriegsrath, in welchem Chalil=Pascha's friedfertige Meinung durch seinen Gegner Saganos=Pascha, durch Turachan, und durch den Obersten Verschnittenen überstimmt ward. Schaam und Zorn verbeissend gab er von dem Ausschlage des Kriegsrathes den Griechen heimliche Kunde, und munterte sie nichts desto weniger zu tapferer Vertheidigung auf, indem das Kriegsglück ungewiß sey. Solches geschah am Abend des siebenundzwanzigsten May 1453, Sonntags am griechischen Feste aller Heiligen. Am folgenden Tage ordnete der Sultan das Heer in zwei großen Colonnen zum Angriffe

auf der Landseite; von der Flotte wurden achtzig Galeeren in der Linie zwischen dem hölzernen Thore und dem von Plate aufgestellt, die andere vor Diplonkion gestandene Flotte zog von dem Eingange des Hafens, d. i. von dem Thore Oraia (heute das Fischmarktthor) um die Spitze des heiligen Demetrios (d. i. die des Serai) und das Seethor der Hodegetria vorbei bis nach dem Hafen von Blanka (heute noch Wlangabostan) einen großen Halbmond. Die türkische Heersäule, auf der Seite des goldenen Thores, war über hundert tausend Mann, auf der linken Seite des Lagers über fünfzig tausend Mann stark; im Hintertreffen standen hundert tausend Mann zur Unterstützung bereit, Mohammed in der Mitte an der Spitze von fünfzehn tausend Janitscharen. Mit Sonnenuntergang Montags am achtundzwanzigsten war das ganze türkische Lager in Rüstung zum Sturme auf und rege. Das Geschrey **La ilah ill allah** aus dem Lager und **Kyrie eleison** aus der Stadt vermischte sich mit dem Waffengetöse und dem Trompetengeschmetter, wie das Tosen der Brandung hochwogenden Meeres. Der Sultan und der Kaiser hielten Reden an ihre Feldherren, aber gewiß nicht so lange als die von den Byzantinern ausgegebenen. Der Kaiser verfügte sich nach Aia Sofia, und empfing die Sakramente. Deßgleichen thaten Viele seines Hofes, dann weilte er eine kurze Zeit am Gestade, und bat die ihn Umgebenden um Verzeihung. Der ganze Palast schwamm in Thränen. Er saß dann mit seinen Begleitern (worunter auch Phranza, der Geschichtschreiber, mit dessen Worten wir hier erzählen) zu Pferd, und ritt die Mauern entlang, um die Wachen zu ihrer Pflicht zu ermuntern; aber diese Nacht war ohnedieß Alles wach auf dem Wall und auf den Thürmen. Mit dem ersten Hahnenruf war der Kaiser auf seinem gewöhnlichen Posten am Thore des heiligen Romanos angekommen.

Mit dem zweiten Hahnenruf des neunundzwanzigsten May am Tage der heiligen Theodosia, begann der Kampf, doch dießmal ohne das gewöhnlich gegebene Signal der großen Kanone

Um die Griechen zu ermüden, schickte Mohammed in der ersten Dämmerung die Recruten und die Invaliden seines Heeres zum Angriffe, den Kern desselben zum späteren Sturme vorbehaltend. Es ward von beiden Seiten tapfer gekämpft, von türkischer mit größerem Verluste. Als der Morgen anbrach, erschien die ganze Stadt, von den Türken wie von einem Stricke, der sie zu erwürgen drohte, umflochten; ein ungeheures Getöse von Hörnern, Trompeten und Pauken, mit Schlachtgeheul vermischt, erscholl. Alle Batterien der Belagerer brannten ihre Kanonen zugleich los, und zugleich begann der Angriff von allen Seiten, so zu Land als im Hafen. Zwey Stunden lang wüthete der Sturm ohne Fortschritt des Feindes. Tschausche standen in dem Rücken der Stürmer, sie mit eisernen Ruthen und Ochsensehnen vorausteibend. Der Sultan selbst gebrauchte bald Schmeichelworte, bald Drohungen von seiner eisernen Keule unterstützt. Steine von den Thürmen geschleudert, stürzten die Angreifenden hinunter; griechisches Feuer strömte von den Mauern der Hafenseite in das Meer, und brannte in demselben fort; Leitern zerbrachen auf Leitern, Kugeln zerschellten an Kugeln, schwarzer Pulverdampf deckte die Stadt und die Sonne. Theophilos der Paläologe und Demetrios der Cantacuzene trieben die Stürmer ab, der Kaiser saß zu Pferd, und ermunterte die Seinigen durch Wort und That. Da verwundet eine Kugel oder ein Pfeil dem Giustiniani * den Arm oder den Schenkel, oder beide; er bittet den Kaiser, auszuharren, indem er sich nur aufs Schiff verfüge, seine Wunde zn verbinden. Der Kaiser ermahnte ihn, der Wunde, als einer leichten, nicht zu achten; Giustiniani ließ sich aber nicht abhalten. Wohin? Wohin? fragte der Kaiser, dorthin, entgegnete Giustiniani, wohin Gott selbst den Türken den Weg öffnet, und entwich nach Galata, vergangenen Ruhms und künftiger Schmach vergessend. Seine Entfernung verbreitete Muthlosigkeit unter der Truppe, und Saganos-Pascha, welcher

* Der Anführer der vom Kaiser zu Hülfe gerufenen Genueser, Generalissimus der Belagerten.

die Verwirrung unter den Reihen der Belagerten gewahr ward, feuerte seine Janitscharen von neuem an. Einer derselben, ein riesenhafter Mann, Nahmens Hasan aus Ulubad, mit der linken Hand das Schild über den Kopf haltend, in der rechten den Säbel, erklimmt die Mauer mit dreyßig Anderen. Die Belagerten wehren sie mit Pfeilen und Steinen tapfer ab; achtzehn Janitscharen stürzen sogleich hinunter, mehrere andere, welche Hasan ihm nachzufolgen aneifert, haben dasselbe Schicksal. Hasan selbst, von einem Steine getroffen, sinkt zur Erde, doch richtet er sich wieder halb auf, und unfähig aufzustehen, hält er sich knieend mit dem Schilde über dem Haupte empor, bis ihm auch dieser durch den Steinregen entfällt, und er unter den Pfeilen erliegt. Während das Thor des heiligen Romanos, gegen welches der Hauptangriff gerichtet war, so tapfer vertheidiget wurde, waren die Türken bereits an einem andern Puncte in die Stadt gedrungen, und zwar durch das sonst der Prophezeiung wegen, daß durch dasselbe die Feinde eindringen würden, verrammelte Thor des Holzreifs (Xylokerku), welches erst Tags vorher auf Befehl des Kaisers zu einem aus demselben dem Feinde nicht zu vermuthenden Ausfall geöffnet worden war. Fünfzig Türken drangen durch dasselbe ein, und griffen die Vertheidiger im Rücken an. Da erscholl an dem Thore des heiligen Romanos vom Hafen her der Ruf, daß die Stadt bereits eingenommen sey, und verbreitete neuen Schrecken in den verdünnten Reihen um den Kaiser. Zwar thaten Theophilos der Paläologe, Don Francesco Toledo der Spanier, und Joannes der Dalmate Wunder der Tapferkeit, aber der Kaiser sah, daß wider die Uebermacht der eindringenden Feinde der Widerstand vergeblich. Ich will lieber sterben als leben, ruft er, sich den Stürmenden entgegen werfend, und als er sich von den Seinigen, welche die Flucht ergriffen hatten, verlassen sieht, ruft er das beklagenswerthe Wort: Ist denn kein Christ vorhanden, der mir den Kopf nehme! rief's und fiel unter den Schwertstreichen zweier Türken, deren einer ihm ins Gesicht, der andere vom Rücken einhieb,

unerkannt mit den Erschlagenen vermengt, der siebente Paläologe, Constantin Dragoses, der letzte der griechischen Kaiser, in Vertheidigung der vom ersten Constantin erbauten Mauern der Hauptstadt des von diesem gegründeten tausendjährigen byzantinischen Reiches. Die Türken brachen nun zugleich auf der Landseite durch das Thor Charsias oder Kaligaria (Egrikapu d. i. das krumme Thor) über einen Damm von Erschlagenen, welche den Graben und die Bresche füllten, in die Stadt ein, die von den Mauern fliehenden Soldaten niedermetzelnd, weil sie die Besatzung wenigstens fünfzig tausend Mann stark glaubten. So fielen ein Paar Tausend, bis die wahre Schwäche der Griechen entdeckt, und hierauf das Blutbad eingestellt ward. Auch diese Paar Tausend würden nicht dem Schwerte geopfert worden seyn, hätten die Türken gleich Anfangs gewußt, daß die Besatzung nicht mehr, als sieben bis acht tausend Mann stark sey; so groß war ihre Gier nach Sclaven und Sclavinnen, deren Person ihren Lüsten oder deren Werth ihrer Habsucht fröhnen konnte, daß sie gewiß lieber alle lebendig in die Sclaverei geschleppt hätten, als durch Mord die doppelte Aussicht auf Lust und Gold zu verlieren. Diese Opfer der ersten Uebereilung wurden aber ohne allen Widerstand niedergemetzelt, denn von den Türken blieben kaum Einer oder zwey. Alles flüchtete gegen die Hafenseite, deren sich der Feind noch nicht bemächtiget hatte, denn die durch die unterirdische Pforte des Reifthors eingedrungenen fünfzig Türken waren wieder zurückgeschlagen worden, und mehreren der Fliehenden gelang es, sich durch die offenen Thore der Hafenseite auf griechische und genuesische Schiffe zu retten; als aber die Thorwachen den Andrang der Menge sahen, und den Grund der Flucht vernahmen, sperrten sie die Thore und warfen die Schlüssel über die Mauer, aus Aberglauben an eine alte Prophezeiung, daß die Türken bis in die Mitte der Stadt, bis auf das Forum tauri (heute Taukbasari) vordringen, und von dort erst von den Bewohnern zurückgeschlagen werden würden.

Nun strömte die Volksmenge von der Hafenseite der großen

Kirche Aja Sofia zu. Männer, Weiber, Greise, Kinder, Mönche Nonnen, und dieß abermals aus Aberglauben an dieselbe seit Jahren gäng und gebe Prophezeiung, daß, wenn die Türken bis zur Säule Constantin des Grossen vorgedrungen seyn würden, ein Engel vom Himmel steigen, und einem an der Säule sitzenden armen und niedrigen Mann ein gezogenes Schwert mit den Worten übergeben werde: Nimm dieß Schwert und räche das Volk Gottes! — darauf würden die Türken sogleich den Rücken wenden, und, von den Griechen verfolgt, nicht nur aus der Stadt und aus ganz Klein-Asien, sondern bis an die Gränze Persiens getrieben werden. So wogte die Volksmenge nach Aja Sofia hin, und in Kurzem war die weite Kirche sammt allen Vorhallen, Gängen und Gallerien, mit Menschen dicht angefüllt, welche bei verschlossenen Thüren in derselben ihr Lebensheil zu finden hofften. Die Türken brachen die verschlossenen Thore mit Beilen auf, und schleppten das geflüchtete Volk wie zahme Schlachtthiere in die Sclaverei fort. Die Männer wurden mit Stricken, die Weiber mit ihren Gürteln zwei und zwei zusammengebunden, ohne Rücksicht des Alters und des Standes, der Archimandrite mit seinem Thürhüter, die Frau mit ihrer Magd, die zarte Nonne mit dem Mönche, nicht zu ihrer, sondern zu des Räubers Lust oder Dienst. Die ganze Kirche ein großer Gräuel. Die Heiligenbilder wurden ihres Schmuckes beraubt und zerbrochen, die goldenen und silbernen Geschirre geraubt, die Meßgewänder zu Schabracken verwendet, die Kreuzigung erneut, und das Crucifix mit einer Janitscharenhaube im Spotte herumgetragen.

Der Leichnam des letzteu byzantinischen Thronbesitzers war unter der Menge der Erschlagenen an der kaiserlichen purpurnen Fußbekleidung, in welche goldene Adler gestickt waren, erkannt worden; der Kopf wurde auf dem Burgplatze (Augustern) an der Porphyrsäule angeheftet, wo Constantin der Große seiner Mutter Helena zu Ehren eine Säule errichtet hatte; an die Stelle der Statue Helenens hatte Kaiser Theodosius die seinige

aus Silber gesetzt, sieben Centner schwer auf einer bleiernen Säule aufgestellt, Kaiser Justinian der erste statt der bleyernen eine porphyrne errichtet, und die sieben Centner der silbernen Statue zum Gusse seiner Statue aus Erz verwendet, welche in der linken Hand die Erdkugel mit dem Kreuze tragend, die rechte drohend gegen Osten ausstreckte, des Kaisers Herrschaft über das Morgenland anzudeuten. Schrecklich höhnte der Eroberer Constantinopels die drohende Geberde der alten Statue, indem er an die Säule derselben das Haupt Constantins anheften ließ; das Haupt des letzten griechischen Kaisers an der Stelle, wo der erste seiner Mutter ein Ehrendenkmahl errichtet hatte, gleichsam den Hufen des Pferdes des triumphirenden Justinian unterwerfend, dessen Rechte, wie Procopius sagt, den östlichen Feinden des Reiches weiter zu schreiten verbot; das Haupt des Kaisers, der ihm mit einem Thronnebenbuhler zu drohen gewagt, unter des Pferdes Hufe! ein Hohn, dessen Tiefe nur von dem ganz gefühlt wird, wer da weiß, daß östlichen Triumphatoren der Segenswunsch zugerufen wird, „daß die Köpfe ihrer Feinde unter den Hufen ihrer Pferde rollen sollen.“ Den ganzen Tag hindurch blieb der Kopf an der Säule ausgesetzt, Abends wurde die abgezogene Haut ausgestopft, und der Kopf als Siegestrophäe in die asiatischen Städte zur Schau gesandt, wie der Kopf des unglücklichen Ladislaus nach der Schlacht von Warna nach Brusa gesendet worden war; die Bestattung des Leichnams wurde den Griechen gestattet.

Wessenberg.

Die Sittlichkeit der Schaubühne.

(1825.)

Die Schaubühne, ihre Tendenz mag noch so edel seyn, muß doch, um ihren Zweck zu erreichen, das menschliche Leben mit Wahrheit schildern; sie muß mithin neben den seltnen Bildern der Unschuld, der Weisheit, der Tugend auch manche der Verderbtheit, der Thorheit, des Lasters aufstellen; sie muß die verborgenen Triebfedern des menschlichen Thuns ans Licht bringen und anschaulich machen; sie muß der Verführung und Täuschung die Larve vom Gesicht reissen; sie muß tiefe Blicke in die Geheimnisse des menschlichen Herzens und des Weltlebens werfen lassen. Hieraus ergibt sich, in wie ferne sie für eine oder die andere Klasse bildend und veredelnd seyn könne oder nicht. So wenig sich behaupten läßt, daß jedes Buch für alle Alter und Stände, Geschlechter und Bildungsstufen gleich nützlich sey, eben so wenig wird man in Ansehung der Schaubühne alle Sterbliche auf Eine Linie stellen wollen. Vielmehr wird Jeder, der unbefangen über die Sache nachdenkt, sich überzeugen, daß ein Theater, das allen Foderungen der Kunst Genüge leistet, nur für den Genuß und die Bildung solcher Menschen sich eigne, die das Gute und Böse, den Schein und das Wahre, die Schilderung und die Absicht zu unterscheiden wissen und nicht in Gefahr stehen, von jedem Blendwerke der Sinne, von jedem Lüftchen des Gefühls fortgerissen zu werden. Wenn von einem Theater für das gemeine Volk oder für Kinder die Rede wäre;

so müßte die Kunst manches in ihren Foderungen nachlassen, damit es für die Zuschauer zugleich lehrreich und erbaulich und unterhaltend werde.

Man macht viel Aufhebens von der Menschenkenntniß, welche das Theater beibringe. Was indessen die feinern Schattirungen betrifft, so sind nur Wenige sie aufzufassen fähig, und noch seltener ist ein ganzer Kreis von Zuhörern, der mit leisbeweglichem Gefühl den Geist in seiner flüchtigen Erscheinung hascht. Die Gedanken, die Genieblitze eines Shakspeare, Calderon, Schiller und die Aktion, der Ausdruck im Mienenspiel eines Garrick, Eckhoff oder Iffland, einer Syddons oder Schröder sind Wirkungen von Ursachen, die tief liegen. Der Haufen hält sich an der Oberfläche. Ist es aber für die Mehrheit nicht höchst gefährlich, die Menschen in ihrer größten Verdorbenheit kennen zu lernen, den Schleyer, den die Weltsitte darüber ausbreitet, vor ihren Augen wegzuheben, sie in die Künste der Verhüllung des Lasters, in die Listen, Täuschungen und Bubenstücke einzuweihen, wodurch so Viele in der Welt, wie man sagt, ihr Glück machen, und die Schwäche, die Thorheit, die Schlechtigkeit mit gefälligem Schein zu umgeben? Aber auch schon durch die Entfaltung der höchsten Konsequenz eines Bösewichts in Anordnung seiner Maschinen werden wir ergötzt, obgleich hier die Anstalten und der Zweck unserm moralischen Gefühl widerstreiten. Ein solcher Mensch ist fähig, unsre lebhafteste Theilnahme zu erwecken, und wir zittern vor dem Fehlschlagen derselben Plane, deren Vereitlung wir, wenn es wirklich an dem wäre, daß wir alles auf die moralische Zweckmäßigkeit beziehen, aufs feurigste wünschen sollten.

Man rechnet es dem Theater zum Verdienst an, das Herz, die Gefühle weicher, gelinder, sanfter zu stimmen. Es ist wahr, daß wir durch manche Scene auf der Bühne weit mehr gerührt werden, als wenn wir von der wirklichen Handlung Zeugen wären. Außerdem, daß wir schon mit der Empfänglichkeit und in der Absicht gerührt zu werden ins Schau-

spielhaus kommen, wendet auch die Kunst hier alles an, um Rührung hervorzubringen. Aber der Eindruck ist meist nur augenblicklich, schnell vorübergehend, und haftet nicht wie der eines Auftritts im wirklichen Leben. Die emsigsten Besucher, die wärmsten Freunde des Theaters, denen seine Darstellungen am meisten Thränen entlocken, sind in ihrem häuslichen Berufskreis oft nichts weniger als sanft und mild, theilnehmend und hülfreich. Manche übertragen wohl die empfindsame Sprache der Bühne in die des gesellschaftlichen Umgangs; sie sehen aber diesen Umgang eben auch nur für eine Schaubühne an, und bilden sich wohl gar ein, durch humane Aeusserungen vor der Welt allen Pflichten der Humanität Genüge zu leisten. Es gibt übrigens eine Weichheit der Seele, die der Tugend sehr nachtheilig wird, weil sie die Kraft entzieht, tugendhaft zu seyn. Oft wiederholte Rührungen entnerven, und machen unfähiger dem Zug der Leidenschaft zu widerstehen. Schon Plato beschuldigt die tragischen Dichter, den Menschen zu sehr den Leidenschaften hinzugeben und zu verweichlichen, und er wirft überhaupt der Bühne vor, daß sie die Anlagen in uns nähre und belebe, die man bändigen und zügeln sollte, und das zur Herrschaft bringe, was gehorchen sollte.

Die Schaubühne entwickelt vor unsern Augen die Anfänge, die Beweggründe, das Wachsthum der menschlichen Verirrungen; sie stimmt uns dadurch zur Billigkeit, Schonung und Nachsicht in Beurtheilung des Nächsten; sie zähmt den Leichtsinn im Richten und Verdammen, und, thut sie gleich hierin weiter nichts, als der göttlichen Moral des Evangeliums in die Hände zu arbeiten; so wäre dies schon ein groẞes Verdienst. Wie aber, wenn das Schauspiel darauf ausgeht, das Laster zu entschuldigen, den Abscheu vor ihm abzustumpfen, den Haß des Bösen abzukühlen, Duldsamkeit gegen Verbrechen einzuflößen; wenn es in die Geheimnisse des Lasters einweiht, um das Herz mit ihm vertraut zu machen, um das Gewissen zu betäuben, um für den Verbrecher durch Herausstellung einer liebenswürdigen

Seite das Gemüth zu bestechen?.. Gibt es dann eine gefährlichere Giftmischerin als die Bühne?

Man preist ferner unser Theater als eine Schule der feinen Sitte, der Urbanität, der Lebensart und Politesse. So schätzbar diese Dinge, zumal in der großen Welt seyn mögen, in den niedern Klassen gewinnt die Sache leicht eine mißliche Gestalt und Richtung. Hier wird eine Verfeinerung dieser Art zur höchst gefährlichen Klippe der Moral. Arglose Einfalt, schlichte Redlichkeit, Sittsamkeit, Eingezogenheit, holde Scham, stille, heilige Scheu vor jeder Anmuthung zum Bösen — dies sind die Edelsteine, die den schönsten Schmuck aller Volksklassen ausmachen, und besonders für den arbeitsamen Mittelstand das sind, was dem Mädchen der Kranz der jungfräulichen Ehre. Sind doch sie es auch (freilich immer seltener), die in den höhern, wie in den niedern Ständen dem häuslichen Leben den höchsten Reiz, die größte Würde und die wahre Glückseligkeit verleihen.

Wenn wir indessen in dem üppig reichen Garten unsrer dramatischen Litteratur, die gelungenen Uebersetzungen aus fremden Sprachen miteingerechnet, uns genauer umsehen; so bemerken wir mit Vergnügen, daß es der deutschen Bühne, wenn nur die rechte Auswahl getroffen werden wollte, an einem solchen Vorrath, wenn auch nicht durchaus tadelloser, doch in mancher Beziehung guter, auch trefflicher, im Ganzen lobenswürdiger Stücke nicht fehle, der hinreichen dürfte, die schädlichen, Sitten verderbenden Stücke zu verdrängen und zu entbehren.

Aber freilich muß man dann bei den Theatern der Absicht entsagen, durch schmeichelnde Befriedigung jeder Lüsternheit und durch zuvorkommende Liebkosung aller Schwächen des Publikums die Kasse zu füllen. Die Bühnen müssen aufhören, der Habsucht ihrer Witzpächter fröhnen zu müssen.

Die Sittlichkeit wird durch Alles das gefährdet, was den Charakter, die Würde des Menschen herabsetzt, was ihn vom Göttlichen, Heiligen, Ehrwürdigen abwendet, was die Verwand-

lung seines Lebens in eitles Scheinwesen begünstigt, was den Glauben, er sey das Spielwerk eines blinden, gesetzlosen Ohngefährs, umhergetrieben im Nichts und um das Nichts, verbreitet, was endlich seine Erniedrigung zum vernunftlosen Thier durch die Obermacht der thierischen Triebe befördert. Wer fühlt, was das heiße, hat auch den Maaßstab zur Beurtheilung der Sittlichkeit einer jeden Sache, mithin auch des Schauspiels in sich.

Schelling.

I. Aussichten für die Kunst.

(1807.)

Die Kunst entspringet nur aus der lebhaften Bewegung der innersten Gemüths- und Geisteskräfte, die wir Begeisterung nennen. Alles, was von schweren oder kleinen Anfängen zu großer Macht und Höhe herangewachsen, ist durch Begeisterung groß geworden. So Reiche und Staaten, Künste und Wissenschaften. Aber nicht die Kraft des Einzelnen richtet es aus; nur der Geist, der sich im Ganzen verbreitet. Denn die Kunst insbesondere ist, wie die zartern Pflanzen von Luft und Witterung, so von öffentlicher Stimmung abhängig, sie bedarf eines allgemeinen Enthusiasmus für Erhabenheit und Schönheit, wie jener, der in dem Mediciäischen Zeitalter gleich einem warmen Frühlingshauch alle die großen Geister zumal und auf der Stelle hervorrief, einer Verfassung, wie sie uns Perikles im Lob Athens schildert, (und die uns die milde Herrschaft eines väterlichen Regenten sicherer und dauernder als Volksregierung gewährt;) wo jede Kraft freywillig sich regt, jedes Talent mit Lust sich zeigt, weil jedes nur nach seiner Würdigkeit geschätzt wird; wo Unthätigkeit Schande ist, Gemeinheit nicht Lob bringt; sondern nach einem hochgesteckten, außerordentlichen Ziel gestrebt wird. Nur dann, wenn das öffentliche Leben durch die nämlichen Kräfte in Bewegung gesetzt wird, durch welche die Kunst sich erhebet, nur dann kann diese von ihm Vortheil ziehen; denn sie kann sich, ohne den Adel ihrer Natur aufzugeben, nach nichts Aeußerem richten. Kunst und Wissenschaft können beyde sich nur um ihre eigne Axe bewegen; der Künstler wie jeder geistig Wirkende

nur dem Gesetz folgen, das ihm Gott und Natur ins Herz geschrieben, keinem andern. Ihm kann niemand helfen, er selbst muß sich helfen; so kann ihm auch nicht äußerlich gelohnt werden, da, was er nicht um seiner selbst willen hervorbrächte, alsobald nichtig wäre; eben darum kann ihm auch niemand befehlen, oder den Weg vorschreiben, welchen er wandeln solle. Ist er beklagenswerth, wenn er mit seiner Zeit zu kämpfen hat; so verdient er Verachtung, wenn er ihr fröhnt. Und wie vermöchte er auch nur dieses? Ohne großen allgemeinen Enthusiasmus giebt es nur Sekten, keine öffentliche Meinung. Nicht ein befestigter Geschmack, nicht die großen Begriffe eines ganzen Volkes, sondern die Stimme einzelner willkührlich aufgeworfener Richter entscheiden über Verdienst, und die Kunst, die in ihrer Hoheit selbstgenügsam ist, buhlt um Beyfall, und wird dienstbar, da sie herrschen sollte.

Verschiednen Zeitaltern wird eine verschiedene Begeisterung zu Theil. Dürfen wir keine für diese Zeit erwarten, da die neue jetzt sich bildende Welt, wie sie theils schon äußerlich, theils innerlich und im Gemüth vorhanden ist, mit allen Maßstäben bisheriger Meinung nicht mehr gemessen werden kann, alles vielmehr laut größere fodert, und eine gänzliche Erneuung verkündet? Sollte nicht jener Sinn, dem sich Natur und Geschichte lebendiger wieder aufgeschlossen, auch der Kunst ihre großen Gegenstände zurückgeben? Aus der Asche des dahingesunkenen Funken ziehen, und aus ihnen ein allgemeines Feuer wieder anfachen wollen, ist eitle Bemühung. Aber auch nur eine Veränderung, welche in den Ideen selbst vorgeht, ist fähig, die Kunst aus ihrer Ermattung zu erheben; nur ein neues Wissen, ein neuer Glaube vermögend, sie zu der Arbeit zu begeistern, wodurch sie in einem verjüngten Leben eine der vorigen ähnliche Herrlichkeit offenbarte. Zwar eine Kunst, die nach allen Bestimmungen dieselbe wäre, wie die der früheren Jahrhunderte, wird nie wieder kommen; denn nie wiederholt sich die Natur. Ein solcher Raphael wird nicht wieder seyn, aber ein anderer,

der auf eine gleich eigenthümliche Weise zum Höchsten der Kunst gelangt ist. Lasset nur jene Grundbedingung nicht fehlen, und die wiederauflebende Kunst wird wie die frühere in ihren ersten Werken das Ziel ihrer Bestimmung zeigen: in der Bildung des bestimmt Charakteristischen schon, geht sie anders aus einer frischen Urkraft hervor, ist, wenn auch verhüllt, die Anmuth gegenwärtig, in beyden schon die Seele vorherbestimmt. Werke, die auf solche Art entspringen, sind auch in anfänglicher Unvollendung schon nothwendige, ewige Werke.

Wir dürfen es bekennen, wir haben bey jener Hoffnung eines neuen Auflebens einer durchaus eigenthümlichen Kunst hauptsächlich das Vaterland im Auge. War doch schon zu der nämlichen Zeit, welche die Kunst in Italien wieder erweckte, aus einheimischem Boden das vollkräftige Gewächs der Kunst unseres großen Albrecht Dürer hervorgegangen; wie eigenthümlich deutsch, und doch wie verwandt jenem, dessen süße Früchte die mildere Sonne Italiens zur höchsten Reife brachte. Dieses Volk, von welchem die Revolution der Denkart in dem neueren Europa ausgegangen, dessen Geisteskraft die größten Erfindungen bezeugen, das dem Himmel Gesetze gegeben, und am tiefsten von allen die Erde durchforscht hat, dem die Natur einen unverrückten Sinn für das Rechte und die Neigung zur Erkenntniß der ersten Ursachen tiefer als irgend einem anderen eingepflanzt, dieses Volk muß in einer eigenthümlichen Kunst endigen.

II. Gott und das Böse.

(1809.)

In dem göttlichen Verstande ist ein System: aber Gott selbst ist kein System, sondern ein Leben, und darin liegt auch allein die Antwort auf die Frage, um deren willen dieß voraus geschickt worden, wegen der Möglichkeit des Bösen in Bezug auf Gott. Alle Existenz fodert eine Bedingung, damit sie wirkliche, nämlich persönliche Existenz werde. Auch Gottes Existenz

könnte ohne eine solche nicht persönlich seyn, nur daß er diese Bedingung in sich, nicht außer sich hat. Er kann die Bedingung nicht aufheben, indem er sonst sich selbst aufheben müßte; er kann sie nur durch Liebe bewältigen, und sich zu seiner Verherrlichung unterordnen. Auch in Gott wäre ein Grund der Dunkelheit, wenn er die Bedingung nicht zu sich machte, sich mit ihr als Eins und zur absoluten Persönlichkeit verbände. Der Mensch bekommt die Bedingung nie in seine Gewalt, ob er gleich im Bösen danach strebt; sie ist eine ihm nur geliehene, von ihm unabhängige; daher sich seine Persönlichkeit und Selbstheit nie zum vollkommnen Aktus erheben kann. Dieß ist die allem endlichen Leben anklebende Traurigkeit: und wenn auch in Gott eine wenigstens beziehungsweise unabhängige Bedingung ist, so ist in ihm selber ein Quell der Traurigkeit, die aber nie zur Wirklichkeit kommt, sondern nur zur ewigen Freude der Ueberwindung dient. Daher der Schleyer der Schwermuth, der über die ganze Natnr ausgebreitet ist, die tiefe unzerstörliche Melancholie alles Lebens. Freude muß Leid haben, Leid in Freude verklärt werden. Was daher aus der bloßen Bedingung oder dem Grunde kommt, kommt nicht von Gott, wenn es gleich zu seiner Existenz nothwendig ist. Aber es kann auch nicht gesagt werden, daß das Böse aus dem Grunde komme, oder daß der Wille des Grundes Urheber desselben sey. Denn das Böse kann immer nur entstehen im innersten Willen des eignen Herzens, und wird nie ohne eigne That vollbracht. Die Solicitation des Grundes oder die Reaktion gegen das Ueberkreatürliche erweckt nur die Lust zum Kreatürlichen, oder den eignen Willen, aber sie erweckt ihn nur, damit ein unabhängiger Grund des Guten da sey, und damit er vom Guten überwältiget und durchdrungen werde. Denn nicht die erregte Selbstheit an sich ist das Böse; sondern nur sofern sie sich gänzlich von ihrem Gegensatz, dem Licht oder dem Universalwillen, losgerissen hat. Aber eben dieses Lossagen vom Guten ist erst die Sünde. Die aktivirte Selbstheit ist nothwendig zur Schärfe

des Lebens; ohne sie wäre völliger Tod, ein Einschlummern des Guten; denn wo nicht Kampf ist, da ist nicht Leben. Nur die Erweckung des Lebens also ist der Wille des Grundes, nicht das Böse unmittelbar und an sich. Schließt der Wille des Menschen die aktivirte Selbstheit mit der Liebe ein, und ordnet sie dem Licht als dem allgemeinen Willen unter, so entsteht daraus erst die aktuelle, durch die in ihm befindliche Schärfe empfindlich gewordne, Güte. Im Guten also ist die Reaktion des Grundes eine Wirkung zum Guten, im Bösen eine Wirkung zum Bösen, wie die Schrift sagt: In den Frommen bist du fromm, und in den Verkehrten verkehrt. Ein Gutes ohne wirksame Selbstheit ist selbst ein unwirksames Gutes. Dasselbe, was durch den Willen der Kreatur böse wird (wenn es sich ganz losreißt, um für sich zu seyn), ist an sich selbst das Gute, solang es nämlich im Guten verschlungen und im Grunde bleibt. Nur die überwundne, also aus der Aktivität zur Potentialität zurückgebrachte Selbstheit ist das Gute, und der Potenz nach, als überwältigt durch dasselbe, bleibt es im Guten auch immerfort bestehen. Wäre im Körper nicht eine Wurzel der Kälte, so könnte die Wärme nicht fühlbar seyn. Eine attrahirende und eine repellirende Kraft für sich zu denken, ist unmöglich, denn worauf soll das Repellirende wirken, wenn ihm nicht das Attrahirende einen Gegenstand macht, oder worauf das Anziehende, wenn es nicht in sich selbst zugleich ein Zurückstoßendes hat? Daher dialektisch ganz richtig gesagt wird: Gut und Bös sey'n dasselbe, nur von verschiedenen Seiten geseh'n; oder, das Böse sey an sich, d. h. in der Wurzel seiner Identität betrachtet, das Gute, wie das Gute dagegen, in seiner Entzweyung oder Nicht-Identität betrachtet, das Böse. Aus diesem Grunde ist auch jene Rede ganz richtig, daß, wer keinen Stoff noch Kräfte zum Bösen in sich hat, auch zum Guten untüchtig sey, wovon wir zu unserer Zeit genugsame Beyspiele gesehen. Die Leidenschaften, welchen unsre negative Moral den Krieg macht, sind Kräfte, deren jede mit der ihr entsprechenden Tugend eine gemeinsame Wurzel hat.

Die Seele alles Hasses ist die Liebe, und im heftigsten Zorn zeigt sich nur die im innersten Centrum angegriffene und aufgereizte Stille. Im gehörigen Maß und organischen Gleichgewicht sind sie die Stärke der Tugend selbst, und ihre unmittelbaren Werkzeuge. „Wenn die Leidenschaften Glieder der Unehre sind," sagt der treffliche J. G. Hamann, „hören sie deswegen auf, Waffen der Mannheit zu seyn? Versteht ihr den Buchstaben der Vernunft klüger, als jener allegorische Kämmerer der alexandrinischen Kirche den der Schrift, der sich selbst zum Verschnittenen machte um des Himmelreichs willen? — Die größten Bösewichter gegen sich selbst macht der Fürst dieses Aeons zu seinen Lieblingen — — seine (des Teufels) Hofnarren sind die ärgsten Feinde der schönen Natur, die freylich Korybanten und Gallier zu Bauchpfaffen, aber starke Geister zu wahren Anbetern hat." Nur mögen dann diejenigen, deren Philosophie mehr für das Gynäceum, als für die Akademie oder die Palästra des Lyceums, gemacht ist, jene dialektischen Sätze nicht vor ein Publikum bringen, das sie eben so, wie sie selber, mißverstehend darin eine Aufhebung alles Unterschiedes von Recht und Unrecht, Gut und Böse sieht, und vor welches sie so wenig, als etwa die Sätze der alten Dialektiker, des Zenon und der übrigen Eleaten, vor das Forum seichter Schöngeister, gehören.

Die Erregung des Eigenwillens geschieht nur, damit die Liebe im Menschen einen Stoff oder Gegensatz finde, darin sie sich verwirkliche. In wie fern die Selbstheit in ihrer Lossagung das Princip des Bösen ist, erregt der Grund allerdings das mögliche Princip des Bösen, aber nicht das Böse selber, noch zum Bösen. Aber auch diese Erregung geschieht nicht nach dem freyen Willen Gottes, der sich in dem Grunde nicht nach diesem oder seinem Herzen, sondern nur nach seinen Eigenschaften bewegt.

Wer daher behauptete, Gott selbst habe das Böse gewollt, müßte den Grund dieser Behauptung in der That der Selbstoffenbarung als der Schöpfung suchen, wie auch sonst oft gemeynt worden, derjenige, der die Welt gewollt, habe auch das

Böse wollen müssen. Allein daß Gott die unordentlichen Geburten des Chaos zur Ordnung gebracht, und seine ewige Einheit in die Natur ausgesprochen, dadurch wirkte er vielmehr der Finsterniß entgegen, und setzte der regellosen Bewegung des verstandlosen Princips das Wort, als ein beständiges Centrum und ewige Leuchte, entgegen. Der Wille zur Schöpfung war also unmittelbar nur ein Wille zur Geburt des Lichtes, und damit des Guten; das Böse aber kam in diesem Willen weder als Mittel, noch selbst, wie Leibnitz sagt, als **Conditio sine qua non** der möglich größten Vollkommenheit der Welt in Betracht. Es war weder Gegenstand eines göttlichen Rathschlusses, noch und viel weniger einer Erlaubniß. Die Frage also, warum Gott, da er nothwendig vorgesehen, daß das Böse wenigstens begleitungsweise aus der Selbstoffenbarung folgen würde, nicht vorgezogen habe, sich überhaupt nicht zu offenbaren, verdient in der That keine Erwiederung. Denn dieß hieße eben so viel als, damit kein Gegensatz der Liebe seyn könne, soll die Liebe selbst nicht seyn, d. h. das absolut-Positive soll dem, was nur eine Existenz als Gegensatz hat, das Ewige dem bloß Zeitlichen geopfert werden. Daß die Selbstoffenbarung in Gott, nicht als eine unbedingt willkührliche, sondern als eine sittlich-nothwendige That betrachtet werden müsse, in welcher Liebe und Güte die absolute Innerlichkeit überwunden, haben wir bereits erklärt. So denn also Gott um des Bösen willen sich nicht geoffenbart, hätte das Böse über das Gute und die Liebe gesiegt. Der Leibnitzische Begriff des Bösen als **Conditio sine qua non** kann nur auf den Grund angewendet werden, daß dieser nämlich den kreatürlichen Willen, (das mögliche Prinzip des Bösen), als Bedingung errege, unter welcher allein der Wille der Liebe verwirklicht werden könne. Warum nun Gott den Willen des Grundes nicht wehre oder ihn aufhebe, haben wir ebenfalls schon gezeigt. Es wäre dieß eben so viel, als daß Gott die Bedingung seiner Existenz, d. h. seine eigne Persönlichkeit aufhöbe. Damit also das Böse nicht wäre, müßte Gott selbst nicht seyn.

Rotteck.

Napoleons Despotie.

(1826.)

Die Franzosen, aufgebläht von Triumphen, erkannten noch nicht, daß die Siege von Ulm und Austerliz über sie selbst nicht minder als über das Ausland erfochten worden; und welche die Fortschritte des Despotismus auch wahrnahmen, die trösteten sich darüber mit dem eitlen Genuß des soldatischen Glanzes. Schon war der republikanische Kalender als verhaßtes Denkmal verhaßter Ideen abgeschafft, und der gregorianische wieder eingeführt worden, — eine an sich gebilligte Verfügung, doch verwerflich wegen des unlauteren Geistes, dem sie entflossen. Die republikanischen Feste hörten jezt auf; dafür ward unter päbstlicher Autorität jenes des 15. Aug. als Gedächtnißtages des „heiligen Napoleon" eingeführt, nicht minder jenes der Jahrestage von der Kaiserkrönung und von der Schlacht bei Austerliz. Bald verschwand auch der Name der „Republik", und man las an dessen Statt in Verkündungen und Gesezen nur vom französischen „Reich" und vom Kaiser der Franzosen

Die Unersättlichkeit der Herrschsucht ward nur noch übertroffen von der Ausschweifung der Schmeichelei. Alle Umgebungen Napoleon's wetteiferten in Ausdrücken der Knechtschaft und der Vergötterung. An der Spize des kriechenden Ungeziefers aber stund immer der Senat, schlechter als jener, über welchen einst Tiberius seinen Ekel äußerte. Bei der Heimkehr

von Austerliz legte der Senat Napoleon feierlich den Namen des „Großen" bey, denn es sey die Stimme des Volkes, und hier wirklich die Stimme Gottes, die ihm solches befehle. Dieses Volk aber hatte längst keine Stimme mehr; bis zum Unerhörten — heuchlerischen Verkündungen der Preßfreiheit zum Troz — stieg der Preßzwang in Sachen der Politik und der Gewalt. Kein nachfolgender Tyrann wird hier Bonaparte übertreffen; und für immer fluchwürdig bleibt der Gewaltsräuber, der so unübertreffliches — leider zur Nachahmung einladendes — Muster aufstellte. Selbst der Rumpf des Tribunats, welcher nach erlittener Verstümmelung noch übrig geblieben, selbst das unmächtige Recht der Vorstellung und Bitte beunruhigte den Despoten. Sofort trug der Senat ihm ein Senatus-Consult entgegen, wodurch das Tribunat völlig abgeschafft, und durch einige aus dem gesezgebenden Körper zu wählende, insgeheim berathende Ausschüsse ersezt ward. Das Tribunat stammelte noch, sich auflösend, einen Dank für seine Zernichtung! —

Damit aber nicht nur das freie Wort verstumme, sondern auch kein freier Gedanke mehr aufkomme, ward mehr und mehr — und hiedurch vor Allem bleibt Napoleon fluchwürdig — die Volkserziehung und das System des Unterrichts durch sklavische Formen und sklavischen Geist vergiftet. Ein neuer Katechismus wurde auf kaiserlichen Befehl in allen katholischen Gemeinden als ausschließliches Lehrbuch eingeführt. Die Religion ward darin frevelhaft herabgewürdigt zur Dienstmagd der Usurpation. Das Conscriptionsgesez mit seinen barbarischen Bestimmungen und Strafen, erhielt dadurch noch eine himmlische Sanktion, und alles Volk ward niedergeworfen zum abgöttischen Dienst gegen den Kaiser als Ebenbild Gottes auf Erden.

Die kaiserliche Universität, welche etwas später in's Leben trat, war die Vollendung des künstlich ersonnenen Erziehungsplans für ein Volk von Knechten. Ein Großmeister

mit fast unumschränkter Gewalt stund an der Spize dieser, alle Unterrichtsanstalten des ganzen Reichs in sich fassenden Universität, von welchem die in jedem Sprengel eines Appellations-Gerichtshofes anzuordnenden Akademien die Bestandtheile wären. Die Akademien faßten in sich die in verschiedenen Orten ihres Sprengels nach Bedürfniß zu errichtenden — aber vereinzelten — Fakultäten der Theologie, der Rechtswissenschaft, der Arzneikunde, der mathematischen und Natur-Wissenschaften und der schönen Literatur, nicht minder die unter jenen sich befindenden Lyceen, Gemeindesekundärschulen und Pensionnate. Die Prinzipien militärisch-klösterlicher Disciplin bei den Zöglingen, und die durch alle Abstufungen sich fortsezende strenge Subordination der Lehrer und Vorsteher bildeten aus der Universität eine wohlorganisirte Maschine, in welcher, wie in irgend einem Verwaltungszweig durch den Wink des Ministers, so hier durch jenen des unmittelbar vom Kaiser gelenkten Großmeisters das ganze Unterrichtsgeschäft im weiten Reiche gleichförmig, pünktlich, in Allem den Interessen der obersten Gewalt dienstbar, also geistlos, weil des edleren, freien Lebens beraubt, geführt ward. Nur solche Wissenschaften und Künste, welche materiellen Nuzen geben, welche den Reichthum, d. h. die Steuerfähigkeit, oder die Streitkräfte, d. h. die Zahl und Fertigkeit der Kriegswerkzeuge mehren, oder den Glanz des Thrones erhöhen mögen, wurden geschäzt von Napoleon. Die den Geist belebenden, das Gemüth bekräftigenden, dem Charakter Würde gebenden, ein freies Urtheil lehrenden wurden gehaßt, ja ängstlich gescheut, und durch geäußerte Geringschäzung, ja Verfolgung niedergedrückt. Daher erfreuten sich wohl die Mathematik, Chirurgie, Chemie, Technologie, Baukunst und ähnliche Disciplinen einer sorgsamen Pflege; dagegen die Philosophie, vor allem das natürliche Recht und die freisinnige Politik waren geächtet, die Geschichte theils zum Schweigen verdammt, theils erniedrigt zur knechtischen Schmeichelei, selbst Moral und Theologie herabgewürdigt zu Dienstmägden des Despotismus. Hiedurch ward aber

eine fortschreitende Verfinsterung unausweichlich vorbereitet. Bald würde das Erlöschen der Philosophie auch die Realwissenschaften um ihren geistigen Werth gebracht, alles Wissen in mechanisches Nachbilden verwandelt, und Frankreich — oder vielmehr Europa, wenn der Plan des Weltreichs reifte — in den traurigen Zustand versenkt haben, worin wir das römische Reich unter seinen Kaisern gesehen haben, und das chinesische seit Jahrtausenden sehen.

Noch ermangelte, damit durchaus alles nur auf die Person des Kaisers bezogen würde, und außer Ihm nicht ein Funke von selbstständiger Würde vorhanden bliebe, die Unterwerfung seines eigenen Hauses. Er bewirkte sie durch das kaiserliche Familien-Statut, wodurch er gleichmäßig die Fesseln des französischen wie jene der Bundesstaaten enger zusammenzog. Alle Glieder des kaiserlichen Hauses wurden dadurch für ihr Lebenlang, und wenn sie auch auf fremden Thronen säßen, in die unbedingteste Abhängigkeit vom Kaiser versezt. Für sie gab es keine Rechte der Großjährigkeit in Schließung von Ehen, Wahl des Aufenthaltsortes, Erziehung der Kinder u. s. w. Des Kaisers Wille blieb für und für ihr höchstes Gesez, und er konnte willkürliche Strafen über sie gleich einem Zuchtmeister verhängen. Zu ähnlicher Unterwürfigkeit wurden gleichzeitig auch die Großwürdeträger des Reichs, und die Herzoge verurtheilt. Ausdrücklich und öffentlich ward denjenigen, welche er zu Regenten erhoben, eingeschärft, ihre erste Pflicht bände sie an den Kaiser, die zweite an Frankreich, und erst nach diesen beiden folge jene für ihre Völker. Und man wagte noch, solche Völker, die Knechte von Knechten, frei und selbstständig zu heißen! —

Doch diese Larve ward jezt weggeworfen. Unumwunden erklärten die Blätter der Regierung: Unabhängigkeit und Gleichheit der Staaten, sowie das Gleichgewicht derselben, seyen Chimären, welche zu lange schon die Welt getäuscht und unglücklich gemacht hätten. Eine präponderirende Macht sey noth-

wendig, um in das Völkerleben Rechtsbestand, Ruhe und Frieden zu bringen. Ein gemeinsamer Schwerpunkt müsse in einem Staatensystem seyn, solle dieses anders sich der Stätigkeit und gesicherter Wohlfahrt erfreuen. Also ward Frankreich vorerst in dem System der ihm verbündeten, d. h. seiner Vasallenstaaten als die zum Wohle Aller präponderirende Macht dargestellt; ein System, welches nach Zweck und Anlage allmälig ganz Europa, ja die ganze civilisirte Welt, umfassen sollte. Diese schalen, und dem wahren Völkerrecht, weil der Freiheit und Selbstständigkeit der Völker, Hohn sprechenden Deklamationen fanden viele gläubige und viele bezahlte Nachbeter, nicht nur in Frankreich, sondern auswärts, zumal leider in Teutschland.

E. T. A. Hoffmann.

Ritter Gluck.

Eine Erinnerung aus dem Jahr 1809.

(1813.)

Der Spätherbst in Berlin hat gewöhnlich noch einige schöne Tage. Die Sonne tritt freundlich aus dem Gewölk hervor, und schnell verdampft die Nässe in der lauen Luft, welche durch die Straßen weht. Dann sieht man eine lange Reihe, buntgemischt, Elegants, Bürger mit der Hausfrau und den lieben Kleinen in Sonntagskleidern, Geistliche, Jüdinnen, Referendare, Professoren, Putzmacherinnen, Tänzer, Officiere u. s. w. durch die Linden nach dem Thiergarten ziehen. Bald sind alle Plätze bei Klaus und Weber besetzt; der Mohrrüben-Kaffee dampft, die Elegants zünden ihre Zigaros an, man spricht, man streitet über Krieg und Frieden, über die Schuhe der Madam Bethmann, ob sie neulich grau oder grün waren, über den geschlossenen Handelsstaat und böse Groschen u. s. w., bis alles in eine Arie aus Fanchon zerfließt, womit eine verstimmte Harfe, ein paar nicht gestimmte Violinen, eine lungensüchtige Flöte und ein spasmatischer Fagott sich und die Zuhörer quälen. Dicht an dem Geländer, welches den Weberschen Bezirk von der Heerstraße trennt, stehen mehrere kleine runde Tische und Gartenstühle; hier athmet man freie Luft, beobachtet die Kommenden und Gehenden, ist entfernt von dem kakophonischen Getöse jenes vermaledeiten Orchesters: da setze ich mich hin, dem leichten Spiel meiner Fantasie mich überlassend, die mir befreundete Gestalten zuführt, mit denen ich über Wissenschaft, über Kunst, über alles was dem Mensch am theuersten seyn soll, spreche. Immer bunter und

bunter wogt die Masse der Spaziergänger bei mir vorüber, aber nichts stört mich, nichts kann meine fantastische Gesellschaft verscheuchen. Nur das verwünschte Trio eines höchst niederträchtigen Walzers reißt mich aus der Traumwelt. Die kreischende Oberstimme der Violine und Flöte, und des Fagotts schnarrenden Grundbaß allein höre ich; sie gehen auf und ab fest an einander haltend in Octaven, die das Ohr zerschneiden, und unwillkürlich, wie jemand, den ein brennender Schmerz ergreift, ruf' ich aus:

Welche rasende Musik! die abscheulichen Octaven! — Neben mir murmelt es:

Verwünschtes Schicksal! schon wieder ein Octavenjäger!

Ich sehe auf und werde nun erst gewahr, daß, von mir unbemerkt, an demselben Tische ein Mann Platz genommen hat, der seinen Blick starr auf mich richtet, und von dem nun mein Auge nicht wieder los kommen kann.

Nie sah ich einen Kopf, nie eine Gestalt, die so schnell einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht hätten. Eine sanft gebogene Nase schloß sich an eine breite, offene Stirn, mit merklichen Erhöhungen über den buschigen, halbgrauen Augenbraunen, unter denen die Augen mit beinahe wildem, jugendlichem Feuer (der Mann mochte über funfzig seyn) hervorblitzten. Das weich geformte Kinn stand in seltsamem Contrast mit dem geschlossenen Munde und ein scurriles Lächeln, hervorgebracht durch das sonderbare Muskelspiel in den eingefallenen Wangen, schien sich aufzulehnen gegen den tiefen, melancholischen Ernst, der auf der Stirn ruhte. Nur wenige graue Löckchen lagen hinter den großen vom Kopfe abstehenden Ohren. Ein sehr weiter, moderner Ueberrock hüllte die große hagere Gestalt ein. So wie mein Blick auf den Mann traf, schlug er die Augen nieder und setzte das Geschäft fort, worin ihn mein Ausruf wahrscheinlich unterbrochen hatte. Er schüttete nämlich aus verschiedenen kleinen Düten mit sichtbarem Wohlgefallen Tabak in eine vor ihm stehende große Dose und feuchtete ihn mit rothem Wein aus einer

Viertelsflasche an. Die Musik hatte aufgehört; ich fühlte die Nothwendigkeit ihn anzureden.

Es ist gut, daß die Musik schweigt, sagte ich; das war ja nicht auszuhalten.

Der Alte warf mir einen flüchtigen Blick zu und schüttete die letzte Düte aus.

Es wäre besser, daß man gar nicht spielte; nahm ich nochmals das Wort. Sind Sie nicht meiner Meinung?

Ich bin gar keiner Meinung, sagte er. Sie sind Musiker und Kenner von Profession. . . .

Sie irren; beides bin ich nicht. Ich lernte ehemals Clavierspielen und Generalbaß, wie eine Sache, die zur guten Erziehung gehört, und da sagte man mir unter anderm, nichts mache einen widrigern Effekt, als wenn der Baß mit der Oberstimme in Octaven fortschreite. Ich nahm das damals auf Autorität an und habe es nachher immer bewährt gefunden.

Wirklich? fiel er mir ein, stand auf und schritt langsam und bedächtig nach den Musikanten hin, indem er öfters, den Blick in die Höhe gerichtet, mit flacher Hand an die Stirn klopfte, wie jemand, der irgend eine Erinnerung wecken will. Ich sah ihn mit den Musikanten sprechen, die er mit gebietender Würde behandelte. Er kehrte zurück, und kaum hatte er sich gesetzt, als man die Ouvertüre der Iphigenia in Aulis zu spielen begann.

Mit halbgeschlossenen Augen, die verschränkten Arme auf den Tisch gestützt, hörte er das Andante; den linken Fuß leise bewegend, bezeichnete er das Eintreten der Stimmen: jetzt erhob er den Kopf — schnell warf er den Blick umher — die linke Hand, mit auseinandergespreizten Fingern, ruhte auf dem Tische, als greife er einen Akkord auf dem Flügel, die rechte Hand hob er in die Höhe: es war ein Kapellmeister, der dem Orchester das Eintreten des andern Tempo's angiebt — die rechte Hand fällt und das Allegro beginnt! — Eine brennende Röthe fliegt über die blassen Wangen; die Augenbraunen fahren zusammen auf

der gerunzelten Stirn, eine innere Wuth entflammt den wilden Blick mit einem Feuer, das mehr und mehr das Lächeln wegzehrt, das noch um den halbgeöffneten Mund schwebte. Nun lehnt er sich zurück, hinauf ziehen sich die Augenbraunen, das Muskelspiel auf den Wangen kehrt wieder, die Augen erglänzen, ein tiefer, innerer Schmerz löst sich auf in Wollust, die alle Fibern ergreift und krampfhaft erschüttert; tief aus der Brust zieht er den Athem, Tropfen stehen auf der Stirn; er deutet das Eintreten des Tutti und andere Hauptstellen an; seine rechte Hand verläßt den Tact nicht, mit der linken holt er sein Tuch hervor und fährt damit über das Gesicht. — So belebte er das Skelett, welches jene paar Violinen von der Ouverture gaben, mit Fleisch und Farben. Ich hörte die sanfte, schmelzende Klage, womit die Flöte emporsteigt, wenn der Sturm der Violinen und Bässe ausgetobt hat und der Donner der Pauken schweigt; ich hörte die leise anschlagenden Töne des Violoncelle, des Fagotts, die das Herz mit unnennbarer Wehmuth erfüllen; das Tutti kehrt wieder, wie ein Riese hehr und groß schreitet das Unisono fort, die dumpfe Klage erstirbt unter seinen zermalmenden Tritten. —

Die Ouverture war geendigt; der Mann ließ beide Arme herabsinken und saß mit geschlossenen Augen da, wie jemand, den eine übergroße Anstrengung entkräftet hat. Seine Flasche war leer: ich füllte sein Glas mit Burgunder, den ich unterdessen hatte geben lassen. Er seufzte tief auf, er schien aus einem Traume zu erwachen. Ich nöthigte ihn zum Trinken; er that es ohne Umstände, und indem er das volle Glas mit einem Zuge hinunter stürzte, rief er aus: Ich bin mit der Aufführung zufrieden! das Orchester hielt sich brav!

Und doch, nahm ich das Wort — doch wurden nur schwache Umrisse eines mit lebendigen Farben ausgeführten Meisterwerks gegeben.

Urtheile ich richtig? — Sie sind kein Berliner!

Ganz richtig; nur abwechselnd halte ich mich hier auf.

Der Burgunder ist gut; aber es wird kalt.

So lassen Sie uns ins Zimmer gehen und dort die Flasche leeren.

Ein guter Vorschlag. — Ich kenne Sie nicht: dafür kennen Sie mich aber auch nicht. Wir wollen uns unsere Namen nicht abfragen; Namen sind zuweilen lästig. Ich trinke Burgunder, er kostet mich nichts, wir befinden uns wohl bei einander, und damit gut.

Er sagte dies alles mit gutmüthiger Herzlichkeit. Wir waren in's Zimmer getreten; als er sich setzte, schlug er den Ueberrock auseinander und ich bemerkte mit Verwunderung, daß er unter demselben eine gestickte Weste mit langen Schößen, schwarz sammtne Beinkleider und einen ganz kleinen, silbernen Degen trug. Er knöpfte den Rock sorgfältig wieder zu.

Warum fragten Sie mich, ob ich ein Berliner sey? begann ich.

Weil ich in diesem Falle genöthigt gewesen wäre, Sie zu verlassen.

Das klingt räthselhaft.

Nicht im mindesten, sobald ich Ihnen sage, daß ich — nun daß ich ein Componist bin.

Noch immer errathe ich Sie nicht.

So verzeihen Sie meinen Ausruf vorhin: denn ich sehe, Sie verstehen sich ganz und gar nicht auf Berlin und auf Berliner.

Er stand auf und ging einigemal heftig auf und ab; dann trat er ans Fenster und sang kaum vernehmlich den Chor der Priesterinnen aus der Iphigenia in Tauris, indem er dann und wann bei dem Eintreten der Tutti an die Fensterscheiben klopfte. Mit Verwundern bemerkte ich, daß er gewisse andere Wendungen der Melodien nahm, die durch Kraft und Neuheit frappirten. Ich ließ ihn gewähren. Er hatte geendigt und kehrte zurück zu seinem Sitz. Ganz ergriffen von des Mannes sonderbarem Benehmen und den fantastischen Aeußerungen eines seltenen musikalischen Talents, schwieg ich. Nach einer Weile fing er an:

Haben Sie nie componirt?

Ja; ich habe mich in der Kunst versucht: nur fand ich alles, was ich, wie mich dünkte, in Augenblicken der Begeisterung geschrieben hatte, nachher matt und langweilig; da ließ ichs dann bleiben.

Sie haben Unrecht gethan: denn schon daß Sie eigne Versuche verwarfen, ist kein übles Zeichen Ihres Talents. Man lernt Musik als Knabe, weil's Papa und Mama so haben wollen; nun wird darauf los geklimpert und gegeigt: aber unvermerkt wird der Sinn empfänglicher für Melodie. Vielleicht war das halb vergessene Thema eines Liedchens, welches man nun anders sang, der erste eigne Gedanke, und dieser Embryo, mühsam genährt von fremden Kräften, genas zum Riesen, der alles um sich her aufzehrte und in sein Mark und Blut verwandelte! — Ha, wie ist es möglich, die tausenderlei Arten, wie man zum Componiren kommt, auch nur anzudeuten! — Es ist eine breite Heerstraße, da tummeln sich Alle herum, und jauchzen und schreien: wir sind Geweihte! wir sind am Ziel! — Durch's elfenbeinerne Thor kommt man in's Reich der Träume: wenige sehen das Thor einmal, noch wenigere gehen durch! Abenteuerlich sieht es hier aus. Tolle Gestalten schweben hin und her, aber sie haben Charakter — eine mehr wie die andere. Sie lassen sich auf der Heerstraße nicht sehen; nur hinter dem elfenbeinernen Thor sind sie zu finden. Es ist schwer aus diesem Reiche zu kommen; wie vor Alzinens Burg versperren die Ungeheuer den Weg — es wirbelt — es dreht sich — viele verträumen den Traum im Reiche der Träume — sie zerfließen im Traum — sie werfen keinen Schatten mehr, sonst würden sie am Schatten gewahr werden den Strahl, der durch dies Reich fährt; aber nur wenige, erweckt aus dem Traume, steigen empor uud schreiten durch das Reich der Träume — sie kommen zur Wahrheit — der höchste Moment ist da: die Berührung mit dem Ewigen, Unaussprechlichen! — Schaut die Sonne an, sie ist der Dreiklang, aus dem die Accorde, Sternen gleich, herabschießen und Euch mit Feuerfaden umspinnen. — Verpuppt

im Feuer liegt Ihr da, bis sich die Psyche emporschwingt in die Sonne. —

Bei den letzten Worten war er aufgesprungen, warf den Blick, warf die Hand in die Höhe. Dann setzte er sich wieder und leerte schnell das ihm eingeschenkte Glas. Es entstand eine Stille, die ich nicht unterbrechen mochte, um den außerordentlichen Mann nicht aus dem Geleise zu bringen. Endlich fuhr er beruhigter fort:

Als ich im Reiche der Träume war, folterten mich tausend Schmerzen und Aengste. Nacht war's und mich schreckten die grinsenden Larven der Ungeheuer, welche auf mich einstürmten und mich bald in den Abgrund des Meeres versenkten, bald hoch in die Lüfte emporhoben. Da fuhren Lichtstrahlen durch die Nacht, und die Lichtstrahlen waren Töne, welche mich umfingen mit lieblicher Klarheit. — Ich erwachte von meinen Schmerzen und sah ein großes, helles Auge, das blickte in eine Orgel, und wie es blickte, gingen Töne hervor und schimmerten und umschlangen sich in herrlichen Accorden wie ich sie nie gedacht hatte. Melodien strömten auf und nieder, und ich schwamm in diesem Strom und wollte untergehen; da blickte das Auge mich an und hielt mich empor über den brausenden Wellen. — Nacht wurde es wieder, da traten zwei Colosse in glänzenden Harnischen auf mich zu: Grundton und Quinte; sie rissen mich empor, aber das Auge lächelte: ich weiß, was deine Brust mit Sehnsucht erfüllt; der sanfte, weiche Jüngling, Terz, wird unter die Colossen treten; du wirst seine süße Stimme hören, mich wieder sehen, und meine Melodien werden dein seyn. —

Er hielt inne.

Und Sie sahen das Auge wieder?

Ja, ich sah es wieder. — Jahre lang seufzt' ich im Reich der Träume — da — ja da! — Ich saß in einem herrlichen Thal und hörte zu, wie die Blumen mit einander sangen. Nur eine Sonnenblume schwieg und neigte traurig den geschlossenen Kelch zur Erde. Unsichtbare Bande zogen mich hin zu ihr —

sie hob ihr Haupt — der Kelch schloß sich auf, und aus ihm strahlte mir das Auge entgegen. Nun zogen die Töne, wie Lichtstrahlen, aus meinem Haupte zu den Blumen, die begierig sie einsogen. Größer und größer wurden der Sonnenblume Blätter — Gluten strömten aus ihnen hervor — sie umflossen mich — das Auge war verschwunden und ich im Kelche. —

Bei den letzten Worten sprang er auf und eilte mit raschen, jugendlichen Schritten zum Zimmer hinaus. Vergebens wartete ich auf seine Zurückkunft: ich beschloß daher, nach der Stadt zu gehen.

Schon war ich in der Nähe des brandenburger Thores, als ich in der Dunkelheit eine lange Figur hinschreiten sah und alsbald meinen Sonderling wiedererkannte. Ich redete ihn an:

Warum haben Sie mich so schnell verlassen?

Es wurde zu heiß und der Euphon fing an zu klingen.

Ich verstehe Sie nicht.

Desto besser.

Desto schlimmer, denn ich möchte Sie gern ganz verstehen.

Hören Sie denn nichts?

Nein.

— Es ist vorüber. — Lassen Sie uns gehen! Ich liebe sonst nicht eben die Gesellschaft; aber — Sie componiren nicht — Sie sind kein Berliner. —

Ich kann nicht ergründen, was Sie so gegen die Berliner einnimmt. Hier, wo die Kunst geachtet und in hohem Maaße ausgeübt wird, sollt' ich meinen, müßte einem Manne von Ihrem künstlerischen Geiste wohl seyn.

Sie irren. — Zu meiner Qual bin ich verdammt, hier, wie ein abgeschiedener Geist, im öden Raume umher zu irren.

Im öden Raume, hier, in Berlin?

Ja, öde ist's um mich her, denn kein verwandter Geist tritt auf mich zu. Ich stehe allein.

Aber die Künstler! die Componisten!

Weg damit! Sie kritteln und kritteln — verfeinern alles

bis zur feinsten Meßlichkeit; wühlen alles durch, um nur einen armseligen Gedanken zu finden; über dem Schwatzen von Kunst, von Kunstsinn, und was weiß ich, — können sie nicht zum Schaffen kommen; und wird ihnen einmal so zu Muthe, als wenn sie ein paar Gedanken ans Tageslicht befördern müßten, so zeigt die furchtbare Kälte ihre weite Entfernung von der Sonne — es ist lappländische Arbeit.

Ihr Urtheil scheint mir viel zu hart. Wenigstens müssen Sie die herrlichen Aufführungen im Theater befriedigen.

Ich hatte es über mich gewonnen, einmal wieder ins Theater zu gehen, um meines jungen Freundes Oper zu hören — wie heißt sie gleich? — Ha, die ganze Welt ist in dieser Oper! Durch das bunte Gewühl geputzter Menschen ziehen die Geister des Orcus — Alles hat hier Stimme und allmächtigen Klang — Teufel! ich meine ja Don Juan! — Aber nicht die Ouverture, welche prestissimo, ohne Sinn und Verstand abgesprudelt wurde, konnt' ich überstehen; und ich hatte mich bereitet dazu durch Fasten und Gebet, weil ich weiß, daß der Euphon von diesen Massen viel zu sehr bewegt wird und unrein anspricht.

Wenn ich auch eingestehen muß, daß Mozarts Meisterwerke größtentheils auf eine kaum erklärliche Weise hier vernachläßigt werden, so erfreuen sich doch Glucks Werke gewiß einer würdigen Darstellung.

Meinen Sie? — Ich wollte einmal Iphigenia in Tauris hören. Als ich ins Theater trete, höre ich, daß man die Ouverture der Iphigenia in Aulis spielt. Hm — denke ich, ein Irrthum; man gibt diese Iphigenia. Ich erstaune, als nun das Andante eintritt, womit die Iphigenia in Tauris anfängt, und der Sturm folgt. Zwanzig Jahre liegen dazwischen. Die ganze Wirkung, die ganze wohlberechnete Exposition des Trauerspiels geht verloren. Ein stilles Meer — ein Sturm — die Griechen werden ans Land geworfen, die Oper ist da! — Wie? hat der Componist die Ouverture ins Gelag hineingeschrieben, daß man sie, wie ein Trompeterstückchen, abblasen kann wie und wo man will?

Ich gestehe den Mißgriff ein. Indessen, man thut doch alles, um Glucks Werke zu heben.

Ei ja! sagte er kurz, und lächelte dann bitter und immer bittrer. Plötzlich fuhr er auf und nichts vermochte ihn aufzuhalten. Er war im Augenblicke wie verschwunden, und mehrere Tage hinter einander suchte ich ihn im Thiergarten vergebens. — —

Einige Monate waren vergangen, als ich an einem kalten regnichten Abende mich in einem entfernten Theile der Stadt verspätet hatte und nun nach meiner Wohnnng in der Friedrichsstraße eilte. Ich mußte bei dem Theater vorbei; die rauschende Musik, Trompeten und Pauken erinnerten mich, daß gerade Glucks Armida gegeben wurde, und ich war im Begriff hineinzugehen, als ein sonderbares Selbstgespräch, dicht an den Fenstern, wo man fast jeden Ton des Orchesters hört, meine Aufmerksamkeit erregte.

Jetzt kömmt der König — sie spielen den Marsch — o paukt, paukt nur zu! — 's ist recht munter! ja, ja, sie müssen ihn heute eilfmal machen — der Zug hat sonst nicht Zug genug. — Ha ha — mästoso — schleppt euch, Kinderchen. — Sieh, da bleibt ein Figurant mit der Schuhschleife hängen! — Richtig, zum zwölften Mal! und immer auf die Dominante hinausgeschlagen! — O ihr ewigen Mächte, das endet nimmer! Jetzt macht er sein Compliment — Armida dankt ergebenst. — Noch einmal? — Richtig, es fehlen noch zwei Soldaten! Jetzt wird ins Recitativ hinein gepoltert. — Welcher böse Geist hat mich hier festgebannt?

Der Bann ist gelöst, rief ich. Kommen Sie!

Ich faßte meinen Sonderling aus dem Thiergarten — denn Niemand anders war der Selbstredner — rasch beim Arm und zog ihn mit mir fort. Er schien überrascht und folgte mir schweigend. Schon waren wir in der Friedrichsstraße, als er plötzlich still stand.

Ich kenne Sie, — sagte er. Sie waren im Thiergarten — wir sprachen viel — ich habe Wein getrunken — habe mich

erhitzt — nachher klang der Euphon zwei Tage hindurch — ich habe viel ausgestanden — es ist vorüber.

Ich freue mich, daß der Zufall Sie mir wieder zugeführt hat. Lassen Sie uns näher mit einander bekannt werden. Nicht weit von hier wohne ich; wie wär' es......

Ich kann und darf zu Niemand gehen.

Nein, Sie entkommen mir nicht; ich gehe mit Ihnen.

So werden Sie noch ein paar hundert Schritte mit mir laufen müssen. Aber Sie wollten ja ins Theater?

Ich wollte Armida hören, aber nun —

Sie sollen jetzt Armida hören! kommen Sie! —

Schweigend gingen wir die Friedrichsstraße hinauf; rasch bog er in eine Querstraße ein, und kaum vermochte ich ihm zu folgen, so schnell lief er die Straße hinab, bis er endlich vor einem unansehnlichen Hause still stand. Ziemlich lange hatte er gepocht, als man endlich öffnete. Im Finstern tappend erreichten wir die Treppe und ein Zimmer im obern Stock, dessen Thüre mein Führer sorgfältig verschloß. Ich hörte noch eine Thüre öffnen; bald darauf trat er mit einem angezündeten Lichte hinein und der Anblick des sonderbar ausstaffirten Zimmers überraschte mich nicht wenig. Altmodisch reich verzierte Stühle, eine Wanduhr mit vergoldetem Gehäuse, und ein breiter schwerfälliger Spiegel gaben dem Ganzen das düstere Ansehen verjährter Pracht. In der Mitte stand ein kleines Clavier, auf demselben ein großes Tintenfaß von Porzellan, und daneben lagen einige Bogen rastrirtes Papier. Ein schärferer Blick auf diese Vorrichtung zum Componiren überzeugte mich jedoch, daß seit langer Zeit nichts mehr geschrieben seyn mußte: denn ganz vergelbt war das Papier und dickes Spinnengewebe überzog das Tintenfaß. Der Mann trat vor einen Schrank in der Ecke des Zimmers, den ich noch nicht bemerkt hatte, und als er den Vorhang wegzog, wurde ich eine Reihe schön gebundener Bücher gewahr mit goldnen Aufschriften: Orfeo, Armida, Alceste, Iphigenia u. s. w., kurz, Glucks Meisterwerke sah ich beisammen stehen

Sie besitzen Glucks sämmtliche Werke? rief ich.

Er antwortete nicht, aber zum krampfhaften Lächeln verzog sich der Mund und das Muskelspiel in den eingefallenen Backen verzerrte im Augenblick das Gesicht zur schauerlichen Maske. Starr den düstern Blick auf mich gerichtet, ergriff er eins der Bücher — es war Armida — und schritt feierlich zum Clavier hin. Ich öffnete es schnell und stellte den zusammengelegten Pult auf; er schien das gern zu sehen. Er schlug das Buch auf, und — wer schildert mein Erstaunen! ich erblickte rastrirte Blätter, aber mit keiner Note beschrieben.

Er begann: Jetzt werde ich die Ouverture spielen; wenden Sie die Blätter um, und zur rechten Zeit! — Ich versprach das, und nun spielte er herrlich und meisterhaft, mit vollgriffigen Accorden, das majestätische Tempo di Marcia, womit die Ouverture anhebt, fast ganz dem Original getreu: aber das Allegro war nur mit Glucks Hauptgedanken durchflochten. Er brachte so viel geniale neue Wendungen hinein, daß mein Erstaunen immer wuchs. Vorzüglich waren seine Modulationen frappant, ohne grell zu werden, und er wußte den einfachen Hauptgedanken so viele melodiöse Melismen anzureihen, daß jene immer in neuer, verjüngter Gestalt wiederzukehren schienen. Sein Gesicht glühte; bald zogen sich die Augenbraunen zusammen und ein lang verhaltener Zorn wollte gewaltsam losbrechen, bald schwamm das Auge in Thränen tiefer Wehmuth. Zuweilen sang er, wenn beide Hände in künstlichen Melismen arbeiteten, das Thema mit einer angenehmen Tenorstimme; dann wußte er, auf ganz besondere Weise, mit der Stimme den dumpfen Ton der anschlagenden Pauke nachzuahmen. Ich wandte die Blätter fleißig um, indem ich seine Blicke verfolgte. Die Ouverture war geendet, und er fiel erschöpft mit geschlossenen Augen in den Lehnstuhl zurück. Bald raffte er sich aber wieder auf und indem er hastig mehrere leere Blätter des Buchs umschlug, sagte er mit dumpfer Stimme:

Alles dieses, mein Herr, habe ich geschrieben, als ich aus

dem Reich der Träume kam. Aber ich verrieth Unheiligen das Heilige, und eine eiskalte Hand faßte in dies glühende Herz. Es brach nicht; da wurde ich verdammt, zu wandeln unter den Unheiligen wie ein abgeschiedner Geist — gestaltlos, damit mich Niemand kenne, bis mich die Sonnenblume wieder emporhebt zu dem Ewigen. — Ha — jetzt lassen Sie uns Armidens Scene singen!

Nun sang er die Schlußscene der Armida mit einem Ausdruck, der mein Innerstes durchdrang. Auch hier wich er merklich von dem eigentlichen Originale ab: aber seine veränderte Musik war die Gluck'sche Scene gleichsam in höherer Potenz. Alles was Haß, Liebe, Verzweiflung, Raserei in den stärksten Zügen ausdrücken kann, faßte er gewaltig in Töne zusammen. Seine Stimme schien die eines Jünglings, denn von tiefer Dumpfheit schwoll sie empor bis zur durchdringenden Stärke. Alle meine Fibern zitterten — ich war außer mir. Als er geendet hatte, warf ich mich ihm in die Arme und rief mit gepreßter Stimme: was ist das? wer sind Sie? —

Er stand auf und maß mich mit ernstem, durchdringendem Blick; doch als ich weiter fragen wollte, war er mit dem Lichte durch die Thüre entwichen und hatte mich im Finstern gelassen. Es hatte beinahe eine Viertelstunde gedauert; ich verzweifelte ihn wieder zu sehen und suchte, durch den Stand des Claviers orientirt, die Thüre zu öffnen, als er plötzlich in einem gestickten Gallakleide, reicher Weste, den Degen an der Seite, mit dem Lichte in der Hand hereintrat.

Ich erstarrte; feierlich kam er auf mich zu, faßte mich sanft bei der Hand und sagte sonderbar lächelnd: Ich bin der Ritter Gluck!

Görres.

I. Das Mittelalter.

(1807.)

Die alten Götter waren gestorben, wie das Laub gefallen war, und wie Grabeshügel lagen die Schutthaufen ihrer Tempel weit umher, und über Tod und Grab erhaben und über Endlichkeit und Zeitlichkeit, war siegreich ein anderer Gott hervorgegangen; er hatte den letzten Athem der Sterbenden aufgeathmet, und alle irdischen Lichter waren in seinem Glanz zerronnen, und das Leben war zu seiner ersten Quelle zurückgegangen; wie es aber durchbrach durch des Grabes Nacht, und glorreich gegen Himmel fuhr, da brachte es die neue Zeit aus der Tiefe mit herauf, Elysium und die Unterwelt entwichen von der Erde, die keinen Raum mehr für sie hatte, und die schöne freudige, alte Sinnlichkeit war nun gebrochen, und die Freundschaft des Menschen mit den Elementen aufgehoben, es war Feindschaft zwischen ihm und der Natur geworden, und er sollte der Schlange den Kopf zertreten. Denn es waren andere Geister ihm aufgestanden, die ein Anderes wollten als die Sinnenfreuden; es waren Flammen in ihm aufgelodert, die das Irdische verzehren wollten, um Höheres zu erlangen, und hohl von innen aufgerieben schwand die sinnliche Natur in sich zusammen; die plastische Fülle magerte mißgestaltet ab, aber auf den Ruinen der irdischen Herrlichkeit wandelten die freudigen Geister, die das Werk der eigenen Hinopferung vollbracht, die sich selbst, ihr Leibliches und alle Lust der Welt dem Ewigen

zur Sühne hingeschlachtet, nnd triumphirend nun über den Gluthen des Scheiterhaufens schwebten, auf den sie selbst freiwillig sich hingelegt. So hatte der Funken, den der alte Prometheus vom Himmel in der Ferula hinweggenommen, des Stengels Mark verzehrt, und wollte nun, leise um die Asche flatternd, sich wieder von der Fessel reißen, in die ihn der Titan gelegt, und wiederkehren zu der Heymath, der ihn die übermächige Kraft entführt. Das war der Genius, den die neue Religion in die Welt geboren, und er traf nicht auf ein ermattetes Geschlecht; lebendige Sinne hatten diese Menschen um das Sinnliche zu genießen, und es galt schweren Kampf zwischen den beiden Welten, bis die Höhere siegte. Und das eben macht die Zeiten so unendlich interessant und rührend, diese starken Naturen demüthig, fromm und hingegeben dem Heiligen zu sehen: denn es ist kein erfreulicher Anblick, wenn die Ohnmacht und die Schwäche gebeugt in kraftloser Andacht verschwimmen; aber wenn die Stärke sich selber zwingt, wenn das Colossale den Nacken von Erz und die geharnischten Knie beugt; wenn die Gewalten, die berufen sind, aufrecht und stolz wie Götter über die Erde hin zu gehen, freiwillig dem Unsichtbaren ohne Heuchelei sich neigen: dann ist's ein freudiger Triumph der Idealiät im Menschen, und ein schöner Sieg des Göttlichen. So war starker, rascher Heldensinn in dieser Zeit; mitten in dem Feudalsystem, das sie itzt so erbittert schmähen, während sie es doch nur in höherer Ordnung in ihren Institutionen wiederhohlen, hatte der Geist der antiken Freiheit sich noch erhalten, und die Freyen in einem Ritterthume sich fortgepflanzt, und die ganze Kernhaftigkeit der alten Zeit ruhte auf diesen Rittern, die ganze wilde Kraft der Leidenschaft trieb die rohen in sich ungezügelten Gemüther, und ausgleichend und beschwichtigend und glühend schwebte dann die Religion über dem Toben, und beschwor den Sturm und führte Ebenmaß zurück und Ruhe in die brausende Gährung. Es war ein metallenes Geschlecht, und das Metall im Menschen wurde in ihm durch Feuers Macht zum reinen

Silberblick geläutert, und die Schlacken zogen sich in die Knochenasche des Gemeinen und des Irdischen nieder. Und was das Alterthum in dem Grade nie gekannt, auch in der Weiblichkeit trat ein Priesterthum hervor, das die Prophetinen der alten nordischen Zeit weissagend vorverkündigt; auch die Schönheit hatte sich von den Schranken des Sinnlichen losgewunden, auch sie war triumphirend und verklärt zum Himmel aufgestiegen, und wohnte nun bey Gott; die Geschlechtsverhältnisse aber, die im Alterthume in sich selbst ihre Bedeutung trugen, waren zu Symbolen nun geworden, emblematisch sollten sie das Höhere deuten, und im Fleische den inneren lebendigen Geist ausdrücken. Und es gieng noch ein anderer Cultus und eine andere Andacht in den Heldengemüthern hervor: auch das Schöne hatte seine Kirche, vor dem zarten anmuthsvollen Bilde beugte die Gemeinde auch die Knie, und der Weyhrauch dampfte, und die Blumenkränze dufteten, und die Lauten tönten, und die ewige Lampe brannte fort und fort. Die alte, strenge, klare, lichte, plastische Weiblichkeit war im Liebesfeuer zerronnen, und ein Heiligenschein war hervorgequollen und umfieng nun das Wunderbild, und die Züge wichen in ein mystisch glimmend Licht zurück, und wie mildes Oel floß von ihm die Anmuth aus, und sänftigte die Stürme der Zeit. So giengen Andacht, Liebe, Heldensinn in einen großen Strom zusammen, und der Strom gieng durch alle Gemüther durch, und befruchtete die reiche Sinnlichkeit, und es erblühte der neue Garten der Poesie, das Eden der Romantik. Es war unterdessen aber auch tief im Süden ein anderer Geist und ein ander Gesetz gereift; wie ein sengend, wirbelnd, glühend Feuer, wie ein heißer Samiel war der wilde Mahomed aus Arabiens Wüsten hervorgebrochen; siedend Löwenblut trug dies Geschlecht in seinen Adern; entflammt von der scheitelrechten Sonne, entflammt von innerer Gluth und Enthusiasm kochte das Volk über die Ufer des weiten Welttheils in die Andern hinüber; Afrika war schon überschwemmt, und wie griechisch Feuer brannte die Masse noch auf dem Meere fort, und hatte bald Europa sogar ergriffen.

Früher aber schon hatte sie die heiligen Oerter überfluthet, die Geburtsstätte der neuen Zeit, wo sie jung gewesen war, und ein Kind umwandelte unter den Greisen des Alterthums; hier wo wundervoll das große Himmelszeichen stand, an dem alle Völker vom fernen Norden herab aufblickten, und das sie wie eine Oriflamme zu Einem Volk vereinigte; hier herrschte ein falscher Prophet, und brütete Gift im innersten Herzen selbst der Christenheit, das dann von dort durch alle Adern sich verbreitend sie zerstören sollte. Das mußte wie Aezstoff wund die stolzen, raschen, nordischen Helden nagen; es war unvergleichlich mehr wie Troja und wie goldnes Vließ, nicht die Schönheit war nur gefährdet, die Religion höher und werther ihnen als alles Irdische flehte um Hilfe und um Rettung ihrer Heiligthümer. Plötzlich fuhren Alle, wie von einem Strahl getroffen auf, es galt das Höchste was den Menschen in enthusiastische Bewegung setzen mag; und was irgend nur der Begeisterung fähig war, nahm Theil an dem großen Zuge um den Glauben und um Rache an seinen Verfolgern; und es wälzten sich Heere zahllos und muthig, alle Lanzen im electrischen Lichte des Enthusiasmus flammend, nach dem heiligen Lande hin. Und es begann der ungeheure Kampf des eisernen nordischen Ritterthums mit den Löwenschaaren, die Asien und Afrika ihm entgegen gesendet hatte: es faßten sich die Kämpfenden mit Kraft, es galt ob Erzes Macht, ob Feuers Gewalt das Stärkere sey; die ganze alte Welt war des Kampfes Zeuge, und viele aufeinanderfolgende Generationen sahen sein Ende nicht. So kehrten die alten mythischen Götterkriege unter den Menschen um die Götter zurück; so war die Geschichte zu einem großen religiösen Epos geworden, zu dem jede Nation ihren Gesang geliefert; der ganze Westen aber hatte zu einem großen Dome sich gewölbt, und nach Osten hin am Hochaltare da brannte umgeben von ernster Stille und verschwiegener Dunkelheit in mystisch wunderbarem Lichte das heilige Grab, und geöffnet war über der wundervollen Stätte die hohe Kuppel, und ein Strahl der göttlichen Glorie fiel auf den ge-

weihten Stein herab, und aus ihm hervor quoll dann der Segen der Gnade über die frommen Pilger nieder, die um das Heiligthum sich drängten, nnd wer den heiligen Gral erblickt, der veraltete nimmermehr, und kein Bedürfniß mogt' ihn drängen, und des Todes Stachel stumpfte ab an ihm: im Chore aber erhob sich der Vatikan, und da saß auf hohem Sitz der Oberpriester und lenkte den Dienst, und herrschte über die Andacht der Gemeinde; und die Ritter kamen und legten ihre Trophäen zu den Füßen des Altares nieder. So war's ein Jauchzen und ein Jubel und ein freudig Singen diese Zeit; die Pilger zogen in allen Ländern um, und sangen in Chören von den Thaten der Kreuzfahrer, und von der Wildheit der Unglaubigen, und von den Wundern des Landes, und Alles horchte den Gesängen, und den begeisterten Reden der Prediger, und fühlte sich auch erhoben, und wollte auch schauen das Wunderland und die gebenedeyte Erde: das andere Geschlecht aber, was nicht mitwallen konnte auf die weite Fahrt, faßte die Reden und die Lieder um so tiefer im verschloßnen Busen auf, und sie wurden der innerste schlagende Punct des Lebens, und erblühten in dem warmen Reviere schöner noch, wie jene Doppelblumen, die aus Blumenkelchen in die Höhe steigen, denn es war die Liebe, die sie trieb und pflegte. So trieben und drängten sich alle Kräfte zur Entwicklung vor, an der Liebe hatte die Andacht sich gezündet, an Dieser loderte Jene wieder höher auf; rückwärts wie eine Vergangenheit stand den Kämpfenden die Liebe im fernen Vaterlande, und ein inbrünstig Sehnen rief sie dahin zurück, vorwärts aber schwebte mit Zukunft und Ewigkeit, die Religion, und die Palme winkte und die Myrthe, und die Liebe winkte der Palme zu, und es riß fort mit Zaubers Gewalt. Und die Quellen der Poesie, die im Orient sprangen, und jene die im Occident und im Norden entquollen waren, hatten sich gemischt, und der Orientalism war tief eingedrungen in die nordische Cultur; der Blüthenstaub der südlichen Poesie ward hinüber geweht in die westliche Welt, und es sprangen seltsame Misch-

linge hervor, und es wanderten die Blumen von Süden hinauf, wie früher die Völker von Norden hinuntergewandert waren. Ein üppig Quellen und ein rasches Streben riß daher Alles in dem frohen Rausche hin, das ganze Gemüth war aufgeregt und glühte und schimmerte, und die Kunst war in's Herz des Lebens aufgenommen; und wenn die Sänger von Liebe und von Thaten sangen, und wenn die Ritter von innerer Herzensunruh und Thatendrang getrieben auf Abentheuer zogen, und wenn die Prachtdramen, die Tourniere, sie zum gemeinsamen Wetteifer versammelten, überall war's die innere Begeisterung, die übertrat, und die Lebensgluth, die aus allen Pulsen sich ergoß. Ein schöner langer May war über Europa angebrochen, die Auen grünten jung und saftig, der bunte Farbenteppich war darüber hingelegt, und die Nachtigallen schlugen, und die Wohlgerüche zogen mit den Tönen, und in allen Gemüthern war ein tiefes Sehnen nach fremdem Land erwacht und ein kräftig Streben hatten sie aus blauem Aether eingesogen, und gestählt in der Gluth federten die Kräfte, und es trieb der freudige Jugendmuth. Alle europäischen Nationen aber nahmen Theil an diesem Lebensfeste, Alle vereinigte ein einig Band, der gleiche Trieb begeisterte ein jeglich Volk, und es war nur Eine Erde und zwei Geschlechter auf dieser Erde.

II. Der Dom zu Köln.

(1814.)

Es sind der Reden viel gegenwärtig in gemeinem Umlauf, von großen Denkmalen, die der Zeit errichtet werden sollen. Die Riesensäule soll, aus ihrer tausendjährigen Ruhe aufgerüttelt, nach dem Schlachtfeld an der Elbe wandern. Zierliche Tempelhallen sollen sich dort erheben, und große Wasserwerke Teutschland durchziehen, der Rhein soll auf allen seinen Inseln Bilder und Säulen hegen. Der Wille ist gut und der Vorsatz lobenswerth, aber wenn wir nun unsere Armuth zusammenge-

tragen ihn auszuführen, dann haben wir doch zuletzt wieder nur den Franzosen nachgeahmt, wie wir auch unbewußt gethan, als wir die Plätze unserer Städte und unsere großen Männer im besten Willen sie zu ehren, jüngst umgetauft. Wollen wir teutsch verfahren, dann wenden wir vorerst die Kraft, die eitel nach außen sich verbreiten mögte, gegen uns selbst zurück; wir lassen die Idee, die in uns hineingetreten, mehr und mehr durchleuchten unser Inneres, und es durchwärmen; wir reichen einer dem andern die Leuchte hin, daß er auch sein Licht daran entzünde; wir legen selber Hand an uns, wie der Künstler sie an Erz und Steine legt: und wenn wir es dann zu einer rechten Gestalt gebracht, und uns in Einem Willen aneinander schließen, dann ist unser Volk selber eine leuchtende Ehrensäule, wie noch keine in der Geschichte gestanden hat. Und hat das Innere erst sein Recht erlangt, dann mag es auch dem Aeußeren wohl zu Theile werden, und das Leben kann sich fröhlich offenbaren in Formen und Bildungen, die es spielend der Natur abgewinnt, während es jetzt noch mit ihr ängstlich und knechtisch darum ringen muß. Am liebsten aber wird es dann der Vergangenheit sich zuwenden, eben weil es seine Eitelkeit nicht sucht, und was sie Großes wegen allzumächtiger Gewaltigkeit der Idee unvollendet zurückgelassen, ergänzen und vollenden wollen, indem es dasselbe wie ein heiliges Vermächtniß betrachtet, den späten Enkeln zur Vollziehung hingegeben.

Ein solches Vermächtniß ist der Dom in Köln; und ist auch in uns die teutsche Ehre wieder aufgerichtet, wir können nicht mit Ehren ein ander prunkend Werk beginnen, bis wir dieses zu seinem Ende gebracht, und den Bau vollends ausgeführt haben. Trauernd schwebt die Idee des Meisters über diesem Dome, er hat sie vom Himmel herab beschworen, aber den Leib haben alle Geschlechter, die an ihr vergangen sind, ihr nicht ergänzen können, und so flattert sie halb Geist und halb verkörpert, wie beym Sterbenden oder Ungebornen um die gewaltige Masse, und kann nicht sich ablösen und wiederkehren,

noch auch zur Geburt gelangen, um ein viel tausendjähriges Alter auf Erden durchzuleben. Ein ewiger Vorwurf steht der Bau vor unsern Augen, und der Künstler zürnt aus ihm hervor, daß so viele Menschenalter nicht zur Wirklichkeit gebracht, was er allein, ein schwacher sterblicher Mann, in seines Geistes Gedanken getragen hat. Auch ist ein Fluch darauf gesetzt gewesen, als die Bauleute sich verliefen, und also hat der zornige Geist geflucht: so lange soll Teutschland in Schande und Erniedrigung leben, preiß gegeben eigenem Hader und fremden Uebermuthe, bis sein Volk sich wieder der Idee zugewendet, von der es sich, der Eigensucht nachjagend, losgesagt und bis es durch wahrhaftige Gottesfurcht, gründlich treuen Sinn, festes Zusammenhalten in gleicher Begeisterung, und bescheidene Selbstverläugnung, wieder tauglich worden, solche Werke auszuführen, wie es sie jetzt in seiner Versunkenheit aufgegeben. Die Nächsten haben der wahrsagenden Stimme gelacht, und bey sich überlegt, wie sie es wohl selbst durch eigenen Verstand abwenden, und zu einem guten Ende bringen wollten; aber Jahrhunderte haben den Fluch getragen, und an uns ist er zur Vollziehung kommen. Und weil wir darüber uns wieder auf uns selbst besonnen haben, darum ist auch an uns der Ruf ergangen, zu vollenden, wo jene es gelassen, und auszuführen, was ein Geschlecht, dem wir wieder gleich werden wollen, angefangen. Wahrlich H. v. Kotzebue, Weinbrenner, Wiebeking, und wie sie alle heißen, die mit Plänen zu Monumenten sich abgegeben, Schöneres, Tüchtigeres, Herrlicheres werden sie nicht ersinnen, als dieses in höchster Künstlichkeit einfachste Werk, das uns in jenem Dom vor Augen steht. In seiner trümmerhaften Unvollendung, in seiner Verlassenheit ist es ein Bild gewesen von Teutschland, seit der Sprach- und Gedankenverwirrung; so werde es denn auch ein Symbol des neuen Reiches, das wir bauen wollen. Die anarchische Zeit, die zwischen dem Abbrechen und dem Wiederanfang liegt, werde betrachtet, als sey sie dem Bösen nach gar nicht vorhanden, und knüpfen wir in der That wie

hier im Bilde wieder an, wo die Letzten der guten Zeit abgelassen. Es ist wie ein Gelübde der Väter, das wir zu lösen gehalten sind. Wenn die Kräfte Teutschlands zur Vollendung sich verbinden, dann kann leicht zur Ausführung gebracht werden, was Stadt und Provinz mit großer Anstrengung so weit hinaus geführt. Nicht leicht und luftig aber soll man das Vorhaben nehmen, wie man seither in solchen Dingen gewohnt gewesen, als Gegenstand eines müßigen Hin- und Herredens; nein, verständig soll man Zeit und Kräfte überlegen, und dann wann die Ausführung gesichert ist, werkthätig zur Vollziehung schreiten. Es ist nicht das Werk eines Menschenalters, noch kann es der Armuth angemuthet werden. Darum sey hiermit die erste Anregung nur gegeben, und der Vorschlag künftiger Berathung der Nation empfohlen.

III. Vergangenheit und Zukunft nach den Freiheitskriegen.

(Programm des Rhein. Merkurs 1. Januar 1814.)

Die gegenwärtigen Blätter, deren Erscheinung auf kurze Zeit unterbrochen war, sollen auf Anregung der höhern Behörde von neuem fortgesetzt werden. Aber, wie in den wenigen Tagen dieser Unterbrechung unser Land eine andere Gestalt gewonnen, und ein gänzlicher Umschwung alle Verhältnisse umgekehrt, so soll auch diese Zeitung in Geist und Fassung der Vorigen nicht mehr ähnlich sehen. Unter der strengen Zucht einer in diesem Fache überaus argwöhnischen Polizey konnte diese nichts als der elende Nachhall elender Pariser Blätter werden; ein Kanal mehr, durch den die Lüge und nichtswürdige Politik die Provinzen mit ihrem Gifte tränkte. Die Ereignisse der letztern Zeit haben diese unheilsamen Wässer von unserm Lande abgedämmt, und es ist also geordnet in der Welt, daß, hat das Schlechte erst einmal sein Ziel gefunden, das Gute von selbst

sich einzufinden pflegt. Aber auch zu mehr als einer gewöhnlichen Zeitung möchte die neue Redaktion dies Blatt erheben, nach ihrem Wunsche, und wenn die Mitbürger ihren Beystand nicht versagen, soll sie eine Stimme der Völkerschaften diesseits des Rheines werden.

Es hat im Laufe dieser Zeiten ein Ereigniß sich ergeben, das überraschend, bewundernswürdig, ja erstaunlich die Gestalt der Welt und das Schicksal des Geschlechts auf viele Menschenalter begründen wird. Das teutsche Volk durch Dünkel, Habsucht, Neid und Unverstand längst schon tausendfältig in sich selbst entzweyt, durch Trägheit und Erschlaffung aufgelöset, und darum einem übermüthigen Feinde von der Vorsicht Preis gegeben, der alle Gewaltthätigkeit seiner Revolution zu ihm hinübertrug; dies Volk gedemüthigt, gedrückt, unter die Füße getreten, verspottet und gehöhnt, entwaffnet oder gegen sich selbst zum Streite angehetzt, hat wie ein gebundener Riese mit einem sich erhoben, und alle Ketten sind wie eine böse Verblendung von ihm abgefallen, und die ihn plagten sind vergangen wie üble Träume mit dem Licht des Morgens. Und nun, da der Arm des Bösen, der so schwer auf ihm gelegen, zerbrochen ist, giebt sich erst kund, welch unversiegliche Quelle alles Guten in diesem Volke fließt, und wie die Feinde, die Alles ihm geraubt, den alten Schatz der Treue, des Muthes und der Vaterlandsliebe ihm nicht rauben können. Durch alle Völkerschaften, die den Boden des alten Germaniens bedecken, geht ein Geist freudiger Entsagung und muthigen Zusammenhaltens, eine schöne Begeisterung glüht in aller Herzen, statt der vorigen dumpfen Betäubung ist eine muntere Regsamkeit eingetreten, eine klare Anschauung der Weltverhältnisse nimmt die Stelle kläglichen Unverstandes ein, das Talent, das wie versiegt schien in flacher Erbärmlichkeit, hat in allen Fächern sich hervorgethan, und ein edler Gemeingeist, der den Teutschen so fremd geworden, umschlingt, wie jene Kette den Heerhaufen der Teutonen, so den großen Bund mit festem Band. Die Folgen dieser Erhebung einer starken Nation sind schon in die Weltgeschichte auf-

genommen; die Schlacht bey Leipzig hat ihres Gleichen nicht an Wichtigkeit seit jener auf den Catalaunischen Feldern; und seit dem großen Bunde der Germanier gegen die römische Oberherrschaft hat Teutschland nie so eins in sich, so wehrhaft, so gründlich stark und unüberwindlich da gestanden. Offenbar sind die Teutschen das Organ geworden, in dem die Geschichte weiter würkt; über den Heeren der Verbündeten schwebt jedem Auge sichtbar die ewige Vergeltung, und mißt jedem mit dem Maaße ein, womit er ausgemessen; durch ihre Siege haben die Fügungen der Vorsehung sich kund gegeben, die nicht dem Zufalle Preis giebt die Ereignisse, daß die Lüge herrsche und die Schlechtigkeit, sondern die nach Maaß und Recht zügelt jede freche Gewalt, und Alles zum Guten lenkt. Und das ist das Erfreulichste von Allem, daß die Rechtlichkeit der Nation nach so arger Mißhandlung und so glänzenden Siegen sich kund giebt in jener Mäßigung der Führer des Bundes, die dem niedergeworfenen Feinde nicht Mißhandlung, Knechtschaft und Schande bietet, und dadurch die gerechte Nemesis wieder gegen sich selbst bewaffnet, sondern in ehrenvollem Frieden eben so sehr sein Glück wie das Eigene begründen will. Dieß schöne Maaß, das die Teutschen ihrer großen freygemachten Kraft gegeben, verbürgt ihnen mit Sicherheit den siegreichen Ausgang des Kampfes, der nun seinem Ende naht. Die Begeisterung aber, die sich in der Nation geregt, und die noch lange nachglühen wird, wenn der Streit beyder Völker längst beygelegt wird, während sie ihre künftige äußere Sicherheit begründet, jeglichem Guten Bahn machen, das ein Volk beglücken mag, und das Jahrhundert, das so viele Schmach gesehen, kann leicht in seinem Verlaufe die besten Zeiten Altteutschlands wiederkehren sehen.

Auch die Länder diesseits* des Rheines haben seit dem Beginn der geschriebenen Geschichte dem teutschen Stamme angehört; öfter ihre Regenten wechselnd, haben sie durch alle die

* Von Cöln aus geschrieben und gedacht. Dieser Stadt war damals Deutschland ein jenseitiges geworden. S.

Jahrhunderte Sitten, Sprache, Nationalcharakter unverändert beybehalten. Als die Gewalt der Revolution die Waffen Frankreichs nach Teutschland trieb, wurden sie erobert: welches auch damal der Gegensatz der Partheyen seyn mochte, alle waren sie eins darin, die Vereinigung mit einem fremden Volke als ein großes Uebel zu betrachten. Jahre lang dauerte der Widerstand der Eingebornen gegen die ausländische Macht, als endlich politische Verhandlungen ihr Schicksal unwiderruflich bestimmt, fügten sie sich dem Unabwendbaren, und wurden ruhige, gehorsame Unterthanen, aber ihr Herz blieb bey ihrer Nation, und sie hörten nicht auf Teutsche zu seyn. Der Oberfeldherr hat uns darüber ein ehrenvolles Zeugniß abgelegt, und sicher haben die Aeußerungen des Volksgeistes, auf die er jenes Urtheil gegründet, ihn nicht getäuscht. Die Masse des Volkes ist durch alle die Zeit der fremden Herrschaft sich selbst gleich geblieben, keinerley Art von Gallizism hat unter ihm Platz greifen können, nicht einmal die Sprache hat merklich sich verschlimmert, es hat schwer an die neuen Formen sich gewöhnt, und nie an ihren Bestand geglaubt. Wenn Einzelne von dem fremden Einflusse sich bemeistern ließen, dann ist das eine Sache, die billig persönlicher Willkühr überlassen bleibt, und jetzt von keinem Einflusse auf das Ganze ist.

Indessen, während so das Volk in seinem richtigen Instinkte sich innerlich in keiner Weise irren ließ, hat man aus leicht begreiflichen Gründen geflissentlich Alles gethan, um es mit dem alten Vaterlande außer aller Verbindung zu setzen, damit die angeborne Liebe zu dem verwandten Stamme im Herzen erkalten, und dafür eine neue Zuneigung sich ansetzen möge. Damit haben nach und nach wohl manche der alten Bande sich aufgelöst, die sonst diesseits und jenseits aneinander knüpfte; es ist eine Entfremdung in so manchen nationalen Beziehungen eingetreten, und eine Abgeschlossenheit, als ob diese Länder auf einer Insel lägen, durch einen natürlichen Strom getrennt von Frankreich, durch einen künstlich gegrabenen Kanal aber

geschieden vom teutschen Vaterlande. Kaum mehr, als was das Gerücht gebracht, ist bis auf die letzte Zeit von den großen Ereignissen jenseits in's Innere vorgedrungen, und nur dunkel und im Allgemeinen erkennt die große Menge, was jetzt die Welt bewegt, was jene eingebrochenen Heere so hoch begeistert, und wie viel anders es geworden im alten Vaterlande. Dazu vorzüglich nun sind diese Blätter bestimmt, die Bewohner dieses Landes über jene Verhältnisse aufzuklären, damit sie ihre Zeit deutlich begreifen lernen, und dann nach bestem Wissen ihre Parthey ergreifen können. Denn, obgleich wir einstweilen wahrscheinlich nicht in Allem dem jenseitigen Teutschland gleichgestellt werden, wird doch untheilnehmende Kälte auch an uns nicht geduldet werden. Die verbündeten Heere haben uns einen großen Beweis gegeben, wie sie die alte Landsmannschaft in uns ehren, dadurch, daß sie gleich beym Einrücken uns als Freundesvolk behandelten. Es ist billig, daß wir Freundschaft um Freundschaft geben, und einer Macht, die so schonend sich angekündigt, mit dankbarer Gesinnung entgegenkommen. Die Verbündeten erwarten von uns, außer Erhaltung der innern Ruhe, was sich von selbst versteht, zunächst, daß wir nach bestem Vermögen aus dem Ertrage unseres Landes, so lange es Noth thut, ihre Heere auf ihrem siegreichen Zuge, wo sie dem Feinde teutscher Freiheit den Frieden abringen werden, unterstützen. Auch unsere Unabhängigkeit, und daß wir dem Stamme wiedergegeben werden, dem wir ursprünglich angehören, wird einer der Preise dieses Sieges seyn. Wie sollten wir vorübergehende Opfer scheuen, um zu diesem Ziele zu gelangen, da wir so viele schon bringen mußten, die zu verderblichem Zwecke verwendet wurden; besonders da die natürliche Billigkeit, die unzertrennlich vom Charakter der Teutschen ist, uns verbürgt, daß nicht solche uns angemuthet werden, die unsere Kräfte übersteigen. Ueber alles das werden diese Blätter die Gemüther zu verständigen suchen; damit jeder wisse, worauf die Zeit andringt, und was ihre Zeichen wollen; welcher Preis am Ziele

wartet; welches die Mittel sind, um dahin zu gelangen; welche Entbehrungen der Drang der Ereignisse dieser Generation auflegt, und welches die Pflichten sind, deren Erfüllung das Vaterland von jedem fordert. So unterrichtet, wird jeder der guten Willens ist, leicht das Haupt über den Druck der Gegenwart erheben; überzeugt, daß die ganze große Bewegung der europäischen Völkerschaften nur eine Krise ist, die zum Bessern führt, wird er ohne Murren dem, was unausweichlich andringt, sich unterwerfen. Im wechselseitigen Geben und Empfangen werden dann auch wieder sich die Fäden fester knüpfen, die zwanzigjährige Trennung vielleicht gelöst, und der Friede wird den Bund schon geschlossen finden, den er erst begründen wollte.

Aber auch dem jenseitigen Teutschlande möchten diese Blätter gerne etwas werden. Denn einmal ist Wirkung und Rückwirkung immer gegenseitig, und während unser Volk vom Stamme sich getrennt, hat auch dieser jenem bis zu einem gewissen Punkte sich entfremdet. Jetzt wo mit dem Erwachen des Nationalgeistes der Körper sich wieder in allen seinen Gliedern fühlt, und ein reges Interesse auch die fernsten Völkerschaften teutscher Zunge und teutschen Herzens in einem gemeinsamen Gefühle zusammenfaßt, können wir hoffen, daß auch von dieser Seite die Verhältnisse alter Landsmannschaft von neuem sich knüpfen werden, und daß man uns in derselben Gesinnung entgegen komme, in der wir dem Bunde nahen. Seit jenen zwanzig Jahren ist dieses Land in der Genossenschaft teutscher Völkerschaften beynahe ganz verstummt, und auch früher war es nicht eben sehr beredt; wir möchten in unserm Unternehmen diese rheinische Zunge im großen teutschen Orden, so viel an uns ist, wieder herstellen, und ihr wieder Sitz und Stimme verschaffen im Rathe der Brüder. Nicht unwürdig soll sie sich ankündigen, nicht in eiteln oder schlechten Worten reden, vielmehr soll sie die reine teutsche Sprache in ihrer ursprünglichen Unverfälschtheit, von aller ausländischen Beymischung fern gehalten, sprechen. Als Organ für die Mittheilung der Begeben=

heiten aber wird die Zeitschrift sich von selbst durch das Interesse, was die Nähe des Kriegsschauplatzes ihr geben muß, empfehlen.

Und so möge denn dies Unternehmen unter glücklichem Gestirn beginnen; es sey derselbe Stern, der so oft über Germanien geleuchtet, als es frechem Uebermuthe sich entgegen gesetzt und tyrannischer Gewalt das Schwert entwunden, und der auch jetzt wieder hoch an seinem Himmel glänzt. In der großen Bewegung, die alle Geister jetzt umtreibt, wollen wir nicht müßig seyn; wenig vermag freylich der Einzelne, aber Vieler Zusammenwirken fördert wohl das Werk; und wenn wir jetzt Alle in Einem einig sind, dann kann auch das Unbedeutende Wichtigkeit gewinnen. Darum scheuen wir uns nicht, einen Theil unserer Kraft und Zeit an dies Werk zu setzen, und die Wirkung unserer Bemühungen mag ausfallen, wie ein höherer Geist sie lenkt; aber zu keiner Zeit wird man das Zeugniß uns versagen, daß unsere Triebfedern untadelhaft gewesen sind.

IV. Deutschlands Heil.

(Geschrieben den 18. August 1814, während des Wiener Congresses.)

1. Das Allgemeine.

Das Eine, was uns allein vom unausbleiblichen Untergange retten kann, ist, daß Alle, die teutschen Stammes sind, redlich wie im Felde, so im Werke und dann überall zusammenhalten. Was Einzelne, wie was Völker entzweyen mag, es muß alles vergessen und wenigstens, bis das Geschäft * vollbracht, verschoben seyn. Was Alle eint insgemein, ist das gemeine Wohl, die gleiche Liebe, Treue und dasselbe Vaterland; was trennt und irrt, kann hernach unter uns geschlichtet und vertragen werden. Haß, Eifersucht und jegliche Empfindlichkeit sollen vertagt und ausgeschlossen seyn; die überlegene Willenskraft und aus

* Der künftigen deutschen Verfassung.

heller Höhe ruhig überschauende Geistesklarheit, der ordnende Verstand, der kalte, richtig berechnende Scharfsinn, die leichte, gewandte Lebensklugheit, alle sollen sie sich anerkennen und mit einander sich verbinden: denn es bedarf vieler Kräfte, daß die starke Arbeit gefördert werde, und verschieden sind die Gaben ausgetheilt, damit sie sich suchen und ergänzen durch einander. Feinden sie sich aber gehässig an, dann kann nimmer etwas Gutes werden; und was die Persönlichkeit in blinder Leidenschaft zerstört, ist Alles dem Ganzen rein verloren.

Was uns Noth thut vor Allem, und was zuerst durch die Verfassung gesetzlich begründet werden muß, ist innere Festigkeit und geschlossene Haltung dem Ausland gegenüber. Haben alle andere Völker nur eine einzige Seite gegen uns zu decken, dann sind wir, wie die Perser in Asien, nach allen Seiten blos gegeben; Teutschland ist der Kreuzungspunkt, wo alle Völkerstraßen sich begegnen; alles stößt und drängt, wie von einer inneren Schwerkraft getrieben, gegen uns in der Mitte an; und besäßen die Spanier noch die Niederlande, kein Volk könnte unruhig in seinem Sitze sich bewegen, ohne daß die Wellen irgendwo unmittelbar an die Ufer unseres Landes schlügen. Slavische und lateinische Völker umgeben uns von allen Seiten; beyde gleich sehr uns fremd und abgeneigt, in beyden der gleiche unruhige Trieb sich auf unsere Kosten zu vergrößern. Auch hat es seit den Zeiten der Völkerwanderung also sich geordnet, daß große Vorlande, vom teutschen Stamme bevölkert, jenseits der Weichsel und des Rheines in fremdes Gebiet hinüberziehen, und zu nie aufgegebenen Ansprüchen scheinbare Gründe geben, auf welche zu achten die Ehre des einen und untheilbaren Stammes nicht erlaubt.

Darum ist unsere Stellung auf der hohen Warte des gesammten Welttheils, von wo aus wir mit unablässiger Wachsamkeit auf alle Völkerbewegungen zu achten haben; sicher daß jede, die wir sorglos vorüber gehen lassen, zu unserm Verderben führt. Wie das alte Germanien mit einem Walle von Markmännern

und kriegerischen Völkerschaften im Süden gegen die Weltherrschaft der Römer sich umgab; so müssen wir rundum mit einer solchen Wehre uns umgürten, und mit einer Schildburg uns umschließen. Die bewaffneten Völker werden die Mauern dieser großen Feste seyn, und hoch über ihre Zinnen werden die Fürsten, starke Thürme, sich erheben, die weit umschauen in die Ferne und alle Zugänge sichern und bewahren. Innen muß alles dann ein Leben und ein Bund zum Schutz und Trutze seyn, damit beym ersten Schlage, der an ferner Gränze an Schildesrand auffällt, alles aufmerkend horche, und beym wirklichen Angriff alle insgemein dem angegriffenen Stamme zu Hilfe eilen. Dann allein kann es uns gelingen, daß wir die Schmach nicht wiedersehen, daß Feindesheere aus Donau, Elbe, Weser, Mayn und Lech und Inn unser Herzblut trinken. Wir können in Ruhe unseres Wohlstandes pflegen, und dürfen nicht besorgen, daß er mit jedem Jahrhundert einmal dem frechen Raub zur Beute werde.

Dazu muß alles im gemeinen Wesen sich stark und fest zusammenfügen, also daß die Bande in ruhigen Zeiten lose und nicht drückend das Einzelne umschlingen, im Druck und Noth und dem Anstoß fremder Gewalt aber immer stärker sich zuziehen. Alle benachbarten Völker haben zu diesem Zwecke die Einheit der monarchischen Form ohne Mittelbehörden gewählt, und dadurch für den Angriff große Mittel, für die Vertheidigung starke Schnellkraft sich gewonnen, dabey aber auch Vieles an innerem eigenthümlichem Leben aufgeopfert. In Teutschland widerstrebt zu oberst die religiöse Entzweyung dieser Einheit; ihr widerstrebt der uralte selbstständig eigenthümliche Stammesgeist, der wie in Bergzüge die Nation in sich abgetheilt und gegliedert hat; die liebevolle Anhänglichkeit der Völkerschaften an ihre Fürstenstämme; endlich die fromme Achtung für das Herkömmliche und den urkundlichen und durch die Verjährung langer Zeitläufte gesicherten Besitzstand. Darum ist Teutschland die schwerere Aufgabe zu Theil geworden, die Vielherrschaft durch die Macht der Verfassung und den Gesammtwillen der Nation

also zu bemeistern, daß sie stark wie die Einheit, wenn auch nicht zum Angriff, doch für die Vertheidigung wirkt. Größer ist dann auch der Preis, der auf der Lösung steht; denn das Beste ist die starke Einheit in der freyen Vielheit, und das Gegentheil führt nur allzuleicht zu Erstarrung, Tod und Despotism.

Zu diesem Zwecke müssen die Fürsten vor Allem erkennen, daß sie dieselbe Liebe, Treue, Ergebenheit und den gleichen Gehorsam, den sie von den Untergebenen verlangen, auch ihrerseits der Gesammtheit und dem Vaterland schuldig sind; daß dieselbe Einigkeit und Einheit, die ihre besondere Herrschaft stark macht und kräftigt, auch nach aufwärts allein das Ganze, und in ihm auch wieder ihr Besonderes, bleibend und bestehend machen kann. Die Völker müssen sich in gleicher Weise überzeugen, daß ohne einen entschiednen, kräftig bestimmten öffentlichen Geist der Wille der Fürsten fürs gemeine Wohl ohnmächtig ist, und daß, wenn sie in Läßigkeit versinken, der gesammte Verband nothwendig zu Grunde gehen muß. Völker und Fürsten sind nacheinander die schwere Prüfung dieser Zeiten durchgegangen, jene indem sie zuerst aus dem Taumelbecher französischer Freyheit getrunken, diese indem sie im Schirlingstranke von Napoleons Despotism sich betäubt, und Beyde in der Anarchie ihre Freyheit zu begründen wähnten. So möge denn Beyden auch in ihrem Verhältniß zu einander die harte Lehre nicht verloren seyn, und [mögen] sie nie wieder vergessen, daß die Freyheit der Völker in der Freyheit der Fürsten ihre Schranke findet, aber auch hinwiederum [umgekehrt], und daß in dieser wechselseitigen Beschränkung allein das wahrhaft lebendige, kräftigende Ebenmaas zu Stande kömmt.

Damit aber der öffentliche Geist, wie er sich jetzt glücklicherweise in Teutschland entzündet hat, nachwirken, und die Fürsten halten, tragen und in allem Guten unterstützen, im Bösen abmahnen und ihm entgegenstreben könne, muß ihm in innerer ständischer Verfassung eine verfassungsmäßige Stimme und eine Einwirkung in das Getriebe der Staatsverwesung gestattet werden.

Während die Fürsten sich selbst in höherer Würde als Reichsstände und Stimmführer ihrer Völker, aber untergeordnet dem Gesetz erkennen; werden sie abwärts Vertreter dieser ihrer Völker anerkennen, und dieselbe Freyheit, die sie politisch nach oben hin in Anspruch nehmen, auch bürgerlich nach unten hin gestatten. Starke Völker allein können starke Fürsten machen, und nur die Völker sind zu allen Zeiten stark gewesen, die am gemeinen Wesen Theil genommen. Wo der Staat nur in Wenigen lebt, da führt ihr Verderben ihn auch leicht zum Untergang, und er sinkt und steigt mit ihnen; wo die Gesammtheit aber ihm ihre Theilnahme zugewendet hat, da lebt er ein unverwüstlich immer sich verjüngend Leben. In dem gleichen Gemeinsinn, womit die Fürsten sich zusammenschließen, werden darum auch die Völker sich um die Fürsten drängen, und also durch solche Doppelkraft gebunden wird mit wachsender Gefahr die Verbindung immer enger werden, und genauer und fester geschlossen stehen.

---

2. Die Einzelnen.

Sind aber die äußerlichen Bedingungen zur Begründung des gemeinen Wohles erst wieder hergestellt, dann bleibt uns selbst innerlich die schwerste Arbeit noch zurück. Was wäre die englische Constitution, wenn nicht die starke, herrliche Volkskraft sie immerfort belebte und begeistigte? Was soll uns eine ständische Verfassung, wenn nur die Schlechtigkeit in ihr durch die Erbärmlichkeit vertreten wird, und nichts als eine leere Form weiter das öffentliche Leben hemmt und lähmt? Die Verfassung kann nur wegräumen die äußern Hindernisse der Entwicklung, diese selbst mag nur von innen heraus kommen, aus eigner selbstthätiger Fülle und Lebendigkeit. Ist daher das Ganze erst nach rechter Art und Weise geordnet und eingerichtet, dann und noch zuvor laßt uns dem Besondern in uns selbst die rechte Zucht und Ordnung geben. Lerne jeder Gerechtigkeit üben in all sei-

nem Thun und meiden die abscheuliche Unbilligkeit, an die uns Alle eine gewaltsame Zeit gewöhnt. Schon so viele Jahrtausende hat die Geschichte dem öffentlichen, die Erfahrung dem besondern Leben gepredigt, daß jedes Unrecht, was wir üben, durch Geduldetes gebüßt werden muß; endlich sollten wir doch schon aus Klugheit auf die heilsame Lehre merken, nur Recht zu thun, damit auch Recht uns wieder werde. So lange haben wir dem Baal der Eigensucht gedient, es mögte wohl an der Zeit seyn, daß wir zum besseren Gott der Väter wiederkehrten. Was uns sonst wie Sonnenlicht und Lebensluft gemeines Gut gewesen, worin Alle athmeten und sich sonnten und alles Leben sich gründete; das haben wir elendiglich zerrissen und vertheilt, und siechen nun erbärmlich bey Kerzenlicht und mephitischer Stubenluft. Die großen begeistigenden Ideen, die vorhin die Menschheit zusammenhielten, hat die Entartung zerrissen, in ein Gewimmel kleinlicher Begriffe, und jeder hat sein Götzenbildchen zu sich genommen, dem er in der Nische als seinem Hausgeist räuchert. Der soll nun Geld und Gut verschaffen und verborgene Schätze, darauf geht unser Sinnen und Trachten alle die Tage unseres Lebens. Darüber hat sich der innerliche Krieg entzündet, den die Habsucht fort und fort ohne Stillstand führt, daß jeder den Andern überlistend nur für sich erraffe; daß er zusammenscharre um der Lust zu fröhnen, und unersättliche Gier sich zum einzigen Gesetze mache. Alle höheren Anforderungen wissen wir dabey mit einem Vorrath hohler, schöner Worte abzufertigen, und in täuschender Perspektive uns alle Tugenden vorzumalen, die wir nicht besitzen. So ist unser Zustand ein feineres, zahmeres Faustrecht nur geworden, wo die Beutelschneider ihre ritterlichen Künste üben, und der Rest treuherziger Ehrlichkeit ausgeplündert wird. Soll es also fortan mit uns beschaffen seyn, dann erwarte keiner irgend Segen, auch von dem auf's Beste bestellten Verfassungswerk; dann ist alle Hoffnung eine Thorheit, mag Mose und die Propheten unter sie kommen, sie werden doch thun, was sie gelüstet.

Nicht also soll es in der Zukunft bestehen: wenn wir große

Ansprüche an die Fürsten und ihre Räthe machen, dann soll die Forderung an uns selbst nicht geringer seyn. Von oben herab haben die Bänder der lebendigen Schwere nachgelassen; von unten herauf hat der Zug der innern Wahlverwandtschaften der Elemente sich geschwächt: darum ist die große Auflösung und Gährung in die Zeit gekommen: und Beydes muß miteinander und durcheinander wieder hergestellt werden, soll Glück und Wohlstand wiederkehren. Die Lüge, die ihr Reich auf die Nichtswürdigkeit im Menschen gründen wollen, ist zu Schanden worden; so laßt uns denn mit der alten Wahrheit und dem Guten wieder einmal es versuchen. Bringe jeder Kraft und Liebe zu dem Vereine, Glück und Segen wird er daraus wieder als Zinsen ziehen; wo aber nichts ist, kann nur Nichtiges erwachsen; und wäre die Verfassung übermenschlich klug ersonnen, sie wird ein hölzernes Gerüste seyn. Was in den andern Naturreichen der Zwang zusammenhält, das ist in den Menschlichen der Fügung des Willens überlassen; so laßt uns denn endlich den festen Willen haben, und unsere Freyheit also unverwandt auf's Gute richten, daß sie streng wie die Nothwendigkeit erscheint; sogleich auch wird der Zwang, der uns jetzt bindet und befängt, zur Freyheit werden. Jeder suche sich zuerst selbst das Maas zu geben, daß seine Persönlichkeit in umschriebner menschlicher Gestalt, und nicht einer fressenden Flamme gleich erscheine. Bändigen wir zuerst in uns den wilden Pöbel der Triebe und Leidenschaften, daß er nicht herrisch tobend allein gebiete; halten wir sie im untern Kreise des Lebens eingeschlossen, daß sie seine irdischen Wurzeln umspielen und gründen den körperlichen Bestand der Leiblichkeit. Darüber laßt uns aber pflegen den Adel unseres Wesens in der Brust, Muth, Tapferkeit, Stärke und Entschlossenheit, Gerechtigkeit, Entsagung, Sitte und Rechtlichkeit. Im Haupte soll dann priesterlich wohnen die rechte Frömmigkeit und die Anerkennung der höheren Welt; die Ergebung in die Fügungen der Macht, die da lenkt aus tiefer Verborgenheit; die Einsicht des höheren Gesetzes, das alle Ereignisse in sich ver-

knüpft und ein fortdauerndes Wunder durch alle Geschichte glanzreich bricht; endlich die Ueberzeugung, daß nur das Gute in sich wesenhaft und dauernd, alles Böse aber an sich nichtig und vergänglich ist. Daß jeder nun also auch sein Haus bestelle, der an den Staat Ansprüche zum Bessern macht, wird ferner auch gefordert; denn das häusliche Verhältniß ist der Grund alles Bürgerlichen, und es ist nicht möglich, daß dieses wohl gedeihe, wenn dort nicht Zucht und Ordnung herrscht. Auch die Möglichkeit einer durchgreifenden Erziehung, an die wir so gern die Ansprüche verweisen, die wir uns selbst erlassen, ist allein gegeben auf diese Bedingung hin, denn das Familienleben ist die eigentliche Sittenschule. Das alles, unausweichlich nothwendig, wenn es zu einem gedeihlichen Ziele kommen soll, läßt sich auf dem Congresse nicht verhandeln noch entscheiden; aber die Völker und die Menschen allumher, wie sie Zeugen gewesen sind der großen Lehren, welche die Geschichte der Zeit verkündigt hat, sollen zu diesem Zwecke im Geiste gleichfalls zu ihrem eigenen Congresse versammelt seyn, und dort miteinander Raths werden, was ihren Theil betrifft, und gleichfalls ihren innern Frieden und ihre Institution schließen, während dort die Constitution verabredet wird. Daß es in einem wie im andern zum Besten kommen werde, ist von menschlicher Schwäche nicht zu hoffen; wohl aber daß die erhebende Zeit, wie sie viel Böses gesehen, so auch viel Gutes oben und in der Tiefe gründen werde, und kein verächtliches Erbe aus ihrer Errungenschaft überliefern den folgenden Geschlechtern.

B. G. Niebuhr.

I. Einleitung in die römische Geschichte.

(1811 und 1827.)

Ich habe es unternommen, die römische Geschichte zu schreiben: von den Urzeiten der Stadt bis dahin, wo Augustus Alleinherrschaft über die römische Welt unbestritten anerkannt ward. Ich beginne da, wo aus zusammentretenden Ansiedelungen verschiedenartiger Nationen ein neues Volk entstand; mein Ziel liegt, wo dieses Volk Millionen zu sich aufgenommen, und seine Sprache und seine Gesetze ihnen mitgetheilt hatte: wo es vom Aufgang bis zum Niedergang herrschte, und das letzte der aus Alexanders Eroberungen hervorgegangenen Königreiche eine seiner Provinzen geworden war. Lange, ehe in jenen Zeiten ein historisches Andenken bestimmter Individuen hervortritt, lassen sich die Formen mit Sicherheit erkennen, unter denen das Gemeinwesen bestand: so fest, und auf Jahrhunderte unvertilgbar, waren sie Allem eingedrückt, und so völlig hatte der Einzelne sein Daseyn im Ganzen: wo die Zeit endigt, welche zu umfassen meine Absicht ist, hat sich die Nation in eine gährende Masse aufgelöst, deren entseelte Gestaltung täglich unkenntlicher wird, und zerfällt.

Zahllos sind die Ereignisse und Veränderungen, wodurch die Römer von der einen dieser Gränzen zur entgegengesetzten hindurchgegangen sind: ungeheure Schicksale, gewaltige Thaten und Männer, die es würdig waren, eine riesenmäßige Macht zu bewegen, haben manches aus der römischen Geschichte auch während der unwissendsten Jahrhunderte im Andenken erhalten.

Aber für die frühen Zeiten hat Dichtung einen bunten Schleyer vor die geschichtliche Wahrheit gezogen; dann mischt sich eitle Erdichtung, noch häufiger als vielfach gebildete Volkssage, oft unvereinbar und leicht erkannt, aber auch wohl täuschend angepaßt, mit dürren Chronikumrissen, und dem spärlichen Gewinne eines oder zweyer ächter Historiker aus Urkunden: später, im Verhältniß, beginnt in keiner Geschichte eigentliche Zuverläßigkeit. Es ist aber deshalb doch nicht nothwendig, diese wichtigste aller Historien für den größten Theil ihrer Dauer als hoffnungslos aufzugeben: wird nur kein Anspruch auf solche vollkommne Genauigkeit im Einzelnen gemacht, wie sie für uns wahrlich keinen Werth hat, so läßt sich aus jenen so dunkeln Zeiträumen manches mit nicht schwächerer historischer Sicherheit ermitteln, als aus den Ereignissen der gleichen Zeit in Griechenland: und dieß zu erstreben liegt uns ob.

Am vollkommensten, mehr selbst als für die Archäologie der Griechen, kann es für die innere Geschichte und die inneren Zustände gelingen. Wenige Völker haben, wie die Römer, ein durch fremde Obmacht unverkürztes Leben vollendet: keines unter diesen wenigen mit solcher Kraft und Fülle. Länger als irgendwo wird hier kein Element erstickt: mannichfaltig und zahlreich vom Ursprung her, lebt jedes aus bis es abstirbt, was aber sich überlebt hat, wird beseitigt; ähnliches dann gepflanzt, wo Raum ledig ward oder neuer entstand. Und so erhält sich der Staat jugendlich, der nämliche in seinem Wesen, stets sich erneuend: bis Stockung und Stillstand eintritt, und nun, anstatt der unverwüstlichen Lebensfülle, erst Siechheit, dann tödtliche Krankheit. Aber grade für die Zeiten, deren Kunde mehr errathen als vernommen werden muß, bestanden solches Ebenmaaß und sich also entsprechende Verhältnisse, daß, wo einige Spuren und Ueberreste von kenntlicher Beziehung an das Licht des Tages gebracht sind, sich auch über andere sichere Gewißheit ergibt, von denen es uns nicht gewährt ist, den Schutt aufzuräumen, oder deren unterste Grundsteine aufgerissen

sind. Nicht anders, als wie die Mathematik nur einiges Gegebene bedarf, um eine angestellte Messung zu entbehren.

Wie die See die Ströme, nimmt Roms Geschichte die aller anderen Völker auf, welche früher in der Welt um das Mittelmeer genannt worden waren. Manche erscheinen hier nur, um gleich unterzugehen; andere behaupten eine Zeitlang, meist kämpfend, ihr Daseyn in der früher oder später tödtlichen Berührung. Von allen darf die Geschichte der Römer nicht zulassen, daß ein Bild, welches ihren Namen beleben soll, der Begriff ihres Zustands und ihres Wesens, anderswo gesucht und leicht nicht gefunden werde; oder versäumt, so daß ein leerer Name, oder leichtsinnig ergriffene Bilder, genügen: ihr liegt ob, es aufzustellen, so weit Forschen und Sinnen es möglich machen.

Livius hatte diese Zwecke nicht: er schrieb, weil ihn die Natur mit einer höchst glänzenden Gabe der Auffassung des einzeln Menschlichen und der Erzählung ausgestattet hatte; mit dem Talente des Dichters, nur ohne Leichtigkeit oder Lust zu metrischer Rede. Er schrieb, nicht zweifelnd und nicht überzeugt, wie man die Wunderzeiten des Heroenalters zur Geschichte zog; — wie dieß that, auch wer in Verhältnissen der Gegenwart und Erfahrung nichts weniger denn leichtgläubig war, als ein sorgloser Glaube ungestört von der Kindheit an durchs Leben fortdauerte. Jene urältesten Zeiten, wo die Götter unter den Menschen wandeln, selbst diese wollte er der Geschichte nicht entschieden absprechen: was aus späteren, nicht widerstreitend gegen die irdischen Verhältnisse unsers Geschlechts, erzählt ward, galt ihm nur für unvollständiger und ungewisser, aber für gleichartig mit den Ueberlieferungen bewährter Geschichte. Die Verfassung versäumte er gänzlich, wo nicht innere Fehden seine Aufmerksamkeit auf sie wandten; dann aber sah und richtete er mit den Vorurtheilen der Parthey, der er von den ersten Jugenderinnerungen her anhing, gegen die, welche, gleichbenannt, ihm die nämlichen schienen, in denen er in den Zeiten der Verderbtheit mit Recht die Aergeren unter den kämpfenden Bösen

sah: — endlich, wenn er in den späteren Büchern aus lebendiger Erzählung die unbekannten Länder, wie Britannien, beschrieben hat, so schaffte er sich für die älteren Zeiten keinen Begriff von Völkern und Staaten.

Er suchte die Ausartung seines Zeitalters zu vergessen an der Vergegenwärtigung des Herrlichen vergangener Zeiten; und die behagliche Sicherheit, worin die ermüdete Welt wieder aufathmete, mußte ihm mitten in seiner Wehmuth wohl thun, wenn er die entsezlichen Ereignisse der Bürgerkriege darstellte: er wollte seiner Nation ihre bis dahin stammelnd erzählten und verkannten Thaten verherrlichen und bekannt machen: und er verlieh ihrer Literatur ein colossalisches Meisterwerk, dem die griechische in dieser Art nichts vergleichen konnte, wie keine neuere ihm ein ähnliches an die Seite stellen wird. Kein Verlust, der uns in der römischen Litteratur getroffen, ist mit dem seiner untergegangenen Bücher zu vergleichen.

Aber wären sie erhalten, so würden wir dennoch veranlaßt seyn, eine römische Geschichte zu bilden, wie sie für uns Bedürfniß ist: denn, damit die einer ganz vergangenen Zeit es für uns eben so sey, wie die einer erlebten, damit die römischen Helden und Patrioten nicht wie Miltons Engel, sondern als Wesen von unserm Fleisch und Blut vor uns erscheinen, bedürfen wir nun mehr und Anderes, neben dem, was wir bei ihm unerreichbar erzählt lesen; und läßt es sich verkennen, daß sogar Manches von diesem nun nach achtzehnhundert Jahren dem Gedächtniß auch des theilnehmendsten Lesers sich doch nicht einprägen kann? Die Bedürfnisse einer fremden Zeit, möchte man sie auch höher sezen, als die eigene, sich erkünsteln; die, welche man wirklich hat, sich abläugnen und nicht gewähren wollen, das macht hülflos und freudenlos, und ist kindisch. Mit Livius als Geschichtschreiber wetteifern zu wollen; zu wähnen, es ließen sich die verlornen Theile seines Werks ersezen, wenn nur der Stoff reichlicher wäre, würde lächerlich seyn. Aber das ist kein vermessener Gedanke, es zu unternehmen, abgerissene

stehenden Jüngling, wie Du es bist, keinen andern Beruf lieber und ärmliche Nachrichten mit Sorgfalt und Anstrengung so zu ergründen, zu verbinden und zu beleben, daß daraus für die Zeiträume, wo uns ein Besseres fehlt, im Wesentlichen doch lebendig und voll hervortrete, was aus reichem und edel gebildetem Stoff leicht entsteht.

Wie weit es gelinge, darüber waltet höhere Macht. Aber den Forschungen in dieser Geschichte verdanke ich die lebensvollsten Tage meiner blühenden Jahre; und wie die Fortsetzung des Werks mein Alter nicht minder erfüllen wird, als Livius Schöpfung das seinige, so verbürgt sie mir auch dessen Frischheit und Heiterkeit. Wer Verschwundenes wieder ins Daseyn zurückruft, genießt die Seligkeit des Schaffens: es wäre ein Grosses, wenn es gelingen könnte, für die, welche mich lesen, den Nebel zu zerstreuen, der auf diesem vornehmsten Theil der alten Geschichte liegt, und lichte Helle zu verbreiten: daß ihnen die Römer klar, verständlich, vertraut wie Zeitgenossen, mit ihren Einrichtungen und ihrer Geschichte vor dem Blick stehen, leben und weben.

II. An einen Studiosen der Philologie.

(1822.)

Als mir Deine liebe Mutter schrieb, daß Du eine entschiedene Neigung für philologische Studien zeigtest, äußerte ich ihr meine Freude darüber, und bat sie und Deinen Vater, diese Neigung ja nicht durch andere für Dich entworfene Lebenspläne zu stören. Ich glaube ihr gesagt zu haben, da Philologie die Einleitung zu allen andern Studien sey, so bereite sich der, welcher in den Schuljahren diese Disciplin mit dem Eifer treibe, als solle sie seinen vollen Lebenslauf ausmachen, zu jeder andern, die er auf der Universität wählen möchte; und dann ist mir Philologie so theuer, daß ich einem mir so lieben und nahe-

wünschen möchte, als eben sie. Es giebt keinen friedlicheren und keinen heitereren, keinen, der durch die Art seiner Pflichten und seiner Ausübung, die Herzens- und Gewissensruhe besser sichere: und wie manchesmal habe ich mit Wehmuth beklagt, daß ich diesen verlassen und in ein bewegtes Leben übergegangen bin, welches vielleicht selbst in meinem beginnenden Alter zu keiner dauernden Ruhe gelangen wird. Das Amt namentlich eines Schullehrers ist vollkommen ehrwürdig, und ungeachtet aller Uebel, die seine idealische Schönheit stören, für ein edles Herz wahrlich einer der glücklichsten Lebenspfade: es war dies einst mein selbstgewähltes Lebensziel, und man hätte mich nur immer ihm nachgehen lassen sollen. Ich weiß sehr wohl, daß ich jetzt, verwöhnt durch die große Sphäre, worin ich mein thätiges Leben zugebracht, nicht mehr dafür taugen würde: aber wem ich so herzlich und redlich wohl will wie Dir, dem wünsche ich, daß er sich nicht so verwöhnen, noch von der Stille und dem sichern engen Kreise wegsehnen möge, in dem ich, wie Du, meine Jugend verlebt habe.

Deine liebe Mutter schrieb mir, Du wünschtest mir eine Arbeit vorzulegen, um mir Deinen Fleiß zu beurkunden und mich in Kenntniß zu setzen, welche Fortschritte Du schon gemacht habest. Ich bat sie, Dich dazu aufzumuntern, nicht allein um Dir und den Deinigen einen Beweis des treuen Antheils zu geben, den ich an Dir nehme; sondern auch, weil ich gerade in der Philologie das Ziel bestimmt genug kenne, und die Pfade, welche dahin führen, sowie die täuschenden Irrwege, um den, der einen von jenen zu betreten das Glück gehabt, bestärken zu können, daß er ihn nicht verlasse, und den, der in Gefahr ist sich zu verirren, mit voller Ueberzeugung zu warnen, und ihm zu sagen, wohin er gerathen müsse, wenn er nicht ablenke. Ich selbst bin meinen Weg größtentheils ohne Führer, und leider auch wohl gegen die nur zu schonend gegebenen Winke derer, die es hätten seyn können, durch manches Dornendickicht gewandelt. Zum Glück, und Gott sey es gedankt, habe ich das

Ziel nie aus den Augen verloren und die Richtung wieder gefunden: aber ich wäre ihm viel näher gekommen, und mit weniger Trübsal, wenn man mir den Weg gewiesen hätte. Ich weiß sehr wohl, daß es hauptsächlich aus Schonung unterblieben ist; einer oder der andere hat auch wohl die Mühe gescheut, sich einem Knaben im widerspenstigen Lebensalter verständlich zu machen. Ich weiß auch wohl, daß mir ein nicht mit meiner Neigung übereinstimmender Rath wohl nicht geschmeckt hätte; aber wäre er von einem Berufenen gegeben worden, ich hätte ihn gewiß zu Herzen genommen, und es wäre mir jetzt viel werth, wenn er mir gekommen wäre: selbst herbe und bis auf's Blut verwundend.

Ich sage Dir mit Vergnügen und kann es mit Wahrheit thun, daß Deine Arbeit ein rühmliches Zeugniß für Deinen Fleiß ist, und daß es mich sehr freut zu sehen, wie viel Du in den mehr als sechs Jahren, da wir uns zum letztenmal sahen, gearbeitet und gelernt hast. Ich sehe, daß Du viel gelesen hast, und mit Wißbegierde und Aufmerksamkeit. Zuerst aber muß ich Dich nun unverholen bitten, Dein Latein zu prüfen und Dich zu überzeugen, daß es Dir auf diesem Puncte fehlt. Ich will Dir einige grammatische Fehler nicht aufmutzen; über diesen Punct bin ich ganz der Meinung meines lieben seeligen Spalding, den diese in der Schule am wenigsten ungeduldig machten, wofern nur ihre Anzeichnung fruchtete, sie allmählich auszutilgen. Schlimmer ist, daß Du mehr als einmal mit den Perioden stecken bleibst: daß Du Worte im unrichtigen Sinne brauchst; daß dein Styl aufgedunsen und ohne Haltung ist; daß Du mit den Metaphern unlogisch verfährst.

Du schreibst nicht einfach genug, um einen Gedanken, der dir klar vor Seele steht, ohne Prätension auszudrücken. Daß Du nicht reich und geründet schreiben kannst, ist kein Tadel: denn obgleich es, besonders in frühern Zeiten, einige gegeben, die durch besonders glückliche Leitung eines besondern Talents dies in Deinem Alter wohl gekonnt, so ist diese Vollkommenheit

der Regel nach nicht einmal möglich. Fülle und Reife des Ausdrucks setzt eine Reife der Seele voraus, welche nur der Lauf der Entwickelung bringt. Aber was man immer kann und immer soll, ist, nicht nach einem Schein von mehr trachten, als man vermag, und schlicht und recht denken und sich ausdrücken. Hier also nimm von mir eine heilsame Regel an. Wenn Du lateinische Aufsätze machst, so denke Dir, was Du sagen willst, mit der größten Bestimmtheit, deren Du fähig bist, und fasse es in den anspruchlosesten Ausdruck. Studiere den Periodenbau der großen Schriftsteller und übe Dich manchmal, einzelne nachzubilden, übersetze die Stücke so, daß Du die Perioden auflöst und wenn Du sie zurückübersetzest, so suche die Perioden herzustellen: eine Uebung, wozu Du ja der Leitung deines Lehrers nicht bedarfst: aber thue es nur als Vorübung für den Gebrauch einer reiferen Zeit. Wenn Du schreibst, so forsche ängstlich, ob Deine Sprache von Einer Farbe ist: es gilt mir gleich, ob Du Dich an die von Cicero und Livius, oder an die von Tacitus und Quintilian bindest; aber Einen Zeitraum mußt Du Dir wählen; sonst entsteht ein buntschäckiges Wesen, welches den ordentlichen Philologen eben so ärgert, als ob man Deutsch von 1650 und 1800 unter einander mengte. Suche der Kunst habhaft zu werden, die Sätze zu verbinden, ohne die alles angebliche Latein eine wahre Marter für den Leser ist. Und ganz besonders sieh' bei den Metaphern genau zu: was darin nicht ganz tadellos ist, ist unausstehlich, und eben daher ist Lateinschreiben eine so herrliche Schule alles guten Styls: und nächst dem Latein das Französische, welches auch nichts Ungereimtes duldet, worüber der Deutsche in seiner eigenen Sprache so fatal gleichgültig ist.

Du hast sehr Recht gehabt, die beiden entworfenen Aufsätze, deren du erwähnst, nicht zu schicken, weil du unmöglich etwas Gesundes darüber sagen kannst.

Einzelne Abhandlungen lassen sich nicht schreiben, ehe man das Ganze, in dem ihr Gegenstand enthalten ist, anschaulich

kennt, und in demselben bewandert ist, und ehe man von allen Beziehungen dieses Einzelnen zu anderen Complexen eine genügende Kenntniß hat. Ein andres ist, daß man vom Einzelnen zum Allgemeinen kommen muß, um ein zusammengesetztes Ganze wahrhaft kennen zu lernen. Und dabey braucht man keine systematische Ordnung zu befolgen, sondern kann zufälligen Neigungen nachgeben, vorausgesetzt, daß man umsichtig verfährt, und die Lücken nicht übersieht, welche zwischen den einzelnen Theilen bleiben. Ich habe das eigentliche Studium der alten Geschichte mit Polybius angefangen, und kannte die Zeit des Kleomenes früher genau als die des Perikles: aber ich wußte, daß meine Kenntniß objectiv ein kleines Stückwerk war, und daß ich unendlich mehr gelernt haben müßte, ehe es mir auch nur einfallen dürfe eine Materie zu bearbeiten, die durch viele Zeiträume hindurch ginge, die ich dürftig kannte und unendlich viele Beziehungen hätte, von denen ich eigentlich gar keinen wahren Begriff hatte. Ich arbeitete immer fort, und wenn ich kann, arbeite ich noch täglich, um mir eine lebendige Anschauung des Alterthums zu erringen. Du hast über die Römischen Colonieen und ihren Einfluß auf den Staat zu schreiben unternommen. Es ist aber ganz unmöglich, daß Du von den Römischen Colonien auch nur einen halb richtigen Begriff haben kannst, und um über ihren Einfluß auf den Staat zu reden, müßtest Du nicht nur in die Römische Verfassung Einsicht haben, und die Römische Geschichte genau kennen, sondern Politik und Geschichte der Politik verstehen, welches alles noch unmöglich ist. Wenn ich Dir dies sage, so setze ich Dir hinzu, daß in Deinem Alter keiner von uns allen, die wir uns Philologen nennen dürfen, über diesen Gegenstand hätte arbeiten können; ja nicht einmal Grotius oder Scaliger und Salmasius, die so viel früher als irgend einer von uns vortreffliche Grammatiker wurden. Noch weniger paßt der zweite von Dir erwähnte Gegenstand für Dich. Du mußt genug vom Alterthum wissen um auch zu wissen, daß die Philosophie der Jünglinge bis zu einem weit reiferen Alter

als das Deinige, im schweigenden Hören, im Bestreben zu begreifen und zu lernen bestand. Du kannst die Fakta nicht ordentlich wissen, noch weit weniger aber ein allgemeines Raisonnement, wenn wir auch das Wort „philosophisch" schenken, über ganz einzelne, großentheils problematische anstellen. Lernen, mein Lieber, gewissenhaft lernen: immerfort seine Kenntnisse prüfen und vermehren, das ist unser theoretischer Beruf fürs Leben, und er ist es am allermeisten für die Jugend, die das Glück hat, sich dem Reiz der neuen intellectuellen Welt, welche ihr die Bücher geben, ungehindert überlassen zu können. Wer eine Abhandlung schreibt, er mag sagen, was er will, macht Anspruch zu lehren, und lehren kann man nicht ohne irgend einen Grad von Weisheit, welche der Ersatz ist, den Gott für die hinschwindende Jugendseeligkeit giebt, wenn wir ihr nachstreben. Ein weiser Jüngling ist ein Unding. Auch sage man nicht, daß man solche Ausarbeitungen für sich selbst macht, um einen einzelnen Gegenstand zu ergründen. Wer es in dieser Absicht thut, handelt verkehrt und schadet sich. Fragmentarisch schreibe er sich nieder, was er durchdacht hat; er setze sich nicht hin um beim Schreiben zu denken. Wer in ein geründetes Ganze bringen will, was auch nicht den Schatten einer Vollendung haben kann, weder innerer noch äußerer, der setzt sich in die allergrößte Gefahr, sich mit Schein und Oberflächlichkeit zu begnügen, und eine sehr schlechte und verderbliche Fertigkeit im schlechten Schreiben anzunehmen. Heil dem jungen Baum, der in gutem Boden und günstiger Lage gepflanzt, von sorgsamer Hand in geradem Wuchs erhalten wird, und kernhaftes Holz bildet! Fördert übermäßige Bewässerung seinen Wuchs und ist er schwach und weich, den Streichen des Windes ohne Schutz und Haltung ausgesetzt, so wird sein Holz schwammig und sein Wuchs schief für seine ganze Lebensdauer.

Das Alterthum ist einer unermeßlichen Ruinenstadt zu vergleichen, über die nicht einmal ein Grundriß vorhanden ist, in der sich jeder selbst zurecht finden und sie begreifen lernen muß, das Ganze aus den Theilen, die Theile aus sorgfältiger Ver-

gleichung und Studium, und aus ihrem Verhältniß zum Ganzen. Wenn jemand, der nur einen Anstrich von architektonischen Kenntnissen hat, von Hydrostatik gar nichts weiß, den größten Theil der Ruinen Roms kaum gesehen, außer Rom nun vollends gar nichts, wenn ein solcher über die Ruinen der Wasserleitungen schreiben wollte, der würde etwas machen wie ein Schüler, der über einen Zweig der Alterthumskunde dissertirt.

Du hast also sehr wohlgethan, eine exegetische Ausarbeitung vorzuziehen. Hiezu aber gebe ich die Bemerkung, daß ein Schüler sich innerhalb seiner Gränzen halte: d. h. ein Schüler glaube ja nicht, daß er zu den Erklärungen eines Werks, welches von Meistern bearbeitet ist, noch etwas hinzufügen könne.

Die Exegese ist eben die Frucht des vollendeten Studiums; bei ihr wird aus der Fülle der umfassenden Kenntnisse beides der Sprache und der Sachen gegeben: sie ist nichts anders als Ausdruck des Verständnisses, wie, wo nicht die Zeitgenossen, doch wenigstens die etwas späteren Nationen, für die schon die flüchtigen Beziehungen des Augenblicks verloren waren, verstanden, und dazu gehört ein reifer durchgearbeiteter Verstand, wie eine unendliche Menge von einzelnen Notizen. Der Schüler soll nur zeigen, daß er richtig verstanden, und das Wesentliche aus den Commentatoren mit Angabe, woher er es genommen, ausziehen.

Wozu ich Dich, mein Lieber, vor allen Dingen ermahne, ist, Deinen Sinn zu aufrichtiger Ehrfurcht gegen das Vortreffliche zu reinigen. Es ist die beste Ausstattung des jugendlichen Gemüths, die sicherste Leitung.

Ich muß Dir nun noch Einiges über die Manier Deiner Schreibart sagen. In dieser herrscht zu viel Wortschwall und Du brauchst oft verkehrte Metaphern. Glaube nicht, daß ich unbilligerweise einen gemachten Styl fodere; den fodere ich so wenig von Dir als von irgend einem Deines Alters; ich warne aber vor einer falschen Manier. Alles Schreiben soll nur Ausdruck des Gedankens und der Rede seyn; man muß entweder so schreiben, wie man wirklich eine nicht unterbrochene Rede

führt, die den ächten Gedanken genau und vollkommen ausdrückt, oder so wie man sprechen würde, wenn man sich in Verhältnissen zum Reden aufgefordert fände, in denen man sich allerdings im wirklichen Leben nicht befindet, aber im gegebenen Fall als Schriftsteller. Vom Denken muß alles ausgehen, und der Gedanke muß das Wortgebäude bilden: daß man dies könne, dazu muß man Sprachstudium anwenden, sein Gedächtniß mit reichem Vorrath an Worten und Redensarten ausstatten, sey es in der Muttersprache, sey es in fremden, lebenden oder todten: jene sich scharf definiren, diese in ihrem eigentlichen Sinne, in ihren Gränzen feststellen. Die Schreibübungen des Knaben und Jünglings sollen und dürfen keinen andern Zweck haben als Entwickelung seines Denkens, Bereicherung und Reinigung der Sprache. Genügen uns unsere Gedanken nicht: drehen und krümmen wir uns im Gefühl unserer Dürftigkeit, so wird uns das Schreiben entsetzlich sauer, und wir werden den Muth kaum erhalten. Dies war mein Fall in Deinem Alter und noch lange nachher. Niemand war, der in meine Noth eingegangen wäre und mir geholfen hätte — was am Anfang des Jünglingsalters leicht geschehen kann. Diese Noth empfindet man nicht, wenn man eine Manier annimmt: denn man hat die äußere Gestalt, die sich nicht ergeben will, wenn man von innen heraus arbeitet: oder wenigstens glaubt man sie zu haben, und findet vielleicht auch Andere, die sich vom Schein täuschen lassen: freilich nicht die Kundigen. Aber mit einer Manier verliert man alle Wahrheit und allmählich alle Fähigkeit, etwas Tüchtiges und Selbstständiges hervorzubringen. Um einen Anschein von Fülle zu geben, ist das Ganze nichts als ein hohles Wesen: alle eigne Gedanken werden verdreht und werthlos, man zählt sich zu denen, welchen ähnlich zu sehen man sich einbildet, und ist doch gar nichts, und sinkt zur schlechtesten Klasse der Nachahmer herab.

Mit einiger Fähigkeit Aeußerlichkeiten aufzufassen, muß es sehr leicht seyn, in eine Manier hineinzukommen, aber sich von ihr zu befreien, wenn man das Unglück gehabt, sich damit

zu befangen, äußerst schwer. Die Schwierigkeit, seine Gedanken zu entwickeln und darzustellen, ist um nichts vermindert, wenn man zur Einsicht kommt, wohl aber hat man gegen die schlechte Gewohnheit zu kämpfen, und selten, selten wird jemand diesen doppelten Kampf bestehen. Nicht ohne heroische Anstrengungen wird man, wenn man lange darin beharrt, sich davon losmachen können. Ich fodere Dich also um so dringender auf, diesen Weg gänzlich aufzugeben und ihn künftig aufs sorgfältigste zu vermeiden. Zur Manier gehören auch alle wortreiche und inhaltsschwere Entwickelungen, mit dem falschen Anspruch an eine tiefe Einsicht in den Geist des Dichters.

Vor allen Dingen aber müssen wir in den Wissenschaften unsere Wahrhaftigkeit so rein erhalten, daß wir absolut allen falschen Schein fliehen, daß wir auch nicht das allergeringste als gewiß schreiben, wovon wir nicht völlig überzeugt sind, daß wir nicht, wo wir Vermuthung aussprechen müssen, alles anstrengen, um den Grad unseres Wahrhaltens anschaulich zu machen: wenn wir eingesehene Fehler, die schwerlich jemand entdeckt, nicht selbst anzeigen, wo es möglich ist: wenn wir die Feder niederlegend nicht vor Gottes Angesicht sagen können — ich habe wissentlich, und nach strenger Prüfung, nichts geschrieben, was nicht wahr ist, und weder über uns selbst noch über Andere in nichts getäuscht, unsern verhaßtesten Gegner in keinem anderen Lichte gezeigt, als wir es in unserer Todesstunde vertreten können: — wenn wir das nicht thun, so machen Studium und Litteratur uns ruchlos und sündig.

Hierin bin ich mir bewußt, nichts von Andern zu fordern, wovon ein höherer Geist, der in meiner Seele läse, mir vorwerfen könnte, irgend einmal das Gegentheil gethan zu haben. Diese Gewissenhaftigkeit, verbunden mit Anschauung dessen, was man in der Philologie seyn kann und soll, wenn man öffentlich auftreten will, und mit Ehrfurcht vor den Meistern, machte mich noch lange nach dem Jünglingsalter so scheu mit einer Schrift zu erscheinen; — vielmals von den Theuersten nicht ohne Vor-

würfe aufgefodert, fühlte ich, daß meine Stunde noch nicht gekommen war, die allerdings bei anderer Richtung meines Lebens um mehrere Jahre früher hätte kommen können.

Ich bin hierin so streng, daß ich die ganz gewöhnliche Sitte Citate zu übernehmen, wenn man sie verificirt hat, ohne den zu nennen, wo wir sie gefunden, absolut mißbillige, und mir nie erlaube, wie lästig auch die doppelte Anführung ist. Wenn ich eine Stelle schlechthin citire, so habe ich sie selbst gefunden. Wer anders handelt, der giebt sich das Ansehen einer größeren Belesenheit als ihm zukommt.

Andere mögen weniger streng seyn, ohne daß ich sie tadeln darf, wenn ich annehmen kann, daß es ihnen wirklich völlig gleichgültig sey, ob man ihnen ein tieferes Studium zutraue, als sie gemacht: oder wenn sie voraussetzen, wie es einige thun, daß es sich verstehe, die meisten Citationen würden aus Nachweisungen übernommen. Aber von dem Jüngling fodere ich schlechterdings und unnachläßlich, wäre es auch nur als Tugendübung, die alleränglichste litterarische Wahrhaftigkeit wie jede andere, damit sie vollkommen zur Natur werde, oder vielmehr die Wahrhaftigkeit in der Natur bleibe, die Gott in sie gelegt hat. Mit ihr allein kämpft man sich durch die Welt; die Stunde, in der mein Marcus eine Unwahrheit sagte, oder sich den Schein eines Vorzugs gäbe, den er nicht hätte, würde mich sehr unglücklich machen: es wäre der Fall im Paradiese.

Ich komme jetzt zu einem andern Theil meines Geschäftes, Dir Rath zu geben. Ich wollte, Du hättest keine so große Freude an Satiren, nicht einmal an den Horazischen. Wende Dich zu den Werken, die das Herz erheben, in denen Du große Menschen und große Schicksale siehst, und in einer höhern Welt lebst; wende Dich ab von denen, welche die verächtliche und niedrige Seite gemeiner Verhältnisse und gesunkener Zeiten darstellen. Sie gehören nicht für den Jüngling, und im Alterthum hätte man sie ihm nicht in die Hände kommen lassen. Homer, Aeschylus, Sophokles, Pindar, das sind die Dichter des Jünglings, das sind die, an

denen die großen Männer des Alterthums sich nährten, und welche, so lange Litteratur die Welt erleuchtet, die jugendlich mit ihnen erfüllte Seele für's Leben veredeln werden. Horazens Oden, als Abbild Griechischer Muster, thun dem Jüngling auch wohl und es ist schlimm, daß eine Geringschätzung ihrer sich verbreitet hat, die nur bei einer kleinen Anzahl von Meistern befugt und nicht schnöde ist. In den Sermonen ist Horaz eigenthümlich und geistreicher, aber wer sie zu lesen versteht, liest sie mit Wehmuth; wohlthätig können sie durchaus nicht wirken. Man sieht einen edeln Menschen, der aber aus Neigung und Reflexion sich eine unglückliche Zeit behaglich zu machen sucht und sich einer schlechten Philosophie ergeben hat, die ihn nicht hindert edel zu bleiben, aber zu einer niedrigen Ansicht herabstimmt. Seine Moral beruht nur auf dem Princip des Schicklichen, Wohlanständigen, Vernünftigen: erklärt er doch das Heilsame (um den günstigsten Ausdruck zu wählen) für die Quelle des Begriffs vom Recht. Schlechtigkeit erweckt in ihm Mißbehagen und reizt ihn: nicht zum Zorn, sondern zur leichten Züchtigung. Der Sinn für Tugend, welcher zur Verfolgung des Lasters hinreißt, erscheint gar nicht in ihm, den wir nicht nur in Tacitus, auch in Juvenal sehen, und bei diesem bis zum Entsetzlichen. Juvenal aber darfst Du, wenige Stücke ausgenommen, schlechterdings noch nicht lesen; und Du verlierst dabey nichts: denn wenn Du ihn auch lesen dürftest, so frommte es Deinem Alter nicht, bei'm Anblick des Lasters zu verweilen, anstatt große Gedanken nachzudenken.

Zu jenen Dichtern und unter den Prosaikern zu Herodot, Thucydides, Demosthenes, Plutarch, Cicero, Livius, Cäsar, Sallust, Tacitus, zu diesen bitte ich Dich dringend Dich zu wenden, Dich ausschließlich an sie zu halten. Lies sie nicht um ästhetische Reflexionen über sie zu machen, sondern um Dich in sie hineinzulesen, und Deine Seele mit ihren Gedanken zu erfüllen, um durch die Lectüre zu gewinnen, wie Du durch das ehrerbietige Zuhören bei der Rede großer Männer gewinnen

würdest. Das ist die Philologie, die der Seele Heil bringt, und gelehrte Untersuchungen, wenn man dahin gekommen ist, sie machen zu können, bleiben immer das niedere. Wir müssen die Grammatik (im alten Sinn) genau inne haben: wir müssen alle Disciplinen der Alterthumswissenschaft so weit erwerben, als es uns möglich ist. Aber wenn wir auch die glänzendsten Emendationen machen, und die schwersten Stellen vom Blatt erklären können, so ist es nichts und bloße Kunstfertigkeit, wenn wir nicht die Weisheit und Seelenkraft der großen Alten erwerben: wie sie fühlen und denken.

Zum Studium der Sprache empfehle ich Dir vor Allen Demosthenes und Cicero. Nimm von jenem die Rede pro Corona, von diesem die pro Cluentio, und lies sie mit aller Sammlung, deren Du fähig bist, dann gehe sie so durch, daß Du Dir von jedem Worte, von jeder Phrase Rechenschaft gebest: entwirf Dir ein Argumentum: suche Dir alle historischen Umstände klar zu machen und in Ordnung zu legen. Das wird Dir eine unendliche Arbeit machen, und daraus lernt man, wie wenig man noch wissen kann, und folglich weiß. Wende Dich dann an Deinen Lehrer, nicht um ihn mit unerwartet schweren Aufgaben zu überraschen, — denn es giebt z. B. in der Cluentiana factische Schwierigkeiten, die man, bei der anhaltendsten Vertraulichkeit doch nur durch Hypothesen lösen kann, die sich keinem Gelehrten augenblicklich darbieten — sondern damit er die Freundlichkeit habe für Dich nachzuschlagen und nachzudenken, wo Deine Kräfte und Hülfsmittel erschöpft sind. Entwickele Dir in der Cluentiana das System der Anklage. Sammle Dir Worte und Ausdrücke, besonders Epitheta mit ihren Hauptwörtern und den Kern der Translationen. Uebersetze, bringe nach einigen Wochen das Uebersetzte wieder in die Originalsprache.

Neben dieser grammatischen Arbeit lies einen jener großen Schriftsteller nach dem andern mit größerer Freiheit: aber nach der Vollendung eines Buches, oder eines Abschnitts, rufe Dir das Gelesene ins Gedächtniß zurück und zeichne Dir den Inhalt

in der größten Kürze an. Zeichne Dir dann auch Ausdrücke und Redensarten auf, die Dir besonders wieder gegenwärtig werden, so wie man jedes neugelernte Wort gleich aufschreiben, und den Zettel am Abend wieder durchlesen muß.

Laß für jetzt Kritiker und Emendatoren ungelesen. Die Zeit wird schon kommen, wo Du sie mit Nutzen studieren wirst. Erst muß der Maler zeichnen können, ehe er anfängt Farben zu gebrauchen, und er muß die gewöhnlichen Farben behandeln können, ehe er sich für oder wider den Gebrauch der Lasuren entscheidet. — Vom Schreiben habe ich Dir schon geredet. Laß das buntschäckige Lesen, selbst der alten Schriftsteller: es giebt auch unter ihnen gar viele schlechte. Aeolus ließ nur den einzigen Wind wehen, der Odysseus ans Ziel führen sollte, die übrigen band er: gelöst und durch einander fahrend bereiteten sie ihm endlose Irre.

Die Geschichte studiere doppelt: nach den Personen, und nach den Staaten: mache Dir häufig synchronistische Uebersichten.

Die Lehren, welche ich Dir gebe, würde ich jedem, der an Deiner Stelle wäre, ertheilen. Den Tadel würde ich sehr Vielen zu geben haben. Glaube ja nicht, daß ich dies nicht weiß, und daß ich Dir Deinen Fleiß nicht gerne und nicht nach Verdienst anrechne.

Das Studium, welches ich von Dir fodere, ist sehr unscheinbar, geht langsam, und es wird Dich vielleicht niederschlagen, noch eine lange Reihe von Lehrjahren vor Dir zu sehen. Aber, Lieber, wahrhaft lernen, und wahrhaft gewinnen, ist das wahre Gut des theoretischen Lebens, und unsere Lebenszeit ist so kurz nicht. Wie lang sie aber auch ist, haben wir immerfort zu lernen: Gottlob, daß dem so ist.

Und nun segne Gott Deine Arbeiten, und gebe Dir den rechten Sinn, damit Du sie zu Deinem eignen Heil und Glück führest, zur Freude Deiner Eltern und unsrer Aller, denen Deine Tugend und Achtungswürdigkeit redlich am Herzen liegt.

Heinrich von Kleist.

Michael Kohlhaas.

(1810.)

An den Ufern der Havel lebte um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ein Roßhändler Namens **Michael Kohlhaas**, Sohn eines Schulmeisters, einer der rechtschaffensten zugleich und entsetzlichsten Menschen seiner Zeit. — Dieser außerordentliche Mann würde bis in sein dreißigstes Jahr für das Muster eines guten Staatsbürgers haben gelten können. Er besaß in einem Dorfe, das noch von ihm den Namen führt, einen Meierhof, auf welchem er sich durch sein Gewerbe ruhig ernährte; die Kinder die ihm sein Weib schenkte, erzog er in der Furcht Gottes, zur Arbeitsamkeit und Treue; nicht Einer war unter seinen Nachbarn, der sich nicht seiner Wohlthätigkeit, oder seiner Gerechtigkeit erfreut hätte; kurz die Welt würde sein Andenken haben segnen müssen, wenn er in einer Tugend nicht ausgeschweift hätte. Das Rechtgefühl aber machte ihn zum Räuber und Mörder.

Er ritt einst, mit einer Koppel junger Pferde, wohlgenährt alle und glänzend, ins Ausland, und überschlug eben, wie er den Gewinnst, den er auf den Märkten damit zu machen hoffte, anlegen wolle: theils nach Art guter Wirthe auf neuen Gewinnst, theils aber auch auf den Genuß der Gegenwart: als er an die Elbe kam, und bei einer stattlichen Ritterburg, auf sächsischem Gebiete, einen Schlagbaum traf, den er sonst auf diesem Wege nicht gefunden hatte. Er hielt in einem Augenblick, da eben der Regen heftig stürmte, mit den Pferden still, und rief den Schlagwärter, der auch bald darauf mit einem grämlichen Ge-

sicht aus dem Fenster sah. Der Roßhändler sagte, daß er ihm öffnen solle. Was giebts hier neues? fragte er, da der Zöllner nach einer geraumen Zeit aus dem Hause trat. Landesherrliches Privilegium, antwortete dieser, indem er aufschloß: dem Junker Wenzel von Tronka verliehen. — So, sagte Kohlhaas. Wenzel heißt der Junker? und sah sich das Schloß an, das mit glänzenden Zinnen über das Feld blickte. Ist der alte Herr todt? — Am Schlagfluß gestorben, erwiederte der Zöllner, indem er den Baum in die Höhe ließ. — Hm! Schade! versetzte Kohlhaas. Ein würdiger alter Herr, der seine Freude am Verkehr der Menschen hatte, Handel und Wandel, wo er nur vermochte, forthalf, und einen Steindamm einst bauen ließ, weil mir eine Stute, draußen, wo der Weg ins Dorf geht, das Bein gebrochen. Nun! was bin ich schuldig? — fragte er; und holte die Groschen, die der Zollwärter verlangte, mühselig unter dem im Winde flatternden Mantel hervor. „Ja, Alter," setzte er noch hinzu, da dieser hurtig! hurtig! murmelte, und über die Witterung fluchte: „wenn der Baum im Walde stehen geblieben wäre, wär's besser gewesen, für mich und euch;" und damit gab er ihm das Geld und wollte reiten. Er war aber noch kaum unter den Schlagbaum gekommen, als eine neue Stimme schon: halt dort, der Roßkamm! hinter ihm vom Thurm erscholl, und er den Burgvoigt ein Fenster zuwerfen und zu ihm herabeilen sah. Nun, was giebts Neues? fragte Kohlhaas bei sich selbst, und hielt mit den Pferden an. Der Burgvoigt, indem er sich noch eine Weste über seinen weitläufigen Leib zuknöpfte, kam und fragte, schief gegen die Witterung gestellt, nach dem Paßschein. — Kohlhaas fragte: der Paßschein? Er sagte, ein wenig betreten, daß er, so viel er wisse, keinen habe; daß man ihm aber nur beschreiben möchte, was dies für ein Ding des Herrn sey: so werde er vielleicht zufälligerweise damit versehen seyn. Der Schloßvoigt, indem er ihn von der Seite ansah, versetzte, daß ohne einen landesherrlichen Erlaubnißschein kein Roßkamm mit Pferden über die Gränze gelassen würde.

Der Roßkamm versicherte, daß er siebzehn Mal in seinem Leben, ohne einen solchen Schein, über die Gränze gezogen sey; daß er alle landesherrlichen Verfügungen, die sein Gewerbe angingen, genau kenne; daß dies wohl nur ein Irrthum sein würde, wegen dessen er sich zu bedenken bitte, und daß man ihn, da seine Tagereise lang sey, nicht länger unnützerweise hier aufhalten möge. Doch der Voigt erwiederte, daß er das achtzehntemal nicht durchschlupfen würde, daß die Verordnung deshalb erst neuerlich erschienen wäre, und daß er entweder den Paßschein noch hier lösen, oder zurückkehren müsse, wo er hergekommen sey. Der Roßhändler, den diese ungesetzlichen Erpressungen zu erbittern anfingen, stieg nach einer kurzen Besinnung vom Pferde, gab es einem Knecht, und sagte, daß er den Junker von Tronka selbst darüber sprechen würde. Er ging auch auf die Burg; der Voigt folgte ihm, indem er von filzigen Geldraffern und nützlichen Aderlässen derselben murmelte; und beide traten, mit ihren Blicken einander messend, in den Saal. Es traf sich, daß der Junker eben mit einigen muntern Freunden beim Becher saß, und um eines Schwanks willen ein unendliches Gelächter unter ihnen erscholl, als Kohlhaas, um seine Beschwerde anzubringen, sich ihm näherte. Der Junker fragte, was er wolle; die Ritter, als sie den fremden Mann erblickten, wurden still; doch kaum hatte dieser sein Gesuch, die Pferde betreffend, angefangen, als der ganze Troß schon: Pferde? wo sind sie? ausrief, und an die Fenster eilte, um sie zu betrachten. Sie zogen, da sie die glänzende Koppel sahen, auf den Vorschlag des Junkers in den Hof hinab; der Regen hatte aufgehört; Schloßvoigt und Verwalter und Knechte versammelten sich um sie und alle musterten die Thiere. Der eine lobte den Schweißfuchs mit der Blesse, dem andern gefiel der Kastanienbraune, der dritte streichelte den Schecken mit schwarzgelben Flecken; und Alle meinten, daß die Pferde wie Hirsche wären, und im Lande keine bessern gezogen würden. Kohlhaas erwiederte munter, daß die Pferde nicht besser wären, als die Ritter, die

sie reiten sollten; und forderte sie auf zu kaufen. Der Junker, den der mächtige Schweißhengst sehr reizte, befragte ihn auch um den Preis; der Verwalter lag ihm an ein Paar Rappen zu kaufen, die er wegen Pferdemangels in der Wirthschaft gebrauchen zu können glaubte; doch als der Roßkamm sich erklärt hatte, fanden die Ritter ihn zu theuer, und der Junker sagte, daß er nach der Tafelrunde reiten und sich den König Arthur aufsuchen müsse, wenn er die Pferde so anschlage. Kohlhaas, der den Schloßvoigt und den Verwalter, während sie sprechende Blicke auf die Rappen warfen, mit einander flüstern sah, ließ es aus einer dunklen Vorahndung an nichts fehlen, die Pferde an sie los zu werden. Er sagte zum Junker: „Herr, die Rappen habe ich vor sechs Monaten für 25 Goldgülden gekauft; gebt mir 30, so sollt ihr sie haben." Zwei Ritter, die neben dem Junker standen, äußerten nicht undeutlich, daß die Pferde wohl so viel werth wären; doch der Junker meinte, daß er für den Schweißfuchs wohl, aber nicht eben für die Rappen, Geld ausgeben möchte, und machte Anstalten aufzubrechen; worauf Kohlhaas sagte, er würde vielleicht das nächste Mal, wenn er wieder mit seinen Gaulen durchzöge, einen Handel mit ihm machen; sich dem Junker empfahl, und die Zügel seines Pferdes ergriff, um abzureiten. In diesem Augenblick trat der Schloßvoigt aus dem Haufen vor, und sagte, er höre, daß er ohne einen Paßschein nicht reisen dürfe. Kohlhaas wandte sich und fragte den Junker, ob es denn mit diesem Umstand, der sein ganzes Gewerbe zerstöre, in der That seine Richtigkeit habe? Der Junker antwortete, mit einem verlegenen Gesicht, indem er abging: ja, Kohlhaas, den Paß mußt du lösen. Sprich mit dem Schloßvoigt, und zieh deiner Wege. Kohlhaas versicherte ihn, daß es gar nicht seine Absicht sey, die Verordnungen, die wegen Ausführung der Pferde bestehen möchten, zu umgehen; versprach bei seinem Durchzug durch Dresden den Paß in der Geheimschreiberei zu lösen, und bat ihn nur diesmal, da er von dieser Forderung durchaus nichts gewußt, ziehen zu lassen. Nun!

sprach der Junker, da eben das Wetter wieder zu stürmen anfing, und seine dürren Glieder durchsauste: laßt den Schlucker laufen. Kommt! sagte er zu den Rittern, kehrte sich um und wollte nach dem Schlosse gehen. Der Schloßvoigt sagte, zum Junker gewandt, daß er wenigstens ein Pfand, zur Sicherheit, daß er den Schein lösen würde, zurücklassen müsse. Der Junker blieb wieder unter dem Schloßthor stehen. Kohlhaas fragte, welchen Werth er denn, an Geld oder an Sachen zum Pfande wegen der Rappen zurücklassen sollte? Der Verwalter meinte, in den Bart murmelnd, er könne ja die Rappen selbst zurücklassen. Allerdings, sagte der Schloßvoigt, das ist das Zweckmäßigste; ist der Paß gelös't, so kann er sie zu jeder Zeit wieder abholen. Kohlhaas über eine so unverschämte Forderung betreten, sagte dem Junker, der sich die Wamsschöße frierend vor den Leib hielt, daß er die Rappen ja verkaufen wolle; doch dieser, da in demselben Augenblick ein Windstoß eine ganze Last von Regen und Hagel durch's Thor jagte, rief um der Sache ein Ende zu machen: wenn er die Pferde nicht loslassen will, so schmeißt ihn wieder über den Schlagbaum zurück; und ging ab. Der Roßkamm, der wohl sah, daß er hier der Gewaltthätigkeit weichen mußte, entschloß sich, die Forderung, weil doch nichts anders übrig blieb, zu erfüllen, spannte die Rappen aus, und führte sie in einen Stall, den ihm der Schloßvoigt anwies. Er ließ einen Knecht bei ihnen zurück, versah ihn mit Geld, ermahnte ihn, die Pferde bis zu seiner Zurückkunft wohl in Acht zu nehmen, und setzte seine Reise mit dem Rest der Koppel, halb und halb ungewiß, ob nicht doch wohl wegen aufkeimender Pferdezucht ein solches Gebot im Sächsischen erschienen seyn könne, nach Leipzig, wo er auf die Messe wollte, fort.

In Dresden, wo er in einer der Vorstädte der Stadt ein Haus mit einigen Ställen besaß, weil er von hier aus seinen Handel auf den kleineren Märkten des Landes zu bestreiten pflegte, begab er sich gleich nach seiner Ankunft auf die Ge-

heimschreiberei, wo er von den Räthen, deren er einige kannte, erfuhr, was ihm allerdings sein erster Glaube schon gesagt hatte, daß die Geschichte von dem Paßschein ein Mährchen sey. Kohlhaas, dem die mißvergnügten Räthe auf sein Ansuchen einen schriftlichen Schein über den Ungrund derselben gaben, lächelte über den Witz des dürren Junkers, obschon er noch nicht recht einsah, was er damit bezwecken möchte; und nachdem er die Koppel der Pferde, die er bei sich führte, einige Wochen darauf zu seiner Zufriedenheit verkauft, kehrte er, ohne irgend weiter ein bitteres Gefühl, als das der allgemeinen Noth der Welt, zur Tronkenburg zurück. Der Schloßvoigt, dem er den Schein zeigte, ließ sich nicht weiter darüber aus, und sagte auf die Frage des Roßkamms, ob er die Pferde jetzt wieder bekommen könne: er möchte nur hinunter gehen und sie holen. Kohlhaas hatte aber schon, da er über den Hof ging, den unangenehmen Auftritt zu erfahren, daß sein Knecht, ungebührlichen Betragens halber, wie es hieß, wenige Tage nach dessen Zurücklassung in der Tronkenburg, zerprügelt und weggejagt worden sey. Er fragte den Jungen, der ihm diese Nachricht gab, was denn derselbe gethan? und wer während dessen die Pferde besorgt hätte? worauf dieser aber erwiederte, er wisse es nicht, und darauf dem Roßkamm, dem das Herz schon von Ahnungen schwoll, den Stall, in welchem sie standen, öffnete. Wie groß war aber sein Erstaunen, als er, statt seiner zwei glatten und wohlgenährten Rappen, ein paar dürre, abgehärmte Mähren erblickte; Knochen, denen man, wie Riegeln, hätte Sachen aufhängen können; Mähnen und Haare ohne Wartung und Pflege zusammengeknetet: das wahre Bild des Elends im Thierreiche! Kohlhaas, den die Pferde mit einer schwachen Bewegung anwieherten, war auf das Aeußerste entrüstet, und fragte, was seinen Gaulen widerfahren wäre? Der Junge, der bei ihm stand, antwortete, daß ihnen weiter kein Unglück zugestoßen wäre, daß sie auch das gehörige Futter bekommen hätten, daß sie aber, da gerade Ernte gewesen sey, wegen Mangels an Zugvieh, ein wenig auf den Feldern ge-

braucht worden wären. Kohlhaas fluchte über diese schändliche und abgekartete Gewaltthätigkeit, verbiß jedoch im Gefühl seiner Ohnmacht seinen Ingrimm, und machte schon, da doch nichts anders übrig blieb, Anstalten, das Raubnest mit den Pferden nur wieder zu verlassen, als der Schloßvoigt, von dem Wortwechsel herbeigerufen, erschien, und fragte, was es hier gäbe? Was es gibt? antwortete Kohlhaas. Wer hat dem Junker von Tronka und dessen Leuten die Erlaubniß gegeben, sich meiner bei ihm zurückgelassenen Rappen zur Feldarbeit zu bedienen? Er setzte hinzu, ob das wohl menschlich wäre? versuchte, die erschöpften Gaule durch einen Gertenstreich zu erregen, und zeigte ihm, daß sie sich nicht rührten. Der Schloßvoigt, nachdem er ihn eine Weile trotzig angesehen hatte, versetzte: seht den Grobian! Ob der Flegel nicht Gott danken sollte, daß die Mähren überhaupt noch leben? Er fragte, wer sie, da der Knecht weggelaufen, hätte pflegen sollen? Ob es nicht billig gewesen wäre, daß die Pferde das Futter, das man ihnen gereicht habe, auf den Feldern abverdient hätten? Er schloß, daß er hier keine Flausen machen möchte, oder daß er die Hunde rufen, und sich durch sie Ruhe im Hofe zu verschaffen wissen würde. — Dem Roßhändler schlug das Herz gegen den Wams. Es drängte ihn, den nichtswürdigen Dickwanst in den Koth zu werfen, und den Fuß auf sein kupfernes Antlitz zu setzen. Doch sein Rechtgefühl, das einer Goldwage glich, wankte noch; er war, vor der Schranke seiner eigenen Brust, noch nicht gewiß, ob eine Schuld seinen Gegner drücke; und während er, die Schimpfreden niederschluckend, zu den Pferden trat, und ihnen, in stiller Erwägung der Umstände, die Mähnen zurecht legte, fragte er mit gesenkter Stimme: um welchen Versehens halber der Knecht denn aus der Burg entfernt worden sey? Der Schloßvoigt erwiederte: weil der Schlingel trotzig im Hofe gewesen ist! Weil er sich gegen einen nothwendigen Stallwechsel gesträubt, und verlangt hat, daß die Pferde zweier Jungherren, die auf die Tronkenburg kamen, um seiner Mähren willen auf der freien Straße über-

nachten sollten! — Kohlhaas hätte den Werth der Pferde darum gegeben, wenn er den Knecht zur Hand gehabt, und dessen Aussage mit der Aussage dieses dickmäuligen Burgvoigts hätte vergleichen können. Er stand noch, und streifte den Rappen die Zoddeln aus, und sann, was in seiner Lage zu thun sey, als sich die Scene plötzlich änderte, und der Junker Wenzel von Tronka, mit einem Schwarm von Rittern, Knechten und Hunden, von der Hasenhetze kommend, in den Schloßplatz sprengte. Der Schloßvoigt, als er fragte, was vorgefallen sey, nahm sogleich das Wort, und während die Hunde beim Anblick des Fremden von der einen Seite ein Mordgeheul gegen ihn anstimmten, und die Ritter ihnen von der andern zu schweigen geboten, zeigte er ihm unter der gehässigsten Entstellung der Sache an, was dieser Roßkamm, weil seine Rappen ein wenig gebraucht worden wären, für eine Rebellion verführe. Er sagte mit Hohngelächter, daß er sich weigere, die Pferde als die seinigen anzuerkennen. Kohlhaas rief: „das sind nicht meine Pferde, gestrenger Herr! Das sind die Pferde nicht, die dreißig Goldgülden werth waren! Ich will meine wohlgenährten und gesunden Pferde wieder haben!“ — Der Junker, indem ihm eine flüchtige Bläſſe ins Gesicht trat, stieg vom Pferde, und sagte: wenn der H . . . A . . . die Pferde nicht wiedernehmen will, so mag ers bleiben lassen. Komm, Günther! rief er — Hans! Kommt! indem er sich den Staub mit der Hand von den Beinkleidern schüttelte; und: schafft Wein! rief er noch, da er mit den Rittern unter der Thür war, und ging ins Haus. Kohlhaas sagte, daß er eher den Abdecker rufen, und die Pferde auf den Schindanger schmeißen lassen, als sie so, wie sie wären, in seinen Stall zu Kohlhaasenbrück führen wolle. Er ließ die Gaule, ohne sich um sie zu bekümmern, auf dem Platz stehen, schwang sich, indem er versicherte, daß er sich Recht zu verschaffen wissen würde, auf seinen Braunen, und ritt davon. *

* Auf wie schrecklichem Wege — bis zum eigenen Verderben — sich Kohlhaas Recht verschafft, berichtet der Fortgang der Erzählung.

F. C. Schlosser.

Friedrich Wilhelm I.

(1836.)

Der boshafte Witz der in der französischen Schule gebildeten Spötter hat sich der Geschichte dieses Königs bemächtigt, und hat seine Schattenseite so grell gemacht, daß man Mühe hat, die Manier dieser kräftigen Regenten-Natur aus dem Standpunkte der Zeit und der Bildung, welche eine solche Diktatur oder Despotie forderte, ohne Vorurtheil zu betrachten. Der Meister des bittern Spotts und geistreicher Verhöhnung, Voltäre, hat auf den ersten Seiten des Buchs, das er seine Denkwürdigkeiten nennt, alles Lächerliche und Gehässige zusammengestellt, was sich von einem geizigen und tyrannischen Regenten, und von der unseligen Vereinigung der Verwaltung und Gerechtigkeitspflege, die unter ihm in Teutschland Statt fand und hie und da noch Statt findet, Nachtheiliges und Empörendes sagen läßt. Pölnitz, ein Mann von ähnlichem Witz und gleicher Bildung mit Voltären, hat zu der allgemeinen Schilderung, die dieser gegeben hatte, die einzelnen Züge hinzugesetzt: und Voltäre's Freundin und Correspondentin, die Fürstin von Bayreuth, hat ihren eignen Vater in den Denkwürdigkeiten, die man vor fünfundzwanzig Jahren hervorgezogen hat, fast noch schlimmer behandelt, als Voltäre selbst. Wer indessen das Buch der preußischen Prinzessin, welches wohl hätte ungeschrieben oder wenigstens ungedruckt bleiben können, aufmerksam lieset, würde gewiß, wenn er wählen müßte, der durch Beispiel und Wirkung abschreckenden, geraden, derben, einfachen und doch wieder biedern teutschen Rohheit und Barbarei des Königs vor der

falschen, prahlenden, eiteln, boshaften, verschwenderischen, französischen Hofbildung seiner Tochter, wie sie sich in dem Buche ausspricht, den Vorzug geben. Des Königs Geiz, dessen Uebermaas lächerlich und gehässig ward, schaffte in einer Zeit, wo Verschwendung an der Tagesordnung der Höfe war, seinem Nachfolger die Mittel, den deutschen Namen, der damals unter allen Nationen ein Spott geworden war, zu Ehren zu bringen; Friedrich Wilhelm zeigte außerdem dem deutschen Bürgersmann, den er dadurch ehrte, daß er sich nach seiner Weise kleidete, daß er wie dieser lebte und speisete und redete, auf welche Art der Bürgerstand eigentlich seine Unabhängigkeit sichern kann und muß. Der König ward reich und mächtig, nicht durch Speculationen, Banken, Papier, Kauf und Verkauf, sondern durch Sparsamkeit und Haushalten mit geringem Einkommen; er zeigte dem deutschen Bürger, dem die Erwerbsmittel der Holländer und Engländer, der Lage des Landes und den Umständen nach, nie zu Theil werden können, und dem die Reichthümer des verschwendenden Adels fehlten, daß nicht der Besitz großer Güter, sondern die Verachtung kostbarer Vergnügungen und einfaches Leben reich mache. Von Völlerei, von Virtuosität im Trinken, von Maitressen und genialer Liederlichkeit, von fremden Künsten und Künstlern, Sängern und Tänzern und Geigern war in Berlin keine Rede; aber freilich auch von keiner Bildung und keinem Streben, das nicht einen unmittelbaren Nutzen zum Zwecke hatte. Um zu begreifen, woher des Königs Verachtung der Wissenschaft kam, muß man bedenken, daß die französische Bildung, welche seine Mutter und sein Erzieher der derben, nur auf das unmittelbar Nützliche gerichteten deutschen Natur Friedrich Wilhelms hatten aufdringen wollen, diesem eben so widrig und lästig war, als der unsinnige Aufwand und die französisch-italienisch-spanische Etikette am Hofe seines Vaters. Eine teutsche Bildung gab es gar nicht (das werden wir unten beweisen), und Weber in seinem veränderten Rußland versichert uns ganz ausdrücklich, daß alle teutsche Vornehmen die teutsche

Sprache und ihren Gebrauch verachteten; die Frommen aber, denen Friedrich Wilhelm neben Offizieren und Soldaten ganz allein einiges Vertrauen schenkte, haßten und verfolgten jede Philosophie und Poesie, wenn sie nicht etwa geistlich war.

Sollte man die Verbindung der Frömmigkeit und Barbarei bei Friedrich Wilhelm auffallend finden und ihn tadeln, daß er den Philosophen Wolf wie einen Räuber aus Halle jagte, so muß man wissen, daß die beiden frommen Männer in Halle, Lange und Franke, den König deshalb lobten. Einige Beispiele werden übrigens zeigen, daß Fürsten und freie Städte für die Sache des reinen und wahren Glaubens damals nicht weniger grausam waren, als die vorgeblichen Freunde der Freiheit und Gleichheit in Frankreich zur Schreckenszeit für ihre Träume.

Wäre hier der Ort, die Pedanterei und Tyrannei der Schulen, Kirchen und ihrer lächerlichen Monarchen ausführlich anschaulich zu machen, von dem Hochmuth und dem Trotz der Beamten und des Adels zu handeln, und dieß Alles mit den vorher angeführten Lastern und der Verschwendung der Höfe zu vergleichen, so wäre es leicht, Friedrich Wilhelms Autokratie zu rechtfertigen. Er übte im Namen und im Sinn des Bürgerstandes eine gleichmachende Willkühr: edel und liebenswürdig war er freilich nicht.

Um zu zeigen, wie er gegen die Adelsbildung und academisch-französische Gelehrsamkeit der Zeiten seines Vaters die teutsche Derbheit seines Charakters geltend machte, mögen einige Beispiele folgen. In seiner Zeit, wie heutiges Tags, war es an den Höfen vornehm, französisch zu sprechen; nur mit Gemeinen und Bürgerlichen redete man teutsch, unter sich radbrechte man lieber französisch, als daß man sich im guten Teutsch unterhalten hätte. Friedrich Wilhelm war zwar der französischen Sprache ganz mächtig, er ließ, weil er die herrschende Sitte der Höfe nicht ändern konnte, auch seine Familie französisch erziehen, sprach, wenn der Anstand bei fremdem Besuch es erforderte, selbst französisch, duldete aber gleichwohl nur die teutsche Sprache

in seinen Abendzirkeln, unterhielt sich nur teutsch mit seiner Familie und mit den Gesandten teutscher Mächte. Sein gesunder Sinn verspottete und verhöhnte daher auch seines Vaters oder vielmehr seiner Mutter ganz nach französischem Muster eingerichtete, in Teutschland, wo so vieles Nützliche fehlte, ganz unpassende Berliner Academie als ein leeres Schaugepränge. Nur einmal, bei einer wunderbaren Genesung, erkannte er die Arzneiwissenschaft als abhängig von den Naturwissenschaften und schenkte der Akademie für diese eine kleine Summe. Er umgab sich daher auch nicht, wie alle andren Fürsten, mit Franzosen und Italienern; er schickte nicht fremde Grafen und Markis, wie man damals zu thun pflegte, als seine Gesandte an fremde Höfe, weil er sehr verständig behauptete, „zu seinen Geschäften habe er Teutsche genug, und ein zierliches Compliment in französischer und italienischer Sprache an einem fremden Hofe ablegen zu lassen, sey des Geldes nicht werth, welches er dem Fremden geben müsse."

Die derbe Unwissenheit des Königs und sein Haß gegen Wissenschaft wird dadurch entschuldigt, daß Gelehrsamkeit und Wissen seiner Zeit dem Leben ganz fremd geworden waren. Wohin er blickte, sah er, im Leben und in Büchern, zu seiner Zeit nur das Abgeschmackte der teutschen Gelehrsamkeit, des Bücherschreibens und der unsinnigen Citirwuth, die sein natürlicher Verstand in ihrem wahren Lichte sah. Der König sagte mit Recht: Er wolle von den Leuten, die in dreißig Sprachen Verse machten und alle Bücher, die über die verschiedenen Theile der Wissenschaften geschrieben worden, an den Fingern herzählen könnten, gar nichts wissen, er wolle Leute, die Urtheilskraft hätten, und Fähigkeit und Uebung, diese schnell zu gebrauchen. Wenn er daher jemanden befragte, und dieser nach der in Schulen und Universitäten auch jetzt noch immer gebräuchlichen Weise einen berühmten Mann, wie das heißt, nach dem andern citirte, der dieses oder jenes gesagt habe, so schnitt die teutsche Natur gleich ab und sagte: Er wolle nicht wissen, was dieser

oder jener gesagt habe, sondern was der Befragte davon halte. Er selbst, wie der Theil seiner Nation, dessen Vertreter er war, hatte von Poesie und Philosophie, oder was damit verwandt war, freilich keinen Begriff, er schrieb eben so ungrammatisch als unorthographisch; allein er sah gleichwohl das Bedürfniß der praktischen Wissenschaften für eine Zeit, wo Teutschland noch im Zustande des Mittelalters verharrte, sehr gut ein.

Friedrich Wilhelms Polizei duldete freilich keine freie Aeußerung irgend einer Meinung über Staatssachen: es fiel aber auch damals keinem Teutschen ein, gegen die Obrigkeit, wie man sagte, eine Meinung zu haben. Das Nützliche der Zeitungen sah der König gleichwohl sehr gut ein. Er selbst hielt statt kostbarer Gesandtschaften die holländischen Zeitungen (die einzigen außer den englischen, worin man politische Nachrichten von einiger Bedeutung aufnehmen durfte), die Pariser, Frankfurter, Hamburger, Leipziger, Breslauer und Wiener, und einer von seinen Leuten mußte aus diesen bei Tisch oder in der Tabacksgesellschaft erzählen, oder die Artikel erklären. Er wollte Anfangs in seinen Staaten gar keine Zeitung dulden, als aber seine Armee rühmlich gegen die Schweden focht, durften, weil er gern ihre Thaten bekannt machen wollte, die Berliner Zeitungen wieder erscheinen; aber diese standen unter so strenger Censur, daß, wer wissen wollte, was in Potsdam vorging, die Leidner Zeitung halten mußte. Der Erklärer der Zeitungen, von Gundling, den der König, um die damalige lächerliche Gelehrsamkeit, Titel und Rangsucht zu verspotten, mit allen gelehrten Würden, mit Titeln und Auszeichnungen überhäufte, um ihn hernach auf eine sehr unzarte und rohe Weise der brutalsten Behandlung preißzugeben, hatte viele gelehrte historische Bücher geschrieben und war das Bild des todten Wissens und der damit verbundenen Gemeinheit der Seele, die in Teutschland gehegt wurden.

Die gelehrte römische Rechtswissenschaft schien dem König ebenfalls für das praktische Leben in Teutschland mehr hinderlich

als förderlich, weil die Dauer der Prozesse und die Chikane der Rechtsgelehrten durch die übertriebene Aengstlichkeit, irgend eine Form oder Formel zu übergehen, unendlich werde. Wenn er daher den berühmten Heineccius, den die Holländer nach Leiden riefen, und um dessen Verabschiedung sie ihn baten, nicht aus dem Lande lassen wollte, so war dies nicht Achtung gegen die Rechtsgelehrsamkeit; sondern theils wollte er die Hallenser des Mannes nicht berauben, den er als sein Eigenthum betrachtete, theils antwortete er den Holländern ganz offen: „Da sie nicht litten, daß er große Leute für sein Regiment aus den Niederlanden ziehe, so wolle er auch nicht zugeben, daß der Jurist zu ihnen komme." Was er vom römischen Recht in teutschem Lande hielt, zeigte er auch dadurch, daß er den verrückten Bartholdy, der in seiner Gesellschaft ebenfalls mit barbarischem handgreiflichen Spotte verhöhnt ward, als Professor der Pandekten nach Frankfurt an der Oder schickte.

Wie unglücklich übrigens das Verhältniß war, welches Eigenthum und Leben der Unterthanen ohne alle schützende Form dem gesunden Verstande eines nach Bauern Art urtheilenden Königs unterwarf, davon giebt die Rechtspflege, die er übte, ein schreckliches Beispiel. Nach seinem gesunden Verstande urtheilte er, wenn von Prozessen die Rede war, ganz richtig, daß es ja unsinnig sey, wenn ein Bauer um einen Acker in Pommern Streit habe, die Gelehrten erst zu fragen, was die alten Juristen und Justinian in ähnlichen Fällen für Recht gehalten, und einen Beklagten Jahre lang in Haft zu halten, ehe nur sein Prozeß angefangen werde; wenn er aber die Procedur nach seiner Art abkürzte, dann sah man den Nutzen der Form freilich. Er erleichterte das Rechtsprechen, und half schnell zu Recht oder Unrecht; allein alle gesetzliche Ordnung hörte dabei auf, und selbst unter Türken und Barbaren wagt der Regent selten ungestraft, was der König von Preußen wagen durfte. Er mischte sich, wenn es ihm einfiel, in die Criminalgerichtsbarkeit, wie in die Gesetzgebung, und verordnete, was ihm

beliebte, ohne auf das vorher bestandene Gesetz, auf das Herkommen oder auf Menschlichkeit Rücksicht zu nehmen. Er verhängte die grausamsten Torturen und Strafen. Personen, die durch irgend eine Handlung oder auch nur durch Worte sein Mißfallen auf sich zogen, oder seinen Ideen von Keuschheit und seinem löblichen Eifer für eheliche Treue entgegen handelten, wurden entweder von ihm persönlich mißhandelt, wenn sie ihm begegneten, oder zu den grausamsten Strafen verurtheilt. Jedermann, besonders Frauen und Kinder, zitterten, wenn sie den König aus der Ferne kommen sahen, weil er sie über Geschäfte oder über ihre Kleidung zu befragen, und wenn das Eine oder das Andere ihm mißfiel, sie mit dem Stocke zu besserer Zucht zu treiben pflegte. Auch die Flucht war nicht immer rathsam; denn der König, mochte er nun zu Pferde, im Wagen oder zu Fuß seyn, sandte jemand hinter sie her, und sie waren glücklich, wenn sie mit harten Vorwürfen oder mit Stockschlägen davon kamen und nicht auf einige Tage oder Wochen in's Zuchthaus oder nach Spandau geschickt wurden. Von seinen Strafen geben seine Lebensbeschreiber die Beispiele, daß er Kindesmörderinnen in Säcken, die sie selbst machen mußten, in's Wasser werfen, daß er junge Leute, die ihr Haab und Gut verschwendeten, nach Spandau oder in ein andres Zuchthaus bringen ließ. Des Königs Lobredner fügt hinzu, ein solcher sitze noch jetzt im Zuchthaus in Halle, wo er es übrigens, meint dieser Schriftsteller im Geiste seiner Zeit hinzusetzen zu müssen, ganz gut habe und auch unterrichtet werde. Viele wurden ohne weitres auf den hölzernen Esel gesetzt, oder an den Pranger gestellt, oder in Ketten und Banden nach Wusterhausen geholt, wo der König selbst unmittelbar über sie entschied und die Strafe augenblicklich vollziehen ließ.

In seinem Palast und in seiner Familie hielt er übrigens auf dieselbe Ordnung, die er in Bürgerhäusern wollte beobachtet wissen.

Diese Manier des Königs machte ihn zum mächtigen Schützer der Bürger gegen übermüthige Junker. Das erklärte er selbst,

als ihm die ritterschaftlichen Herrn eine französisch abgefaßte Vorstellung übergaben und er spöttisch und laconisch, deutsch, französisch und lateinisch antwortete. Die vornehmen Säufer und Schuldenmacher, von denen alle Höfe damals voll waren, durften sich bei Friedrich Wilhelm nicht sehen lassen, und die Junker mußten, so sehr sie widerstrebten, die Vorrechte des Mittelalters, die mit den Foderungen der neuen Zeit nicht zu vereinigen waren, aufgeben. Sie mußten statt der Stellung der Ritterpferde eine regelmäßige Abgabe entrichten, mußten die Verwandlung der Lehen in Eigenthum, womit sie Anfangs wegen der allerdings eigenmächtig aufgedrungenen Bedingungen nicht zufrieden waren, sich gefallen lassen; sie mußten ihrem Anspruch, die Domänen nach ihrer Art zu benutzen, entsagen; adlige Pachtungen hörten auf, damit bessere Bewirthschaftung eintreten könne. Der König zeigte sich, wenn es Gerechtigkeit oder sein Geldinteresse galt, ganz unerbittlich und jede Rücksicht des Standes verschwand. Das zeigte er, als er den Sprößling der ältesten und angesehensten ritterschaftlichen Familie summarisch aufknüpfen ließ; er bewies es auch gegen seinen eigenen Sohn, den großen Friedrich, als ihn dessen allerdings anstößiger Lebenswandel und Schulden ärgerten, und gegen dessen Freund von Katt, der sterben mußte, obgleich die ersten und würdigsten Herrn des Reichs seine nächsten Anverwandten waren.

Was die Mode angeht, so wollte sein militärisches Auge nur Zöpfe sehen; Haarbeutel und eine gewisse bunte Kleidung der damaligen Pariser Mode war ihm tödtlich verhaßt, niemand wagte in Berlin darin zu erscheinen, und die französische Gesandtschaft war nicht wenig überrascht, bei einer großen Revue die Pariser Tracht, in der sie erschien, an den Profoßen aller Regimenter zu erblicken, die auch alle mit Haarbeuteln versehen waren.

Schauspieler duldete Friedrich Wilhelm nicht, am wenigsten Italienische und Französische, die damals alle Höfe bevölkerten. Er war aller Poesie Feind, war aber ein Muster bürgerlicher Rechtlichkeit und Frömmigkeit.

Fr. de la Motte Fouqué.

Der Rothmantel.

(1814.)

Berthold war ein deutscher Handelsmann, und es soll ihm einmal folgende merkwürdige Begebenheit zugestoßen seyn, die, wenn auch nicht in allen ihren Umständen verbürgt, doch aus mannigfachen Ursachen das Wiedererzählen wohl verdient.

Er hatte sich in einer der großen Gebirgswaldungen unsers Vaterlandes verirrt, und weil er zu der Zeit um vielen Gewinnst Vieles wagte, führte er an Kostbarkeiten, Wechseln und baarem Gelde einen bedeutenden Schatz hinter sich auf dem Pferde, so daß ihm anfing bange zu werden, wie er so mit einbrechender Nacht durch ein dunkles Thal ganz einsam und auf unbekannten Wegen hinritt. Daß er in eine sehr abgelegene Schluft gerathen war, konnte er wohl merken, denn das Wild war ganz und gar nicht mehr scheu vor ihm, und die Eulen kreischten so nahe über ihm hin, daß er oftmalen ganz unwillkührlich den Kopf in die Schultern zog, vor ihren dreisten Flügeln und ihrem häßlichen Klatschen mit den Fittigen. Da ward er endlich eines Menschen ansichtig, welcher mit festem Tritte den Fußsteig vor ihm entlang ging, und sich ihm auf Befragen als einen Köhler kund gab, der mit seinen Hausleuten hier im Forste wohne. Des Reisenden Bitte um Nachtlager und um Zurechtweisung auf morgen, war bald und so treuherzig bewilligt, daß alles Mißtrauen verschwand, und man im besten Vernehmen bei der kleinen Hütte ankam. Da trat die Haus-

frau mit einer Leuchte aus der Thür, hinter ihr die freundlichen, grundehrlichen Gesichter der Kinder männlichen und weiblichen Geschlechts, und der Lichtstrahl, welcher auf des Wirthes Antlitz fiel, offenbarte so altdeutsche, zuversichtliche Züge, wie wir sie noch glücklicherweise unter unserm Volke häufig anzutreffen gewohnt sind.

Man trat mitsammen in die helle, warme Stube, und setzte sich um den gemeinschaftlichen Heerd, wobei der Reisende so wenig wegen seiner Reichthümer Besorgnisse empfand, als wäre er nach Hause gekommen zu Vater und Mutter und Geschwistern. Er schnallte bloß sein Gepäck vom Hengste los, welchen er einem Sohne des Köhlers gern zur Besorgung überließ. Dann setzte er seine Bürde in die erste beste Ecke des Zimmers ab, und wenn er seine Waffen dicht hinter sich legte, geschah es mehr aus einer löblich hergebrachten Reisesitte, als weil er nur irgend die Möglichkeit geahnet hätte, daß man hier von dergleichen Dingen Gebrauch machen könne. Man erzählte sich nun einander Unterschiedliches hin und her, der Kaufmann von seinen Reisen, der Köhler von dem Walde, und die Familie sprach freundlich, aber bescheiden drein. Dabei hatte der Köhler guten Birnmost aufgesetzt, und man trank sich einen immer bessern Muth, weshalb es vom Reden zum Singen, von Geschichten zu Liedern kam. Die Kinder des Köhlers stimmten eben einen lustigen Rundgesang an, da pochte es auf eine seltsame Art an die Thüre. Der Finger dessen, der draußen stand, klopfte ganz leise, ganz leise; aber der schwache Schall ließ sich dessen ungeachtet ganz deutlich durch die Stube hin vernehmen, und tönte selbst durch der jungen Stimmen hellen Jubel sehr hörbar durch. Man hielt mit dem Singen ein und ward etwas ernsthafter, während der Hausherr freundlichen Angesichts rief: „nur immer herein, Vater; in Gottes Namen!“ —

Da kam ein kleiner sittiger Greis zur Thüre leise hereingeschlichen, grüßte Alle sehr gutmüthig; nur daß er den fremden Mann etwas verwundert ansah. Dann aber näherte er sich dem runden Tische und nahm den untersten Platz ein, der für

ihn offen gelassen zu seyn schien. Berthold mußte sich gleichfalls über ihn verwundern. Denn er trug eine Tracht, die aus sehr alten Zeiten her zu seyn schien, dabei aber noch gar nicht verschossen oder zerrissen war, sondern vielmehr höchst sauber gehalten. Dabei war er, wie schon gesagt, sehr klein, aber anmuthigen Angesichts, auf welchem jedoch etwas, wie eine tiefe Trauer lag. Die Familie sahe ihn mit großem Mitleiden, aber wie einen alten Bekannten an. Berthold hätte gern gefragt, ob er etwa der Großvater des Hauses sey, und ob er an irgend einer Krankheit leide, davon er so bleich und betrübt aussähe? Aber so oft er den Mund aufthun wollte, sah ihn der Alte mit einem halb scheuen, halb unwilligen Wesen an, welches so eigen heraus kam, daß Berthold lieber stille schwieg.

Der Alte faltete endlich bittend seine Hände, schaute nach dem Hauswirthe und sagte ganz heiser: „nun bitte, wenn es seyn kann, die Betstunde.“ — Der Köhler begann sogleich das schöne alte Lied: „Nun ruhen alle Wälder!“ — in welches die Kinder mit einstimmten und die Hausmutter; der fremde Greis auch, und zwar so gewaltiger Stimme, daß die Hütte zu dröhnen schien, und Jeder, der es nicht gewohnt war, sich darüber wundern mußte. Berthold konnte erst auch vor Verwunderung gar nicht zum Mitsingen kommen. Das schien den kleinen Alten unwillig und bange zu machen; er warf seltsamliche Blicke auf Berthold, und auch der Köhler ermunterte diesen durch ernsthaftes Winken, daß er doch mitsingen solle. Das geschah denn endlich, Alles war zufrieden und andächtig, und nach noch einigen Gebeten und Liedern ging der kleine Greis verneigend und demüthig wieder zur Thüre hinaus. Als sie aber schon in die Klinke gesprungen war, riß er sie noch einmal auf, warf einen furchtbar wilden Blick auf Bertholden, und schmiß sie dann krachend wieder zu.

„Das ist ja sonst gar seine Manier nicht;“ — sagte der Köhler erstaunt, und wandte sich dann mit einigen entschuldigenden Worten an seinen Gast. Der meinte, der alte Herr

sey wahrscheinlich wohl etwas gemüthskrank? — „Das lasse sich nicht läugnen, entgegnete der Köhler, aber er sey unschädlich und thue Niemandem etwas zu Leid. Wenigstens wisse man seit langer Zeit nicht die mindesten Beweise davon." — „Das einzige Kämmerlein aber, so ich Euch anweisen kann, fuhr er fort, schließt nicht recht gut, und manchmal kommt der Alte da hinein. Laßt Euch aber dadurch nicht irren; irrt ihn nur nicht, und er geht von selbsten wieder hinaus. Zudem, denk' ich, werdet Ihr ja wohl so müde seyn, daß Ihr nicht leicht von seinem Treiben erwacht; denn er geht, wie Ihr auch auch schon hier werdet bemerkt haben, außerordentlich leise." — Berthold bejahte das Alles mit lächelndem Munde, aber ihm war doch bei weitem nicht so gut mehr um's Herz, als vorhin, ohne daß er doch ganz genau gewußt hätte, warum; und als ihm der Wirth die enge Stiege hinauf leuchtete, drückte er den Mantelsack fest an seinen Leib; auch sah er unvermerkt immer nach seinen Pistolen und seinem Hirschfänger.

Oben in der kleinen, winddurchrauschten Kammer ließ ihn der Köhler alsbald allein, nachdem er eine Lampe sorgsamlich so aufgehängt hatte, daß sie ohne Feuersgefahr dem Gaste leuchtete, und nachdem er diesem den göttlichen Segen zu seiner Nachtruhe gewünscht hatte. Der Wunsch aber schien seine rechte Wirkung auf Berthold zu verfehlen. Es war ihm lange nicht so unruhig und so verstört zu Muthe gewesen. Ob er sich gleich in großer Ermüdung unverzüglich zu Bett begeben hatte, war doch an keinen Schlaf zu denken. Bald lag ihm sein Mantelsack zu weit, bald seine Waffen, bald wieder Beides nicht bequem genug zur Hand. Er stand darüber mehrmal auf, und wenn er dann auf Augenblicke wieder einschlief, fuhr er vor jedem Windesgeräusch in die Höhe, jetzt ein ungeheures Unglück, jetzt einen eben so unversehenen Glücksfall dunkel ahnend und erwartend. Alle seine kaufmännischen Entwürfe und Speculationen wirrten sich mit der Schlaftrunkenheit zu einem betäubenden Rade zusammen, von dem er auf keine Weise los konnte,

ohne daß er doch vermögend gewesen wäre, das Einzelne zu sondern und zu durchdenken. Dabei hatte er nie eine so gewaltige, ausschließliche Begier nach Gewinn empfunden, als in diesem wunderlichen Zustande, der ihn endlich dennoch in einen Schlaf schaukelte, welcher vielleicht mit eben dem Rechte Ohnmacht heißen konnte.

Nach Mitternacht mochte es seyn, als er einigemal ein leises Regen und Bewegen in der Kammer zu vernehmen glaubte. Aber die Müdigkeit wollte von ihrer lange bestrittenen Herrschaft nicht lassen. Wenn er auch einmal die schweren Augenlieder aufschlug, und es ihm gar vorkam, als treibe sich der kleine Alte unfern vom Bette auf und ab, meinte er im schlaftrunknen Sinne: er irre sich, und der Köhler habe es ihm ja überdieß auch vorher gesagt. Da kamen endlich die Unterbrechungen zu oft; ein Erschrecken, wie ein plötzlicher Schlag, schüttelte alle Schläfrigkeit ab; der Kaufherr saß richtauf mit großen Augen im Bette und sah, wie der Greis von gestern Abend an dem Mantelsacke herum nestelte, und dazu mit einer Art von höhnischem Mitleiden nach ihm herüber schaute. — „Räuber! zurück von meinem Eigenthume!“ — schrie der Kaufmann in Grimm und Bangigkeit. Davor schien sich der Alte sehr zu entsetzen. Er ging eilig nach der Thür, schien ängstlich zu beten, und war plötzlich mit großer Schnelligkeit hinaus.

Berthold hatte nun nichts Angelegentlicheres, als nach seinem Mantelsack zu sehen, ob irgend etwas durch den Greis abhanden gekommen sey. Für einen Räuber konnte er diesen freilich nicht halten, aber ob der Wahnsinnige nicht etwa im kindischen Muth blanke Steine eingesteckt oder kostbare Papiere zerzaust habe, das war eine andere Frage. Die Schlösser und Bänder schienen wohlverwahrt, und auch, nachdem sie gelöst waren, zeigte sich Alles in bester Ordnung. Aber die Unruhe in Bertholds Gemüthe wachte wieder auf; es könne doch vielleicht schon unterweges etwas verloren oder verdorben seyn, meinte er, und suchte immer weiter fort, sich erquickend an seinen

Reichthümern und dennoch höchst unzufrieden, daß es ihrer nicht mehr waren. In diesem Eifer ward er durch ein Athmen an seiner Wange gestört. Er meinte erst, es sey der Nachthauch, der durch das schlecht verwahrte Fenster dringe, und wickelte sich in seinen Mantel dichter ein. Aber das Athmen kam wieder, vernehmlicher und störender, und als er endlich unwillig darnach umblickte, sah er mit Entsetzen des kleinen Alten Antlitz haar-dicht an dem seinen. — „Was machst Du hier? schrie der Kauf-mann; kriech' zu Bett' und wärme Dich!" — „Im Bette wird mir's immer noch kälter, krächzte die heisre Stimme zurück, und ich sehe gerne so schöne Sachen, als Du da hast. Aber ich weiß freilich bessere, ach noch viel bessere!" — „Wie meinst Du denn?" fragte Berthold, und konnte sich des Einfalles nicht erwehren, das ungeheure Glück, woran er vorher im halben Traume gedacht habe, komme ihm nun durch diesen Wahnsinni-gen zu. — „Wenn Du mitkommen wolltest! seufzte der Greis. Unten, tief unten im Walde, am Moorgrund" — „Nun, mit Dir könnt' ich's schon wagen," entgegnete Berthold. Da wandte sich der Alte nach der Thür und sagte: „Laß mich nur erst meinen Mantel umnehmen. Ich bin gleich wieder zurück, und dann wollen wir hinaus." — Berthold blieb nicht lange im Zweifel; denn kaum war der Alte aus der Thür, so klinkte es auch schon wieder daran, und ein hagerer, ungewöhnlich großer Mann im blutrothen Mantel, ein gewaltiges Schwerdt unter dem einen, eine Muskete im andern Arm, trat feierlich herein. Berthold griff nach seinen Waffen. — „Nun ja, sagte der rothe Mann, Du kannst sie immer mitnehmen; mach' nur, daß wir hinaus kommen in den Wald." — „Mit Dir hinaus? schrie Berthold. Ich will nicht mit Dir hinaus. Wo ist der kleine, alte Mann?" — „Ei sieh mich doch nur recht an, sagte der Rothe, und schlug den Mantel weiter vom Gesichte zurück. Da erkannte Berthold eine große Aehnlichkeit zwischen dieser furcht-baren Erscheinung und dem kleinen Greise, fast als wären es Zwillingsbrüder, nur daß hier alles ingrimmig und zerstört

aussah, was sich dort demüthig und stille gezeigt hatte. Berthold aber glaubte nun sich und seine Schätze verrathen. Er schrie laut: „wenn Du Deinen blödsinnigen Bruder abschicken wolltest, die Leute in Dein Netz zu fangen, solltest Du nicht selbst den Betrug so unsinnig stören. Ich gehe nun einmal nicht mit Dir, auf keine Weise.“ — „So? sagte der Rothe; thust Du's nicht? Du sollst aber.“ — Und damit streckte er den langen, langen Arm nach ihm aus. Berthold feuerte in Todesangst sein Pistol auf ihn ab. Da wurde es unten im Hause munter und regsam; man hörte deutlich, wie der Köhler eilig die Stiege herauf kam, und der Rothe machte sich flüchtig zur Thüre hinaus, indem er noch mit Blick und Faust nach Bertholden zurück drohte.

„Um Gott! rief der Köhler hereinstürzend, was habt Ihr denn mit unserm Hausgeiste angefangen?“ — „Hausgeist?“ stammelte Berthold, und sah seinen Wirth zweifelnd an. Denn ihm wirrten noch immer Schätze an Geld und Gut vor dem Sinne herum, und da er nun keine bekommen sollte, dachte er fast, er müsse welche verlieren, und hier das ganze Haus sey in Verschwörung wider ihn. Der Köhler aber fuhr fort und sprach: „er ist mir ganz ungeheuer groß und grimmig auf der Stiege begegnet, und in seinem rothen Mantel, mit Waffen und Wehr.“ — Da er nun aber sah, daß Berthold ihn ganz und gar nicht verstand, bat er ihn, mit hinunter in das allgemeine Zimmer zu kommen, wo Alles sich schon wegen des Schusses in Besorgniß versammelt habe; da wolle er zugleich seine Hausleute und ihn beruhigen. Berthold that nach des Wirthes Begehr, den Mantelsack unter dem linken Arm, das noch geladene Pistol schußfertig in seiner Rechten, die andern Waffen im Gürtel und Gehenk. Er ging überhaupt nur hinab, weil er sich in der großen Stube sichrer hielt, nahe an der Hüttenthür, als oben in der engen, gesperrten Kammer. Unten sahen auch ihn die Hausleute zweifelnd an, und es war überhaupt ein Unterschied von dem gestrigen Beisammenseyn zum

heutigen, wie vom Frieden zum Krieg. Der Köhler aber erzählte in kurzen Worten Folgendes:

„Als ich zuerst hier in die Hütte kam, ging der Hausgeist immer in der furchtbaren Gestalt um, wie Ihr, Herr Gast, und ich ihn heute erblickt haben. Es wollte d'rum kein anderer Köhlersmann hier zur Stelle bleiben, und auch überhaupt in dieser Gegend des Gebirgswaldes nicht. Denn der Spuck zieht einen weiten Kreis seiner Gewalt. Er ist einer meiner Vorgänger gewesen, sehr reich und sehr geizig. Da hat er denn Geld in der Wildniß vergraben gehabt, und ist bei seinem Leben immer fern umher gestrichen, durch das Revier, wo seine Schätze lagen; dazu hat er einen rothen Mantel umgenommen; wie er gesagt hat, um die Räuber an den rothen Mantel des Scharfrichters zu erinnern, und hat Schwerdt und Muskedonner zur Hand gehabt. Als er nun gestorben ist, hat er die Schätze Niemandem mehr zeigen können, mag auch vergessen haben, wo sie lagen, und deshalb ging er ganz irr und in Bethörung ein, und in so fürchterlicher Gestalt.“

„Ich aber dachte so: bist du fromm und betest fleißig, so kann dir auch der Teufel in der Hölle nicht schaden; wie viel minder denn ein armer, bethörter Spuck. Und da zog ich in Gottes Namen mit Frau und Kindern hier ein. Zu Anfang machte mir freilich der rothe Mantel viel zu schaffen; wenn man so in Gedanken seines Weges geht, und es steht plötzlich ein ganz unerhörtes Ding vor einem, das noch dazu gespensterlicher Art ist, kann sich auch wohl der Herzhafteste erschrecken. Mit den Kindern war's nun vollends arg, und auch meine Frau hat sich oftmalen gar furchtbarlich davor entsetzt.“

„Ja, und nun wird die gräßliche Zeit wieder von vorn angehen, seufzte die Hausfrau. Vorhin hat er schon ganz ungeheuer groß und wild hier in dem blutigrothen Kleide zur Thür herein gesehen.“ — „Thu', wie Du damals gethan hast, sagte der Köhler: bete, habe fromme Gedanken, und es schadet Dir nichts.“

Im selben Augenblick rasselte es an der Thürklinke heftig und ungestüm; Alle fuhren zusammen, die Kinder weinten. Der Köhler aber trat entschlossen vorwärts, und sagte mit lauter Stimme: „mache Dich fort, im Namen des Herrn. Du hast hier an uns nichts zu suchen!" — Da hörte man es wie einen Windwirbel zur Hütte hinaus heulen, und der Köhler fuhr folgendermaßen fort, indem er sich wieder zum Heerde setzte:

„Es war uns damals eine gute Prüfung, und mag uns wieder als eine solche verordnet seyn. Wir werden um so fleißiger beten, und wachen über uns selbst. Hatten wir ihn doch schon so weit gebracht, daß er den rothen Mantel abgelegt hatte, daß er ganz sittig geworden war, abendlich unsern Betstunden beiwohnte, ein freundliches, gutes Gesicht gewann, und leiblich zu einer kleinen Gestalt zusammenschwand: als wolle er nun bald die verstörten Glieder von der Erde schwinden lassen, und zur Ruhe legen bis auf den großen Tag. Kinder, Ihr habt ihn als stillen, demüthigen Hausgeist liebgewonnen; es hat Euch ordentlich leid gethan, daß er in seiner Zerknirschung niemals einen andern, als den untersten Sitz beim Abendgebet einnehmen wollte, — arbeitet nun freudig an seiner und Eurer Ruhe, mit Gebet, Geduld und Reinigung des Herzens. Wir wollen ihn bald wieder dahin haben, wo er noch gestern war."

Da standen sie Alle freudig auf, Hausfrau und Kinder, und gelobten in die Hand des Hausvaters, zu thun nach seiner Ermahnung, und nicht laß noch feige zu werden in Bekämpfung des Bösen, wie auch immer die Gestalt seyn möge, in der es sich an's Licht wage. — Dem Berthold aber war ganz wild und zerstört dabei zu Muthe. Bald hielt er sich für fieberkrank, und daß ihm all' die seltsamen Dinge nur so in der Bethörung des wahnwitzigen Muthes vorkämen; bald wieder glaubte er, man treibe hier ein Narrenspiel mit ihm; bald endlich gar, er sey unter eine heuchlerische Räuberbande gerathen, und Alles nur auf sein Geld und Gut abgesehn. Er begehrte sein Pferd. Da lief der älteste Sohn alsbald zur Thür, der

Hauswirth aber sagte: „Ihr thätet besser, zu bleiben, bis es heller Tag wird. Zu dieser Dämmerungsstunde ist es sehr unheimlich im Forst.“ — Als er aber auf der Abreise bestand, konnte er wohl merken, wie die ganze Familie von Herzen froh war, ihn los zu werden, und der Köhler ihn nur aus Treue und Pflicht zum Bleiben genöthigt hatte. Er wollte diesem für Nachtlager und Abendbrod Geld geben, fand sich aber mit solchem Unwillen zurückgewiesen, daß er nicht Muth gewann, ein ähnliches Erbieten zu wiederholen. Der Hengst stampfte draußen vor der Thür, der Mantelsack war bald auf dem Sattel befestigt; Berthold schwang sich hinauf und nahm Abschied von seinem verwunderlichen Wirthe, bei weitem kälter, ja unfreundlicher entlassen, als er gestern Abends empfangen worden war. Mißmuthig und in seltsamen Zweifeln trabte er auf dem angewiesenen Wege durch den Wald hin.

Er konnte sich noch gar nicht überreden, daß die Hüttenbewohner so durchaus Recht hätten, und der Geist Unrecht. — „Denn, sagte er zu sich selber, ist es kein Gespenst, so sind sie Betrüger, und ist es eines, so thut es doch vollkommen gut daran, seine Schätze einem Lebenden zur freudigen Benutzung zu überantworten. Und wer weiß, ob ich nicht der beglückte Lebende bin!“

Dazu sahen die Bäume so seltsam aus und ganz unerhört; der Morgenwind pfiff ihm wie ein verheißendes Lied entgegen; die Nebel wanden sich gleich feiernden Säulengängen vor ihm in die Höhe, und wie er drunter hinritt, dachte er: „die Natur ist mit mir im Bunde; und ist sie das, so darf auch keine Verblendung mir in den heilsamen Weg treten.“

„Glück auf!“ — jauchzte er; und kaum hatt' er's ausgesprochen, so gewahrte er schon, wie der Rothmantel neben ihm herging und immer beifällig nicht nur zu seinen Worten, sondern auch zu seinen Gedanken zu nicken schien. Darüber ward ihm anfänglich nicht gut zu Sinne; aber je mehr er der Gründe, um

sich zu beruhigen, erdachte, je mehr nickte der freundliche Rothmantel, der endlich auf folgende Weise von selber zu sprechen anfing:

„Mir ist doch am Ende bei den Köhlersleuten erbärmlich zu Muthe geworden, Gesell. Das ewige Beten und Singen hat mich ganz heruntergebracht; und sahest Du selbst, wie ich so klein war und zusammengeschrumpft in dem ärmlichen Kreis. Nun kamst Du herein, und mir ward wild erst, als käme was Fremdes, aber wir wurden bald Eins. Da wuchs ich — ho! und ich kann wachsen, bis an das flimmernde Sternengezelt hinauf. Sey nur hübsch hochmüthig und denke: Du ständest schon oben und wärest ein ganz anderer Kerl, als Deine Mitmenschen allzumal, ein ganz herrlicher, von der Natur, ohne Arbeit und Mühe, begünstigter Kerl; da stehst Du, wo ich Dich haben will, und der Schatz ist Dein. Die Köhlersleute sind um ein Merkliches zu dumm dazu. — Wollen wir graben?" —

Wohlgefällig nickte Berthold, und der Rothmantel deutete auf eine kleine Erhöhung, die unfern von den Beiden lag, mit Fichtennadeln bestreut. Dem Kaufmann fehlte es an Werkzeugen; er wollte mit seinem breiten Hirschfänger die Erde aufwühlen, und ward dabei mit Entsetzen gewahr, daß ihm der Rothe von der andern Seite half, und daß, wo er seine Fäuste einschlug, ein schwefelblauer Dampf aus der versengten Erde seltsam betäubend emporstieg.

Der Dampf erhob sich, die Erde stöhnte, die Steine rollten, und endlich zeigten sich ein paar Aschentöpfe, die vor dem Morgenhauche selbst alsbald in Asche zerfielen. Vergeblich wühlte Berthold nach Schätzen in der armen Gruft.

Da rang der unruhige Geist sehr kläglich seine beinernen Hände, und winkte nach dem nächsten Hügel hin.

Sie gruben wieder, und fanden wieder Aschentöpfe, und Asche und öden Graus. Und fort ging es zu andern Hügeln, und trostlos schloß der eine wie der andere seine trübe Höhlung auf. Da ward der irre Geist ergrimmt, schlug mit den knöchernen Fäusten gegen die Bäume, daß Funken davon umher-

sprützten, und schalt den Berthold, er habe des reichen Gutes dort unten gefunden, und habe es diebischer Weise entwendet. Berthold erbebte vor der gluthrothen Gestaltung, die sich höher und höher aufbäumte in ihrem Grimme, wohl über die Gipfel der Eichen, Buchen und Kiefern hinaus. Da krähte der Hahn. Mit einem ängstlichen Schrei stäubte der Spuck in alle vier Winde aus einander, und man hörte in einem nahen Dorfe die Morgenglocken troſtreich und lieblich gehen. Berthold fand sich verschüchtert zu seinem verschüchterten Pferde zurück, das er zu Anfang der Schatzgräberei an einen Stamm gebunden hatte; setzte sich auf, und trabte auf der bald gefundenen Heerstraße nach bewohnten Orten zu. —

Jahre verflossen seitdem, die Berthold in fremden, undeutschen Landen verlebte, von mannigfachen Geschäften gehalten, befangen und umstrickt, aber doch nicht also sehr, daß ihm die Geschichte des Rothmantels und der Köhlerfamilie gänzlich aus dem Gedächtniß gekommen wäre. Vielmehr gedachte er oftmals halb mit Herzensbangigkeit, halb mit einer seltsamen Sehnsucht daran; und als er nun auf dem Heimwege endlich wieder in dieselbe Gegend kam, war keine Besorgniß groß, keine Vernunftbedenklichkeit stark genug, um ihn abzuhalten, den damals getroffenen Weg ämsig aufzusuchen, obgleich der Abend wieder schaurig durch den öden Forst hindunkelte, so daß er auch wieder, wie vor Jahren, in tiefer Dunkelheit, Herberge begehrend, vor der Köhlerhütte hielt.

Und wie vor Jahren drängten sich frische, treuherzige Gesichter in die Thür, hielt die Hausfrau das Lämpchen, sorgsam es vor der Zugluft bewahrend, heraus, stand der ehrsame, ernsthaft freundliche Köhler bei dem Pferde. Der nöthigte den Reisenden zum Absitzen und Eintreten, und wies den Hengst einem der Knaben zur Besorgung an, so wenig auch alle andern Gesichter den Fremdling, so bald sie ihn erst wieder erkannt hatten, willkommen hießen.

In der Stube sah es noch aus, wie sonst; man setzte sich

wieder um den Familientisch; Birnmost ward aufgetragen; der Platz, den ehemals das Gespenst eingenommen hatte, blieb zu Bertholds Entsetzen wieder leer, als erwarte man noch immer mit jedem Abend den seltsamen Besuch. Alles blieb still und sah sich zweifelhaft an, so daß von der ehemaligen Bewirthung gerade nur Eins fehlte, aber freilich eben das beste Theil: trauliches Gespräch und herzensfroher Gesang.

Da that der ehrsame Köhler seinen Mund auf und sprach folgendergestalt: „Was Ihr vor einigen Jahren mit unserm Hausgeiste angefangen habt, wissen wir nicht, Herr Gast. Aber Noth, Mühe, Schreck und Angst haben wir genug ausgestanden davon. Ihr werdet wohl heute abermals wieder bei uns übernachten, und da wünscht' ich von Herzen, Ihr schafftet Euch fromme Gedanken an, um weder uns, noch den Hausgeist zu verstören. Was zwar diesen betrifft, so mein' ich, Ihr könnt ihn uns nun so leichtlich nicht wieder verderben, und hättet Ihr auch gar nichts in Kopf und Herzen, als Geld und Gut. — Aber still jetzt, Ihr Alle; die Zeit der Betstunde ist herauf."

Alle falteten ihre Hände, der Hausvater nahm sein Mützchen ab, und begann abermals das schöne Lied zu singen: Nun ruhen alle Wälder. — Berthold sang ehrerbietig mit, jeden Augenblick die Erscheinung des Hausgeistes, wenn auch in der frühern milden Tracht und Gestaltung erwartend. Aber kein Finger klopfte an die Thür, keine Thür that sich auf. Nur leuchtete ein mildes Licht durch die Stube hin, und ein Klang erhob sich, wie wenn man mit benetztem Finger auf schön gestimmten Gläsern streicht.

Kaum war die Betstunde vorbei, da fragte Berthold den Hausvater, was Klang und Licht bedeute. „Das ist der Hausgeist, sagte der Köhler; anders giebt er sich nun uns nicht mehr kund. Aber wir haben auch angehalten mit Gebet und mit treuem Wachen über die Reinigkeit unsres Gemüths."

Es war etwas in Bertholds Herzen, das ihm sagte, er sey noch nicht werth, hier zu übernachten. Er begehrte sein

Pferd, aber in weit freundlicherem Tone, als vormals. Und auf weit freundlichere Weise brachte es ihm der älteste Sohn, und nahm man Abschied von ihm, merkend, daß ihn kein schlimmes Gefühl von dannen treibe, und beschrieb ihm den Weg, den er dann auch mit ganz andern Gesinnungen ritt. Er ward nichts Unheimliches gewahr. Aber ein schönes Licht streifte bisweilen vor ihm hin, und verklärte Kräuter und Sträuche des Gebirgwaldes mit unbeschreiblich lieblichem Glanze.

* * *

Diese Geschichte hat viel Fabelhaftes an sich, sie mag auch wohl eine Fabel seyn; wer sie aber für gar nichts weiter hielte, als für das, thäte dem Schreiber, sich selbst und sogar auch der guten Sache großes Unrecht.

Bährlen.

Bemerkungen.

(1829.)

Frage heute: Was ist Gottes Wille? Diesen Tag besorge, damit du in ihn, als in ein Gefäß, so viel und so Gutes giessest, als er fassen mag. In den Moment der Gegenwart drängen sich alle Kräfte der Veranlassung, der Lust und Neigung zusammen. Der morgende Tag gehört der organischen Entwicklung der Welt. Hiefür ist Der, welcher das Ganze trägt. Reicht dein Blick nicht dahin, deine Kraft nicht, so soll auch deine Sorge sich nicht plagen. Mit der Zukunft, die anrückend Gegenwart wird, kommt auch Einsicht, Kraft und Muth. Der Tag mit seinem Tagewerk soll der unruhigen Geschäftigkeit in der Mannichfaltigkeit der Interessen, die Sorge für heute soll der Hypochondrie der weithinblickenden Vorsorge begegnen. Wie das schwache, sich bewaffnende Auge nur im Brennpunkte richtig sieht, gegen den Rand aber verzogene Bilder und falsche Farben wahrnimmt, so ist auch der Blick ins Leben im Fokus jeweiliger Gegenwart über das, was er praktisch sehen soll, am richtigsten. Grabe, säe, begieße, jäte, hüte deinen Garten täglich, und die allgemeine Gotteskraft läßt dir Blumen und Früchte wachsen, über deren Fülle, Schönheit und Güte du nur dankend staunen kannst. Er gewährt dir ein Bild von zauberischem Reize, das freilich nicht durch dein einzelnes Thun zusammengetragen ist, das aus einer höhern Werkstätte stammt. —

Mit Güte und Rechtschaffenheit ist es eine eigene Sache. Es fragt sich, wie tief man sie probiren darf, ehe man auf den Egoismus kommt. Mit einem, der selbstische Grundsätze hat, würde ich nicht gern allein auf einem Kahn fahren; nicht als besorgte ich, er möchte mich hinausstoßen; nein! aber wohl, er werde nur an sich denken, wenn dieser umschlüge. Und so wäre mir es auch in einem langen Walde nicht recht wohl bei ihm, nicht als fürchtete ich, er möchte mich berauben oder todtschlagen; nein! aber wohl, er möchte, wenn ein Straßenräuber käme, über den wir Beide Herr werden könnten, davonlaufen, und mich im Stiche lassen. —

Das würdigste Anschauen des Lebens gibt auch die höchste Lebenskraft im Ertragen. Darum verleiht Pietät die beste Dauer im größten Wechsel. —

Die höchsten Ueberzeugungen sind täglich neu; hier gibt es keinen verjährten Besitz, man weiß nur, was man lernt. —

Ich bin versichert, daß sich die Meisten bei dem beliebten „Gottes Weisheit und Güte in der Natur“ nichts Rechtes denken; denn wie man den Naturlauf und die Creaturen so obenhin ansieht, ist man beide längst gewohnt, und der Lehrer sagt gewöhnlich dem Kinde nichts Neues. Es ist eine eigene Forschung, eine fortgesetzte Beobachtung, die das Wunderbare im Natürlichsten finden lernt. —

Nur die würdigste Ansicht des Lebens stellt das Einzelne, wie wir schauen, thun, leiden, genießen, entbehren, ins rechte Licht und wiegt uns dasselbe in rechtem Maaße zu. Man möchte sagen, die Classizität aller Dinge stelle sich alsobald durch den religiösen Begriff her. Wie ist nicht manches Allgesuchte so gottlos, schon weil es geschmacklos ist. Hinwieder hat aber auch der Einseitige, der Philister, der Freudenjäger, der Aszete doch nicht den Gott des vernünftigen Menschen, denn wenn unser Leben zu seinem Dank und Preise gelebt seyn will, so dankt jeder nur, was er lebt, und in den Augen des Empfängers gestaltet sich das Bild des Gebers nach der Gabe. Der Geber kann aber dem

Empfänger nur geben, für was er Sinn hat. So ist es nun eine heilige Pflicht, den überschwänglichen Reichthum, die Schönheit des Lebens in Vernunft und Rechtschaffenheit zu leben, damit unser Begriff vom Leben der würdigste, unser Dank der innigste sey; es ist eine sittliche Forderung an den Menschen, die tiefe Fülle seines Daseyns zu erkennen, damit er das organische Walten des Ewigen ahnde. Die meisten Zweifel sind Kinder der Beschränktheit, der Thorheit, des Hochmuths, der Unsittlichkeit, des mißbrauchten Lebens. —

Nur wer im Ganzen das Rechte, das Wohl der Welt will, der thut es auch im Einzelnen. So sieht der Seemann vor jeder Bewegung am Steuerruder auf die von kosmischer Kraft durchdrungene Magnetnadel, und korrigirt seinen Lauf nach Sonne, Mond und Sternen. —

Wer schon fertig ist, und sich nicht mehr entwickeln will, der sieht Religion und Cultus von der negativen Seite an; wer nichts dazu gibt, dem geben sie auch nichts. —

Die Religion muß sich die widersprechendsten Dinge nachsagen lassen. Sie hat zwei Pole. Der Mensch gibt sich ihrer bildenden Gewalt hin und wird religiös, oder er zieht sie in seine Selbstheit hinein und trübt sie. Geschieht dies mit starker Aktivität, so wird er fanatisch, geschieht's mit viel sinnlicher Hingebung, so wird er Methodist ꝛc. Um nicht ungerecht zu seyn, und den Weltgeist anzuklagen, muß man bedenken, daß, wie in allen Zerrbildern doch noch Grundzüge sind, auch in den abstrusesten Sekten ein, wenn auch verdunkeltes, Christenthum lebt.

Es gibt mehr moralische Feinde der Religion als intellektuelle, oder diese sind auch jene. —

Wie sollte man das Höchste beweisen können, da dieß nur durch ein noch Höheres geschehen könnte? —

Die einzige Heldentugend, zu der man im ruhigen Zustand Gelegenheit findet, ist die tägliche Uebernahme des Unbequemen.

So wie die Seele den Leib bilden hilft, so bilden die Ueberzeugungen das Geschick. Ein unschöner Leib wird zwar

durch eine liebevolle Seele nicht schön, aber doch annehmlich, macht sich Freunde, erregt eigenes Wohlgefallen; so auch macht die Tugend nicht gerade das Leben durch äusserliche günstige Stellung und Entwicklung glücklich, aber doch innerlich so glücklich als möglich, nämlich als der Geist über die Materie des Lebens Herr werden kann. —

Wollte man einwenden, daß oft die wohlwollendsten Menschen durch die Beigabe einer kleinen Schwäche des Verstandes oder eines Uebermaßes von Gefühl die unglücklichsten seyen, so muß erwiedert werden, daß es eine gar große Untugend sey, unverständig zu handeln, übermäßig zu fühlen, selbstquälerisch dem Schmerz lange nachzuhängen. —

Nur gewissenhaftes und schönes Thun widersteht den Weltkräften; nur Suchen der Totalität durch Innerlichkeit macht aus dem räumlich engen, zeitlich kurzen Leben ein unendliches. In Blattwuchs und Stängel — Blume und Frucht ist das zeitliche und ewige Wesen des Menschen symbolisch abgebildet. —

Der Mensch strebt nach allen Seiten lieber hin, als daß er in sich geht. Die fruchtbarste Wahrheit verliert dadurch ihre Wirkung auf den Menschen, daß er, überall herum sie erprobend, am Ende nicht gestehen will: „Das bin auch Ich!“ —

Religiosität in Kleinigkeiten, gegen Gatten, Freund, Kind, Knecht, Magd ꝛc. ist die schwerste, seltenste. —

Wie man die Naturgewalt nur dann recht empfindet, wenn man ganz nahe an sie tritt; wie man seine Lieben herzlich umfängt, so muß man auch dem religiösen Dienste sich ganz hingeben, wenn man seine Innigkeit fühlbar empfinden will.

Cl. Brentano.

Gockels Leichenrede auf Alektryo.

(1838.)

Alle Anwesenden weinten, Gockel legte das Haupt zu dem Leibe auf den Scheiterhaufen der Gebeine Gallina's; alle Vögel brachten noch dürre Reiser und legten sie drum her, da steckte Gockel die Reiser an und verbrannte alles zu Asche; aus den Flammen aber sah man die Gestalt eines Hahns wie ein goldenes Wölkchen durch die Luft davon schweben. Nun begrub Gockel die Asche und deckte den Stein mit der Schrift wieder mit Erde zu, und hielt dann eine herrliche Leichenrede über die Verdienste Gallina's und besonders Alektryo's, wie des edlen Hahnengeschlechts überhaupt. Nachdem er die Herkunft Alektryo's von dem Hahne Hiobs nach der Erzählung Urgockels mitgetheilt hatte, sprach er unter Andern:

Wer gibt die Weisheit in's verborgene Herz des Menschen, wer gibt dem Hahnen den Verstand? Gleichwie der Hahn den Tag verkündet und den Menschen vom Schlaf erweckt, so verkünden fromme Lehrer das Licht der Wahrheit in die Nacht der Welt und sprechen: „die Nacht ist vergangen, der Tag ist gekommen, lasset uns ablegen die Werke der Finsterniß und anlegen die Waffen des Lichtes.“ Wie lieblich und nützlich ist das Krähen des Hahnen; dieser treue Hausgenosse erwecket den Schlafenden, ermahnet den Sorgenden, tröstet den Wanderer, meldet die Stunde der Nacht und verscheuchet den Dieb und erfreuet den Schiffer auf einsamem Meere, denn er verkündet

den Morgen, da die Stürme sich legen. Die Frommen weckt er zum Gebet und den Gelehrten ruft er, seine Bücher bei Licht zu suchen. Den Sünder ermahnet er zur Reue, wie Petrum. Sein Geschrei ermuthiget das Herz des Kranken. Zwar spricht der weise Mann: „Dreierlei haben einen feinen Gang und das Vierte geht wohl, der Löwe mächtig unter den Thieren, er fürchtet Niemand — ein Hahn mit kraftgegürteten Lenden, ein Widder und ein König, gegen den sich Keiner erheben darf“ — aber dennoch fürchtet der Löwe, der Niemanden fürchtet, den Hahn und fliehet vor seinem Anblick und Geschrei; denn der Feind, der umhergeht wie ein brüllender Löwe und suchet, wie er uns verschlinge, fliehet vor dem Rufe des Wächters, der das Gewissen erwecket, auf daß wir uns rüsten zum Kampf. Darum auch ward kein Thier so erhöhet; die weisesten Männer setzen sein goldenes Bild hoch auf die Spitzen der Thürme über das Kreuz, daß bei dem Wächter wohne der Warner und Wächter. So auch steht des Hahnen Bild auf dem Deckel des A=B=C=Buches, die Schüler zu mahnen, daß sie früh aufstehen sollen, zu lernen. O wie löblich ist das Beispiel des Hahnen! Ehe er kräht, die Menschen vom Schlafe zu wecken, schlägt er sich selbst ermunternd mit den Flügeln in die Seite, anzeigend, wie ein Lehrer der Wahrheit sich selbst der Tugend bestreben soll, ehe er sie anderen lehret. Stolz ist der Hahn, der Sterne kundig, und richtet oft seine Blicke zum Himmel; sein Schrei ist prophetisch, er kündet das Wetter und die Zeit. Ein Vogel der Wachsamkeit, ein Kämpfer, ein Sieger wird er von den Kriegsleuten auf den Rüstwagen gesetzt, daß sie sich zurufen und ablösen zu gemessener Zeit. So es dämmert und der Hahn mit den Hühnern zu ruhen sich auf die Stange setzt, stellen sie die Nachtwache aus. Drei Stunden vor Mitternacht regt sich der Hahn, und die Wache wird gewechselt; um die Mitternacht beginnt er zu krähen, sie stellen die dritte Wache aus, und drei Stunden gen Morgen rufet sein tagverkündender Schrei die vierte Wache auf ihre Stelle. Ein Ritter ist der Hahn, sein Haupt ist geziert mit

Jahn.

I. Ueber das Bücherlesen.

(1810.)

Bücher giebt es über Alles, von der Götterhoheit bis zum Teufelsabschaum. Darum muß die Kunst zu lesen frühzeitig in der Schule geübt und lange bis zur Befestigung des Gemüths fortgesetzt werden; sonst verirren die Mittelmenschen (und das sind die meisten) im Bücherdickicht. Ueberladung gewährt nimmer Genuß, jede Gesundheit kann man dadurch einbüßen, leibliche, geistige, sittliche. Ohne Plan und Wahl durcheinander lesen, ist eine Straußenüberfüllung; und das Gelesene unverdauet gleich brühwarm wieder anbringen, die alte Sache vom Vielfraß, der vorne hineinschlingt, und hinten hinauszwängt. Aus langer Weile und zum sogenannten Zeitvertreib lesen, bleibt eine höchstarmselige geschäftige Nichtsthuerei von Müßiggängern, die nie das wahre Leben erkannten. Aber auch die bessere Seele, die sich im Lesen erholen will, naht Gefahren, wenn sie so weg lieset, was der Zufall in die Hände spielt, Unverstand auspreiset, Gernemitsprechen anlobt, und des Bücherleihers Garküche anrichtet. Romane — Geschichtdichtereien sind die tagtägliche Hausmannskost für der Lesegierigen Heißhunger, und nur wenige Ausnahmen dieser losen Waare können Speise werden. Diese sogenannten Unterhaltungsbücher werden zusammengeschmiert von elenden Hungerleidern, die mit dem Bettelverdienst ihr Jammerdasein aufhalten. Roh ist die Sprache, plump die Darstellung, grob das Gefühl, durchfallend der Witz, flügellahm

die Einbildungskraft, niedrig die Handlung. Schon die Titel sind Marktschreierzettel und Taschenspieleraushängsel. Ungethüme wirthschaften; theils Zerrbilder, aus dem Hefen des Menschenpöbels gepreßt, theils Fratzen der unmögenden Schöpferkraft dieser schreibenden Selbstbeflecker. Und die aufgestellten Musterwesen verkehren wie Ausgeburten der Hölle und des Tollhauses, grobsinnlich und entsinnlicht, grobirdisch und vergeistert, Büberei ist ihre größte Liebenswürdigkeit. Wundergeschichten! Das größte Wunder, wie ein Mensch ohne Verstand Dinge erfinden will, die unter und über und wider allen Verstand sind. Geistergeschichten! Wo Geister spucken, weht kein Geist. Rittergeschichten! Ein Bogen ist leichter gefüllt mit leeren Worten, als ein Kampfplan mit vollgültigen Thaten; die Feder leichter getummelt, als das Streitroß. Die Ritterschreiber sind Herren vom Flederwisch, tragen die Sporen im Kopf. Falle nur Götzens eiserne Hand (dem es doch alle nachthun wollen) auf sie, wie auf die Schergen des Heilbronner Raths. Räubergeschichten! Sonst nehmen die Räuber nur Güter und Leben, hier rauben sie Herz und Verstand. Es gehören aber Räuberhauptmänner auf Rabensteine, nicht auf Putztische; auf das Blutgerüste, nicht auf den Weiberschooß. Schmutzschriften! Wer was auf sich hält, geht Mistpfützen, Stinklachen und Schindangern gern aus dem Wege, zumal im guten Anzuge und Hochzeitskleide. Wer sie aber in Büchern aufsucht, ist eine lesende Aasfliege. Giftbücher! Eine Schande der Schriftsteller, ein Fluch der Buchdrucker, ein Verbrechen der Staatsaufsicht. Zum Blumenstrauß wählt man nicht Brennnesseln und Saudisteln, zum Riechfläschchen nicht betäubende Gifte. Wer diese Gifte aus Büchern wollüstig einsaugt, hat höchstwahrscheinlich den sittlichen Schnupfen, denn beim würklichen soll Teufelsdreck lieblich wie Rosen duften.

Die Allieblinge der Lesermenge haben immer Liebe zum Gegenstand, nebenbei streuen sie der Freundschaft ein Vergißmeinnicht, und steuern einen Brocken Armengeld für Wahrheit

und Tugend. Es ist Teufelsvermessenheit, mit besudelter Feder Lebenskreise reiner Menschheit zu zeichnen, es ist dumpfsinnige Verblendniß, solchen grobangelegten Beherungen Glauben zu stellen. Diese Schriftler stümpern Ein schülermäßiges Uebungsstück über das andere, wagen Gottmenschlichkeit zu beschreiben, so in selbstsüchtiger Thierheit nur das eigene liebe Ich lieben. Da predigen sie von Lebensweisheit, wie Bettler von gutem Haushalt; von Menschenkenntniß, wie Seelenverkäufer; von Menschenbeglückung, wie Henker in der Marterkammer. Menschenkenntniß besitzt nur der wahre Mensch, das eigene Herz ist der Schlüssel zu dieser Geheimschrift. Mit gewöhnlicher Menschenkunde, wie solche der Spähmann kundschaftet, ein Aushorcher aufgreift, ein Klatschbruder in Regeln verfasset, und der eitle Lebensmüdling hinterher ausplaudert, sind Alltagsleute zufrieden. Denn einen ganzen Menschen verstehen wie sich selbst, liebend und überlegend sein eigenstes Wesen aus dem Sein auffassen, bedarf einer Geschwisterseele, ohne die so manches Edelherz verglühn und erkalten muß, und der Pöbel richtert. Pförtner, Kundschafter und Aufpasser — behelfen sich mit einer Kniffslehre, die sie „Umgang mit Menschen" nennen. Das Stichwort aller derer, welche der Menschheit Fahne verlassen, heißt: „Man muß die Menschen nehmen wie sie sind, die Welt, wie sie ist, es gehn lassen, wie's geht, sich nicht kümmern, wie's seyn sollte." Damit glauben sie dann Alles abgethan, wenn sie erbärmliche Pfiffe auskramen, oftgebrauchte Ränke empfehlen, und das Uebel in der Welt wie eine reichhaltige Fundgrube ansehen. Eins nur vergessen sie! Daß die Welt gerade deshalb so arg ist, weil schon so lange Wesen ihres Gelichters, Taugenichte, Thunichtgute, Stöhrenfriede darin gehaust haben, von diesem Ungeziefer aber niemand anders will, und auch keinen andern bessern mag.

Was nicht ist, wie es sein soll — taugt nicht. Das zu begreifen, gehört nicht hohe Weisheit, mit dem gemeinen Leben kommt man schon aus. Ein Schneider, der ein Kleid versieht, muß es ändern; ein Schuhmacher, der unbrauchbare Arbeit ab=

liefert, sie zurücknehmen; ein Beleidiger, der mit Schmähworten ausgefallen, sie abbitten; kein Handwerker, kein Tagelöhner darf Pfuschereien mit solchem Machtspruch beschönigen, vor keinem bürgerlichen Gericht gilt solche Ausflucht! Wie sollten sie nun bei der höchsten Behörde statt finden? Was sein soll, ist möglich und nothwendig — sonst wäre Seinsollen Unding und Unsinn. Was noch nicht ist, wie es sein kann, muß dahin gebracht werden. Die Edeln aller Zeiten strebten immer nach Besserwerden und Bessermachen, diesen Gottähnlichkeiten des Menschen, und ihr heiliges Mühen blieb nicht umsonst und vergebens. Sie kannten die Menschen, wie sie waren, das heißt, wie sie durch eigene Leidenschaften und Laster versunken, durch fremde Neuverführung unheilbarer, durch wechselseitige Mißhandlung entmenschlicht. Diese Kunde war hinreichend, mit jenen Unglücklichen fertig zu werden, unter ihnen sicher zu schlafen, zu essen, zu trinken, zu genießen und dann bei Gelegenheit so zu sterben. Der große Haufen ist damit vollkommen zufrieden, und aus seinen Büchern lernt er es nicht anders Aber so wenig der für einen Arzt gelten kann, der wohl weiß, daß der Kranke leidet, allenfalls auch noch versteht was ihm fehlt, sich aufs Höchste vor Ansteckung in Acht nimmt, übrigens bei Leibe nicht sich mit Heilungsversuchen abgiebt: so bleibt auch der ein armseliger Halbmenschenkenner, der nur von Schwächen, Fehlern, Mängeln, Irrthümern, Vorurtheilen, Leidenschaften, Gebrechen und Lastern Bescheid weiß. Zu einem guten Unterhaltungsbuch gehört mehr, als diese einseitige Abschilderung der schlimmsten Seite. Biedere und Brave bezwecken Menschen- und menschlicher Anstalten Vollkommnung, und es giebt Raum für die Tugend in jedem Würkungskreise. Man muß sie öffentlich von Jedermann fordern, nur im Stillen nicht von Jedem erwarten. Allmutter Natur verwünscht kein Kind mit dem Bann, jedes kann edel wollen; sie ächtet keinen wahren Sohn, jeder kann brav sein. Und so beschränkt ist keine Zeit, und so eingeengt kein Raum, daß nicht ein Thatenkorn zum bleibenden Segen der Nachwelt ent-

keimen könnte. In jeder Lage kann jeder Mensch der Natur nacheifern, deren ewiges Füllhorn unerschöpft Gaben ausspendet. Nur muß er auf die Stimme des Gewissens hören, durch Sinnenrausch den Mahnruf nicht übertäuben, in seinem Herzen muß es ewig wiederhallen: „Strebe das zu werden, was du in deiner Lage für die Menschheit sein und werden kannst.“

Reich sind wir an trefflichen Büchern, an solchen, die jeder Deutsche lesen, wiederlesen, immerlesen, auswendig behalten sollte. „Denn viel Bücher machen nicht gelehrt, viel Lesen thut es auch nicht; sondern gut Ding und oft lesen, das macht gelehrt und fromm dazu“ ist Luthers Leseregel, die mit goldenen Buchstaben auf dem Aushängeschilde jeder Bücherleihe prangen müßte. Wir haben Schriften für alle Lebensalter und Bildungszeiten, nur kein Buch über diese. „Bergk's Kunst Bücher zu lesen“ sagt weit weniger, als der Titel. Es läßt sich eine Auswahl treffen, die das Vorzüglichste enthält, was der nach Mensch- und Deutsch-Werdung Strebende zur Aufklärung, Herzensveredlung, Mutherhöhung, Hoffnungsbelebung, zur Stärkung und Erhaltung im Guten, Befestigung edler Vorsätze, zur Schutzbegeisterung bedarf. Es könnte eine „Deutsche Bücherhalle“, ein „Deutscher Bardenhain“ sich erheben, wie Erwins Bau, wo das Volk hinwandle zu Lehr und Lust. Aus dem Wallhalla unserer Geschichte könnte eine Geisterversammlung, ein „Deutsches Enherion“ erscheinen, wie Ossians Geister mit Sonnenstrahlen die Harfensaiten spielen.

Was soll bis dahin gelesen werden? Die Antwort wäre ein Geistergericht, dazu bin ich nicht befugt; nur Salomons Siegel gehorchen Geister. Aber was ich als Deutscher zu fühlen Recht habe, will ich als Bill aussprechen. Die Dichtkunst ist des Menschen treu gebliebene Freundin, so alt als die Sprache und die Urgestalt von jeder ursprünglich lebendigen. Sie vermag uns aus der gemeinen Umgebung in eine schönere Welt zu entrücken, erregt den heißen Wunsch, das Gute zur Herrschaft zu bringen, das Schöne überall hinzuverpflanzen,

das Wahre lebendig darzustellen. Stärkung im Lebenskampf, Labung im Leiden, Mitfreude im Mitfühlen der Andern sind ihre schönsten Geschenke. Wir Deutschen würden glücklicher und Deutscher sein, wenn wir uns nur den Fehler aller Nachbarsvölker angewöhnen könnten: „Selbststolz.“ Recht haben wir dazu, mehr, als alle die andern — die doch so weit damit gekommen. Vorzüglich lassen die Dichter unsere Sprache und unser Volk über die Neuvölker hervorragen. Kein Volk hat so viele Dichtersammlungen, fast jeder Sänger hat seine Geistesblüthen besonders gesammelt. Nicht ohne Unterschied sollen zuerst die Pfleglinge eines Einzelnen dargeboten werden. Das schönste Blumenbeet ist selten ganz rein von Unkraut. Unsere bisherigen Blumenlesen haben wenig geleistet. Wer in der Folge einzelne zu Sträußen ausliefet, diese in ein Gewinde zusammenflicht, walte mit Ordnerkraft und Zartsinn, wie der Harfner in Wilhelm Meisters Lehrjahren: „wodurch denn aus einem bekannten Kreise von Ideen, aus bekannten Liedern und Sprüchen für die besondere Gesellschaft [der Leser] ein eigenes Ganze entsteht, durch dessen Genuß sie belebt, gestärkt und erquickt wird. So erbaute der Alte, indem er nahe und ferne Gefühle, wachende und schlummernde, angenehme und schmerzliche Empfindungen in Circulation brachte.“

Wir haben unser Bücherwesen verkannt, „den Wald vor Bäumen nicht gesehen,“ „das Pferd gesucht und darauf gesessen.“ Wenn wir ein Mal auf andere Art läsen? In der Kinderstube statt Feenmährchen Gellert, Hagedorn, Lichtwehr, Lessing, Pfeffel, wenn sie in Fabeln lehren. In der Unterschule Schlözer's Vorbereitung zur Weltgeschichte für Kinder, und Campe eher, als Nepos. Weiterhin Göthe vor Ovid und Horaz; Voß früher, als Virgil und Theokrit; Engel vor Xenophon; Müller's Schweizergeschichte eher, als Cäsar und andere; Zollikofer u. a. vor Cicero; Gleim vor Tyrtäus und Anakreon; Schiller vor Sophokles; Iffland vor Terenz; Lichtenberg vor Lucian; Klopstock vor und als Pindar.

Das Zusammenlesen hat noch andere Vortheile, als

bloßes Kennenlernen. Viele unsichtbare und doch unzerreißbare Berührungsfaden werden dadurch angesponnen. Nun blüht das Schöne nicht mehr einsam in Oeden, das Herzerhebende entzückt nicht mehr einsiedlerisch, das Edle begeistert nicht bloß verstohlen. Schon beim Anhören werden Geister und Herzen sich verstehen lernen, werden überwallen vor Freude des Auffindens, werden gepflegt werden zur letzten Entfaltung. Frühe wird Austausch der Gefühle, Mittheilen der Empfindungen, Umgang der Gedanken beginnen. Kein Mensch wird je von seinem Volke allein gelassen bleiben. In die Einsamkeit begleiten ihn dessen Geister, folgen ihm nach in die Ferne als Vertraute, raunen ihm aus dem Gewühle Trost und Rath zu, erscheinen als Lichtgestirne in Gefahren, wohnen stellvertretend im Herzen und Gedächtniß; daß er, immer mit sich und seinem Volke einträchtig, sein Lebensziel durchmesse.

II. Mägdchenschulen.

(1810.)

Mägdchenschulen — so hieß es sonst, und so muß es auch wieder heißen. Töchter giebt es nur im Verhältniß zu den Aeltern; Mägdchen ist die Bezeichnung des weiblichen Geschlechts in einem gewissen Lebensalter. Eine einzelne Familie kann eine Töchterschule haben; für eine allgemeine Bildungsanstalt ist der Ausdruck übelgewählt und sprachwidrig. Nur da kann eine Mägdchenschule so heißen, wo die Kinder dem Staate gehören, oder Gemeinschaft der Weiber statt findet. Vielleicht hat die Treibhaussucht der Eltern, so ihre Kinder nie frühzeitig genug groß ziehen können, dies sinnlose Wort erfunden; und die Affenliebe hat dadurch zu verstehen geben wollen: Nur in zarter Jugend giebt es Töchter — sonst gleich darauf Damen!

Welcher Falschmünzer dies widersinnige Wort geprägt, ist mir unbekannt; von Zürich aus ist es seit 1774 in Umlauf gekommen.

Mägdchenschulen sind eben so nothwendig, ja eher noch

nothwendiger, als Knabenschulen: Denn das Weib muß aus der Schule vollendeter hervorgehen, als der Mann; dem bleibt noch die lehrreiche Nachschule im Weltgewühl, das Weib hat dafür nichts. Der Mann ist Erzieher durch Wahl, das Weib durch ihre ganze Bestimmung. Wenn der Vater die Erziehung übernimmt, oder sie Andern anvertraut, so sind die Kinder ihm schon zuerzogen, aus der gröbsten Thierheit herausgebildet, oder tiefer und unmenschlicher darin versunken. Klarer und richtiger hat es keiner gefühlt, wie Iselin. „Ich halte es für unstreitig, wenn man die Geschichte aller Männer genau wüßte, die sich durch Rechtschaffenheit und Tugend ausgezeichnet haben, daß man unter zehnen immer neune finden würde, welche diesen Vortheil ihren Müttern schuldig waren. Es ist noch nicht genug anerkannt, wie wichtig eine unschuldige und untadelhaft zugebrachte Jugend für das ganze Leben eines Menschen ist, wie fast alle, die diesen Vortheil genossen haben, ihn niemandem schuldig gewesen sind, als ihren Müttern, und wie sehr überhaupt die Vollkommenheit und das Glück der Menschheit sich auf Weiberverstand und Weibertugend gründet.“ Mägdchenschulen umfassen die Hälfte des Volks, die schönste, wenn Jugend sie adelt, die verderblichste, wenn sie unglücklicher Weise ein Mal verdorben ist. Der Mann kann sinken, fallen und noch aus dem Verderben sich aufraffen, erheben, aus Leidenschaften geläutert hervorkämpfen. Für das gesunkene, gefallene, entadelte Weib ist selten Rettung; es ist seine ewige Hölle, sich über die Tugenden der Schwesterwesen entrüsten. Auch der Teufel ward, der frommen Sage nach, aus einem gefallenen Engel!

Man verlangt zwar noch immer genug vom Weibe, aber thut nichts Gescheidtes für sie in der Jugend. Höchstens führt man sie mit selbstgefährlichen Weltreizen auf den schlüpfrigen Plan, überläßt sie sich ganz, und dem Glücksfall, welchem Mann er sie [illegible]wirft. Das darf mit künftigen Mitbürgerinnen nicht geschehen. Wer wählen soll, muß es können. Je mehr die Verbildung um sich greift, desto nöthiger wird ernstliches Einhaltthun.

Aufgehoben werden müssen alle Pensionsanstalten für die weibliche Jugend, ihre Gräuel sind bis zum Ekel bekannt. Die Schöpferin des häuslichen Glücks soll das Weib sein, aber aushäusige Erziehung ist eine Vorrichtung zum Gegentheil. Da wird nur in seltenen glücklichen Ausnahmen das Mädchen fähig, die Seligkeit des schönern Zusammenlebens zu ahnen — aber weit seltener noch, sie dereinst zu geben. Es lernt sich nicht die schöne Bestimmung fürs Hausleben im Großgewühl; dafür sind Mütter. Nur sie können in den erziehungsbedürftigen Lebenszeiten Rechtleiterinnen sein, und die Richtung zum vollendeten Weibe vorleben. Alle Lehrerinnen an Mägdchenschulen sollten unter Aufsicht von ehrenwerthen Müttern und Matronen stehen. Die mehresten Verpfuschungen der weiblichen Erziehung geschehen durch ledige Frauenzimmer, die schon über die heirathbaren Jahre hinaus sind. Es ist der bedauernswürdigste Stand der Weiberwelt, das Mitleid gegen ihn ist gerecht, man sollte als Zufluchten ihm die Klöster erhalten. Hülfe muß geschafft werden, nur durch Aufopferung der Unschuldigen nicht.

Ueberhaupt giebt es zwei Gattungen: Alte Jungfern und Jungfrau-Matronen. Die alte Jungfer steht dem Hagestolz gegenüber, die Jungfrau-Matrone dem alten Junggesellen. Eine solche Vestalin ist Karoline Rudolphi, unter tausend Tausend ein bewundernswürdiges Wesen. Sie lehrt mit Liebe für Liebe, mit jungfräulichem Muttersinn. Allein die meisten andern Genossinnen kennen die Liebe nur halbsichtig, oder aus Büchern erlesen, ferner aus eigenem Unglück, endlich von Hörensagen — doch die Mutterliebe gar nicht.

Das Allerverderblichste für die weibliche Jugend des höhern Mittel- und niedern Höherstandes, was den Blumenkeim Deutscher Kindlichkeit anfrißt, die Blüthenknospe Deutscher Jungfräulichkeit zernagt, die Lebensfrucht des Volksthums wurmstichig macht, Alles entweiblicht und entdeutscht — ist die Landplage Undeutscher Erzieherinnen. — — Denn wenn eine Genferin, Mümpelgarderin und Stockfranzösin das Meiste leistet — so bildet sie aufs Höchste ein uns

entfremdetes verfranzösischtes Wesen. Und je menschlicher und Deutscher der Mann sich fühlt, desto härter muß solch Zerrweib ihn abstoßen, weil er beide Männin und Buhlin verabscheuet, und im Weibe nach einer Gattin sich sehnt, die den vaterländischen Eichenkranz mit Veilchen, Vergißmeinnicht und Deutschem Immergrün umwinde.

Dazu braucht es nicht ausländisches Plapperwerk; mit der Muttersprache begeistert und beseelt sich alles leichter. Diese zu lernen, sie in ihrer Fülle gebrauchen zu können, hat das Weib als geborne Menschenbildnerin eine heilige Verpflichtung.

III. Turnanstalten.

(1816.)

Die Turnkunst soll die verloren gegangene Gleichmäßigkeit der menschlichen Bildung wieder herstellen, der bloß einseitigen Vergeistigung die wahre Leibhaftigkeit zuordnen, der Ueberverfeinerung in der wiedergewonnenen Mannlichkeit das nothwendige Gegengewicht geben, und im jugendlichen Zusammenleben den ganzen Menschen umfassen und ergreifen.

So lange der Mensch noch hienieden einen Leib hat und zu seinem irdischen Daseyn auch ein leibliches Leben bedarf, was ohne Kraft und Stärke, ohne Dauerbarkeit und Nachhaltigkeit, ohne Gewandtheit und Anstelligkeit zum nichtigen Schatten versiecht — wird die Turnkunst einen Haupttheil der menschlichen Ausbildung einnehmen müssen. Unbegreiflich, daß diese Brauchkunst des Leibes und Lebens, diese Schutz- und Schirmlehre, diese Wehrhaftmachung so lange verschollen gewesen. Aber diese Sünde früherer leib- und liebloser Zeit wird auch noch jetzt an jeglichem Menschen mehr oder minder heimgesucht. Darum ist die Turnkunst eine menschheitliche Angelegenheit, die überall hingehört, wo sterbliche Menschen das Erdreich bewohnen. Aber sie wird immer wieder in ihrer besondern Gestalt und Ausübung

recht eigentlich ein vaterländisches Werk und volksthümliches Wesen. Immer ist sie nur zeit- und volkgemäß zu treiben, nach den Bedürfnissen von Himmel, Boden, Land und Volk. Im Volk und Vaterland ist sie heimisch, und bleibt mit ihnen immer im innigsten Bunde. Auch gedeiht sie nur unter selbstständigen Völkern, und gehört auch nur für freie Leute. Der Sclavenleib ist für die menschliche Seele nur ein Zwinger und Kerker. —

Jede Turnanstalt ist ein Tummelplatz leiblicher Kraft, eine Erwerbschule mannlicher Ringfertigkeit, ein Wettplan der Ritterlichkeit, Erziehungsnachhülfe, Gesundheitspflege und öffentliche Wohlthat; sie ist Lehr- und Lernanstalt zugleich in einem steten Wechselgetriebe. Zeigen, Vormachen, Unterweisen, Selbstversuchen, Ueben, Wettüben und Weiterlehren folgen in einem Kreislauf. Die Turner haben daher die Sache nicht vom Hörensagen, sie haben kein fliegendes Wort aufgefangen: sie haben das Werk erlebt, eingelebt, versucht, geübt, geprüft, erprobt, erfahren und mit durchgemacht. Das erweckt alle schlummernden Kräfte, verleiht Selbstvertrauen und Zuversicht, die den Muth niemals im Elend lassen. Nur langsam steigert sich die Kraft, allmälig ist die Stärke gewachsen, nach und nach die Fertigkeit gewonnen, oft ein schwer Stück vergeblich versucht, bis es nach harter Arbeit, saurer Mühe und rastlosem Fleiß endlich gelungen. Das bringt das Wollen durch die Irrwege der Willelei zum folgerechten Willen, zum Ausharren, worin aller Sieg ruht. Man trägt ein göttliches Gefühl in der Brust, so bald man erst weiß, daß man etwas kann, wenn man nur will. Gesehen haben, was andern endlich möglich geworden, gewährt die freudige Hoffnung es auch zu leisten. In der Turngemeinschaft wird der Wagemuth heimisch. Da wird alle Anstrengung leicht, und die Last Lust, wo andere mitwettturnen. Einer erstarkt bei der Arbeit an dem andern, stählt sich an ihrer Kraft, ermuthiget sich und richtet sich empor. Ein Beispiel wird so das Vorbild, und

reicht weiter als tausend Lehren. Eine echte That ist noch nie ohne Nachkommen geblieben.

Ohne eine Turnanstalt sollte billig keine namhafte Stadt in deutschen Landen forthin bleiben. Den Einwurf: „Es kostet was" können nur Tröpfe vorbringen, die gern als Köpfe spuken möchten. Menschen werden gezählt, Männer gewogen und sind nicht zu erdrillen.

Auch der kleinste Ort könnte und sollte von Rechts wegen, wenn er eine Schule hat, auch nach seinen beschränktern Bedürfnissen einen Turnplatz haben. In jedem Kirchspiel des platten Landes müßte wenigstens ein vollständiger Turnplatz seyn, wo sich dann aus den größern und kleinern Ortschaften die turnfähige Jugend zusammenfinde, und in jugendlichem Wettturnen versuche. Wenigstens an den Denktagen der Erlösung, Auferstehung und Rettung des Deutschen Volks sollte dazu Rath werden. Der 31. März, 18. Junius, und 18te Oktober sind recht eigentlich zu großen Turntagen gewonnen. Im Laufe der Zeit können gar leicht aus diesen kleinen Anfängen größere Feste werden. Wann dann die gesammte Jugend erst eingeturnt ist, so wandern die Turnfertigsten aus dem kleinern Ort in den größern, von dort am folgenden großen Turntage die Preiserringer zur Gaustadt, und so an jedem kommenden Feste immer weiter zur Mark- und Landesstadt, bis sich endlich die besten Turner des ganzen Volks am großen Hauptfeste in der Hauptstadt treffen.

Adam Müller.

Buchstabe und Tradition.

(1806.)

Wenn die Geschichte irgend eines Zeitraums erforscht, d. h. als gegenwärtig vor uns aufgestellt werden soll, so liegen dazu zwey Werkzeuge vor uns, deren geschickte, sinnreiche Anwendung alles Entfernte in unsere Nähe bringt: der Buchstabe und die Tradition. Ich nehme diese beiden Begriffe in einer Ausdehnung, die ich zuvörderst rechtfertigen muß. Wenn es darauf ankommt, die Individualität eines Zeitgenossen historisch aufzufassen, so würde ich seine Worte, seine Werke, seine Erscheinung, seine Gesichtszüge — kurz die ganze Eigenthümlichkeit, mit der er mich unmittelbar anspricht, den Buchstab nennen; hingegen der Reflex dieses Menschen auf sein Zeitalter, die Gestalt, unter der ich ihn mittelbar aus den Händen oder in dem Urtheile der übrigen empfange und die durch die Individualitäten dieser Vermittler zwischen mir und ihm bedingt ist, würde Tradition heißen. Die ganze gegenwärtige Welt ist demnach eine große Tradition von allen früheren Zuständen, und wenn die Vergangenheit auch von Jedem ihrer Helden, ihrer Begebenheiten, ihrer Thaten einen Buchstab, irgend eine Ruine, ein ächtes wohlerhaltenes Zeichen zurückgelassen, so ist dieser doch nur dadurch zu begreifen, daß er auch in der Tradition, d. h. in den unzähligen Variationen, die sein ehemaliger Geist, sein Sinn erlitten, bis er auf unsere Zeit herabgekommen, betrachtet werde.

Keine Begebenheit der Geschichte ist in allen Instituten, in

allen Verhältnissen unseres gegenwärtigen Lebens so allgegenwärtig als die, welche unserer religiösen Gemeinschaft zum Grunde liegt. Der Buchstab mögen hier die heiligen Bücher der Evangelisten und der Apostel genannt werden; das Palladium unsrer europäischen Bildung, das Herrlichste, die Blüthe unsers heutigen Lebens, alles um uns her, was der Betrachtung werth seyn mag, ist Tradition jener erhabenen Sache. Verlangt man diese Begebenheit in ihrem wahren Lichte zu sehen, so ergreife man den Buchstaben der heiligen Bücher, aber man wisse ihn durch die Jahrhunderte hindurch bis in die Gegenwart herabzuführen, damit man bey der Rückkehr auf die Stelle, von der man ausging, einsehe, wie die europäischen Sprachen, Gesetze und Sitten, sie mögen einzeln noch so einseitig, kalt und irreligiös erscheinen, im Ganzen betrachtet nichts als der erweiterte Buchstab jener großen Handlung seyn können. Hält man sich ausschließend an jenen ersten Buchstaben des neuen Testaments, mit Hintansetzung der lästigen, abergläubigen, unaufgeklärten Jahrtausende zwischen uns und ihm, in der Hoffnung, sich mit Christus in unmittelbare Connectionen zu setzen, so wird man ihn freilich als einen Lehrer der Weisheit und Tugend, als einen frommen, geduldigen, moralischen Mann bewundern, als einen häuslichen Freund, welches er freilich auch nicht zurückweist, lieben lernen, aber in alle Ewigkeit kann er uns aus den bloßen heiligen Schriften, als der Mittler der Menschheit überhaupt, als der Mittler der alten und neuen Welt, der bedeutendsten und ärmsten Verhältnisse des menschlichen Daseyns, als Mittelpunkt der Geschichte, nicht hervorgehn. Die Verirrungen des falschen Protestantismus unsrer Tage haben es deutlich gezeigt, welche geistlose Sittenbücher, welche haltungslose Moral, welche nichtswürdige Experimentalphysik über die Wunder, aus dem Bestreben hervorgeht, Christus an sich, in s. g. psychologischen Darstellungen seines Charakters, in s. g. pragmatischen Entwicklungen seiner Geschichte zu schauen. — Abgesehen von der religiösen Geschichte, wird jeder andere Held,

den wir noch so buchstäblich und unmittelbar aus dem histori- schen Ganzen herausreißen, entweder ein gebrechlicher Mensch unsersgleichen, oder er bleibt ewig fremd und untheilnehmend unter unsern übrigen Umgebungen stehn, wofern nicht eine innre Congenialität unsrer Natur mit der seinigen, uns die Tiefe des Buchstabens, den er hinterlassen, prophetisch ergründen läßt; wofern wir also nicht in unserm Gemüthe gleichsam die Tradi- tion tragen, durch die jener Buchstabe zu einem Worte des Lebens wird. Wer vermag in den protestantischen Kirchen- geschichten, die mit einer Art von hochmüthiger Erbarmung sich zu den s. g. Irrthümern und Ketzereien gegen die Vernunft oder den Buchstaben herablassen, und so die Jahrhunderte der neuen Welt durchwandern, um uns zu zeigen, wie viel Aufwand von Streitigkeiten, Mißverständnissen und Elend es sich die Natur hat kosten lassen müssen, um endlich einen lauen, lieb- und glaubensleeren, weichlichen, aufgeklärten Menschenfreund, der den Namen des Protestanten herabwürdigt, zu Stande zu bringen — wer vermag in ihnen jene ernsten Väter der Kirche, jene heiligen Kämpfe für das innerste Heiligthum unsers Geschlechts, kräftig und unermüdlich durchgeführt mit Wort und Schwert, jenen erhabenen Völkersturm der Kreuzzüge, den sie nur durch die Politik der Päbste zu motiviren, als Abentheuer, als all- gemeine Verrückung zu verstehen wissen — wer vermag in ihnen den deutschen Luther wiederzuerkennen, der gewiß nicht einen Gedanken seiner gewaltigen Seele ausgesprochen hätte, um ihr Lob zu verdienen.

Wenn ich den Ekelnamen der scholastischen Philosophie und scholastischer Denkart überhaupt irgendwo an seiner Stelle finde, so ist es grade bei denen, die in dem heiligen Ganzen der Kirchengeschichte nichts sehen als Streit der Dogmen, scho- lastische, willführliche Spitzfindigkeit, die Gräuel des Mönch- thums, die Mißbräuche der Päbste, bey den s. g. Geschicht- schreibern der protestantischen Kirche. Sie haben sich selbst dazu verdammt, aus der Geschichte beinahe zweier Jahrtausende ein

großes Sünden= und Lügenregister zu machen und aus dem Tempel der Geschichte endlich nichts herauszubringen, als eine ganze Bibliothek von moralischen Recepten und von Warnungsbeyspielen gegen den Aberglauben. Was sie ihren Pragmatismus nennen, ist nichts weiter als die Fähigkeit, in der Geschichte einige Hauptgelenke zu sehn, und diese an dem kalten, hölzernen Gliedermann, den sie Kirche nennen, nachzuahmen.

Wenn ich die deutsche Ansicht der Geschichte erhebe, so erwarte ich nicht, daß man historische Werke der Deutschen von mir als Beläge der Behauptung verlangen werde. Die, welche ich etwa aufstellen könnte, setze ich für jetzt vorsätzlich bey Seite: kein einziges würde jener Ansicht vollständig genügen; keines würde, wenn es ihr auch genügte, sie vollständig ausdrücken. Aus der Totalität des wissenschaftlichen und politischen Deutschlands geht sie nothwendig hervor: alle Extreme der historischen Ansicht nemlich sind in deutscher Sprache aufgestellt. Und wenn die Differenz des religiösen Charakters, der Streit zwischen dem der Tradition treu bleibenden Katholicismus und dem mit dem Buchstaben des Christenthums gegen die Tradition ankämpfenden Protestantismus, wie es ganz unverkennbar ist, den Haupteinfluß auf die Würdigung aller Charaktere eines jeden Zeitraums der Geschichte gehabt hat, so fließt es aus der Lokalität von Deutschland hervor, daß hier jener Streit um die Helden und Thaten aller früheren Zeiten am vielseitigsten und heftigsten geführt seyn müsse. In allen übrigen Ländern von Europa, besonders in den die Bildungsgeschichte zunächst angehenden, Frankreich und England, hatte eine von beiden streitenden Mächten dauerhaft die Oberhand, war die Kirche also minder eine streitende als in Deutschland. Der Protestantismus von England mochte sich in den drey letzten Jahrhunderten in eine Art von politischen Katholicismus, der Katholicismus von Frankreich in einen politischen Protestantismus verwandeln: nichtsdestoweniger waren alle historischen Arbeiten der Franzosen bis auf Bayle und Voltaire katholischen, die der Britten bis in die neuesten

Zeiten protestantischen Sinnes. Aber Sprache und Meer hemmten den Streit; nie konnte er zu der durchgreifenden Innigkeit, zu der Unaufhörlichkeit, zu der Persönlichkeit gedeihen, aus der sich eine vermittelnde Ansicht der Geschichte, d. h. eine wahrhaft triumphirende Kirche erheben mochte. Wie ganz anders war es in Deutschland! In tausend Berührungspunkten stritten hier mit unendlicher Regsamkeit, von einem einzigen Elemente derselben Sprache umfangen, das Alte mit dem Neuen. Zwey große, in schwebendem Gleichgewichte einander gegenüberstehende Staatengruppen, an Cultur, Verfassung und Sitte durchaus entgegengesetzt, repräsentirten hier, die eine die Tradition, den Katholicismus, die Treue am Alten: die andere die Lust am Neuen, den Protestantismus, die ununterbrochene Erweiterung des Gebiets der Freyheit und der Vernunft. In der Totalität dieses Streites mußten die Geschichte, ihr Zusammenhang und ihre Helden sichtbar werden. Hier mußte sich, wenn der Friede nur im Kriege erscheinen kann, ein politischer und wissenschaftlicher Friede bilden. Er ist da, und wir haben ein Vaterland! Vor einigen Jahren fing man in Deutschland ein gewisses vaterländisches Wesen, eine gewisse derbe, biedre und wackre Deutschheit zu affectiren an. Anstatt durch die Geschichte rückwärts schreitend, die Tradition unsers Ursprungs Schritt vor Schritt bis zu ihren Quellen zu verfolgen, nach der einfachen Voraussetzung, daß man die Väter und Großväter erst verstehen müsse, bevor man zu entfernteren Ahnherrn zurücksteige — bohrte man die allerältesten Fässer zuerst und allein an, und hoffte sich in Hermanns Schlacht über den Varus und in den Gesängen der Barden für immer mit vaterländischem Geiste berauschen zu können. Die Bardiete **Klopstocks** und viele andere Versuche, so wichtige historische Untersuchungen über das deutsche Alterthum sie veranlaßt haben, so wesentlich sie auch in die deutsche Bildungsgeschichte hineingehören, sind ein warnendes Beyspiel, welch ein seelenloser und kalter Buchstabe es ist, den man mit

Verläugnung der Tradition aus dem Zusammenhange der Geschichte herauszuzerren vermag.

Noch einmal: nur das Zerbrechliche zerbricht! wen die nächsten Umgebungen, die heutige traurige, tief gebeugte Gestalt des deutschen Vaterlandes selbst, nicht mit erhebenden Gefühlen, mit Nationalstolz erfüllen; wen Niederlage und Unglück nicht ganz besonders fest an den Boden anschließen, der ihn erzeugte, den werden alle Siege über die Legionen des Varus nicht für das Vaterland zu begeistern vermögen.

Es ist nicht etwa Trost, den die Weltgeschichte, von der hier die Rede ist, uns geben soll; wir erwarten nicht bloße Beyspiele, kalte Moralexempel, rohe Leisten von ihr, um einzelne unserer Handlungen darauf abzuformen; uns treibt nicht eine gemeine Dankbarkeit gegen s. g., um die Menschheit wohl verdiente oder große Männer, wenn wir nicht müde werden, von Stufe zu Stufe ins Alterthum zurückzusteigen; kein Gerichtshof, vor dem die Helden der Vergangenheit verdammt oder selig gesprochen würden, ist unsere historische Kritik: weder römische Ruinen erwecken Wehmuth, noch gothische [Ruinen] Freude in uns, die Weltgeschichte ist für uns weder bloße Bühne des Lasters, des Untergangs und des Todes, noch bloßer Schauplatz der Tugend, des sorgenlosen Fortschreitens und unvermeidlicher, unendlicher Perfectibilität. Sondern die Biographie der Menschheit studieren, beschreiben, durchleben wir, um im Geiste der Menschheit zu handeln.

Denen, die nur Tod, Rückschritt, Verderbniß in der Geschichte sehen und dem Tacitus sich anschließen, sagen wir: der Geist des Römers mochte die Reinheit und die Kraft besserer Zeiten in sich bewahren; wenn ihn aber das Gefühl eigner Thatkraft nicht über den Untergang von Rom beruhigen kann, so ist seine Ansicht kleiner als Rom: weit entfernt über Rom erhaben zu seyn, geht er selbst mit Rom unter. Ganz andere Schätze, tiefer durch Meinung und Empfindung begründete Ge-

bäude, als Rom je aufbaute, je sammelte — hat dieses Zeitalter von der Erde verschwinden sehen: fast alle einzelnen Familien-, Staats- und Wissenschaftskörper, die auf uns herab gekommen, erscheinen rückschreitend, versinkend, viele versunken vielleicht in dem Augenblick, da wir uns hier ihrer erinnern. Aber in der Seele des Zuschauers einer untergehenden Welt, eben erzeugt durch die Betrachtung des Untergangs, stehn die Geister des Vernichteten in unauflöslicheren, reineren Verknüpfungen, gleichsam mit verklärtem Leibe wieder auf. So verklärte der heilige Besieger des Todes die untergegangene alte Welt.

Denen, die einen unthätigen, fatalistischen Glauben an eine unzerstörbar glückliche Weltordnung hegen, rufe ich zu: Wohl, wir wissen, wie ihr, daß die Nothwendigkeit der Natur zerstört, um Höheres zu erzeugen; aber schließt mich nicht aus von den Werkzeugen der Natur. Ich kann nicht, wie ihr, ein müssiger, sich selbst aus den Gliedern der Geschichte herausnehmender absoluter Beschauer seyn. Mir ist die Geschichte werth, und ich kenne die Geschichte, weil ich mich selbst nach gestern und morgen und nach tausend Seiten hin an sie angeschlossen sehe, und weil ich mich nach eben so viel Richtungen auf Zukunft und Vergangenheit entgegenwirkend fühle. Aber weil ich sie mit freier Thätigkeit beschaue, so verstehe ich die Geschichte, und weil ich mit offnen und reinen Augen handle, darf meine Critik jede zerstörende Kraft mit den Waffen der Geschichte verfolgen. Nur klares, deutliches Handeln ist kräftiges Handeln; nur thätige Betrachtung ist wahre Betrachtung. So tadelte, strafte, züchtigte, fühlte den Schmerz der untergehenden Welt der Mittler der Menschheit und der Geschichte, so erbaute und verklärte er unter Schmerzen die neue Welt.

So vereinigt sich Historie und Critik, das Gesetz der Natur und das Gesetz der Freiheit in der vermittelnden Geschichte. Nennt es Geschichte der Gesellschaft oder Geschichte der Wissen-

schaften; Geschichte der Bedürfnisse (wo ihr den Menschen der Natur unterordnet), oder Geschichte der Kunst (wo die Natur der Freiheit des Menschen gehorcht): beides ist eins. Der wahre Geschichtschreiber ist Prophet und Historiker zugleich; gehorsames Kind der Vergangenheit, weil er die Zukunft väterlich beherrschen will. Nur in der Tradition lebt der Buchstabe, und der Buchstabe befestigt die Tradition.

C. Ritter.

Die Raumerfüllung auf der Erde.

(1833.)

Die Räume, die Zeiten, die Gestalten und Formen, die Raumerfüllungen in ihren Constructionen und Organisationen auf dem Planeten an sich, immer die einen und dieselben in ihren Werthen, bleiben, in ihren Relationen zum Erdball, als Wohnhaus des Menschengeschlechtes gedacht, nicht dieselben, sondern sie ändern ihre relativen Werthe wirklich mit dem Fortgange der Jahrtausende und Jahrhunderte ab. Die Art der Raumerfüllung wird daher für die Betrachtung von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Jahrzehend zu Jahrzehend eine Andere. Denn wenn der Mensch, mit A. von Humboldt's Ausdruck zu reden, neue Organe sich schafft, um mit den genauesten Instrumenten, welche die beschränkte Sphäre seiner Sinneswerkzeuge erweitert, tiefer in die Erdrinde, wie zu dem Meeresboden hinab zu reichen, und dort die Temperatur der Tiefen, die unbekannten Erdarten und Gewässer, die Salzlager, die dichteren Erd- und Wasserschichten und Alles, was ihnen zugehört, durch Batho- und Thermometer, durch Pendelschwingungen, durch Bohrversuche, artesische Brunnen u. dergl. zu sich herauf zu heben, was geschieht da Anderes, als daß die erfüllten Räume der Planetenrinde sich in der That in ein verschiedenes, als das bisherige Verhältniß dieses Wohnplatzes zum Menschen stellen? Und ebenso, wie sich nach oben durch die Organe der Barometer, der Hygrometer und anderer Meßinstrumente, wie einst der

Fernröhre, der Astrolabien und anderer Erfindungen des menschlichen Geistes, der Gesichts- und überhaupt der Gefühlskreis des Menschen wirklich erweiterte, in demselben Maaße rückte ihm auch die äußere Welt näher, die Relationen der Raumverhältnisse wurden für den von Menschen bewohnten Erdball Andere.

Aber nicht nur die Distanzen nach unten und oben, sondern auch die Raumunterschiede nach allen Richtungen hin werden durch ähnliche Fortschritte einer universellen Telegraphik umgewandelt; seien es neuerfundene Organe der genannten Art, oder wissenschaftliche Fortschritte, oder Kulturentwicklungen, wodurch die Völker sich in andere Räume verbreiten lernen, wie die Pflanzen und Thiere in andere klimatische Zonen gedeihlich übergehen und die bis dahin unzugänglich gebliebenen, also fern abliegenden Enden der Erde — seien es eisige Polarkreise, oder himmlische Gipfelreihen, oder einsame gleichsam bis dahin mondferne, oceanische Inseln, von denen keine Spur des Daseins für das Menschengeschlecht vorhanden war — mit in den Kreis der civilisirten Völkergemeinschaft gezogen werden. Was früher nicht vorhanden schien, tritt hiedurch im Dasein hervor; was früherhin fern lag und unerreichbar, tritt nun näher in die Berührung, ja in den Bereich des täglichen Verkehrs.

Die Raumerfüllung zeigt sich bekanntlich auf dem Erdball unter den beiden Formen des Rigiden und des Flüssigen, oder des Unbewegten und des Beweglichen; zu den Raumabständen der rigiden Oertlichkeiten kommen also auch die Raumunterschiede der flüssigen oder fließenden Formen, oder die räumefüllenden Bewegungen um den Erdball. Ihre Verhältnisse sind doppelter Art; die der Räume und der Zeiten, in denen ihre Bewegungen zu Stande kommen. Diese raumfüllende Bewegung ist wiederum doppelter Art; rein physisch, nach den Gesetzen der Mechanik, Physik, Chemie, wie die Verbreitungen und Bewegungen der Imponderabilien, der Wärme, der Electricität, des Magnetismus u. s. w., wo die Verbreitungen vielleicht schon mit den Erzeu-

gungen nach Raum und Zeit in dieselben Grenzen mehr oder weniger zusammenfallen mögen; oder wo sie wahrnehmbarer, den Raum wirklich materiell ausfüllende Bewegungen sind, die ihre bestimmten Grenzverhältnisse in Raum und Zeit um das Erdrund gewonnen haben; wie die Windsysteme, die Ebben und Fluthen, die Strömungen der Meere, die raumwechselnden Metamorphosen der Atmosphäre in Wolkenbildungen, Meteoren aller Art, und die durch diese mit in Bewegung gesetzten, aber willenlos sich nur mechanisch fortbewegenden irdischen Theile oder Körper, seien sie lebloser oder lebender Art.

Aber doppelter Art, sagten wir, seien diese Verhältnisse, weil zu jener bloß physischen auch noch eine andere, die beseelte Bewegung hinzukommt, welche dem irdischen Leben des Erdballs angehört, indem der Mensch die raumfüllende Bewegung beherrscht und sie zum Träger seiner Bestrebungen macht, wie durch das Seegel, oder die Aërostatik, oder die Pferdekraft, oder die Schnelligkeit des Rennthiers und des Dromedars, oder durch das Dampfschiff u. a. m. Hierdurch können nicht nur die Räume der irdischen Welt und ihre wichtigsten Verhältnisse wirklich in eine andere Stellung zum Menschengeschlechte gebracht werden, sondern auch die Zeiten, in denen jene, nicht nur einmal entdeckt oder blos berührt, sondern auf dauernde Weise erreicht sind, in den Kreis des täglichen Lebens der Völker des Erdballs wirklich mit eingeflochten werden.

Die größten Veränderungen, bedeutender als solche auch noch so großartige, welche durch Vulkane, Erdbeben oder Fluthen, oder andere zerstörende Naturerscheinungen, die momentan jede Aufmerksamkeit aufregen, hervorgebracht worden, haben sich hierdurch auf dem Erdball ganz allmählich, obwohl unter den Augen der Geschichte, aber in ihrem Zusammenhange auf die Natur des Planeten, als Erziehungshaus des Menschengeschlechts, fast unbeachtet in Menge zugetragen, und diesen, gegen frühere Jahrtausende, zu einem Andern gemacht als er früher war, und ihm ganz andere Verhältnisse seiner erfüllten Räume zu Stande gebracht. Ja, hierin

liegt die große Mitgift des Menschengeschlechts auch für die künftigen Jahrtausende, sein Wohnhaus, seine irdische Hütte, wie die Seele den Leib, erst nach und nach, wie das Kind im Heranwachsen zum Jünglinge, seine Kraft und den Gebrauch seiner Glieder und Sinne und ihre Bewegungen und Functionen, bis zu den gesteigertsten Anforderungen des menschlichen Geistes anwenden und benutzen zu lernen. Hierin ist seine Aufgabe mit der des Pflanzers gleich, der den Acker, den er zu bebauen hat, erst nach und nach mit allen seinen Gaben erkennen lernt. Durch die Beseelung der raumfüllenden Bewegungen wurde schon zu der Phönicier Zeiten der Indische Orient dem Europäischen Hesperien näher gerückt; durch sie wurde zu Columbus Zeit die zweite Hälfte des Erdballs, die längst von der einen geahndet, aber ihr noch unsichtbar und ferner lag als die Mondscheibe, gleichsam angetraut; durch sie wurde die isolirte südwestliche Halbkugel der Erde, die Australische, mit ihren tausend zerstreuten Eilanden, erst seit einem halben Jahrhundert überall an die bis dahin geschiedene nordöstliche Landhalbkugel der Erde geknüpft, und die früher getrennt scheinende Gestadewelt des Planeten wurde in ihrem Gesammtkreise, in allen Zonen, zu einer Einheit erhoben für das System der Wissenschaft, wie für die Kulturwelt, und für den Markt des gemeinen Lebens, des Tageverkehrs, der selbst nicht ohne merklichen Einfluß auf Geschichte, Politik und allgemeine Kultur bleibt.

In diesem Wechsel der physikalischen Verhältnisse des Erdplaneten durch das Element der Geschichte, liegt der wesentliche Unterschied der Geographie, als Wissenschaft der Gesammtverhältnisse der tellurischen Seite der Erde, von den Theilen der Astronomie, welche bei Erforschung des Weltbaues und unsers Sonnensystems, auch den Erdball in der Reihe der Planeten nach den cosmischen, oder nach den sich nicht abwandelnden, absoluten Raum- und Zeitverhältnissen, nicht aber nach den relativen, tellurischen, in ihre Betrachtungen einführt. Dieselben beweglichen Distanzen der Planeten unter sich, und ihre stets

sich gleich bleibenden Sonnenumkreisungen, haben seit den Zeiten der Sesostriden keinen Wechsel in der Natur unsers Sonnensystems wenn auch ein Fortrücken unserer Zeichen derselben, bedingt; aber die tellurischen Instanzen, durch rigide Formen scheinbar fixirt, haben gewechselt und der Abstand Indiens vom ägyptischen Gestade Berenike's, wurde schon unter den Ptolemäern seit Hippalus Durchschiffung des offnen Indischen Oceans mit Hülfe der Monsune, um das Doppelte verkleinert, und wie sind seitdem die Gestade jener Indischen Welt der ganzen Westseite näher gerückt durch die beseelte Bewegung der flüssigen Formen der Elemente!

Die Geographie als Wissenschaft unterscheidet sich aber auch von allen Zweigen der Physik und der Naturwissenschaften, die in dem Objecte mit dem ihrigen häufig zusammentreffen, dadurch, daß diese, außer dem oben schon Berührten, ebenfalls die Naturkräfte und Organismen an sich, nach ihren innern Gesetzen in ihren Wirkungen und Bewegungen untersuchen, aber nicht im tellurisch-geschlossenen Erdring, und nicht als die Träger der beseelten Bewegungen in der Gesammterscheinung des Erdballs und den daraus für dessen Dasein oder Leben hervorgehenden Wechseln und Veränderungen. Das Weltsystem an sich bleibt sich daher, in seinen unwandelbaren, absolut zu erforschenden Verhältnissen, wie die Gottheit gleich; das Natursystem, wenn es auch in des weisen Salomos und Aristoteles Verzeichnissen nur eine geringere Summe von Individualitäten desselben, gegen die jetzige Mannigfaltigkeit und Fülle in sich schloß, blieb doch in dem Wesen, seinen innern Gesetzen, Organisationen und Erscheinungen nach, das eine und dasselbe durch alle Zeiten, wenn auch die Verbreitungs- und Kultursphären der einzelnen Naturproductionen sich, wie die Zahlen ihrer Individuen, mannichfach veränderten. Aber das Erdsystem ist nicht dasselbe geblieben, gesetzt auch in seinem cosmischen und physischen, doch nicht in seinem historischen Leben.

Denn, weil es das eine und fortdauernde war und blieb,

das sich nicht durch neue Erzeugung, wie die lebendigen, abgesonderten Organisationen auf ihm, durch neue Geschlechter verjüngen sollte, aber als abgeschlossener tellurischer Ring in eigenthümlicher Spannung des einmal gewonnenen Daseins auch nicht durch Chemismus und Polarisation, gleich seinen abgetrennten Theilen, das irdische Ziel der Vollendung sogleich im Moment des ersten Werdens und seiner Gestaltung, gleich der Crystallform erreichte — so konnte sich das Erdsystem auch nicht, wie jene, immer wieder neu und ursprünglich gestalten, nicht, wie diese, in Verwittrung und Auflösung aus der einmal gegebnen Form zurückschreiten. Es bewahrte gleich den andern Planeten seines Sonnensystems dieselben kosmischen Verhältnisse, wie jene, aber indeß seine Nebenplaneten, für uns, keinen individuellen relativerkennbaren Wandel erlitten, ward unser Erdsystem während seiner langen Zeitdauer als ein und dasselbe irdische Rund unter den vollen Einfluß aller irdischen, sei es der mechanischen, physischen, oder [der] intellectuellen, für uns wahrnehmbaren Gewalten gestellt, und die Progression ihres gesteigerten oder rückwärts schreitenden Einflusses mit in den Gang der Menschengeschichte verwebt.

Wenn daher die alte Welt den Schauplatz ihrer Geschichten nur auf den beengten **Orbis Terrarum** der Römer beschränken mußte, das Mittelalter ihn schon überall bis an die äußersten Enden der Gliederungen der Alten Welt, nach dem Norden, Süden und Osten ihrer großen Landveste ausdehnte, so spannte die Geschichte der neuern Zeit ihr reiches Gewebe der Begebenheiten über den ganzen Erdball aus. Das historische Element greift also auf sehr verschiedene Arten, in sehr verschiedenen Zeiten in die Physik des Erdballs ein, aber auch in sehr verschiedenartigen Progressionen und Weisen.

Denn in frühern Jahrhunderten und Jahrtausenden, als die Völkergeschlechter überall mehr auf ihre Heimathen und auf sich selbst angewiesen waren, wurden sie von der allgemeinen tellurischen Physik kaum berührt, desto mächtiger griff aber die lokale Physik der Heimath, die vaterländische Natur in die Individuali-

täten der Völker und Staaten ein. Daher wol eben die edler begabten, zu Kultur sich erhebenden aus der ihnen gegebnen engern Sphäre individueller, und doch harmonisch-vollendeter in der Erscheinung, in schöneren und bestimmteren historischen Gestaltungen und Charakteren hervortraten, als die der neuern Zeiten. Sie entwuchsen, unberührt von der Fremde, noch ganz dem heimathlichen Himmel und Boden, der in seiner vollen jungfräulichen Kraft ihr ganzes Geäder und alle Glieder durchdrang mit seinen nährenden Gaben und Kräften. Dadurch trat bei ihnen Alles Nationale auch wirklich vaterländisch und heimathlich in großer Einheit auf, so bei Aegyptern, Persern, Hebräern, wie bei Hellenen und Italern, als noch keine moderne Verpflanzungsweise oder Kolonisation, Umtausch, Verkehr durch Hin- und Rückwirkung auf [die] und aus der Fremde der Kulturentwicklung in der Heimath vorherging, um einen noch größern Ertrag für das Allgemeinere zu erzielen.

Die Alte Geschichte trug auf ihrem heimischen Boden, nicht wie die neuere, den Schmuck der ganzen Fremde, sondern jedesmal nur ihre heimathliche Frucht; aber die vollständiger gereiftere, wie die edelste Dattel nur der libyschen Palme entfällt; wie die erhabenste Ceder um die Jordanquellen und auf dem Libanon wuchs, wie die Platane der Hellenen ihr prachtvollstes Laubgewölbe um das Gestade des Archipels der Hellenen auf Europäischer wie auf Asiatischer Seite erhebt, und die Pinie ihr fächerartiges Schirmdach über italischen Boden ausbreitet.

Damals war die größte räumliche Annäherung der drei Erdtheile der Alten Welt noch hinreichend genug, durch innere Mannichfaltigkeit dem klassischen Boden der Weltgeschichte zur Folie zu dienen; damals hatten die einfacheren Elemente noch größere Bedeutung. Aber mit der Weltverbindung durch die Oceane verloren die Verhältnisse jenes einseitige Maximum der Annäherung, ihre für das Ganze überwiegende Bedeutung. Zur richtigen Beurtheilung ihrer Raumverhältnisse, nach der gegenseitigen Stellung

ihrer Länder und Völker, mußte man seitdem zu den Continenten auch noch die Oceane mit ihren Bewegungen hinzunehmen.

Es besteht also auch eine andere tellurische Physik für die alte, eine andere für die neue Zeit, und wenn wir für jene und das Mittelalter wirklich den **Orbis Terrarum** mit seinen gelegentlichen Erweiterungen nach den wirklichen Raumdistanzen und den Arealflächen mathematisch genau verzeichnen, so müßten wir für diese, die neuere Zeit, außer jener richtigen Angabe der Raumverhältnisse auch noch die Kunst der Graphik für die gleichrichtige Eintragung der Zeitverhältnisse erfinden, in denen diese Räume wirklich erreicht und durchschnitten werden können und gegenseitig in den wahrhaft lebendigen Verkehr treten, sei es durch physikalische oder beseelte Bewegungen. Oder wir müßten es verstehen, die Kombination von beiden zu einem Totalbilde, zu vereinen, etwa durch mehrere durchsichtige über einander hingleitende, hin und her verschiebbare Globularscheiben, oder durch partikuläre Ortsverrückungen, oder durch andere Hülfsmittel.

Wie würden aber dann die einen Räume schwinden, die andern sich ausdehnen, die Höhen sinken, die Uebergänge sich mehren; Europa's Gestalt würde noch, in manchen Theilen wenigstens, am mehrsten sich gleich bleiben, und ältere wie neuere Zeit- und Raumverhältnisse sich decken. Aber in Asien würde schon die südliche Gestadewelt viel zu sehr sich zusammenziehen, um noch das in lauter Hemmung zurückgesunkene Inner-Asien mit Gestadelinien ganz zu umgrenzen, und so würde fast auf allen Theilen der Planetenrinde die Inkongruenz beider Verhältnisse die seltsamsten Zerrbilder der positiven, leblosen Formen hervorbringen. Die Erinnerung an solche Verschiebungen und Zerrbilder rufen wir gegenwärtig aber nur darum hervor, weil sie durch den Gegensatz eben deutlich zeigen, welchen Verdrehungen unsere Begriffswelt unter dem täuschenden Schein von positiven Wahrheiten wirklich sich hingibt und unterworfen ist, wenn wir in den tellurischen Verhältnissen, wie bisher, nur das Leblose statt des Lebendigen ergreifen und das historische Element

neben der geographischen Wissenschaft unbeachtet liegen lassen, daraus ganz verbannen oder auch etwas nur theilweise hie und da gelten lassen, wo es von dem einen oder dem andern Autor zufällig einmal besprochen sein möchte, ohne es jedoch in die Systematik dieser Wissenschaft als ein integrirendes Element mit aufzunehmen.

Wie irrig aber würden noch die Vorstellungen von unserm Sonnensysteme geblieben sein, wenn wir dabei nur die sich gleich bleibenden Sonnenfernen und Planetenabstände, wie früher, ohne die Abweichungen der Keplerschen Gesetze und Newtonischen Attractionstheorien hätten beachten wollen, welche überall die Perturbationen der Planetenbahnen oder das harmonische System ihrer wahren Umlaufszeiten und Räume bedingten. Wie jene Attractionsgesetze und Verhältnisse auf die Bahnen der Planeten unsers Sonnensystems einwirken, ebenso bedingt aber der Gang der historisch-erfüllten Zeiten durch Anziehung und Abstoßung die Perturbationen der Räume unsers Erdsystems und ihre Functionen.

Daß jenes Zerrbild des durch eigenthümlichen Organismus belebten Erdballs aber eben jene bloß mathematische Seite, die leblose Landkartenansicht sein würde, wenn sie sich vermessen wollte, als inhaltvolles Lebensbild der Anschauung zu dienen, dies wird noch wenig geahndet und tritt auf dem Markte unsrer Tagesliteratur kaum im Bewußtseyn hervor.

Rehfues.

Der Golf von Neapel.

(1832.)

Schon im Alterthum hat man den Meerbusen von Neapel mit einer Schale verglichen, unerachtet nur die Form im Allgemeinen und das Element, das sie einschließt, die Vergleichung einigermaßen rechtfertigen. Wenigstens findet der Rand dieser Schaale eine große Unterbrechung in den beiden Vorgebirgen der Minerva und von Misene, wovon jenes den Golf auf der südlichen, dieses auf der nördlichen Seite einschließt. Von dem Standpunkt der Galeeren aus betrachtet — welcher auch noch so ziemlich der unsrige ist — verbirgt sich das erste ganz hinter dem nahen Vorsprung der Höhen, an die sich die Stadt Sorrent anlehnt, und auf welchen ohne Zweifel die Villa des Pollio lag, von der wir noch eine poetische Beschreibung von Statius besitzen. Gleichermaßen ist dem Auge die Insel Capri entzogen. Ihre schroffe Form bildet einen gewaltigen Contrast gegen die andern Inseln ihrer Nachbarschaft und scheint fast all das Unheimliche auszudrücken, das Capri für Jeden haben mochte, der es zur Zeit sah, als Kaiser Tiber hier seine Menschenscheu und Tyrannenfurcht mit seinen geheimen Lastern verbarg. Zwey andere Inseln schließen sich in ziemlicher Entfernung auf der Linie zwischen den beiden Vorgebirgen an sie an. Die nächste und größte im Golf ist die Insel Ischia, aus deren Mitte sich der Epomeo zum Himmel hebt und durch den Rauch, der von seiner Spitze empordampft, alle Verführung und alle Gefahr

der fruchtbaren Gefilde verräth, die in der üppigsten Vegetation von seinem Fuß gegen die Küsten auslaufen. Näher an Ischia als an Capri liegt das Eiland von Procida, sehr verschieden von beiden durch seine Flachheit, seine hohe Cultur, durch den Fleiß und die Sittenreinheit seiner Bewohner.

Wirklich ist es nur eine kleine Fahrt bis zum Vorgebirge von Misene, wo einer der größten Waffenplätze der römischen Marine unter den ersten Kaisern war. Dennoch stellt sich auch in der Entfernung die Mannichfaltigkeit der anmuthigen Formen des Landes und der Reichthum und Reiz der Farben dar, welche darüber ausgegossen sind. Vom misenischen Vorgebirge an scheint der ganze Halbzirkel des großen Golfs an seiner Küste hin, in einer zehn Stunden langen Reihe von Städten und Ortschaften zu bestehen, in deren Mitte Neapel selbst prangt, wie es seine Hunderte von Straßen über die Berge wegstreckt und sich mit zahllosen weißen und grauen Häusern aller Gestalten und Größen von hinten auf dem bunten Teppich der üppigsten Südvegetation abschneidet und von vorn in den klarsten aller Fluten spiegelt. Ueber die lieblichen Hügel, die wie eine ruhende Heerde die lachenden Ufer umlagern, streckt der Vesuv die Doppelzinne empor, und seine alten Verwüstungen würden als Märchen erscheinen, hätte die Vegetation bereits alle seine Lavaströme zu bewältigen vermocht. An seinen sanften, in Fruchtbarkeit Alles überbietenden Abhängen wohnt eine ansehnliche Bevölkerung in vollkommenster Vergessenheit des Unterganges, der sich vielleicht unter ihren Füßen bereitet. Und wie sich die Natur hier mehr als irgendwo in schneidenden Contrasten zu gefallen scheint, so schiebt sich an alle Anmuth der freundlichsten Uferformen auf einmal die ungeheure Masse des Kalkgebirges von Monte-Chiaro in stolzer Erhabenheit und taucht sein Vorgebirge dello Scutolo von schwindelnder Höhe herab senkrecht in eine unergründliche Tiefe. Hinter ihm verbirgt sich der kleine Busen von Castellamare, als ob er sich der Vergleichung mit den Küsten von Sorrent entziehen wollte; denn zur Schutzmauer für das liebliche Thal dieser

Stadt scheint das gewaltige Gebirge gegen die Klüfte des Monte-Faito gestellt, dessen fast unaufhörlich emporsteigende Dünste einen neuen Contrast gegen den lachenden Himmel bilden und, schnell vor der Sonne schmelzend, gleichsam einen beständigen Sieg des herrlichen Klima's verkündigen. Die mancherlei Formen, in die sich das bildsame Gestein an den perpendikularen Felswänden auszackt, nähern sich in ihrem Reichthume beinahe symmetrischen Bildungen; wo aber die Woge seit Jahrtausenden ihre Gewalt geübt, haben sie Grotten von jeder Gestalt und Größe ausgehöhlt, in denen sich die grausbaften Wunder des Elements zu bergen scheinen, wovon die Sagen der Völker erzählen werden, bis alle Räthsel der Natur von dem menschlichen Geiste gelöst sind. Aber in dem Maß, in welchem sich der starre Felsen dem Thale von Sorrent nähert, bedeckt er sich mit Reben und Oliven, um nicht ganz ohne Schmuck neben all dem Farbenreiz zu stehen, den die kräftigste Vegetation unter der verschwenderischen Gunst des mildesten Klimas hier entwickelt. Wer es nur von der See aus sehen kann, dem erscheint dieses ganze Thal als ein Wald von Orangen- und Citronenbäumen, über die sich blos hier und da ein blendend weißes Haus mit seinem platten Dache, oder ein Maulbeerbaum von kühnerm Wuchse, oder eine Ulme, eine Pappel, eine Karube oder ein Kastanienbaum erhebt. Diese dunkelgrüne Hauptmasse lehnt sich an einen Halbkreis von Bergen, deren mitunter kühne Formen in die blaßbläuliche Färbung der Olivenbäume schwinden und nur zuweilen in einer gewaltigen Felsmasse oder in einem zickzack emporsteigenden Gebirgswege hervortreten. Aber dieses ganze liebliche Thal ruht wiederum auf einer Schönheit anderer Art, auf einem Felsengestade, dessen Formen an Kühnheit und Wildheit, Großartigkeit und Mannichfaltigkeit Alles, was die künstlerische Phantasie erschaffen kann, weit überbieten. In einer Höhe von mehren hundert Fuß fällt der Rand des ganzen Thals, von der üppigsten Vegetation bekränzt, über senkrechte Felswände bald in die Meereswogen selbst hinab, bald auf ungeheuere Steinmassen, welche durch gewaltige Er-

schütterungen vom Lande losgerissen sind, oder auf schmale Sand-
ufer, die von jeder Flut bedeckt werden. An mehren Stellen
sind diese kolossalen Felswände von Klüften durchschnitten, die
bald als kleine Buchten, bald als Mündungen wilder Gießbäche
erscheinen. Sie ziehen sich tief in das Land hinein und laufen
in die Einschnitte des Gebirgs aus, welches das ganze Thal
umschließt. Häufig sind sie unten weiter als oben; manchmal
schließt sich die Vegetation von beiden Seiten über ihnen zu-
sammen, so daß sie unterirdischen Gängen von ungeheuerer Größe
gleichen. Ein solcher finsterer Raum öffnet sich dann auf einmal
wieder in einen weiten Kessel, worin die ergiebigsten Orangen-
und Citronengärten angelegt sind. Schwerlich findet man diese
Schluchten irgendwo in solcher Eigenthümlichkeit, und man kann
nicht zweifeln, daß sie sich durch das Bersten der vulkanischen
Massen, aus denen das ganze Thal zu bestehen scheint, bei ihrem
schnellen Erkalten gebildet haben. Man lernt sie gewöhnlich nur
von den vielen Brücken herab kennen, über welche alle Wege des
Thals geführt werden müssen. In den engern von diesen Schluchten
verbergen sich scheue Thiere, Schmuggler und Verbrecher; an
einigen, die sich gegen das Meer erweitern, ziehen sich die für
Pferde und Saumthiere gangbaren Wege nach den kleinen Häfen
der Küste hinab, und die mancherlei Ansiedelungen des Verkehrs
und des frommen Glaubens, welche im Süden Europas nie von ein-
ander getrennt sind, verleihen diesen Ansichten eine höchst pittoreske
Eigenthümlichkeit. Ueberhaupt macht sich solche in den mannich-
faltigsten Abwechselungen auf der ganzen, wol zwei Stunden
langen Felsküste bemerklich, auf welche der Halbzirkel von Bergen
ausläuft, die das Thal von Sorrent von der Landseite um-
schließen. Wo im Alterthum auf den verschiedenen Höhen und
Absätzen herrliche Göttertempel und glänzende Villen prangten,
da haben sich Klöster und Kirchen, bescheidene Landhäuser und
kleine Fischerwohnungen angebaut. Wären aber in den zahl-
losen Grotten, womit die Felsen der Küste in den verschiedensten
Formen und Ausdehnungen durchbohrt sind, die Wohnungen

der Troglodyten zu erkennen (wie mit Wahrscheinlichkeit behauptet wird, wenn man sich nicht um Namen streiten will), so ständen hier die Spuren dreier Weltalter friedlich neben einander, und unser Auge dürfte mitten in der ewigen Verjüngung der herrlichen Natur fast die Unsterblichkeit der Menschenwerke bewundern. Beinahe zu jeder Stunde des Tages wimmelt es von Fischernachen um diese Ufer, und wenn ihre Bewohner so viel Glück im Anschauen der herrlichen Natur zu finden vermöchten, wie Diejenigen, die sie nur gesehen, um sich ihr ganzes Leben hindurch darnach zu sehnen, so könnten sie in dem ewigen Wechsel der Beleuchtung, deren Spiele hier unerschöpflich sind und die diese Erde manchmal zu einem wahren Elysium verklären, Genüsse erblicken, die vor allen andern Sinnengenüssen den Vorzug haben, daß sie die Ahnung höherer Welten in uns wecken und weder von Uebersättigung noch von Reue begleitet werden.

De Wette.

Der Straßburger Münster.

(1821.)

Ich habe es gesehen, dieses Wunder der christlichen Welt, das Meisterstück der Kunst, das Werk der Geisteskühnheit und Glaubensgluth, das Denkmal einer großen untergegangenen Zeit; und meine Seele war von einer nie empfundenen Gewalt ergriffen und festgehalten; ich war im Anschauen verloren, und trunken von Entzücken. Ich stieg hinan, und nicht ohne Bangen und Beschwerde. Der Blick von der Nebengallerie, über die man zu gehen hat, hinab auf die Kirche, auf die Stadt, machte mich schon schwindeln; und nun stand ich auf der viel höheren Platteforme, von welcher man die ganze Stadt und das ganze große Rheinthal von den Vogesen bis hinüber nach den badischen Gebirgen übersieht. Die Aussicht zog mich wenig an, der Thurm selbst hielt mich gefesselt. Ich überwand den Schwindel, und sah hinab auf die Fülle der aufstrebenden Pfeiler und Säulen mit den dazwischen gestellten Bildwerken, ging bald auf diese bald auf jene Seite, und betrachtete bald dieses bald jenes Stück des reichen Baues. Und nun zog der von der Platteforme sich erhebende Thurm die Blicke auf sich: leicht und kühn, wie die Flamme des Feuers, schwingt er sich empor und reißt den Geist mit sich in die Höhe; ein unwiderstehliches Verlangen zieht mich hin, ihn zu besteigen. Die Treppen sind schmal; die Durchsicht, welche überall gestattet ist, macht mich zagen; aber ich strebe hinauf, und nun stehe ich oben über den

vier sogenannten Schnecken, welche eine Gallerie verbindet, die um den Thurm herumführet, und einen noch viel höheren Standpunkt, als die Platteforme, gewährt. Hinabzusehen erregt beinahe Grausen, und um es zu vermeiden, beschäftigt man sich lieber mit der Betrachtung der wunderbaren Bauart des Thurms. Schon bis zur Platteforme ist er gewissermaßen aus einzelnen Säulen zusammengesetzt, gleichwie eine Gruppe von Krystallen, welche nicht neben einander lose aufgeschossen, sondern innerlich verbunden sind. An mehreren Punkten ist er von Fenstern durchbrochen und durchsichtig; aus den Ecksäulen schießen kleinere Säulen hervor, die, vom angemessenen Standpunkt aus gesehen, sich frei stehend zeigen; alle Flächen sind mit Säulen, Pfeilern, Nischen und Standbildern verziert, und die Portale ebenso aus mannichfaltigen Bestandtheilen zusammengewoben. Aber von der Platteforme an ist der ganze Thurm aus Säulen und Bändern geflochten, die durch eiserne Stäbe und Klammern verbunden sind. Die vier Schnecken, in welchen sich die Treppen hinanwinden, bilden vier große Säulen, welche, oben durch eine Gallerie wie durch einen Kranz verbunden, den kühnen Bau halten; zwischen ihnen erhebt sich der schlanke Leib des Thurms, von vier Fenstern durchbrochen, welche drei Viertheile der Höhe einnehmen, deren Wölbungen sich oben in einen zierlichen Kranz verschlingen, über welchem wieder vier kleinere Fenster sich wölben. Die Kühnheit und Leichtigkeit des Baues erregt zugleich Zagen und Vertrauen; man glaubt nicht in der Höhe zu stehen, sondern emporgehalten zu schweben; aber man fühlt sich sicher in den Händen der kühnen Gewalt, die einen emporhält, weil sich mit ihr Sorgfalt und Klugheit verbinden. Der Sturm bewegt den schlanken, leichten Bau, aber er kann ihn nicht erschüttern; der Blitz, vom Eisen angezogen, schlägt jährlich mehrmals in den Thurm, aber er kann nichts mehr thun als hier und da einen Stein lockern. Die Sorgfalt des Baumeisters ist auf diejenigen übergegangen, denen die Erhaltung des Thurms anvertraut ist; man bemerkt mehrere neue Steine,

welche mit Genauigkeit eingefügt sind, und vernimmt, daß täglich mehrere Steinmetzen beschäftigt sind, für die Ausbesserung Vorrath an Werkstücken zu arbeiten; und so ergänzt sich das Riesengewächs von Jahr zu Jahr, und die abgeworfenen Blätter und Zweige ersetzen sich ihm immerfort.

Man liest eine Inschrift am Thurm, welche sagt: daß vor langer Zeit ein Erdbeben ihn dermaßen erschüttert habe, daß das Wasser aus dem offenen Behälter viele Fuß hoch in die Höhe geschleudert worden, er selbst aber unbeschädigt geblieben sey. Welch ein Beweis der Richtigkeit und Unzerstörlichkeit des Baues! Wie genau abgemessen und eingefügt muß jeder Stein seyn, daß sich in die ungeheuere Zusammensetzung auch nicht die kleinste Ungleichheit und Schiefheit eingeschlichen hat! In vollkommenem Ebenmaaß trägt eins das Andere, und das Obere ruht so fest und sicher, wie das Untere. Hier zeigt sich die große Macht des menschlichen Geistes, wenn ihn der Glaube stärkt und erleuchtet. Er kann Berge versetzen und aufthürmen, und mit seinen Werken der alles zerstörenden Gewalt der Natur trotzen. Felsen verwittern und Berge stürzen ein; denn, hingegeben in träger blinder Ruhe allen Einflüssen von außen, wissen sie sich nicht zu schützen: aber der menschliche Geist, dem der freie klare Blick in sich selbst und in die Gesetze der Natur verliehen ist, kennt die Gewalt, welcher seine Werke erliegen können, und entzieht sie ihr klüglich, oder ersetzt den Schaden, den sie ihnen zugefügt. Die Alpen drohen den Einsturz, und haben schon manches Thal unter ihren Trümmern begraben: aber dieser Münster wird so lange stehen, als Menschen unter ihm wohnen und ihn stehen lassen *wollen*; als sie ihre Liebe und Sorgfalt nicht von ihm abziehen, und dem hohen Geiste, der ihn gegründet hat, nicht untreu werden. Ruhig mag die edle Stadt Straßburg unter diesem Riesenwerke wohnen, wenn sie die ihr anvertraute Sorge für seine Erhaltung nicht erschlaffen läßt; aber zürnend wird es sie zerschmettern, und das Werk des Glaubens und der Begeisterung wird ein Werkzeug des

göttlichen Strafgerichts werden, wenn die Enkel dem Sinne der Ahnen nicht treu bleiben, und verachten, was sie zur Ehre Gottes mit heiligem Eifer gestiftet haben.

So geht alle menschliche Herrlichkeit unter durch die Schuld der Menschen, und was frühere Geschlechter beglückt und erfreuet hat, wird das Verderben der späteren, welche der alte Geist der Treue und Redlichkeit verlassen hat. Throne, durch Tapferkeit und Weisheit gegründet, werden durch Feigheit, Tücke und Blindheit nach und nach untergraben, und stürzen ein zum Verderben von Millionen; Ordnungen und Sitten, vom Geist, der sie gestiftet, verlassen, verwirren und vergiften das Leben der Völker; und selbst die Heiligthümer und Denkmäler des frommen Glaubens werden zu verderblichen Götzen und Gräueln, wenn der menschliche Geist sie nicht stets verjüngend und belebend erhält.

Der Thürmer erzählte mir, daß die Jakobiner zur Zeit ihrer Herrschaft ernstlich daran gedacht, den Thurm abzutragen, und auch schon mehrere Bildwerke davon weggenommen hätten, die nicht alle wieder ersetzt seyen. Der alles überragende Thurm habe ihnen des Gesetzes der Gleichheit zu spotten geschienen; und wie im Staate kein König und kein Adel über den Bürger, so habe dieser Thurm nicht über die Häuser der Stadt sich kühn und stolz erheben sollen. Welch ein unseliges Mißverständniß, welche armselige Flachheit des Geistes! Was in solcher Herrlichkeit sich erhebt, wie dieser Münster, das kann den Menschen nicht demüthigen und niederdrücken; vielmehr als ein Werk der Geistesfreiheit und Seelengröße zieht es Alle, die es mit gleichgestimmtem Gemüth betrachten, mit sich empor, und theilt ihnen seine Herrlichkeit mit. Nie habe ich mich größer gefühlt, als indem ich den hohen Gedanken, der dieses Werk geboren, mitdenken und der Einbildungskraft des Künstlers nachfliegen konnte. So zieht alle wahre Größe mit sich empor, anstatt niederzudrücken. Der Herrscher, auf die Höhe gestellt, wohin kein Streit niederen Eigennutzes und engherziger Partheilichkeit dringt, die heilige Ruhe des Rechts und Friedens bewahrend, und mit

klarem Blick das Schicksal von Millionen lenkend — er wirkt nicht wie eine drückende Last auf die niedere Menge, sondern wie ein ruhig leuchtendes Gestirn, nach dem sich alle Blicke hinrichten, zu dem sich alle Gemüther vertrauens- und ehrfurchtsvoll erheben; und in diesem Gefühl werden sich Alle ihrer eigenen Erhabenheit bewußt und werden inne, daß ihr Herz für die Ordnung, das Recht, den Frieden, für das Heil des Vaterlandes schlägt, wenn es nicht von niedern Leidenschaften bewegt ist. Die Großen und Edeln des Volks, in ihrer wahren Größe und ihrem wahren Adel, treten nicht lastend auf das Volk, das ihnen gehorcht und folgt: sondern leuchten ihm vor als Vorbilder der Bürgertugend und Vaterlandsliebe, und zeigen an ihrem Beispiel, was der Geist des Volkes in seinen Ausgezeichneten vermag, wie er sich verklärt und verherrlicht im günstigen Sonnenschein der obern Region, wohin sie gestellt sind; ein Jeder, wie tief er auch stehe, fühlt sich in ihnen mit erhoben, denn der gleiche Sinn der Vaterlandsliebe, der Ehre, der Tapferkeit, beseelt ihn, wie sie, und nur die Gaben und die Verhältnisse sind verschieden. So hat die höchste menschlich-göttliche Herrlichkeit, die im Erlöser erschienen ist, die Menschheit zu sich emporgezogen und mit sich verklärt; alle, die ihm gläubig und vertrauend anhangen, dürfen zu ihm aufstreben; der erstgeborne Sohn Gottes will, daß wir Alle Gottes Söhne werden, und wir werden es, wenn wir unsere Herzen zu seiner Höhe erheben. Wer nichts Hohes über sich erkennt, ist selbst der Niedrigste; wer sich aber demüthigt, der wird erhoben.

Es gibt eine falsche Größe und Höhe, in welcher sich das in sich Niedrige, die Eigensucht, die Anmaßung, die Lieblosigkeit verherrlichen will; die darin ihre Erhabenheit sucht, daß sie alles Andere um sich her niederbeugt und zermalmt, und nur sich selbst erhebt. Was sich erhebt, erhebe sich zur Ehre Gottes, aus Liebe des Nächsten. Wozu erhebt sich dieser Thurm so hoch über alle Gebäude der Stadt, und überragt Alles weit und breit? Nicht um die Größe und Pracht irgend eines Men-

schen zu verkünden, und dessen eigensüchtigem Stolze zu schmeicheln; nicht um irgend einem niedern besondern Zwecke des menschlichen Lebens zu dienen, sondern zur Ehre Gottes und zu seinem heiligen Dienste. Den Dom zierend, in welchem die Lobgesänge des Allmächtigen ertönen, erhebt er sich jubelnd als ein beständiger Hymnus, als die Flamme des täglichen Rauchopfers, welches die Gemeine Gott darbringt; er trägt die Glocken, welche zum Gottesdienst rufen, und auf seiner höchsten Spitze das zum Sterne verklärte Kreuz des Erlösers. Die unfromme gemeine Ansicht, welche dieses heilige Gebäude zum Fußgestell eines Telegraphen benutzt hat, ist doch nicht im Stande gewesen, den Thurm dadurch zu entweihen, und hat sich mit der Kuppel des Doms begnügen müssen; der Thurm steht hoch oben frei und stolz, und spottet des niedern menschlichen Treibens.

Mit Sehnsucht, aber ohne Muth, blicke ich hinauf zum dritten Stockwerk des Thurmes, welches, sich schnell verjüngend, stufenähnlich emporsteigt. Die Thüre zur Treppe ist verschlossen, und man darf sie nur mit Erlaubniß des Maires öffnen; ein bequemer Vorwand für die Zaghaftigkeit. Ich steige wieder herunter zur Platteforme, und umgehe die Brustwehr mit verdoppeltem Vergnügen; denn die Scheu ist nun verschwunden, da ich viel höher gestanden habe. Ich steige endlich herab und umgehe unten das herrliche Gebäude: indem ich bald näher tretend einzelne Theile, wie das mittlere herrliche Portal mit der schönen Sonne aus buntgemalten Scheiben, bald wieder zurücktretend das Ganze betrachte. Der Dom verräth in seinem Kreuze den Ursprung aus einer ältern Zeit, der Zeit Karls des Großen; die Bauart ist von der des übrigen Gebäudes und des Thurmes verschieden, und am Fuße sind Hallen von jüngerer Bauart angebracht. Das Ganze ist großartig und prächtig. Auch das Innere ist des Aeußern würdig; starke Säulen tragen das hohe Gewölbe, und der magische Schein der schön gemalten Fenster, besonders der Sonne über dem Portal, verbreitet eine heilige Dämmerung. Doch schien mir der Dom nicht, wie der

Thurm, das Gepräge des Außerordentlichen zu tragen, und kam mir für seine Breite zu kurz vor. Der weit schmalere, aber verhältnißmäßig längere Dom in Meißen hat auf mich einen mehr harmonischen und befriedigenden Eindruck gemacht. Die unterirdische Kirche, welche man mir zeigte, konnte meine Aufmerksamkeit noch weniger auf sich ziehn, so merkwürdig sie auch an sich durch ihr Alter seyn mag. Ich eilte hinaus, um wieder den Thurm zu sehen, und sah ihn und konnte mich nicht satt an ihm sehen. Wo ich in einer Straße der Stadt ihn zu Gesicht bekommen konnte, stand ich still und sah ihn an. Wie das Auge des Liebenden den Blick der Geliebten sucht, so suchte ich diesen Gegenstand meiner höchsten Lust und Bewunderung. Ich wollte, ich hätte in Straßburg sonst nichts gefunden, was mich beschäftigte und meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, um nur den Thurm zu sehen. Die nächste freie Stunde benutzte ich, um ihn zum zweiten Male zu besteigen. Viel leichter ward es mir jetzt, und ich war oben über den Schnecken, ohne zu wissen, wie. Es war, als wenn der kühne Geist des Baumeisters mich beseelte, und mir Lust und Kraft zum Steigen einflößte. Ich war schon ganz einheimisch geworden, und alle Zaghaftigkeit schien gewichen zu seyn. Der Thürmer, der Zutrauen zu mir gefaßt hatte, öffnete mir ohne Erlaubniß die Thüre, welche in die Spitze des Thurms hinaufführt, und ich machte mich ohne meinen Begleiter, der unten blieb, auf den Weg. Ich stieg bis zur Hälfte hinauf, da kehrte ich, von der Unbequemlichkeit und Steilheit der engen Treppe abgeschreckt, zurück. Es that mir leid, als ich herunterkam, und thut mir noch leid. So durchsichtig und luftig die Treppe ist, so hat sie doch keine Gefahr, und meine Furcht war eitel. Welch ein Entzücken, oben zu stehen unter der Krone, wo der Baumeister im stolzen Gefühl der Vollendung des großen Werks gestanden hat, und diesen Triumph im Geiste mit ihm zu feiern!

Ich stehe wieder unten, schauend und sinnend. Was ists, was solche Gewalt auf meinen Geist ausübt? Worin liegt der

Zauber, der mich gefangen hält? Ich kenne die meisten der großen Dichtwerke, in welchen der menschliche Geist seine Erhabenheit und Schöpferkraft offenbart hat, und ich glaube ihren Geist gefaßt zu haben. Aber keines hat so mit Einem Schlage mein Gemüth getroffen, und in solcher lichtvollen Bestimmtheit und mit solcher siegenden Gewalt sein Wesen und seine Bedeutung kund gethan. Aus dem Geist in geistiger Gestalt geboren, schwebt und schwankt die Dichtung vor der Betrachtung, welche leicht zerstreut und zerstört, und sich an Einzelnes, anstatt an das Ganze zu halten versucht wird. Hier ist der Geist mit seiner freiesten Kraft und reichsten Fülle in den körperlichen Stoff bildend eingegangen, und hat sich eine Gestalt geschaffen, welche den Sinn des Auges in strenger Begränzung erfüllt, und so den Geist sicher ergreift und fest hält. Ich habe manche Meisterwerke der Bildnerei und Malerei gesehen, und ihre Schönheit empfunden. Ich habe das Bild Christi gesehen, welches die ganze Hoheit und Majestät des Gottes mit dem treuen, wahrhaften Leben des Menschen vereinigt darstellt; ich habe das Bild der Maria in der ganzen Verklärung der schönen Weiblichkeit gesehen; ich habe im Anschauen dieser Meisterstücke des Pinsels eine Erhebung und Andacht, ein Entzücken über alle Vergleichung empfunden: aber der Eindruck war nicht so augenblicklich, nicht so entschieden und unwiderstehlich; ich mußte sinnen, betrachten, nachfühlen, nachschaffen; es war ein geistiges Anschauen, beinahe wie bei einem Gedicht. Herrlichkeiten der Natur sind vor meinem Blick vorübergegangen, welche in ihrer Art einzig genannt werden. Ich will nicht den Rheinfall, nicht die Gletscher von Grindelwald anführen, welche groß und herrlich sind, aber doch nicht den Grad von Erhabenheit erreichen, den ich dem Straßburger Münster zuschreibe. Das Größte, was ich in der Natur gesehen, ist die Aussicht vom Rigi; und wenn ich diesen zur Vergleichung stelle, so hat der Münster einen schweren Wettstreit. Wie kann sich das Werk von Menschenhänden mit dem Wunder der Schöpfung vergleichen? Schon der Rigi allein

in seiner lieblichen Größe, mit seinen grünen Triften und den anmuthigen Umgebungen von Seen und Städten, würde dem Münster den Rang ablaufen; zur winzigen Kleinheit aber schrumpft dieser zusammen vor jener ungeheuren Umthürmung von Schneebergen, welche den Rigi von Nordost bis Südwest umziehen. Größer war unstreitig das Gefühl, das mich auf diesem Berge ergriff; es war das Hochgefühl des Gedankens an die Größe des Schöpfers, der Schauer der Ehrfurcht vor dem Allmächtigen. Aber wie immer die Kunst den Vortheil der bestimmten Begränzung vor der Natur hat, so schien mir auch die Größe jenes Naturschauspiels zu ungemessen und ungeheuer; meine Seele war überfüllt und der empfangene Eindruck unfaßbar. Und noch einen Vorzug theile ich dem Kunstwerke vor dem Naturschauspiele zu: daß es als Menschenwerk das Gepräge des menschlichen Geistes trägt, des menschlichen Gedankens und Gefühls Zeichen ist, und uns deßwegen wärmer und freundlicher berührt. Der Geist der Schönheit und des Lebens ist ein und derselbe in der Natur und Kunst, im Menschen und allen übrigen Geschöpfen; selbst die großen Massen der Gebirge, obschon von der blinden Kraft der Anziehung zusammengeballt, sind Werk und Zeugniß des Geistes, der aus uns athmet. Aber wie das menschliche Antlitz uns befreundeter ist, und deutlicher zu uns spricht, als die schöne Blume, die schöne Landschaft: so steht uns auch das Kunstwerk näher als die Natur. In ihm fühlen wir dem schaffenden Geist des Künstlers nach, er ist uns Mittler der göttlichen Offenbarung, Deuter der göttlichen Geheimnisse. Das Kunstwerk gehört der Geschichte, der wir unser geistiges Daseyn verdanken; und so gehört der Münster der Geschichte der christlichen Kirche und wurzelt auf dem Boden der sittlichen Freiheit und Erlösung. Der Erbauer war ein gläubiger Christ, und fühlte und lebte, wie alle wahre Christen fühlen und leben sollen; er war unser Bruder im Geist, mit brüderlicher Stimme spricht er zu uns und verkündet uns, was der Geist ihm eingab, der auch uns beseelt. Hochgefühl schwellt meine Brust,

wenn ich dein Werk sehe, großer Erwin! aber von Liebe entbrennt zugleich mein Herz gegen dich. Ich möchte vor dir niederknieen, aber du ergreifst freundlich meine Hand, und ich wage es, dich in meine Arme zu schließen; denn mir und allen Christen zu Liebe hast du gelebt und gewirkt, und dieses Wundergebäu aufgerichtet!

Alle Kunst steht im Dienste des Glaubens und der Frömmigkeit, und nur in ihrer Entartung sagt sie sich davon los. Die heidnische Kunst trägt das Gepräge der heidnischen Religion, die christliche der christlichen. Der Münster von Straßburg ist ganz ein Werk des christlichen Geistes; und wäre die christliche Kirche untergegangen, alle christliche Geschichte vergessen und die heilige Schrift verloren: dieses Bauwerk würde als Hieroglyphe dem deutenden Frommen verkünden, was das Christenthum gewesen. Die griechische Bauart mit ihren schlanken, zierlichen Säulen, ihren klaren, leichten Maaßen, ihren platten Dächern und niedrigen Giebeln, in ihrer sanften, ruhigen Schönheit, ohne Kühnheit und Größe, in ihrer Mäßigkeit und Einfachheit, ohne Fülle und Mannichfaltigkeit, ist ein treuer Spiegel jener Religion ohne wahre Andacht, ohne den Glauben an das Unsichtbare, ohne die Liebe des reinen allgemeinen Menschlichen; die aber, in jugendlicher Kraft und Frische der Phantasie und Begeisterung blühend, von einer bildungsreichen Kunst und Dichtung unterstützt, ein heiteres, vom Licht der Schönheit verklärtes Bild des Lebens schuf, und überall Ebenmaaß, Anmuth, Wohllaut verbreitete. Das christliche Gemüth bedurfte eines höhern, kühnern Schwunges. Die niedrige Decke des Tempels erhob sich zu einem kühn verschlungenen Spitzgewölbe; die schlanken Säulen verstärkten und erhöheten sich zur Riesengröße; die geraden, einfachen Linien der Gesimse und Friese bogen sich zu Dreiecken und Wölbungen um, und füllten sich mit mannichfaltigen Zierrathen; die Masse des Baues stieg ins Ungeheure und über dem Tempel strebte noch der Thurm in die Lüfte. In dieser Kühnheit und Größe spricht sich der zum Himmel

strebende Glaube des Christen aus, der, nicht zufrieden mit dem klaren, einfachen Ebenmaaß irdischer Verhältnisse, eine Einheit sucht, welche Himmel und Erde umspannt. Die leicht begreiflichen Maaße des Vierecks und des Zirkels verschmähte der christliche Baukünstler; das Dreieck, Symbol des geheimnißvollen Dreiklangs und der göttlichen Dreieinigkeit, die Spitzsäule, Symbol der zum Himmel aufsteigenden Flamme, die Ellipse und Parabel, welche die Bahnen der Himmelskörper bezeichnen, mußten ihm die Bestandtheile seiner Schöpfung liefern, welche ein Bild des Universums seyn sollte; und die gerade Linie und das Viereck dienten ihm nur als die irdischen Träger, als das Gerüst, auf welchem sich das kühne Gebild erhob. Wenn sich der bildende Verstand der Griechen in eingeschränkter Sphäre als seines Stoffes vollkommenen Meister zeigt, und die Form überall die Masse beherrscht: so umfaßt der auf das Unendliche gerichtete Verstand des christlichen Künstlers eine überschwengliche Fülle des Stoffs, welche die Form zu überwältigen droht; aber dieser Stoff selbst ist bis in das Kleinste von der Form durchdrungen; kleinere Säulen sprossen aus den größern, die Gewölbe zersplittern sich in einzelne Reife, eine Menge Zierrathen füllen die Flächen, und diese Mannichfaltigkeit fügt sich dann wieder in größere Verhältnisse: so daß zwar der ordnende und vertheilende Verstand hindurchblickt, aber nicht kalt und stolz sich über den Stoff erhebt, sondern sich wie trunken und begeistert in die Fülle verliert. Dieser Reichthum der Mannichfaltigkeit verkündet den christlichen Geist der Liebe und Freiheit. Wie er in der Natur das Kleinste und das Größte als Geschöpf Gottes liebevoll anerkennt, wie er in der sittlichen Welt die Entwickelung jeder menschlichen Kraft, die Würde jeder Person, die freie Zusammenwirkung aller Einzelnen zum Ganzen, gepflegt und befördert wissen will: so will er auch in der Kunst die freieste, reichste Vereinzelung und Verzweigung unter das freie Maaß des Wohllauts zusammengefügt sehen; eine Welt soll sich dem

Blicke enthüllen, und sich zum Ganzen, zum Bild des Universums, frei gestalten.

Die Baukunst der Alten verhält sich zur altdeutschen, wie ihre Musik zur unsrigen. In der alten Musik herrschte die Melodie vor, und die Harmonie trat zurück; die Form beherrschte einen leichten beschränkten Stoff. In der neuern Musik herrscht die Harmonie vor, sie schwelgt in der Fülle des Stoffs; die Melodie, die als Form die Harmonie beherrscht, wird selbst wieder in den Stoff verschlungen und muß der Harmonie dienen; und aus der Verschlingung einzelner Melodien in die Harmonie erbaut sich eine höhere Melodie, welche als Form über dem Ganzen schwebt. So vereinigt ein altdeutsches Bauwerk eine Menge einzelner Bauwerke, in denen sich das Ganze im Kleinen wiederholt, nnd die sich alle in das Ganze ebenmäßig einfügen; das Gestaltete wird zum Stoff, aus welchem sich eine höhere Gestaltung erbaut; Alles ist selbstständig und um sein selbst willen da, und ordnet sich doch wieder dem Ganzen unter. So verbindet sich Größe mit Reichthum und Fülle, Kühnheit mit Leichtigkeit, Erhabenheit mit Wärme und Anmuth. Kein altdeutsches Bauwerk aber trägt diesen Charakter in größerer Vollkommenheit, als der Straßburger Münster, und kein Baumeister faßte diesen Geist besser, als Erwin von Steinbach. Darum baute er diesen Thurm so leicht und luftig, und goß über ihn in allen Theilen diese Fülle der Anmuth aus. In seiner großen Seele fand neben dem erhabenen Gefühl der Andacht, neben dem höchsten, kühnsten Gedanken, die freudige, heitere Lebenslust, Raum; er schuf dem Schöpfer nach, der neben der hohen Ceder und der gewaltigen Eiche die liebliche Blume des Grases erblühen läßt. Er wußte den Scherz mit dem Ernste zu verbinden, und reihete unter die Bilder der Heiligen und Helden wundersame, neckende, zierliche Thiergestalten. Sich selbst, den Schöpfer solches Werks, verspottete er (wie man, ich weiß nicht, ob richtig, erzählt) mit gutmüthigem Scherz, und stellte sein Bild oben an den Fuß der Thurmspitze, aufschauend nach der zweiten,

die er gegenüber aufführen wollte und nicht konnte, während neben ihm der Werkmeister spöttisch lächelt über den unausführbaren Gedanken.

Welch eine herrliche Zeit, die einen solchen Schöpfergeist hervorbrachte. Der Quell der Geistesgaben kann nie versiegen, immer ruft Gott von Zeit zu Zeit Heroen hervor, welche die Hoheit des menschlichen Geistes verkünden. Unsere Zeit darf sich eines Dichters rühmen, der, wie er auf das Werk Erwins zuerst wieder die Aufmerksamkeit lenkte, so auch seiner Würdiges schuf und noch Herrlicheres geschaffen haben würde, wenn er in einer bessern Zeit aufgetreten wäre. Es fehlt unserer Zeit die heilige Begeisterung, welche die Dichter tragen und heben könnte; in gemeiner, kalter Umgebung stehen sie da, allein auf ihre eigene Kraft zurück gewiesen. Viel weniger aber ist unsere Zeit im Stande, die Ausführung eines solchen Werkes, wie der Straßburger Münster ist, wozu gemeinsame Mitwirkung nöthig wird, zu fördern. Laßt sie uns preisen, jene Zeit, die den großen Gedanken Erwins zur Ausführung brachte! Wie viele Menschenhände mußten an diesem Riesengebäude arbeiten, wie viel Zeit und Geld mußte daran gewendet werden! Und kein Despot hat durch seine Treiber die Arbeiter gezwungen, und nicht die dazu verwandten Schätze von seinem Volke erpreßt; in einer freien Stadt, unter dem milden Hirtenstabe des geistlichen Regiments, ist dieser Bau zu Stande gekommen. Solches wirkte der damals die christliche Welt beseelende Gemeingeist für die Kirche, der fromme Eifer, der glühende Glaube. Damals zersplitterten sich die Kräfte und Richtungen nicht ins Mannichfaltige; Alles wurde für Einen großen gemeinsamen Zweck zusammengehalten, und alle Quellen und Bäche flossen in Einen großen Strom zusammen, in welchem sich Erde und Himmel spiegelte.

Seitdem hat sich das Leben der christlichen Welt viel reicher und mannichfaltiger gestaltet, der Stamm des Lebens hat eine Menge neuer Zweige getrieben, das Einzelleben hat sich freier

und eigenthümlicher ausgebildet, Verstand und Wissenschaft sind weiter verbreitet und reicher ausgestattet; aber damit ist auch die Eigensucht, der Eigensinn, die Genußsucht und Willkühr ins Leben gedrungen, die Richtungen und Bestrebungen durchkreuzen sich, Viele sind wider einander, Wenige vereinigen sich zu Gemeinsamem; die Kirche hat ihre Herrschaft über die Gemüther verloren, und der Staat ist ein großes Haus, in welchem Viele abgesondert zur Miethe wohnen. Wann werden wir wieder Werke und Thaten gemeinsamer hoher Bestrebung vollführen? Wann werden wir wieder dem aufgerichteten Panier des heiligen Kreuzes folgen? Wann werden Herzen und Hände sich vereinigen zu einem großen Werke, das die Ehre Gottes und die Herrlichkeit seines Reiches auf Erden verkündet?

Erst müssen wir uns wieder zusammenfügen zu einem lebendigen Tempel des Herrn, zu einem vom Geist der Eintracht beseelten Leibe; ehe wir hoffen können, solche Tempel wieder aufzurichten, wie Erwin von Steinbach aufrichtete. Erst müssen wir die Heiligthümer, welche uns die Vorzeit hinterlassen, und die wir entweihet haben, durch Buße und Andacht wieder einweihen; das Licht des Glaubens muß in ihnen wieder angezündet, das reine Wort des Evangeliums verkündigt und die Feuertaufe des Geistes über uns ausgegossen werden. Das Christenthum ist, wie der Geist der Freiheit, den es in die Menschheit eingeführt hat, einer unendlichen Entwicklung fähig; jede Zeit hat ihren eigenen Geist und ihre eigene Schöpferkraft: ein neuer Erwin von Steinbach wird in der neuen Zeit zwar in demselben Geiste des Glaubens und der Liebe und nach demselben Urbilde, aber doch Anderes und Eigenthümliches schaffen; und die zu ihrer Durchbildung gelangte evangelische Kirche wird, wie sie Gott auf eine freiere und reinere Weise dient, sich auch in Bauwerken auf ihre eigene Weise verherrlichen.

G. H. v. Schubert.

I. Die Sonne.

(1826.)

Es erscheint dem denkenden Geiste der Fixsternenhimmel gleich einer Insel, mitten in dem Ozean einer Unendlichkeit, für deren Tiefen und Umfang der Mensch keinen wahrnehmenden Sinn und kein Maas hat. Denn ein erdgebornes Auge wird immer nur das bemerken, was gleich ihm leiblich, und — wäre das auch nur im weitesten, entferntesten Sinne, mit der irdischen Natur in Beziehung gestellt ist. Sey es dann auch — was nicht unwahrscheinlich ist — daß jene Millionen der leuchtenden Heere des Himmels unter einander selber bei weitem in keinem so unermeßlichen Abstande sind, als unsre Rechnungsbücher es gewollt; sey es auch, daß da oben kein einziger Stern ist, der nicht in tausendfältig näherer, engerer Wechselbeziehung mit seinem Nachbarsterne stehet, als unsre Sonne mit allen Lichtwelten der in hoher Wölbung unser Planetensystem umringenden Sternenzone; sey es auch, daß der, von Entdeckung zu Entdeckung immer kühner vorandringende menschliche Sinn gar bald erkennen sollte, daß selbst die für unabreichbar fern gehaltnen Nebel und Sternenhaufen großentheils nicht viel ferner von uns abgelegen sind, als die, dem bloßen Auge noch sichtbaren Fixsterne, oder als der, vielleicht auch tausendfältig zu hoch angeschlagene Umfang unsrer Milchstraße; sey es endlich sogar, daß es dem Menschen noch möglich würde, mit einer ähnlichen Sicherheit über die

äußersten Grenzen des ganzen ihm sichtbaren Himmels zu sprechen, als er dies seit etlichen Menschenaltern über die Grenzen unsers Planetensystems zu thun vermag; so wird hiermit immer nur das Ende einer, ihrer Natur nach endlichen Welt: es wird nur der Lichtschimmer, welchen ein Saum am Gewande der Ewigkeit in das irdische Auge strahlet, bemerkt und überblickt worden seyn. In und durch und um, und über dieser Sichtbarkeit, webet und lebet, meinem Auge unsichtbar, meiner irdischen Brust, so sehr sie sich in dem Staunen der Andacht erweitert, unerfaßbar, meinem Verstand unermeßbar und unbegreiflich: seelig, ewig, gränzenlos und ohne Wandel — die eigentliche Welt des Lebens.

Die Bewegungen, welche das, mit dem leiblichen Gewebe eine Zeit lang spielende Leben im thierischen Körper wirket, bemerkt mein Auge wohl, und siehet den Nerven, dessen Strahlen eine sichtbare Abbildung jener Richtungen sind, welche die Kräfte des Lebens im Leibe gewöhnlich nehmen; die eigentlich belebende Ursache aber, wird von meinen leiblichen Sinnen nicht begriffen.

Gleich einem sinnenden Manne, der auf seiner einsamen, mitten im Ozean gelegenen Insel, das Vorüberwandeln eines Windes fühlet und bemerket, welcher von den riesenhohen Gebirgen eines Festlandes herkommt, dessen Ufer sein Auge, so weit es auch hinausspähet, nirgends gewahr wird, ja an dessen Daseyn der ermattende Geist zuletzt zweifelt, bemerke ich wohl das Leuchten aller der Millionen Lichtgebilde und Welten, welche zu meinem heimathlichen Schöpfungsgebiet gehören; jene Urstätte und ewige Veste des Lebens aber, aus welcher der beseelende Hauch hervorgehet, der dem zu Sternen gestalteten Aether das Licht anwehet, und alle seine Riesenwelten beweget, wird ein von Erde gemachtes Auge nicht erkennen. Der aus Kampf und Dunkel zum Leben hindurchgedrungene Geist wird jedoch, wenn er die Hand voll Staub, die bis dahin sein innres Auge gehalten, als befruchtetes Saamenkorn zurückgelassen, alsbald sich von einem Jenseits umfangen sehen, auf dessen wogendem Meere, welches ohne Anfang und Ende, ein zum höheren Chore erwachtes

Selbstbewußtseyn immer näher zu jener innersten Heimath alles Lebens geführt wird, welche, am Quelle des Lichtes selber gelegen, eines erborgten Lichtes der Sonne und der Sterne nimmer bedarf.

Ein Bewohner der Erdoberfläche siehet in der Sonne den allgemeinsten und fast einzigen Quell alles Lichtes und aller belebenden Wärme. Denn wenn auch, wie aus einigen Thatsachen hervorzugehen scheint, in den Tiefen unsres Planeten eine verborgene Glut schlummert, welche furchtbar und gewaltig, da, wohin sie trifft, selbst das Festeste und Stärkste, das wir im Gebiet der irdischen Körperlichkeit kennen, auflöset und zerstört; so hat dennoch dieser weit abgeschiedene, innre Wärmequell der Erde auf ihre Oberfläche fast eben so wenig Einfluß, als die anziehenden Kräfte unsers Planetensystemes auf den weit über dasselbe erhabenen Fixsternenhimmel. Denn wenn auch zuweilen der innre, glühende Kampf der Elemente nach oben und außen sichtbar wird, und Typhon und Encelados, des alten Bettes ungeduldig, aus zwanzig neugeöffneten Feuerschlünden zugleich emporbrüllen, so vermögen dennoch diese Glutsäulen den nordischen Winter von Island und Kamtschatka nur in einem geringen Umkreise, und auch hier nur auf etliche Monate zu verscheuchen; ihr röthliches Licht beleuchtet nur den Schnee der nächsten Thäler und Bergeshöhen, mit einem, fast der Tageshelle gleichenden Glanze, und die untere Wärme der finnmarkischen Thäler vermag zwar ein dürftiges, in ihnen einheimisches Gras selbst noch unter dem Schnee weiter emporschießen zu machen, nicht aber, so wie die Sonne, es zu erzeugen, und zum Blühen und Fruchttragen zu bringen.

So vermag auch das Nordlicht, mit seinem matten, röthlichen Scheine, von dessen Einfluß nur der kalte Magnet in zitternde Bewegung gesetzt, nicht aber das der Wärme bedürftige organische Leben aus dem langen Winterschlafe geweckt wird, kaum das Licht der Fixsterne zu überglänzen, und sein zuckendes Flimmern wird schon vom Licht des Vollmondes fast unsichtbar

gemacht; andre Lichtmeteore aber, von dem fernen Kometen an bis zum Irrlicht und wandelnden Feuer herab, sind nur, gleich dem phosphoreszirenden Meereswasser oder faulenden Holze, einem, im Dunkel der Nacht auch für den schwächesten Lichtfunken empfindlich gewordenen Auge bemerkbar.

Dagegen verschwinden, noch lange vorher, ehe die Königin des Tages mit dem äußersten Saume ihrer Scheibe den Horizont berührt, alle Gestirne der Nacht, und selbst der nachbarliche Mond behält, ihr gegenüber, nur noch den bleichen Schein eines leichten Gewölkes; vor ihrem mächtigen, alltäglichen Aufsteigen zum Mittage gehen aber, nach jenem alten Festgesang der Mexicaner, männliche, Leben zeugende Kräfte jauchzend voraus, während die weiblichen, gebärenden, von der Höhe des Mittages an das königliche Gestirn begrüßen, und lebensschwanger sich mit ihm in die Stille der keimenden Nacht versenken; — denn allenthalben, wo in ununterbrochener Gewohnheit der tägliche Weg der Sonne hintrifft, da ist Fülle der Natur, und Leben und Lebensfreude.

Wir kennen in dem ganzen, näheren Bereich unsrer irdischen Körperlichkeit keinen andren Vorgang, aus welchem ein nur in etwas sonnenähnliches Licht und sonnenähnliche Wärme hervorkämen, als jenen des Entflammens eines brennenden Körpers. Eine in hellen Flammen stehende, durch und durch entzündete, brennbare Masse, würde selbst mitten in den kalten Stunden unsrer Winternächte, noch auf eine Entfernung hin, welche etliche hundert, oder sogar tausend ihrer Durchmesser betrüge, ein erhellendes Licht, und wenigstens im luftdichteren Raume, selbst einige fühlbare Wärme verbreiten. Wiewohl auch dieses irdische Bild die gewaltige Wirksamkeit der Sonne, deren flammende Oberfläche uns so ferne stehet, daß sich ihr ungeheurer Umkreis unsrem Auge in den kleinen, scheinbaren Raum eines Quadratfußes zusammendrängt, noch immer bei weitem nicht zu erklären vermag.

Die Sonne wurde demnach schon in älterer Zeit von dem an irdischen Vergleich gewöhnten Sinne mit einem, durch und

durch flammenden Feuermeere verglichen, dessen Glut, ohne sichtbaren Abgang oder Zugang, auf eine, freilich aus dem irdischen Bilde nicht erklärbare Weise, seit Aeonen an sich selber zehret; gleich als ob da das Verbraunte immer wieder zum Brennenden werden könne.

Zwar hat sich schon von einem, auch der oberflächlichsten Betrachtungsweise leicht erreichbaren Standpunkte her, jener Ansicht von der Sonne der Einwurf entgegengestellt: daß ein solches Feuermeer, dessen Wärme und Licht, gleich der Glut eines Ofens das Nächste am stärksten, das Fernere immer schwächer ergreifen würde, auch die Spitzen der Alpengebirge, welche ein ewiger, winterlicher Schnee bedeckt, noch stärker erwärmen müßte, als das etwas weiter abgelegene Thal; aber es wird — abgesehen von einer wichtigeren, selbstständigeren Mitwirkung unsrer Atmosphäre, bei der Erzeugung und Fortpflanzung des Lichtes und der Wärme, hierbei schon mit einigem Rechte an die Unfähigkeit des nackten Körpers, draußen in der freien Kälte selbst in der Nähe eines wärmenden Ofens auf längere Zeit und auf genügende Weise erwärmt zu werden, erinnert, obwohl es in jedem Falle immer auffallen muß, daß kein Licht, auch der hellsten Flamme eines brennenden irdischen Körpers, jene Eigenschaft besitzt, welche am Lichte der Sonne eine der gemeinsten ist: im Brennspiegel sich von neuem zum erhitzenden Glutpunkt zu verdichten; so daß es schon hieraus scheinet, daß das Licht der irdischen Körper erst aus der Wärme (Electrizität, Magnetismus) hervorgehe, während umgekehrt die Wärme der Sonne, sammt allen andern sie begleitenden Naturthätigkeiten, zuerst und ursprünglich von dem Lichte geweckt werden, und aus ihm hervorgehen.

Der seit Erfindung und Verbesserung der Telescope auch in diesem Gebiet kühner gewordne Menschenwitz hat hernach noch einen andern Vergleich des Sonnenlichtes und seiner Entstehungsweise, mit etwas Irdischem und Planetarischem versucht. Die Sonnenflecken, welche zuweilen schon dem unbewaffneten Auge sichtbar werden, erscheinen, durch Telescope betrachtet, besonders

wenn sie sich bei der rotirenden Fortrückung dem Rande der Sonnenscheibe nähern, offenbar als Vertiefungen, und ihr Zusammenströmen (aus mehreren kleineren in einen großen), ihr oftmaliges blitzschnelles Hinwegziehen über große Räume der Sonnenoberfläche, erinnern an die Beschaffenheit und den plötzlichen Wandel unsrer atmosphärischen Meteore, während die hie und da sich wallförmig aufthürmenden oder in rundliche Massen zusammenballenden Sonnenfackeln zu einem Vergleiche mit den auch sich auf ähnliche Weise aufthürmenden und zusammenballenden Wolken unsers Luftkreises ermuntern. Es ist deshalb von einigen neueren Astronomen jenes feurige Wesen, welches von der Sonne aus auch in unsrer Atmosphäre Licht und Wärme anzündet, für einen leuchtenden Dunstkreis gehalten worden, welcher, in einer Höhe von vielleicht 500 bis 600 deutschen Meilen, den an sich dunklen (planetarisch gearteten) Körper der Sonne umziehet. Zwischen diesem letzteren und der oberen, leuchtenden Atmosphäre, will ein, durch starke Telescope blickendes Auge noch eine zweite, der Bildung häufiger, dunkler Umwölkungen sehr günstige Atmosphäre entdeckt haben, welche allerdings dazu dienen könnte, das Hinabdringen der Strahlen der oberen Lichtmasse gar sehr zu mildern und zu verdecken. Auf der eigentlichen Oberfläche des festen Sonnenkörpers aber glaubten in neuerer Zeit besonders Schröter und Hahn, und zwar immer gegen eine gewisse Stelle in der Nähe des Sonnenäquators hin, ein, allem Anscheine nach mehrere hundert Meilen hoch über die Fläche heraufragendes Gebirge zu entdecken, dessen hoher, fast bis an die Region des obersten Dunstkreises reichender Gipfel, allerdings viel dazu beitragen mag, daß gerade an dieser Stelle sich ganz besonders oft und häufig ein glänzendes Lichtgewölk zu wallartigen Haufen oder rundlichen Massen zusammenzieht; und alsdann, eben deshalb, neben sich Lücken im Lichtgewölbe, oder Oeffnungen in demselben entstehen läßt: die eben erwähnten dunklen Sonnenflecken, durch welche das Auge in die untere,

nicht selber leuchtende Region jenes mächtig herrschenden Weltkörpers hinunterblicket.

Bei diesem zweiten Vergleiche des Sonnenlichtes mit planetarischen Erscheinungen, wird zugleich auch an jenes, aus den obersten Regionen unsrer Atmosphäre ausströmende Licht erinnert, welches zuweilen, in ganz mondscheinlosen Nächten, seine, dem Mondenschimmer gleichenden, räthselhaften Strahlen von oben her auf unsre Wolken fallen lässet, und diese, wie mit dem Glanze eines weit verbreiteten Lichtnebels beleuchtet; ein Vorgang, welcher vielleicht, freilich wohl in einem ungleich höheren Grade und weiterem Umfange, auch auf Venus, und selbst auf dem Monde statt fand, wenn Schröter auf einmal die ganze nächtlich dunkle Scheibenfläche der ersteren in einem unerklärlichen Dämmerungslichte leuchten, und auch auf dem letzteren ganze Strecken von einem über sie hinwandelnden Lichtschimmer deutlich erhellt sahe.

Gewiß ist es, daß auf unsrer Erde die Körper nur dann erst in einem selbstständigen, wärmeglühenden Lichte aufflammen, wenn sich in ihnen die starre Körperlichkeit auflöset, und sie — wenigstens auf Momente — aus den Banden der irdischen Schwere und des irdischen Zusammenhanges selbstständig frei werden. Auch die Sonne wirket, wo sie mit ihren Strahlen verweilet, Auflösung und Milderung der irdischen Bande der Starrheit, und eben hierdurch die Bildungsfähigkeit der Stoffe.

Es wird auch das organische, und namentlich das thierische Leben, wo es einen bezwingbaren Stoff in seinen Kreis hineinziehet, auflösend und scheinbar zerstörend auf diesen wirken, und wir werden in der niederen Region der Stoffe allenthalben nur da, wo diese Stoffe einer innren Gährung und Zerstörung unterliegen, Bildungen und Vorgänge auftreten sehen, welche denen ähnlich sind, die zu den gewöhnlichsten Erscheinungen und innren Begleitern des vollkommeneren organischen Lebens gehören.

Wir müssen in unsrer eignen Atmosphäre das verbindende Mittelglied anerkennen, welches an sich selber für alle Kräfte

und Bewegungen eines kosmischen Lebens zugänglich und empfänglich, und auf der andren Seite mit der gröberen Körperwelt unsers Planeten nahe verwandt, den Bund zwischen den beseelenden Naturkräften und zwischen der starren, todten Masse, im Einzelnen wie im Ganzen, beständig knüpft und erhält. Denn wie das Belebte nur durch seine gröber=leiblichen Organe auf eine es umgebende, gröbere Leiblichkeit einzuwirken vermag; so vermag auch die belebende Seele nur durch ein feinkörperliches, leicht beseelbares Etwas, das ihr durch die Atmosphäre wird, auf die gröber=irdischen Elemente ihres Leibes zu wirken, und es erlischt die Wechselbeziehung und Wechselwirkung zwischen beiden gar bald, wenn der Seele jene ihre innere, vermittelnde Behausung, welche noch viel mehr als der gröbere Leib einer beständigen Wiedererneuerung aus dem verwandten, allgemeinen Elemente bedarf, entzogen wird.

Wenn wir jedoch auch schon in unsrer Atmosphäre ein Medium anerkennen müssen, welches allerdings für das Leben ganz zunächst bewohn= und bewirkbar ist; so erscheint uns dagegen die Atmosphäre der Sonne als selber lebend und belebend. Wenigstens kennen wir in der uns näher bekannten Sichtbarkeit kein anderes leibliches Wesen, das so nahe mit den für unser Auge unsichtbaren und feinkörperlichen Agentien verwandt wäre, welche das Spiel (z. B. des vegetativen) Lebens hervorrufen und erhalten, als das Sonnenlicht.

II. Die Frage nach der Seele und ihrem Seyn.

(1833.)

Es fällt ein Sonnenstrahl in die dunkle Kammer, und das Auge siehet alsbald im Strome des Lichtes Stäublein, aufgescheucht vom Odem und Fußtritt des Menschen; Stäublein, welche emporsteigen und durcheinander wirbeln, als bewegte sie

ein selbstständig inwohnendes Leben. Der Strahl entweicht, und der bewegte Wirbel ist verschwunden. War es vielleicht nur die hineinscheinende Sonne, welche das Gebilde von Staub empörhob vom Boden, da es vorhin bei andrem Staube geruht, und gab nur sie ihm die wirbelnde Bewegung, oder war das Gebilde vorhin schon da und in Bewegung, und der Sonnenstrahl macht es nur sichtbar, so oft und so lange er da hineindringt?

Das Leben des Leibes ist ganz etwas Andres, Selbstständigeres, als das Bewegen der Stäublein von fremdem Hauche; der Weg der Seele zum Leibe und der Verkehr mit diesem ist etwas Näheres, Innigeres, Lebendigeres, als alles Wirken des Lichtstrahles auf die todte Masse. Und dennoch lässet für die Fortdauer eines lebensähnlichen Bewegens der Anblick der Sonnenstäublein in der Kammer noch mehr Hoffnung, als der Anblick des Menschenleibes im Tode. Denn gleich einem wandelnden Thurme von Sand, welchen der Wirbelwind in der Wüste gestaltet, sinkt das wundervolle Gebilde zum Boden und bewegt sich nie mehr; der Wind aber, jetzt die Distel, dann den Wipfel der Palme bewegend, ziehet weiter seines Weges, über Gebirg und Meer.

Der Mensch, eben noch so bewegt von Lebensmuth und Hoffnung, der Mund überfließend von Gedanken, das Auge voll Begeisterung; da ergießen sich einige Tröpflein Blutes ins Gehirn, der Mund verstummt, die Gedanken weichen wie Spreu vor dem Winde, und das bleiche Angesicht des Todten scheint nur sagen zu wollen: es ist aus, Alles aus.

Es trifft die Leber oder die wichtigsten Eingeweide der Verdauung ein langsames Leiden, und siehe, derselbe Mensch, in dessen Seele der Zorn ein selten oder nie hindurchwandelnder Fremdling schien; derselbe Mensch, der das Grämen und die Neigung zum Sorgen nicht kannte, wird jetzt von einem am Wege liegenden Stein, oder durch das Lachen, das er vorhin geliebt, zum Zorn gereizt: ein fliegendes Gewölk weckt die leise schlafenden Sorgen, ein fallend Blatt das Grämen auf. „Wir

selber dann ein aus unbekannter Höhe zu Boden fallendes Blatt, mit welchem ein durch die Leiblichkeit gehender Wind spielet, welcher kommt, wir wissen nicht woher, und gehet, wir wissen nicht wohin?“

„Nimmt uns doch schon das Alter eine dieser sogenannten Kräfte der Seele, eine der mühsam errungenen Erfahrungen und Erkenntnisse nach der andern hinweg; die erlernten Worte entfallen dem Gehirn, wie dem greisen Scheitel die Haare; die, wie es schien, auf ewig festgestellten Bilder, die Gedanken, welche der Mund aussprach, vergehen und entweichen von ihrer Stätte, wie die Zähne, welche vorhin den Mund geziert. Mit dem Augennerven und dem Sehehügel zugleich vertrocknen und versiegen die letzten Erinnerungen, auch an die Farben und Gestalten der Dinge; mit dem Hörnerven das Andenken der Stimme und Töne. So schwindet Alles, was der Mensch geliebt und gehofft und erkannt; denn es gehörte so wenig ihm, als die wandernden Vögel dem Lande, das sie, sich aufmachend vom Boden, im Herbst verlassen. Was da noch zurückbleibt, nahe an dem Eingang zur Gruft, das träge Bewegen der Muskeln unter der zusammengeschrumpften Haut, welches aus alter Gewohnheit das blinde Auge eben so nach der Sonne als nach dem Dunkel hinstarren macht; das leise Athmen, das noch immer an diesem Gerippe aus- und eingeht, das ist ferner nicht das, was die denkende Seele Leben nannte, es ist nur das letzte Verrinnen der leiblichen Lebenssäfte am verdorrenden Gebein.“

„So entreißt auch ein heftiges Fieber der Seele, oder vielmehr dem Gehirn des Menschen die ganze inwohnende Welt der vermeintlich ewigen Güter; der trefflich gelehrte Mann hat auf einmal die ersten Anfangsgründe der erlernten Sprachen, ja die Buchstaben, und selbst den eignen Namen vergessen. Wie die Gicht, wenn sie zwischen den Knochen der Hand die krankhaften erdigen Ansätze erzeugt, dieser Hand zugleich alle die erworbenen Künste und Fertigkeiten der Finger nimmt, so entzieht ein Verdichten der Knochenplatten des Hirnschädels dem

Gehirn mit einmal alle ihm eigenthümlich geschienenen Gaben; es kann nun dieses seine Außenwelt eben so wenig fassen und in sich bewegen, als die kranke Hand; das Leben der Seele wird von den Träumen des Wahnsinnes zerrissen, oder versinkt in Blödsinn.“

„Wie? sollte vielleicht alles das, was wir Seele und Kräfte der Seele nennen, nichts Andres seyn, als ein feiner-materielles Bewegen der leiblichen Elemente, ein Bewegen, das bloß mit [dem Leib] und durch den Leib entsteht, und mit ihm wieder aufhört; oder gleicht die Seele der Stimmung eines besaiteten Instruments, welche nur währet und möglich ist, so lange das Instrument vorhanden ist, an welchem sie haftete und mit welcher es ein Ende hat, wenn jenes zertrümmert wird?“

„Das Denken und das Empfinden sind dann etwa auch nur ein solches leibliches Bewegen in den Säften und luftartigen Flüssigkeiten des Gehirns, als das Geschäft der Verdauung und Ernährung ein Bewegen der Speise und der Speisesäfte in den Gedärmen und Gefäßen: die Speise und die Säfte werden entzogen, und das Verdauen und Ernähren hören für immer auf; der Lebenshauch aus dem Gehirn entweicht, und was wir Seele nannten, das ist nicht mehr. Die Hoffnung und die Furcht, das Sehnen und der Gram, Schmerzen und Lust sind dahin und kehren zu dem bleichen Staube nie zurück.“

„Oder bin ich es etwa nicht selber, dieser Todte, welcher starr im Sarge liegt, und den man unter dem Geleite ernster Worte und vielleicht auch der Thränen ins Grab senkt? bin ich nicht der Staub, welcher da bei den andern Todten verwes't? der Staub, mit welchem vor Kurzem noch ein warmer, belebender Lufthauch gespielt; ein Hauch, der nun zurückgekehrt ist in das große Meer der Luft, und von dem Spiele, das er eben noch getrieben, so wenig weiß, von den geäußerten Kräften so wenig znrückbehält, als der Wind, der durch die Flöte drang, von den Tönen, welche er erzeugt, sobald er die Flöte verlassen?“ — —

So sprachen und stritten, in den tieferen Stunden der Nacht, denen kein Stern der höheren Zuversicht geschienen, denen noch kein Morgenlicht des Geistes getagt, Fleisch und Blut.

„Blume des Feldes, schöner bekleidet als Salomo in aller seiner Herrlichkeit es gewesen, heute saugend den Thau des Himmels und morgen nicht mehr; ungeborne Frucht der Mutter, unter dem liebenden Herzen entstanden und vergangen, noch ehe du etwas Andres, als die wärmende Liebe erfahren, warum ward ich nicht wie du? Was will denn der närrische, denkende Staub in mir, der zum Lachen sagt: du bist toll, und zur Freude: ich bin deiner satt? — Närrischer Staub, willst du lieber den Schmerz, warum drängst du dich denn so unersättlich zur Lust, die deiner nicht begehrt? Eilst du so wie der herabfallende Stein zu seinem mütterlichen Boden, zu deinem alten Vater, dem Tod, aus dem du genommen worden, was sträubst du dich denn und schauderst, wenn der Vater dich zieht, daß du wieder seyest, was er ist und was du warst? Ich sahe den Reigen, welchen die Freude und des Lebens Lust um einen Schlafenden tanzten. Der Schlafende in der Wiege war der Schädel eines Todten. Die Freude lachte und die Lust erjauchzete laut; der Schlafende aber schwieg und lachte nicht. Da ward nach wenig Tagen die Freude zum Schmerz, die Lust zum Aechzen des Jammers; der Schlafende aber schwieg und weinte noch ächzte nicht. Schlafender, hätte dein Angesicht für den denkenden Staub nur nicht diesen thörichten Schrecken, ich möchte mit dir seyn, da kein Leid noch Geschrei ist, da die Stimme des Drängers nicht mehr gehört wird.“

„Dränger, warum stirbst du nicht auch, wie mein denkender Staub, was willst du hier bei der armen, bunten Wasserblase, bei dem fallenden Laube? Wärmte ich mich am heimlichen Herde und wollte entschlafen, da weckte mich deine Stimme: — schaue hinaus zur Sonne, die Sonne ist höher und unvergänglicher, als das Feuer des Herdes, und du sollst hinaus zur Sonne, selber von Sonnennatur! — Erfaßte ich endlich mit

beiden Armen die lang gesuchte, die ersehnte Lust des Lebens und wollte an ihr ruhen, da schreckte mich dein Ruf: — siehe, das ist nicht das, was du willst, was dein Sehnen suchte. — Mein Dränger, was will ich denn und was will mein Sehnen, als die kurze Lust des Hinabfallens aus der Wiege ins Grab; warum hält deine Hand meine Seele in diesem Laufe auf? Ich bin ein Vogel, der am kalten Winterabend den Weg gefunden hinein zu der Königshalle, erleuchtet und erwärmt vom gewürzhaft duftenden Feuer; ich komme und eile zum andren Thore hinaus, und vergesse alsbald, wenn ich hinaus bin in das kalte Dunkel, deines Feuers und deiner glänzenden Halle, warum säumest und quälest du, alter Dränger, die Seele auf ihrem kurzen Fluge durch die Halle? Siehe, das starre Auge im Sarge, das nicht mehr weinen kann, der letzte Hauch des Sterbenden fragt dich: warum peinigst du mich?"

Die Seele, so nackt, so unbewehrt ihren Schmerzen und den Qualen des innren Rufers hingegeben, saß am Morgen: sie saß und spann sich ein Kleid, das die Kälte von außen — sie schmiedete sich Waffen, welche den Ungestüm des alten Drängers abwehren sollten:

„Der Lebenshauch aber in mir, der sich in seinem kräftigsten, innersten Bewegen Selbstbewußtseyn nennet, sagt und weiß es gewiß: ich bin Derselbe, den die Mutter geboren, Derselbe, der als Kind gespielt, als Jüngling gestrebt, als Mann gewirkt. Der Leib, in allen seinen Elementen und Säften und Fasern, starb in jedem Augenblick und erzeugte sich wieder; er ist, seitdem ich weiß, daß ich bin, mehr als ein- und mehr als zehnmal ein ganz neues Gebäu und Gefüge von leiblichen Stoffen geworden; ich aber bin noch, der ich war. Der Verstümmelte, welchem äußere Verletzung oder die Krankheit ein Glied nach dem andren genommen und fast keines mehr gelassen, als das Haupt und die den Lebensfunken nährende Brust, sagt: diese Glieder waren mein und sind es nun nicht mehr, ich aber bin auch ohne sie noch, der ich war. Ja

denn was sind alle Glieder gegen das die Seele in ihrer Mitte hegende Gehirn — es sagt die Beobachtung der glaubwürdigsten Forscher, daß zuweilen noch eine selbstbewußte Seele im Menschen war und durch willkürliches Bewegen und Sprache sich äußerte, wenn dieser oder ein andrer Haupttheil des Gehirns, und selbst wenn fast das ganze Gehirn durch krankhafte Gebilde verdrängt oder zerstört war. Aeußerte sich doch sogar noch am unvernünftigen Vieh die thierische Seele in ihrer ganzen, gewöhnlichen Thätigkeit, wenn statt des Gehirns, wie sich nach dem Schlachten gezeigt, eine todte, kalkige Masse von der Schädelhöhle Besitz genommen.“

„Und was hat der Seele das lähmende Alter, was hat ihr das Gewölk des Fiebers und des Wahnsinnes, ja was hat ihr selber der Tod an? Bricht doch öfters mitten durch das nachtende Dunkel der Sterbebetten und des kranken Irrwahnes das klare, wache Leben des Geistes hindurch, wie die Sonne, die den ganzen Tag am Himmel steht, durch die Wetterwolken, welche die Stunden des Tages zur Nacht machten. Die Sonne, immer dieselbe, gehet unter an ihrem Ort und gehet wieder auf; so wird dieses wache Leben des Geistes, auch wenn es nicht mehr scheinet, dennoch dasselbe seyn, was es war und was es ewig ist.“

„Wenn aber denn eine Seele ist, selbstständig und gesondert vom Leibe, mit welchem Wesen aus dem Kreise meines Erkennens darf ich sie vergleichen? Wer ist sie und woher des Landes? Ist sie ein Feuer, wie Einige gesagt, warum verlischt sie so lange nicht; ist sie ein Wasser, warum verrinnt sie nicht? ist sie, nach einem öfters erwähnten Wort des Alterthums, eine Stimmung des Leibes, gleich der Stimmung, welche etwa die Hand des Künstlers dem Holz und den Saiten einer Lyra mittheilt, warum ist jene, auch wenn der Leib derselbe blieb, heute wie gestern so wandelbar?“

„Wäre sie ein Feuer, das würde unaufhaltsam brennen, nach inwohnendem Gesetz, stärker, wenn die Nahrung in Fülle da

wäre und der Luftzug die Flamme triebe, schwächer, wenn die Nahrung mangelte und der Luftzug entwiche. Das aber, was wir Seele nennen, das ist ein Ding, welches durch Kraft seines Willens die Flamme der Leidenschaft besprechen und stillen, oder durch innre Kraft auch in dem sterbenden Gebein die Gluth des Wollens anfachen kann."

„Wäre sie ein Ton, den irgend eine Hand oder ein stärkerer, äußerer Ton der Lyra des Leibes entlockt, und wäre sie ihrem Wesen nach nur eine Stimmung dieser Lyra, wie käme es dann, daß sie selber, die Meisterin, durch eigne Kraft dem Ton jetzt seine Stimme geben, dann ihn zum Schweigen bringen könnte; wie vermöchte sich doch eine Stimmung, die am Leibe haftet, durch eigne Macht, ohne Mitwirkung eines Leiblichen, von der Mißstimmung und schwachen Spannung der Alltäglichkeit zu dem hehren, mächtigen Einklang mit dem ewigen Loblied der Gottheit zu erheben; wie vermöchte ein Etwas, das nothwendiger an den Leib gekettet wäre, als der Schatten an den rollenden Stein, statt selber mit dem rollenden bewegt zu werden, diesen vielmehr, dem Lauf seiner Natur entgegen, mit sich hinauf zu reißen nach der Höhe? Oder wie vermöchte im entgegengesetzten Falle eine bloße Stimmung der Lyra sich selber zu verderben und an dem Körper, zu welchem sie nur gehört wie der Glanz zum geschliffenen Metall, zum fressenden und zerstörenden Gifte zu werden? — Wie denn das Laster durch eigne Schuld der Seele das schöne Gebäu des Menschenkörpers zerstört und wilde Leidenschaft, gleich einem unbesonnenen Reiter, das edle Roß zu Tode jagt.

Nicht demnach als Etwas, das der Körper, als Urheber, durch die Mischung und Bewegung seiner Elemente erzeugt, sondern als Etwas, das vor und über dem Körper ist, erscheint uns die Seele; denn wäre kein Fortgang des Lebens und der Bewegung am Leibe, so wäre auch kein Anfang des Lebens ohne sie. Zeigt uns ja schon die alltägliche Erscheinung einer Unterbindung oder Lähmung des Nerven, daß das einzelne Glied,

ja der ganze Leib ohne Empfindung und Bewegung, ein todtes Gemisch von Trocknem und Feuchtem wäre, ohne einen belebenden Anstoß, der von innen und oben, von der Seele kommt. Nur der Leib demnach, das an sich Todte, wird seiner Natur nach des Todes sterben, die Seele, deren Natur das Leben ist, kann eben so wenig sterben, als das Licht als solches finster, die Flamme des brennenden Holzes kalt, der Schnee jemals heiß seyn.“

„Wenn dann im Tode die Seele vom Leibe sich scheidet, wird uns dieser sich zeigen als das was er ist: ein an sich Lebloses und Todtes; die Seele aber bleibt was sie immer war: ein sich selber bewegendes Leben. Und jedes dem natürlichen Zuge folgend, kehret der Leib zurück zu dem andren Staube, aus dem er genommen war, die Seele aber zu dem oberen Ursprung, aus welchem sie gekommen.“

„Staub zu andrem Staube, bald kein Gebeinchen mehr, das die Menschengestalt verräth — Seele zu Seele. — — Wie? fließt da vielleicht auch der glänzende Tropfen: mein geistiges Ich, hinein in das große Meer eines göttlichen Seyns, und — Gott Alles in Allem, Ich aber bin nicht mehr? Wie die Flamme, die verzehrt und reinigt, nimmt etwa ein Seyn alles Seyns mich und die Andren mit unsren Verirrungen und Befleckungen in sich hinein? Das scheinbar Fremde vergeht, wie der Schmutz am Asbest, wenn die Flamme ihn läutert; da ist ein Tropfen wie der andre Tropfen: der Glaube an ein Gutes, das gut ist und bleibt, und an ein Böses, war ein Wahn des staubgebornen Auges; die Seele weiß bald auf ewig nicht mehr, daß und was sie wähnte oder wußte und that; der Gedanke eben noch Ihm [Gott] gegenüber, ist auf immer ausgedacht, der arme Augenblick vergangen und kehret als derselbe nicht wieder.“ —

„Krümmt sich doch der elende Wurm, wenn der vollkommnere, gesangreiche Vogel ihn angreift; schmerzvoll zappelt das Fischlein am Angelhaken, wenn der Herr der Natur es heraufzieht aus dem Bache, damit er das unvollkommne Fischfleisch in

sein eignes, edleres Fleisch verwandle, und ich sollte nicht beben vor dem Gedanken an einen solches Alles verzehrenden Gott?"

„Jener Kronos der alten Heiden fraß doch die eignen Kinder auf, noch ehe sie ihn und sich selber erkannt, ehe sie erfahren, was Hoffnung und Furcht, was Liebe und Haß sey; ein solcher zuletzt Alles verschlingender Gott schlachtet aber und ißt die Kinder, die ihn schon bei dem süßen Vaternamen genannt, die ihm vertraut, die sich liebend an sein Herz gelegt."

„Der Mensch, getrieben von mannichfacher Noth, der Mensch voll Irrthum und Schwäche, ihm zittert die Hand, und Wehmuth ergreift ihn, wenn er das in seinem Hause groß gezogne Lamm schlachten soll, das ihn so oft zutraulich zum Garten begleitet und wiederkäuend sich zu seinen Füßen gelegt. Und doch weiß dieses Lamm nichts vom Tod, es verstehet nichts von des Menschen Schuld, durch welche ihm der Tod kommt. Es läßt sich willig ergreifen wie sonst — ein einziger Stich des Messers, ein kurzes Zucken, und es fühlt nicht mehr. Der kaum halb gesättigte Bettler entzieht sich selber den Bissen, um den treuen Gefährten, seinen Hund, vom Hungertod zu retten; wie möchte er, mitten in seinem Mangel, den Gedanken ertragen, sich mit dem Fleische des liebenden Thieres zu sättigen! — Jener aber, der Pantheisten Gott, kennet dieses Erbarmen nicht. Den Menschen, der die Freude am Leben und den Schauder vor dem Vergehen fühlt, wie keine andre Creatur, der Ihn näher erkannte als der Hund den pflegenden Bettler, verschlingt dieser große Pan, den kein Mangel, keine Noth zu solcher That treibt; der — das zeigen die Werke — von den Schwächen und Irrungen des Menschen nichts weiß. Und nicht schnell tödtet der Pan seine Opfer, wie der Schlächter das Lamm, sondern öfters unter lange dauernden Martern; unter Schmerzen, welche die Elenden von der Wiege bis zum Grabe begleiten." —

Doch dieses Nachtgespenst eines allverschlingenden Gottes ängstet die weiter sinnende Seele nicht lange. Es verschwindet,

sobald die Seele es näher und schärfer betrachten will, wie ein wunderliches Traumbild; unstatthafter und lächerlicher zusammengedichtet, als jene phantastischen Gestalten, welche zum Theil Fisch und Frosch, zum Theil Vogel sind und Jungfrau.

„Wie? — sollten jener oberen, unsichtbaren Welt, nach welcher ein mächtiger Zug die Seele führt, nicht wenigstens dieselben Rechte, derselbe feste Bestand zukommen, wie die sind, welche nach der gewöhnlichen Annahme in der sichtbaren Welt der wägbaren Stoffe herrschen? Bei dieser niedrern Region, welche doch die Menschensprache die vergängliche, die wandelbare nennt, ist es anerkannt, daß in und aus ihr sich kein Stoff, kein einzelnes Stäublein ganz verlieren, ganz vernichtet werden könne. Das Wasser, wenn es auch als Dampf in die Luft sich erhoben, wenn es durch den Nordwind zum Eis verwandelt worden, oder wenn es beim Festwerden des Steines als Bestandtheil in das Gefüge des Krystalls sich gewebt, bleibt noch immer dasselbe Wasser: eben so viel und so wenig in der einen als in der andren Gestalt. Das Eisen, wenn es jetzt mit Schwefel verbunden den Kies, oder von jenem getrennt und mit dem Oxygen vereint den Rotheisenstein gebildet: bleibt immer so viel und dasselbe Eisen, das es gewesen. Die Chemie, noch auf ihrem jetzigen Standpunkte, verlachet den alten Wahn, daß aus reinem Wasser Kieselerde, aus Quecksilber oder Spiesglanz Silber werden könne, oder daß Kupfer durch die Kunst sich in Gold verwandlen lasse. Und dennoch kennet unsre Chemie bei weitem nicht alle die verschiednen Erscheinungsformen, unter denen vielleicht ein und derselbe Grundstoff auftreten könnte. Wenn aber auch in dieser Beziehung ein späteres wissenschaftliches Forschen noch zwischen verschiednen, für einfach gehaltnen Stoffen einen ähnlichen Zusammenhang entdecken sollte, als der zwischen der Larve und dem Flügelthier einer und derselben Insectenart es ist; so bleibt doch schon auf dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft ein Beweis für die Unvergänglichkeit und gleichsam Unsterblichkeit des wägbaren Stoffes jene all-

bekannte Erfahrung: daß die Elemente in allen ihren verschiedenen Verbindungen und Verwandlungen immer dieselbe Beziehung zu ihrem planetarischen Ganzen: dasselbe Gewicht behalten. Denn wenn jetzt die metallische Grundlage des Kalkes und Sauerstoffgas, sammt Kohlensäure und Wasser, oder wenn Sauerstoffgas und Kupfer und Kohlensäure in der chemischen Werkstätte zusammengeführt und vereint werden; so erkennt zwar das Auge weder in der Kalkerde mehr die alte Natur des Kalkmetalls oder der säurenden Elemente, noch im Malachit das Kupfermetall und die Kohlensäure; aber auch in dieser neuen Verbindung hat keines der Elemente auch nur ein Stäublein des anfänglichen Gewichtes verloren: sie wiegen vereint noch eben so viel, als vorhin das Gesammtgewicht der einzelnen betragen, und es kann unsre Kunst die Stoffe alle wieder gesondert darstellen, noch ganz in demselben Maß und Gewicht, das sie vorher gehabt."

„Die Chemie denn, bedächtigen Sinnes, spottet des Wahns, als ob irgend ein wägbar leibliches Element ganz vernichtet, irgend ein für anfänglich und einfach erkannter Grundstoff vollkommen aufgehoben oder in einen gänzlich anderen verwandelt werden könnte; und eine sogenannte Philosophie wollte in der Geschichte der Seele und ihres Hinübergehens das alte Mährchen erneuern, und hier eine Auflösung und Verwandlung geltend machen: in ein großes „göttliches" All oder Nichts!"

„Zeigt sich doch selbst da, wo sich in anfänglicher, unverstellter Offenheit die obere, unwägbare Welt der Principien mit bewegender und gestaltender Kraft zu den wägbaren Elementen gesellt, eine Unsterblichkeit jener Principien, welche noch ungleich geistigerer, wundervollerer Art ist, als die eben erwähnte Unzerstörbarkeit der gröber leiblichen Stoffe. Jener bekannte Versuch von Davy an der Voltaischen Säule gemacht, ist in dieser Beziehung ein sinnvolleres Abbild von dem Uebergehen der Seele aus der sichtbaren Region der Elemente in die unsichtbare der Geisterwelt, als die Verwandlung der Raupe durch

den Scheintod der Puppe zum Schmetterling. Denn bei dieser Verwandlung vermag der Beobachter das Thier vor seinen Augen zu behalten nnd den ganzen Verlauf sichtlich und handgreiflich sich darzustellen; wenn aber in Davy's Versuch die Säure, welche durch den oxydirenden Pol der Voltaischen Säule in einem Becher mit salziger Auflösung gebildet war, dadurch zerstört und gleichsam getödtet wird, daß man jetzt den alkalisirenden Pol in sie eintaucht, und umgekehrt die alkalische Natur der Flüssigkeit in dem Becher der entgegengesetzten Seite durch den in sie gebrachten oxydirenden Pol erstirbt, da zeigt sich ein Hinübergehen, eine Versetzung jener beiden Gestorbenen, in eine andre Region; vorbildlich vielleicht an das erinnernd, was mit der Seele im Tode geschieht. Die Säure verschwindet von ihrer bisherigen Stätte, und eben so verschwindet das alkalisch Flüssige von der seinen. Aber der dießseitig verstorbene Stoff lebt dagegen alsbald, vollkommen als derselbe und in der ganzen Eigenthümllchkeit seiner Stärke und Beschaffenheit, in welcher er dießseits bestanden, an der jenseitigen Stätte auf: es bildet sich die Säure in dem Becher, den vorhin das Alkali bewohnte; dieses aber tritt von Neuem auf im vorherigen Becher der Säure. Oefters schien, wenn der Versuch auf andere Weise, in Glasröhren angestellt ward, in denen die Flüssigkeit, darin der eine Pol versenkt war, von jener des andern durch feste Zwischengränze geschieden war, eine Wanderung von leiblicher Art eben so wenig gedenkbar, als das Hinauskommen eines wägbaren Elementes aus einem hermetisch verschlossenen Gefäß oder Sarge."

„Ist denn schon in der untren, materiellen Welt den einfachen Grundstoffen eine solche Unzerstörbarkeit und Unveränderlichkeit ihrer Natur zuerkannt, wie sollte nicht die Seele, welche „ursprünglicher und selbstständiger, einfacher und unveränderlicher" ist, als jedes Element der Leiblichkeit, jedem Untergang, jeder Auflösung trotzen? Ist schon den beiden wägbaren Elementen irgend eines Salzes: der Säure und dem Alkali, eine solche Versetzung von der einen, ganz abgeschiednen Stätte an

die andre, oder wenigstens ein solches Unmerkbarwerden (Verschwinden), für die zwischen liegenden Medien möglich, daß wenn hier der säurende, dort der alkalisirende Pol einer Voltaischen Säule in die Mischung tritt, an der einen Seite das Alkali vergehet, an der andren die Säure, beide aber, ohne daß nur das Gewicht eines Stäubleins an der Mischung fehlte, und ohne für die dazwischen gestellte Lakmus-Auflösung gleichsam sichtbar zu werden, sich die eine hier, das andre dort zusammengehäuft finden; ist hierauf, bei der obenerwähnten Umtauschung der Pole ein solches, nicht auf materiellem Wege erklärliches Wandeln der gesammten Säure, wie des gesammten Alkali's nach der andren Stätte möglich: wie sollte es uns in der höheren Region der Lebensprincipien unmöglich däuchten, daß die Seele, wenn sie hier aufgehört zu wirken, auf einmal auf ganz andrer Stufe wieder da seyn und wirksam werden könne?"

„Oder ist denn etwa die ganze Eigenthümlichkeit des Wollens und Denkens, wodurch Ich ich selber und kein Andrer bin, etwas weniger Feststehendes und Unveränderliches, als die Beschaffenheit jener Tröpflein von Säure oder Alkali, welche bestehen, und von neuem an einer andren unvermutheten Stätte werden, wenn sie das Auge hier vergehen sah?"

„Ein weiter forschender Sinn findet in seiner Sichtbarkeit noch mehrere und andre Zeugnisse für die jenseitige Fortdauer der Seele. Wie sich in der Zwiebel oder im Samenkorn schon das künftige Gewächs mit seinen Samenblättern, ja mit dem Keim der Blüthe findet, so zeigt sich schon in der Larve und Puppe des Insects die Anlage der künftigen Flügel, in der Larve des froschartigen Thieres der Keim der Lungen, durch welche späterhin das ausgebildete Thier athmen wird. Alle diese Keime, im jetzigen Zustand so nutzlos, so müßig dastehend, werden sich in einem künftigen, vollkommneren Zustand so gewiß entfalten, als das Thier lebt. Das verborgne Innre wird dann öfters zum sichtbaren Aeußren. So erscheinen auch an vielen Uebergangsformen des Pflanzen- und Thierreiches Organe und

Anlagen, deren das Thier auf seiner jetzigen Stufe des Daseyns nicht bedarf, welche aber in einer nachbarlich angränzenden, verwandten Thierform in ihrer eigentlichen Bestimmung und Wechselbeziehung hervortreten. Es kommt jeder in der Natur aufstrebenden Anlage eben so gewiß die Zeit und die Stätte ihrer Entwicklung und Vollendung, als dem Bedürfniß nach dem Athmen und Nahrungnehmen eine anderswo vorhandne Luft oder Speise entspricht; selbst die spät blühende Herbstzeitlose (**Colchicum autumnale**), welche, wenn der Winter naht, scheinbar ohne alle Frucht verwelkt, findet eine künftige Zeit des Frühlings, da der im Verborgnen bereitete Stängel aus seinem Grabe hervorgeht und seine Früchte trägt. Und der Mensch, das Mittelwesen zwischen zwei Welten: halb schon hinüberragend in ein Reich des Geistes, halb noch dem Staube gehörig, sollte all dieses hinieden vergeblich nach Erfüllung fragende Sehnen, all diese tausendfältigen Anlagen für ein Seyn der Ewigkeit umsonst in sich tragen? Allenthalben bliebe sonst die bildende, Künftiges und Fernes bedenkende Natur ihren Versprechungen so treu, und hier, wo sie endlich den höchsten Gipfel ihrer sichtbaren Schöpfungen erstiegen, sollte die alte Treue und Wahrheit auf einmal aufhören, zur Lüge werden?“

„Die Seele weiß es, sie weiß es schon aus den Werken: daß ein Gott sey, voll Weisheit und erbarmender Liebe, der „des Verlassenen und Verstoßenen,“ der aller seiner Creaturen gedenkt. Ein Gott, der alle Dinge abwäget in seiner Hand, gerecht und wahr und treu. So wahr denn dieser gerechte Gott ist, so wahr wird für meine Seele nach dem Tode ein Leben seyn, da sich das hienieden zu Boden getretne Gute ans Licht erheben, das wuchernde Böse aber versinken wird: ein Gott, ein Vergelter!“

Dieß und noch vieles Andre spann und webte die sinnende Seele, um damit die Blöße und geheime Schande ihrer Zweifel zu bedecken: ihrer Zweifel an dem eignen Leben, durch das sie doch spann und dachte, an der ihr eingebornen Macht des Er-

kennens, welche, wie dieß schon die Weisheit des Alterthums gelehrt, von ewigem Geschlecht ist; ihrer Zweifel an der alltäglichen Gewißheit, daß der Tag heller scheine als die Nacht, und daß auf Morgen der Mittag, auf den Mittag der Abend folge. Da erhub sich die Sonne, und die Ungewißheit der Zweiflerin war vergangen. Denn es erwachte der Geist zu seinem Leben in Gott. So gewiß aber, als der Leib im Verlauf des Lebens das Fortleben im Schlafe und das Wiedererwachen aus demselben erfahren, hat es auch der wache Geist in und an sich selber erfahren: daß in ihm ein Leben sey, welches hervorging und erwachte, mitten aus dem Tode; ein Leben, welches die Wandelbarkeit und der Tod des Leibes nicht anrühren, denn es ist ewig und ohne Wandel, wie Gott, in und aus welchem es ist. Es ist hier ein Stillstehen auf dem felsenfesten Lande der Heimath, ein Erfassen desselben mit den eignen Händen, ein Beschauen desselben mit den eignen Augen, ein Vernehmen der heimathlichen Töne, welches keinen Zweifel mehr übrig läßet. Der Hafen, nach langem Herumtreiben auf dem Meere, ist gefunden: unsichres Glück und Hoffen des aus der Ferne das Land begrüßenden Schiffers, fahret hin!

III. Die Grabeskirche und die heiligen Stätten in Jerusalem.

(1837.)

Vielleicht hat es Jeder von uns, der Leser wie der Schreiber, einmal in seinem Leben erfahren, daß es Freuden wie Schmerzen im Leben giebt, die, wenn sie da sind, unsre ganze Seele erfassen, und so tief in dieselbe hineinreden, daß alle Kräfte des innren Menschen zu einem Aufmerken und Verstehen der Rede geworden scheinen, und daß dennoch, wenn die Augenblicke des Zwiegespräches vorüber sind, und die Seele gefragt wird: was hast du

vernommen? sie antworten muß: ich weiß es nicht. Bei Einigen, denen dieß begegnet, wie vielleicht bei dem Pilgrim, der dieses schreibt, mag der Grund des Gebundenseyns der Sprache, über das was die Seele erfuhr, in der großen Verschiedenheit des alltäglichen, kalten, todten Wesens von jenen Augenblicken liegen, da auch die ärmste Seele besucht wird von dem Aufgang aus der Höhe; bei Andren verbergen sich solche Begegnisse aus der oberen, seligen Welt, tief ins Innre, damit der Rost und die Würmer des täglichen Treibens der Welt sie nicht verderben, und sie behalten bleiben mögen in ihrer ganzen Kraft für die selige Erinnerung der Ewigkeit. Ihr Augenblicke, da ich zum ersten Male knieete und anbetete an der Stätte, da der Leib Dessen, welcher aller Verleiblichung Anfang ist, auf kurze Stunden ruhete: dann da, wo auf Golgathas Felsen das große Werk der Errettung vollbracht ward, wie wenig würde von Dem, was ich in euch empfand, für das Seyn das jenseits ist, zurückbleiben, wenn es hier nur die eigne Kraft, die eigne, lautere, unverfälschte Stimmung gälte. Und dennoch, der Fels, auf dem das Kreuz stund, so wie Jener in welchem Er, welcher Macht hatte Sein Leben zu lassen und dasselbe wieder zu nehmen, erwachte, ist fester und sichrer als die Welle des Blutes, die im unsteten Herzen sich bewegt; ich lege die Hand jetzt auf diesen Felsen und dann aufs Herz. Hätte ich den Felsen der Ueberzeugung nicht, daß das, was das Evangelium sagt, ein wahrhaft Geschehenes ist, was sollte der arme Schlag des sehnenden Herzens mit seinen Odemzügen?

Indem wir da, tief ausruhend im Geiste, weilen, beginnen die Gesänge des täglichen Umganges der Minoriten, durch die geheiligten Stätten des weiten Tempelgebäudes; auch wir schließen uns den Pilgrimen aus der Heimath des Abendlandes an und treten hinein in die Kapelle der Lateiner, in und bei welcher der Zug sich versammlet. Das Lied der anbetenden Dankbarkeit und Beugung hebt bei der Säule an, die einst in Pilatus Hause stehend, von der Andacht vieler Jahrhunderte als dieselbe be-

trachtet wird, an welcher Christus, den Händen der Heiden übergeben, gegeißelt ward:

> Erwache Mensch und nimm es dir zu Herzen,
> Du darfst jetzt mit Ihm gehn den Weg der Schmerzen;
> Mit Ihm, der deiner Seele Schuld getragen,
> Als hier der Heiden Hände Ihn geschlagen. —

Von der Stätte der Geißelung gehet der Zug der singenden Priester und Pilgrime weiter, zuerst durch einen langen, am Umfang des eigentlichen Kirchengebäudes gelegnen Gang zu der Stätte, welche seit anderthalb Jahrtausenden von der Andacht der Christen als jene verehrt wird, an der Christus der Herr gebunden stand, während die Heiden, in deren Hände er übergeben worden, die Vorbereitung zu seiner Kreuzigung trafen. Dann, mit Gesängen, in denen Töne der innigsten Klagen mit jenen des Triumphes des Christenglaubens sich vereinen, wird jene zerbrochne Säule begrüßt, die vormals im Richthause stund und bei der man den Herrn mit Dornen krönte; hierauf die Stätte, an welcher die Kriegsknechte seine Kleider theilten und über sein Gewand das Loos warfen. „Ja," (so singt das Lied) „Der, welcher die Sterne des Himmels, mit seinem Gewande, welches Licht ist, bekleidet: Er, der das Geflügel unter dem Himmel wie die Blumen des Feldes mit dem Kleide des bunten Gefieders und der Farben zieret, läßt sich hier von Menschenhänden des von ihnen geliehenen Gewandes berauben, damit Er den Menschen das Kleid eines ewigen Seyns verleihen könne." Von hier begiebt sich die Schaar der Anbetenden hinab in die Tiefe der Felsen zur Kapelle der Kreuzesfindung; es legte wenigstens der Geist der Andacht von funfzehn vorübergegangenen Jahrhunderten in diese Stätte ein Andenken an jenen Stamm, der, aus tiefen Wurzeln der Liebe entsprungen, hinanragt mit seinem Gipfel zu den Höhen des Aufganges eines ewigen Erbarmens. Das herrliche alte Lied: **vexilla regis prodeunt**, mit welchem die Wonne des Glaubens unter dem Panier ihres Königes hinansteiget auf Golgathas Felsen, so wie

das **pange lingua**, mit welchem sie das Hinausführen des Kampfes der Zeitlichkeit zum Siege der Ewigkeit, beim Hinabsteigen zu der Steinplatte, auf der man den Leib des Herrn, des Königes der Höhen wie der Tiefen, salbete, besingt, sprachen noch niemals mit solch rührender Gewalt zur Seele; noch nie ertönten die Gesänge des Auferstehungsmorgens so erhebend als dort, am Felsen des Grabes und an der Stätte, da der Auferstandene der Maria Magdalena erschien. Bei dem Singen der Litanei antwortet ein Chor wohllautender, tiefer Männerstimmen, zugleich mit den Tönen der Orgel, dem Chor der Sänger und Pilgrime, welche in der Capelle, an der Stätte versammlet stehen, die der Glaube als jene verehrt, an welcher Christus der unter den Weibern Erkorenen, seiner Mutter, als Sieger aus des Grabes Nacht sich zeigte. Wie ein Frühlingsregen, der das dürstende Land netzt und im Wald wie Feld Tausende der verschlossenen Knospen wie der schweigenden Stimmen wecket, ergoß sich die Fülle dieser Töne über Geist und Herz, und weckte hier Gedanken und Empfindungen, in denen ein Saame des Werdens und Bleibens seyn möge.

Wir kommen in dieser Reisebeschreibung noch einmal zu der Betrachtung der heiligen Grabeskirche und ihren mitten unter dem Geräusch des menschlich Gebrechlichen, „herrlichen Gottesdiensten" zurück; heute fand uns der Abend wieder im Hause der Pilger. Wir saßen da schweigend, und Einige von uns im Stillen über die Erfahrung verwundert, daß das Herz, wie ein armer, lahmer Fußgänger, den ein reicher Reisender ein Stück Weges mit auf seinen Wagen nahm und ihn schnell über die Auen dahinführte, dann aber wieder aussteigen ließ, so bald wieder, statt im Fluge zu eilen, an seinen alten Krücken dahin schlich. Führe Du Reichester unter den Reichen den Lahmen nicht nur auf ein Stück Weges über Deine Auen, sondern gieb ihm, Du, Israëls Arzt, die Kraft des Laufens, wenn Du ihn ziehest!

Der dreißigste März, es war ein Donnerstag, sollte uns, in unmittelbarem Geleite des an Erkenntniß, wie an Liebe reich

begabten Padre Secretario mit den andren heiligen Stätten bekannt machen, welche in und um die Stadt, seit anderthalb Jahrtausenden Denksteine und Gefäße waren, auf die der kindliche Glaube der Christen seine magischen Kräfte übertrug. — Es liegt eine ganz eigene, geistig erweckende Kraft in der Reihenfolge der einzelnen christlichen Feste des Kirchenjahrs; der Palmsonntag läſſet in der Seele das Hosianna des Einzuges in Jerusalem erwachen; der grüne Donnerstag führt sie zur stillen, hochgesegneten Einkehr beim Tische des Herrn; der Charfreitag wie der Charsamstag ziehen den Blick des Geistes jetzt hinan zum Kreuze und senken ihn dann hinab zur Stille des geheiligten Grabes, bis das innre Ohr am Osterabend und Morgen den Posaunenton des Triumphgesanges der Auferstehung vernimmt. Es begleitet hierauf die feiernde Betrachtung Maria, die Magdalenerin, zu den Entzückungen des ersten Anblickes des Erstandenen und freuet sich am Abend des Ostertages, so wie acht Tage hernach und am See von Tiberias wie auf dem Berge in Galiläa der Freude des Wiedersehens, mit den verwaisten Jüngern. Sie folget am Himmelfahrtstage dem Herrn auf den Gipfel des Oelberges und siehet Ihm freudig nach auf der Heimkehr zur Herrlichkeit des Vaters, aus welcher Er gekommen; vernimmt die Verheißung der Engel, daß Er, welcher thronet zur Rechten Gottes, so, wie wir Ihn sahen auffahren, einst wiederkehren werde; empfängt am heiligen Pfingstfeste mit den Aposteln zugleich einen Vorschmack jener Seligkeiten, da nicht mehr der Geist des Menschen, sondern ein neuer Geist aus Gott den Tempel der Seele wie des Leibes erfüllet mit seinen Himmelskräften. Oder auch zu andren Zeiten führet die Erinnerung, welche die einzelnen Festtage mit sich bringen, das theilnehmende Herz mit sich hinaus vor die Thore Jerusalems, zu der Stätte, da der erste der Blutzeugen des neuen Bundes, Stephanus gesteinigt ward, und betend für seine Feinde entschlief; zu der Quelle Siloahs, da der Blinde mit dem leiblichen Licht zugleich Ihn, des Lichtes geistigen Quell, erkennen lernte; nach Betha-

nien, zu dem Hause da Maria wohnte und Martha, zu dem Grabe da Lazarus schlief. Wieder an andern Gedenktagen des Jahres nahet sich die Betrachtung der großen Geschichten, die in Jerusalem geschahen, jener Stätte, da Jacobus enthauptet ward; dem Kerker aus welchem die Hand des Engels Petrum hinausführte, oder dem Hause, in welchem Maria Magdalena die Füße des Herrn mit ihren Thränen benetzte. Aber alle diese hehren Stimmen der Erinnerungen, mit denen die einzelnen christlichen Jahresfeste zum Herzen sprechen, sind in und nahe bei Jerusalem zu einem Gesammtchore vereint, das wie ein voller kräftiger Strom die Seele bewegt. Wenn das innre Auge das große Farbenbild der sonst zerstreuten, hier wie zu der Fensterrose eines Tempelthores vereinten Strahlen, in ganzer Stärke zu erfassen vermöchte, dann könnte ihm der Eindruck, den Jerusalem macht, der Vorschmack eines Momentes der Ewigkeit seyn, dessen Wesen von keinem Wechsel der Jahre und der Tage berührt wird, weil in ihm die *eine*, ungetheilte Kraft jenes Sieges sich kund giebt, welcher in vielfachen Thaten und Kämpfen der Zeit errungen ward.

Viertes Buch.

Von Solger bis auf unsere Tage.

Aus den Schriftstellern:

Karl Wilhelm Ferdinand Solger, geb. d. 28. Nov. 1780 zu Schwedt in der Uckermark; Sohn eines Kammerdirektors, erhält seine Jugendbildung auf der Schule seiner Vaterstadt und dem Grauen Kloster in Berlin; stud. zu Halle die Rechte, und treibt dabei sprachliche und ästhetische Studien 1799; bei der Kriegs- und Domänenkammer in Berlin angestellt 1803—1806; geht nach Schwedt zurück 1806 und übersetzt den Sophokles 1808; D. und außerord. Prof. der Philos. zu Frankfurt a. d. O. 1809; zu Berlin 1811; schreibt den „Erwin, oder über das Schöne und die Kunst“ 1815; „philos. Gespräche“ 1817; gest. den 20. Oktober 1819; seinen Nachlaß und Briefwechsel haben Tieck und Raumer 1826, seine ästhet. Vorlesungen K. L. W. Heyse 1829 herausgegeben. Tiefsinniger Aesthetiker aus der naturphilos. Schule.

Joseph Freiherr von Hormayr zu Hortenburg, geb. d. 20. Jan. 1781 zu Innspruck, studirt das.; schreibt, noch Knabe, die „Stammgeschichte der Herzöge von Meran“ 1795; dient bei der Tyroler Landwehr 1799 f.; bei der Staatskanzlei in Wien angestellt 1801; schreibt über die Geschichte Tyrols 1805, 1806; leitet den Tyroler Aufstand 1809; wird K. K. Hofrath und in der Folge Reichshistoriograph zu Wien 1810 ff.; giebt den „Oesterreich. Plutarch“ heraus 1807—1820; das „Archiv für Süddeutschland“ 1807; das „Taschenbuch der vaterl. Gesch.“ 1811 ff., „Gesch. der neuesten Zeit“ 1817 ff., „Wiens Geschichte“ 1823 ff., „Archiv für Gesch. Lit. u. Kunst“ 1820; „Sämmtl. Werke“ 1820 ff.; tritt in K. Bayer. Dienste 1828; Mitglied der Akademien zu München, Göttingen, Berlin und Prag und vieler gelehrten Gesellschaften; wirkl. Geheimerrath u. Gesandter an mehrern Höfen, dermalen bei den freien Städten

accreditirt; lebt in Bremen. Gründlicher Geschichtsforscher voll lebendigen Sinnes für Volksleben und Volkssage.

Ludwig Achim von Arnim, geb. d. 26. Jan. 1781 zu Berlin, stammt aus der Uckermark; studirt zu Göttingen, macht naturwissenschaftliche Studien und schreibt eine „Theorie der elektr. Erscheinungen"; geht auf Reisen und tritt in den ersten Reihen der Romantiker im Roman auf 1804 ff.; lebt mit Brentano in Heidelberg und sammelt mit ihm „des Knaben Wunderhorn" 1806 ff.; die „Kinderlieder" 1808; giebt die Novellensammlung oder „Wintergarten" und die „Einsiedler Zeitung" („Tröst Einsamkeit") heraus 1809; schreibt „die Gräfin Dolores" 1810, die von Jean Paul laut begrüßt wird; „Halle und Jerusalem" 1811; die „Schaubühne" 1813, die unvollendeten „Kronenwächter" 1817, viele Novellen und das Schauspiel „die Gleichen"; lebt abwechselnd zu Berlin und auf seinem Gute Wiepersdorf bei Dahme; gest. an diesem Orte, den 21. Jan. 1832. Seine „Werke" erscheinen 1839 ff. Tiefpoetischer und origineller Erzähler, mit Vorliebe für's Grausige, Sinn etwas „nervenkrank." (Gervinus.)

Adelbert von Chamisso, geb. Ende Januars 1781 auf Schloß Boncourt in der Champagne, einer der jüngern Söhne des Grafen Louis Marie von Chamisso, Vicomte d'Ormond, auf seinem Stammsitz von den Eltern bis zur Revolution erzogen, wo er, während seine Brüder als Leibpagen Ludwigs **XVI.** in Lebensgefahr sind, mit den Eltern nach den Niederlanden, dann nach Deutschland auswandert 1790; die ganze Familie fixirt sich 1796 in Berlin; er wird Page der Königin von Preußen 1797; Fähnrich im Inf. Reg. v. Götze 1798, Lieutenant 1801; wird mit Varnhagen, Neumann, Hitzig, Fouqué u. A. vertraut und tritt in den Dichterbund der „Brüder vom Polarstern" 1803; hilft ihren Almanach dichten und vertieft sich in deutsche Poesie und Philosophie 1804 ff., wodurch er ganz zum Deutschen wird; verläßt Berlin mit seinem Regiment 1805; liegt in Hameln und hat keinen Theil an der Schmach der Uebergabe 21. Nov. 1806; geht nach Paris 1807 und lebt bei Verwandten in Frankreich, kehrt nach Berlin zurück Nov. 1807, erhält einen Ruf als Prof. am Lyceum in Napoléonville, findet aber in Frankreich nur Lug und Trug, Jan. 1810; lebt in Napoléonville bei dem Präfekten Barante, wird in den Kreis der Frau von Staël gezogen, folgt ihr nach Coppet 1811, ist mitwirkender Zeuge ihrer Flucht 1812; geht nach Berlin zurück und studirt die Natur 1813 f.; dichtet

den „Schlemihl" 1814; liest bei Hitzig in der Zeitung von der bevorstehenden Nordpolexpedition der Russen; sagt: „ich wollte, ich wäre mit" — und geht, nachdem Hitzig für ihn unterhandelt, mit dem Kap. Kotzebue als Naturforscher auf die Entdeckungsreise in die Südsee und um die Welt 15. Jul. 1815 bis Ende Okt. 1818. Die Lehrjahre sind vorüber, die Meisterjahre seiner Poesie beginnen; er lebt in innigem Umgang mit Hitzig, u. in brieflichem mit seinem Landsmann de la Foye; wird Dr. honorarius der Philos., Aufseher des botan. Gartens, und heirathet Antonie Piaste 1819; veröffentlicht seine Reise 1821; holt seine Emigrantenentschädigung in Paris 1825; hängt seinem Schlemihl Gedichte an, und wird, was er an de la Foye schreibt: „ich glaube fast, ich sey ein Dichter Deutschlands" Jun. 1828 ff; wird als Franzose von der Julirevolution elektrisirt 1830; von der Cholera geschüttelt 1831; giebt mit G. Schwab den „deutschen Musenalmanach" heraus 1833 ff.; kränkelt am Husten 1835 ff.; sammelt seine Gedichte und Werke 1836; verliert seine Gattin 21. Mai 1837; er selbst gest. zu Berlin 21. Aug. 1838. „Nachlaß" von Hitzig herausgeg. 1839. (Einer der ersten deutschen Lyriker.) Origineller Erzähler und Reisebeschreiber.

Friedrich Kölle, geb. d. 11. Febr. 1781 zu Tübingen, wo sein Vater Beisitzer des Hofgerichts (später O. Trib. Rath) war; besucht das Gymn. zu Stuttg. 1795 ff.; stud. die Rechte zu Tüb. 1797 ff. und zu Göttingen 1802 f.; bereist Deutschland, wird Hofgerichts-Rath und Privatdocent in Tüb., beschäftigt sich mit Literatur, und in Verbindung mit Leo v. Seckendorf, Uhland und Justinus Kerner mit Poesie 1804 ff.; O. Trib. Procurator, Leg. Secretär in Paris 1806; im Haag 1807, in München 1808, in Karlsruhe 1809, in Dresden 1812; begleitet den sächs. Hof (als K. W. Leg. Rath) ins Feld 1813; wird 2ter Secretär beim Obertribunal in Tüb. 1814; nimmt seine Entlassung und geht nach Rom 1816, wo er als Würtb. Geschäftsträger beglaubigt wird 1817, und die Organisation der süddeutschen Kirchenprovinz negocirt 1827; er selbst veranlaßt seine Zurückberufung 1833, entsagt aller Besoldung, bildet dem Prinzen Paul von Würtemberg seine Gemäldesammlung in Paris 1834 — 36 und lebt jetzt als Geh. Leg. Rath a. D. literar. Beschäftigungen in Stuttgart. Die bekanntesten Früchte derselben sind „Rom im Jahr 1833" (1834); die anonym erschienenen „Betrachtungen über das Gebet des Herrn", „Paris i. J. 1836" (1836) und „Betrachtungen über Diplomatie" 1838; die

„Aufzeichnungen eines nachgeborenen Prinzen" schreibt die Sage ihm zu. An der deutschen Vierteljahrsschrift wirkt er wesentlichst mit. Erfahrungsreicher Inhalt mit leichtem, class. Styl zeichnet seine Werke aus. (Siehe die „Nachträge" zum II. Bande.)

Friedrich Ludwig Georg von Raumer, geb. d. 14. Mai 1781 zu Wörlitz, Sohn des das. Kammerdirektors, gebildet auf dem Joachimsthaler Gymnas. zu Berlin unter Meierotto 1793 ff. und für die Rechte und die Cameralwissenschaft in Halle und Göttingen 1798 ff.; Kammerreferendarius 1801; beginnt seine Arbeiten für die Hohenstaufen 1803; während des Kriegs Chef eines Domänen Depart. zu Wusterhausen 1806—1808; Rath zu Potsdam 1809; bei der Staatsschuldenabtheilung in Berlin 1810, in täglichem Umgang mit dem Staatskanzler v. Hardenberg 1810 ff.; Prof. zu Breslau 1811; bereist für seine Hohenstaufen Deutschland, die Schweiz und Italien 1816 f.; schreibt seine „Herbstreise nach Venedig" 1816; „Vorlesungen über die alte Geschichte" 1821; „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit" 1823—1825 u. 1841 ff.; „über Recht, Staat und Kirche" 1826 u. 1832; „über die preuß. Städteordnung" 1828, von Stein gebilligt; Prof. zu Berlin und Reg. Rath; giebt das histor. Taschenbuch heraus 1830 ff.; erlebt in Frankreich die Juliustage 1830; publicirt die „Briefe aus Paris" 1831, und die „aus Paris zur Erläut. des 16. u. 17. Jahrh." 1831; beginnt seine „Gesch. Europa's seit dem 15. Jahrh. 1832 ff.; schreibt „Polens Untergang" 1832; bereist England 1835, und schildert es in Briefen 1836 und 1842; ficht in der Singakademie für die klassische Musik u. beräth d. Theater; lebt zu Berlin. Ritter des R. A. O. Gründlicher Forscher; freisinniger Geschichtschreiber, Freund der Regeneration.

Franz Horn, geb. den 30. Juli 1781 zu Braunschweig, Sohn eines dort. Senators, erzogen das. und früh in eine Bücherwelt versenkt, studirt zu Jena unter Fichte 1799 und zu Leipzig 1800 ff. neben der Jurisprudenz und bald ohne sie Philos. u. Geschichte; tritt pseudonym mit poet. Arbeiten 1799 und mit Romanen unter seinem Namen auf 1801; kehrt als Magister nach Hause zurück 1802; angefeuert von Fr. H. Jacobi lebt er lesend und schreibend der Kritik und Poesie; wird Lehrer am Grauen Kloster in Berlin 1803; entwirft seine „Geschichte und Kritik der deutschen Poesie und Beredsamkeit" 1805; wird Lehrer am Lyceum in Bremen 1806, verzichtet wegen Kränklichkeit auf diese Stelle, kehrt mit seiner Gattin, geb. Gedike, nach Berlin

zurück 1810, unterrichtet die Schauspieler und beurtheilt die Bühne im dramat. Wochenblatt 1814; schreibt „Umrisse zur Gesch. u. Kritik der schönen Lit. Deutschlands," 1819 ff., hält öffentl. Vorlesungen über die Lit.-Gesch. des 19. Jahrh. 1820 ff.; schreibt „die Poesie u. Beredf. der Deutschen von Luther bis zur Gegenwart" 1822 ff.; den erläuterten Shakspeare 1825 ff. und viele Novellen, Kritiken und biogr. Skizzen, die „kleinen Schriften" 1831 ff.; kränkelt den größern Theil seines Lebens; gest. zu Berlin den 19. Juli 1837. Seinen Nachlaß, von G. Schwab und Fr. Förster geordnet, enthält die „Psyche" 1841. Begründer der deutschen Lit.-Geschichte, Ausleger Shakspeare's; im Styl viel Persönlichkeit, nicht ohne Manier.

Ludwig Oken, geb. d. 8. Aug. 1782 zu Freiburg; stud. zu Göttingen; wird Dr. der Phil. u. Med. und Privatdoc. das., schreibt einen Grundriß der Naturphilos. 1802, und viele einzelne Werke über die Geschichte und das System der Natur 1805 ff.; wird Prof. zu Jena mit Hofrathschar. 1807, und begeistert dort durch Vorlesungen über Naturphilosophie, allg. Naturgeschichte, Zoologie, Pflanzen-, Thier- u. Menschenphysiologie; schreibt sein „System der Natur" 1810 ff.; Herausgeber der „Isis" 1816 ff.; in das Wartburgfest verwickelt legt er seine Professur nieder 1819; privatisirt zu Basel und Jena 1819 ff.; wird K. Bayer. Hofrath und Prof. auf der Universität München 1827, in Folge der Julirevolution Professor in Zürich 1831, lebt dort; entwickelt sein System in mehreren Hand- und Lehrbüchern der Naturgeschichte, zuletzt in der „Naturgesch. für alle Stände", mit Atlas. Einer der genialsten Naturforscher, auch in der Sprache und Terminologie schöpferisch.

Ludwig Friedrich Franz Theremin, geb. d. 19. März 1783 zu Granzow in der Ukermark, Sohn eines Predigers der franz. Colonie, vom Vater, dann auf dem franz. Gymn. zu Berlin und Halle durch's Studium der Theologie gebildet, geht nach Genf 1804 und wird dort ordinirt 1805; mit Chamisso und seinen Freunden eng verbunden 1806; Ancillon's Nachfolger als Prediger auf dem Werder in Berlin 1810, an der Hof- und Domkirche 1815; Obercons. u. Minister.-Rath 1824. Begründer einer neuen Homiletik durch seine Rhetorik (1814). Seine „Predigten," tief christlichen Inhalts, sind in 9 Bänden erschienen. Ferner schreibt er: „Adalberts Bekenntnisse" 1828 — 1835; „Abendstunden" 2 Bdchn. 1833 u. 1841. Im Styl, neben entschiedener Persönlichkeit, nach d. altfranz. Kanzelrednern gebildet. Lebt in Berlin.

Karl von Raumer, geb. d. 9. April 1783 zu Wörlitz, jüngerer Bruder Friedrichs; genießt im Elternhause Privatunterricht; dann auf dem Joachimsth. Gymn. zu Berlin 1797 ff. und zu Göttingen, hier für's Stud. der Rechte, gebildet 1801 ff.; hört zu Halle Wolf und Steffens 1803 f.; wird zu Freiberg Werners Schüler 1805 ff.; geht nach Paris 1808, nach Yverdun 1809, nach Berlin, wo er im O.-Berg.-Dep. arbeitet, 1810; Prof. der Mineralogie zu Breslau 1811; Schwiegersohn des Kapellmeisters Reichardt; zieht in's Feld 1813 f.; Prof. der Mineralogie zu Halle 1819; mit Dittmar Erzieher zu Nürnberg 1821; später Prof. zu Erlangen; lebt das. mit dem Charakter als Ober-Bergrath; geistreicher Verfasser geognostischer Schriften; „Fragmente" 1811; „Versuche und Umrisse", „A. B. C. der Crystallkunde;" „vermischte Schriften"; „Kreuzzüge" 1840; ausgezeichneter Geograph: „Palästina" 1831 und 1838 und „allgemeine Geographie" 2. Aufl. 1835. Seine „Geschichte der Pädagogik" beginnt 1842. Lebendige, eifrige Darstellung von seltener Klarheit, getragen von der edelsten Gesinnung. † 2. Juni 65.

Sulpiz Boisserée, der 10te von 11 Geschwistern, geb. den 3. Aug. 1783 in Köln, wo sein Vater ein angesehener Kaufmann war, wird als Jüngling mit Professor Chr. Reinhard und dessen Bruder, dem franz. Gesandten bekannt und durch dieselben den Familien Reimarus und Sieveking in Hamburg empfohlen, wo er 1798—1800 einen Theil seiner Bildung erhält und in die Gesellschaft der ausgezeichnetsten deutschen Literaten, nam. von Jacobi und Klopstock kommt. Er schließt 1801 in Köln Freundschaft mit Bertram, verläßt den Kaufmannsstand und wendet sich ganz den Studien zu; wird 1802 mit Wallraf und Cornelius bekannt, reist 1803 von seinem jüngern Bruder Melchior und von Bertram begleitet nach Paris, tritt dort mit Fr. Schlegel in Verhältniß, genießt bis 1808 mit Bruder und Freund dessen Privat-Unterricht in Literatur, Philosophie und Geschichte; geht 1804 mit Schlegel nach Köln zurück und erwirbt ein altdeutsches Gemälde, welches Anlaß zu jener später erstandnen, dem Ruhm altdeutscher Malerkunst gewidmeten Sammlung giebt, für die sein Bruder am meisten gewirkt hat. Im Jahr 1808 beginnt er seine Messungen und Vorarbeiten zu dem Prachtwerk über den Dom von Köln, und verbindet sich von nun an mit Bruder und Freund, ganz für das Studium, die Erhaltung und bessere Würdigung altvaterländischer Kunst-Denkmale zu wirken; er unternimmt zu diesem Zwecke eine Reise nach

dem südl. Deutschland, und macht die Bekanntschaft von Görres in Heidelberg, von Schelling und Tieck in München; 1810 zieht er mit den Seinigen nach Heidelberg; schließt sich dort an Creuzer, Daub, Thibaut, Wilken u. a. an; tritt in Verbindung mit Heinrich Rapp in Stuttgart und mit Cotta zur Herausgabe des Werks über den kölner Dom, in nahes Verhältniß mit Göthe, der schon in Weimar 1811 „mit dem edeln Gaste einen treuen Sinnes- und Herzensbund schließt“ und mit dem er bis zu dessen Tode steten Briefwechsel unterhält; reist 1811 nach Weimar, Dresden und Böhmen; kommt durch die Gemäldesammlung besonders in den Jahren 1813—16 in Berührung mit den höchsten Fürsten, ersten Staatsmännern und Feldherren, mit den ausgezeichnetsten Personen aller Stände. Im Jahr 1814 befreundet sich S. B. mit Schorn, von 1815 an liefert er Beiträge zu „Göthes Kunst und Alterthum,“ 1816 erhält er das Ehren-Diplom der philos. Facult. zu Heidelberg, und tritt in Verbindung mit Schinkel; im Jahr 1819 versetzt er sich mit der Gemälde-Sammlung nach Stuttgart, reist 1820 nach Paris und wirkt zur Gründung und Ausstattung des „Kunstblatts von Schorn“ mit, lebt in freundschaftlichem Verhältniß mit Dannecker, Uhland und Gustav Schwab, nimmt 1821 — 1834 an dem hauptsächlich von seinem Bruder besorgten lithogr. Prachtwerk „über die altdeutsche Gemälde-Sammlung“ Theil, und trägt 1822 zu Schwabs Herausgabe der alten „Legende der hl. drei Könige“ bei. — Von 1823 bis zum Frühj. 1824 hält er sich in Paris auf, wo er im Verhältniß mit Gérard Perrier, Raoul-Rochette, Cuvier, Alex. Humboldt, Hittorff und Gau steht, 1824 wird er corresp. Mitgl. des Instituts v. Frankreich; im Herbst bereist er Holland und Belgien; 1823—32 gibt er sein Prachtwerk über den Dom von Köln heraus; 1827 wird die Gemälde-Sammlung an den König von Bayern verkauft, und B. zieht nach München; verehlicht sich 1828 mit Heinrich Rapps jüngster Tochter in Stuttgart; 1830 Mitgl. der königl. baier. Akad. der Wissensch., reist 1832 nach Berlin, gibt 1833 „die Baudenkmale am Nieder-Rhein“, und 1834 „den Tempel des hl. Grales nach dem Titurel“ heraus. Zu Anfang 1835 königl. bair. Ober-Baurath; gegen Ende 1836 tritt er wegen sehr gestörter Gesundheit aus dem Staatsdienst, hält sich 1836—1839 im südl. Frankr. und Italien auf; erlebt 1841 bei wiederhergestellter Gesundheit seinen Jugendwunsch, den Fortbau des kölner Doms in Erfüllung gehen zu sehen, reist nach der Vaterstadt und den Niederlanden, erhält den bayr.

Verdienst-Orden vom hl. Michael, macht eine Abhandl. „über die Kaiser-Dalmatik in Rom" bekannt, und besorgt (1842) eine neue vermehrte Ausgabe seiner „Geschichte und Beschreibung des Doms von Köln." (Siehe die „*Nachträge*" zum **II.** Bande.)

Leopold Schefer, geb. d. 30. Juli 1784 zu Muskau, Sohn eines Arztes, in der gräfl. Callenberg'schen Familie erwachsen, in der Schule zu Bautzen gebildet, seit der Mutter Tod im Pückler'schen Hause zu Muskau, oft in kleinen Reisen mit dem Erbgrafen, (dem „Verstorbenen") abwesend, durch's Studium des klass. Alterthums und den Umgang mit Fichte, Schiller und Göthe vielfach angeregt; publizirt pseudonym Gedichte mit musikal. Kompositionen 1811 ff.; während des Kriegs Generalbevollmächtigter des Grafen 1813 ff.; mit Brentano und Weisflog verbunden; beginnt von seinem Beschützer pensionirt ein Reiseleben, besucht England und studirt unter Heidenreich, Haydn und Salieri die Tonkunst zu Wien; lebt in Rom der Kunst, dem Alterthum und der Dichtung, fliegt in die Levante, kehrt nach Deutschland zurück 1820, heirathet und lebt meist ungetrennt von seinem Jugendgenossen, dem Fürsten Pückler; legt seine psychol. und poet. Lebenserfahrungen in mehr als 40 Novellen und im Layenbrevier nieder. Poetischer und gemüthlicher Pantheist; meisterliche Darstellung.

Jakob Ludwig Grimm, geb. d. 4. Januar 1785 zu Hanau, wandert mit dem Vater, einem Amtmann, nach Steinau, besucht das Lyceum zu Kassel 1798 ff., stud. die Rechte zu Marburg 1802 ff., unterstützt die gelehrten Arbeiten seines Lehrers v. Savigny in Paris 1805, wird bei'm Kriegskollegium in Kassel angestellt 1806, stud. Literatur und Dichtkunst des Mittelalters, und wird durch J. v. Müller Privatbibliothekar des Königs von Westphalen auf Wilhelmshöhe 1808; schreibt über den „Meistergesang" 1811; mit seinem Bruder Wilhelm die „Kinder und Hausmärchen" 1812 ff.; und „deutsche Sagen" 1816 ff. Nach Rückkehr des Kurfürsten geht er zur Wiedererlangung Hessischer Literaturschätze als Sekretär des Hess. Gesandten in's Hauptquartier der Verbündeten und nach Paris 1814, nach Wien und in preuß. Aufträgen wieder nach Paris 1815, wird zweiter Bibliothekar in Kassel 1815; giebt mit Wilh. Grimm die „altdeutschen Wälder" heraus 1813—1818; begründet durch seine Forschungen und sein Lehrbuch die *deutsche Grammatik* ganz neu 1818—1831; schreibt die „deutschen Rechtsalterthümer" 1828; in Kassel zurückgesetzt, folgt er dem Rufe nach Göttingen als Bibliothekar und Professor

1830; gibt die „deutsche Mythologie" heraus 1835; „Reinhart Fuchs" 1834; K. Großbr. Hofrath; einer der „Sieben" verläßt er Göttingen und geht nach Kassel 1837, vom Könige Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen 1841. Der erste deutsche Grammatiker, hochverdient um altdeutsche Poesie, Sage, Rechtswissenschaft und Mythologie. Adäquateste Darstellung.

Karl August Varnhagen von Ense, geb. d. 21. Febr. 1785, in Düsseldorf, aus altsächs. Rittergeschlecht, Sohn eines kathol. Vaters und einer Protestantin, verliert den Vater, früher Churpfälz. Rath, frühzeitig zu Hamburg; studirt in Berlin anfangs die Arzneiwissenschaft, dann die Philos. und alte Literatur, verbündet sich mit Chamisso, Hitzig, Neumann, Theremin u. A. zur Herausg. des Musenalmanachs 1803 ff.; durch A. W. Schlegels Vorlesungen und Fichte in seinen Studien befestigt, setzt er sie in Hamburg auf Fr. H. Jacobi's Rath unter Gurlitt und in Halle unter Wolf und Schleiermacher — in Berlin und Tübingen, wo er Uhlands und J. Kerners Bekanntschaft macht, fort 1805—1809, lernt Rahel kennen 1808; wird, nach der Schlacht bei Aspern, oester. Offizier im Infant.reg. Vogelsang; bei Wagram verwundet 1809; geht als Adjutant des Prinzen v. Bentheim nach Paris 1810, kehrt nach Berlin zurück 1812, sucht vergebens Civildienste, ist, als den Franzosen verdächtig, gefährdet, tritt in russ. Kriegsdienste als Hauptmann 1813, und geht als Tettenborns Adjutant nach Paris, nachdem er schwed. russ. und preuß. Orden errungen. In Paris zum preuß. diplomat. Dienst berufen, folgt er Hardenberg nach Wien 1814; wird Rahels Gatte 1814; geht mit Hardenb. nach Wiederausbruch des Krieges nach Paris 1815 und wird Chargé d'affaires, später Minister-Resident in Karlsruhe, wo er zur Lösung der baier. badenschen Territorialfrage mitwirkt. Im Sommer 1819 abberufen, wird er als Minister. Res. für Nordamerika bestimmt, bleibt jedoch auf seine Bitte in Berlin, wo er als Geh. Leg. Rath in freier Thätigkeit lebt. (Dichter.) Verf. versch. Memoiren, „biographischer Denkmale" 1824 ff. und der „Denkwürdigkeiten" 1837 ff.; Kritiker, Meister in der Biographie und Zeitschilderung „mit tiefem Sinn für Individualität" (Hegel.) Klassische Darstellung.

Bettina von Arnim, geb. Brentano, geb. den 4. April 1785 zu Frankf. a. Main, Schwester von Clemens Brentano, in einem Kloster erzogen, in Frankfurt sich selbst überlassen; beutet als glühende Dichterin Göthe's Mutter und Göthe, im „Briefwechsel Göthe's mit einem Kinde" 1834 ff. und die „Günderode" 1838

f., im Buche gleiches Namens, die letztere am wenigsten mit ernstlichem Anspruch auf geschichtliche Wahrheit — aus; lebt als Wittwe Achims von Arnim in Berlin. Die reichste deutsche Dichterphantasie in dithyrambischer Sprache; „mystische Tempeldienerin der Natur" (Daumer.)

Hermann Fürst von Pückler-Muskau, geb. d. 30. Okt. 1785 als Graf auf seinem Stammsitz zu Muskau in der Lausitz, erzogen theils hier, theils in Dresden, wo sein Vater wirkl. Geheimerrath war; dann auf der Herrnhut'schen Anstalt zu Uhyst 1792 ff.; endlich zu Halle auf dem Pädagogium und von einem Hofmeister zu Dessau 1797 ff.; stud. zu Leipzig die Rechte 1800 ff.; Gardelieutenant zu Dresden 1803; besucht Wien, das südl. Frankreich, (1808) Paris, Italien; geht nach Berlin, wo er durch des Vaters Tod Erbherr der Standesherrschaft Muskau und Besitzer eines ansehnl. Vermögens wird; verschönert seinen Stammsitz mit Hülfe Schinkels und Brentano's; durch Krankheit vom Feldzug abgehalten 1813; im Okt. russ. Major und Adjutant bei'm Herzog von Weimar, zeichnet sich im Felde aus, mit Orden und einer Obristlieutenants-Stelle belohnt; errichtet ein Jägerregiment, wird Civil- und Militär-Gouverneur von Brügge 1814; besucht, nach dem Frieden wieder Privatmann, England 1815, kehrt nach Muskau zurück und beginnt seine berühmten Parkschöpfungen 1816 ff.; lebt in Dresden und Berlin, beschifft die Luft mit der Reichard 1817; vermählt sich mit Hardenbergs Verwandter, der Reichsgräfin von Pappenheim, geht zum Congreß von Aachen; reist nach Paris 1819; wird von Preußen gefürstet 1822, reist seines Parks halber nach England 1828, und tritt als Schriftsteller maskirt in den vom Publikum verschlungenen „Briefen eines Verstorbenen" 1830 ff. auf, als höchst anmuthiger und geistvoller, welt- und edelmännischer Erzähler, mit dem Fumet der großen Gesellschaft, das auch seine „Tutti Frutti" 1833 f., „Semilasso's vorletzten Weltgang" u. s. w. (1835 ff.) durchduftet.

Karl Friedrich Ludwig Felix Baron von Rumohr, geb. im Jahre 1785 zu Reinhardsgrimma am Fuß der sächs. Schweiz, aus dem Geschlechte der von Rumohr (d. h. Rauh-Moor). von den begüterten Eltern edelmännisch erzogen, besucht die Schule zu Holzminden, und die Univ. Göttingen ohne Nachwirkung; frühzeitig zur Kunst hingezogen, sieht er die Dresdner und Münchner Galerien und 1804 erstmals Italien; exilirt sich

vor Napoleon auf seine norddeutschen Besitzungen 1805; schreibt über Kunst im Schlegel'schen Museum u. A.; lebt wieder in Italien seit 1814; schreibt eine gründliche Geschichte der neuern Malerei in den „Italienischen Forschungen" 1827 ff.; giebt als kunstgerechter Friand Königs „Geist der Kochkunst" 2te Aufl. 1832 heraus; schreibt seine „drei Reisen nach Italien" 1832; veröffentlicht in den „deutschen Denkwürdigkeiten" einen Roman in Memoirenform; schreibt Novellen 1833 ff.; ein kom. Epos „der Hunde Fuchsenstreit" in Prosa 1835; die „Schule der Höflichkeit und der Grobheit" 1834, 1835. (Kritiker und Geschichtschreiber der Kunst.) Feinste Weltmannsprosa.

Justinus Christian Kerner, geb. d. 18. Februar 1786 zu Ludwigsburg im Würtemb., auf der dortigen Schule und im Kloster Maulbronn erzogen, soll nach des Vaters, eines Oberbeamten, Tode Kaufmann werden, macht in einer Wollfabrik Säcke, und zimmert, philanthropisch handwerkernd, bei einem Schreiner Särge, bei Beiden Lieder dichtend, freundlich berathen von seinem Landsmann Conz; bezieht endlich die Univ. Tübingen zum Stud. der Medizin 1804 ff.; wird Uhlands Freund; doktorirt 1808; geht zu seinem Bruder, dem Arzte, nach Hamburg 1809; nach Berlin und Wien, 1810; dient als prakt. Arzt im Vaterland, namentl. im Wildbade, das er beschreibt 1811 ff.: tritt, von Jean Paul freudig begrüßt, in den „Reiseschatten" als Humorist 1810 und als origineller Lyriker gleichzeitig mit Uhland auf 1812 ff.; siedelt sich als Oberamtsarzt zu Weinsberg am Fuß der Weibertreue höchst romantisch an 1819 ff.; entdeckt und beschreibt das „Fettgift" 1822; sammelt seine Gedichte 1824; „Werke" (Dichtungen) 1832 und 1841; beobachtet magnet. Erscheinungen und tritt als Geisterseher auf in der „Geschichte zweier Somnambülen" 1824, der „Seherin von Prevorst," 1830 ff.: „dem Mädchen von Orlach" 1833, der „Erscheinung aus der Nachtseite der Natur" 1837 und den Zeitschriften „Blätter aus Prevorst" 1831 ff. und „Magikon" 1838 ff. von Dichtern und Geistern aus aller Welt besucht; lebt in Weinsberg. (Virtuos auf der Maultrommel, wie auf der Leier). Humorist voll sanguinischer Ebbe und Fluth; herrlicher Mutterwitz. †62.

Wilhelm Karl Grimm, geb. d. 24 Februar 1786 zu Hanau, mit seinem Bruder Friedrich zu Kassel erzogen, stud. die Rechte zu Marburg 1804 ff.; Bibl. Sekretär zu Kassel 1809, zu Göttingen 1830; dankt mit dem Bruder ab 1837, mit demselben nach

Berlin berufen 1841, menschlich und literarisch unzertrennlich von ihm; Miterforscher des deutschen Alterthums, bes. der „Heldensage" u. s. w. 1829 ff.; gibt Achim von Arnim's Werke heraus 1839 ff. Lebt in Berlin. †16 Dec. 59.

Ludwig Börne, geb. d. 22 Mai 1786 zu Frankfurt a. M., aus einer jüd. Familie Namens Baruch, erzogen in einer Pension zu Giessen, stud. Medicin zu Berlin unter Hertz, dann in Halle, zuletzt die Staatswissensch. in Heidelb. 1807 und Giessen 1808; Actuar bei der Polizeydirection unter dem Großherzog von Frankfurt; im Jahr 1814 mit Ruhegehalt entlassen, wird Christ und nimmt den Namen Börne an 1817; gibt erst das „Staatsristretto", dann die „Zeitschwingen" 1818 ff. und die „Wage" 1820 f. heraus; lebt in Paris, Frankfurt, Hamburg 1822 ff.; tritt mit „gesammelten Schriften" hervor (10 Bde.) 1829 ff.; wirft sich nach der Julirevolution mit aller Kraft des Geistes und der Satire auf die radikale Seite als „politischer Cyniker", mit consequenter Gesinnung; geht nach Paris, Sept. 1830, und schreibt dort seine Briefe aus Paris 1831 und Verwandtes; gest. d. 12. Febr. 1837 zu Paris. Verstandesmensch als Kritiker. Phantasiemensch als Politiker; geisselnde Darstellung alles Bekämpften.

Gerhard Friedrich Albrecht Strauß, geb. d. 24. Sept. 1786 zu Iserlohn in der Mark, von seinem Vater, einem Prediger, unterrichtet, stud. Theol. zu Halle unter Knapp und Schleiermacher u. zu Heidelberg 1805—1808: Pfarrer zu Ronsdorf im Herzogthum Berg; Prediger zu Elberfeld 1814; Verf. der in viele fremde Sprachen übersetzten, immer wieder neu aufgelegten, hellen und reinen „Glockentöne" und verwandter Schriften 1813 ff.; Prof. und Hofprediger in Berlin 1822, lebt dort als Oberconf. Rath, Ritter u. s. w. — Gemüthlicher Theolog; erwärmende Sprache.

Johann Ludwig Uhland, geb. den 26. April 1787 zu Tübingen, Enkel eines Prof. der Theol., Sohn eines Univ. Sekretärs, erhält seine Jugendbildung auf der Schule seiner Vaterstadt, wo er auch die Rechte studirt 1802—1808; tritt als Dichter in Varnhagens u. Seckendorfs Musenalmanachen auf 1806 ff.; D. der Rechte 1809; geht nach Paris und macht dort altfranz. Studien 1810; giebt den Schwäb. Musenalmanach 1811 und den Dichterwald 1813 mit Kerner u. A. heraus, als patriot. Dichter von Schwaben und Deutschland begrüßt 1815; tritt mit seiner Gedichtesammlung hervor und wird dadurch wider Willen und Wunsch Stifter einer Schule 1815 ff.; (16te Aufl. 1842); dichtet die Tragödie

„Ernst von Schwaben" 1816; „Ludwig der Bayer" 1819; Würtemb. Abgeordneter von freisinniger und deutsch-nationaler Gesinnung 1819—1826; schreibt seine Monographie über „Walther von der Vogelweide" 1822; Prof. der deutschen Literatur zu Tübingen 1830 ff.; Führer der Opposition auf den Landtagen 1833—1838; legt sein Amt nieder 1833; giebt die Früchte langjähriger Studien heraus in den „Sagenforschungen" 1tes Heft, 1836; arbeitet an einem umfassenden Werke über das Volkslied, für das er Deutschland durchreist; lebt in Tübingen. (Einer der ersten Dichter Deutschlands.) Durchforscher des german. Alterthums. Gedrungener und wesenhafter Styl, ein Bild s. Charakters.

Johann David Passavant, geb. d. 19. Sept. 1787 zu Frankfurt a. M., Sohn eines frühverstorbenen Kaufmanns, zu dessen Geschäft erzogen; ficht als Freiwilliger 1815; entschließt sich in Paris für die Malerkunst; reist nach Italien 1817 und stud. seine Kunst und ihre Geschichte im Umgange mit Koch, Cornelius, Overbeck, Veit, Schnorr bis 1824; publizirt anonym seine „Ansichten über die bildenden Künste" 1820; malt Bilder; giebt bei der Anlegung des neuen frankfurter Friedhofs Entwürfe zu Grabdenkmälern heraus; beschreibt seine „Kunstreise durch England und Belgien" 1833, schreibt sein klass. Werk: „Raphael Urbino und sein Vater Giovanni Santi" 1839, nachdem er für dasselbe England und wiederholt Paris und Italien besucht. Auf Forschung und Anschauung gründlich bauender Kunstschriftsteller.

Johann August Wilhelm Neander, geb. d. 16. Januar 1789 zu Göttingen von jüd. Eltern, erzogen in Hamburg und unterrichtet auf dem Johanneum unter Gurlitt, tritt zum christl. Glauben über und stud. Theol. zu Halle und Göttingen 1806 ff. Privatdoc. zu Heidelberg 1811, außerord. Prof. der Theol. das. 1812; schreibt seinen „Julian" 1812, Prof. zu Berlin 1813; giebt den „h. Bernhard" heraus 1813; schreibt über die „geoffenb. Systeme" 1818; über den „h. Chrysostomus" 1821 u. 1832 ff.; den „Antignosticus" 1826; die „Denkwürdigkeiten aus der Gesch. des Christenthums" 1822 ff.; sein Hauptwerk „die Geschichte der christl. Relig. u. Kirche" 1825 ff.; nimmt sich in der Strauß'schen Angelegenheit laut und entschieden der Lehrfreiheit an 1835; schreibt sein „Leben Jesu" 1836 ff.; seine Vorlesungen erstrecken sich über alle Zweige der histor. Theol., über Exegese und systemat. Theologie. Sein Wahlspruch: pectus facit theologum charakterisirt ihn als Gottesgelehrten. Besonders beredt in Darstellung des Ur-

christenthums; lebt als ord. Prof. und Consf.-Rath für die Prov. Brandenburg in Berlin.

Johann Carl Passavant, geb. den 22. April 1790 in Frankfurt a. M., studirt in Heidelberg 1807 ff.; später in Tübingen 1809 f. wo Autenrieth und Kielmeyer seine Lehrer waren. Er lebt dann 3 Jahre in Wien 1810 ff.; macht mehrjährige Reisen und hält sich dabei in Rom, Paris und München auf 1813 ff. In dieser Stadt lebt er im Umgange mit Jacobi, Schelling und Fr. Baader; von 1817 an in Frankfurt als Arzt und Schriftsteller thätig; 1821 giebt er sein Werk über den Magnetismus und das Hellsehen heraus, das 1837 in einer mehr wissenschaftlichen Form u. in einer zweiten Auflage erscheint; 1835 läßt er die Schrift über die Freiheit des Willens folgen. Eine Reihe von Jahren hindurch hält er Vorlesungen über Psychologie und Anthropologie und nimmt an der Begründung und Ausbildung mehrerer wissenschaftl. Institute seiner Vaterstadt thätigen Antheil. Als geistvoller Arzt und Forscher bestrebt, durch die Geheimnisse der Natur zum lebend. Gott hindurchzudringen; vorsichtige u. besonnene Darstellung.

Friedrich Wilhelm Klumpp, geb. d. 30. April 1790 zu Reichenbach im Würtemb., Sohn eines Wundarztes, gebildet auf dem Stuttg. Gymn. und den theol. Seminarien des Landes, frühzeitig für den Erzieherberuf entschieden, Präceptor zu Vaihingen und Leonberg 1815 ff.; Prof. am Stuttgarter Gymnas. 1821; am obern Gymnas. das. 1833; leitet die Stuttgarter Turngesellschaft 1821 ff; entwickelt seine, das christl. Prinzip und die phys. Erziehung gegen die hyperklassische hervorhebenden Ansichten in dem gegen Thiersch's gleichnamige Schrift gerichteten Buche: „die gelehrten Schulen nach den Grundsätzen des wahren Humanismus" 1830 ff.; vielfach in diesem Kampf angefochten und unterstützt, gründet er auf seine Principien die jetzt längst blühende Erziehungsanstalt zu Stetten unweit Stuttgart 1831, läßt aber nach der Erfahrung mancher Jahre wieder eine breitere classische Basis beim Unterrichtsplane zu. In einer Gymnasialrede bespricht er die „klass. Studien vom Standpunkte des Evangeliums"; seine Schrift, „über die Realschulen" redet der Combination klass. und humanist. Studien das Wort; in der Cotta'schen Vierteljahrschrift ist er als begeisterter Streiter für die Sache der evangel. Mission aufgetreten 1841, und hat einen neuen Ruf für „das Turnen als national. Entwicklungsmoment" hören lassen 1842. Vielseitig wirksamer, verdienter Pädagog.

Gustav Friedrich Waagen, geb. d. 11. Febr. 1794 zu Hamburg, von Stamm ein Schlesier, studirt vor und nach dem Feldzuge von 1813, den er als Freiwilliger mitmacht, in Berlin Philol. und Kunst; promovirt daselbst, geht nach München, studirt dort die altdeutschen Gemälde und schreibt über die Mumien u. ägypt. Alterthümer in der Sammlung der Akad. der Wissensch. 1820, wird ordentl. Mitgl. ders. 1821, schreibt seine klassische Schrift „über Hubert und Johann van Eyk" 1822, erörtert an versch. Orten einzelne Punkte der Kunstgeschichte 1824 ff.; seit der Eröffnung des neuen Museums in Berlin Direktor der dort. Königl. Gemäldegallerie um 1830; in Fehde mit Hirt 1832; bereist die verschiedensten Gegenden Europa's und gibt die „Künstler und Kunstwerke in England und Paris" heraus 1837 ff. Einer der gründlichsten Kunstrichter und Kunstgeschichtforscher.

Karl Philipp Friedrich von Martius, geb. d. 17. Apr. 1794 zu Erlangen, wo sein Vater Hofapotheker; stud. in seiner Vaterstadt; D. der Med. und Adjunkt der Akad.; macht mit J. B. v. Spix die wissensch. Reise nach Brasilien 1817—1820; wird nach seiner Rückkehr Prof., Mitdirector und Conservator des botan. Gartens; beschreibt seine Reise mit Spix 1823—1828; Ritter des K. Bayer. Civ. Verd. O., Mitglied der Akad. der Wissensch.: giebt seine nova gen. et spec. plantt. Brasill. heraus 1822—1826. Klarer und dichterischer Darsteller.

Wilhelm Müller, geb. d. 7. Oktober 1794 zu Dessau, sorgfältig das. erzogener Sohn eines Handwerkers, stud. unter Wolf in Berlin Philol. 1812 ff.; macht dazwischen den Befreiungskrieg 1813 mit, wird als Dichter beliebt und als Sammler bekannt 1816 ff.; reist mit dem Baron v. Sack nach Italien 1817 ff.; Lehrer der alten Lit. an der Deff. Gelehrtenschule 1820 und bald darauf zugl. Bibliothekar mit dem Hofrathstitel; schreibt „Rom und die Römerinnen" 1820, dichtet die lieblichen Waldhornistenlieder 1821—1824, die „Griechenlieder" 1821 ff.; schreibt die „homerische Vorschule" 1824; Novellen 1825 ff.; giebt die Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh. heraus; gest. zu Dessau den 1. Okt. 1827; seine Werke gesammelt v. G. Schwab 1829 ff. (Ausgezeichneter Lyriker.) Lebensvolle Darstellung.

Leopold Ranke, geb. d. 21. Dez. 1795 zu Wiehe in Thüringen, für's Schulfach gebildet, Oberlehrer am Gymnasium zu Frankfurt an der Oder 1818, erregt Aufmerksamkeit durch den ersten Band seiner „Geschichte der roman. und german. Völkerschaften

von 1494—1535," wird außerord. Prof. an der Univ. Berlin 1825; und macht das 15te, 16te u. 17te Jahrh. zum Gegenstand der genauesten Quellenforschungen, deren Resultate er niederlegt in seinem Werk „Fürsten u. Völker im 15. u. 16. Jahrh." 1827, „die röm. Päbste" 1834 ff.; „deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" 1839 ff.; Herausgeber der „histor. polit. Zeitschrift" 1831 — 1836; der „Jahrbücher des deutschen Reichs unter dem sächs. Hause" 1837 ff. Tiefmotivirender Historiker, kernhafter Charakteristiker; vortrefflicher Portraiteur.

Karl Ullmann, geb. d. 15. März 1796 zu Epfenbach in der Pfalz, besucht die Schulen zu Mosbach und Heidelberg, stud. zu Heidelberg 1812, Tübingen 1813 ff. und wieder zu Heidelberg Theologie; reist nach Norddeutschland 1819, Privatdoc. in Heidelberg 1819, außerord. Prof. der Theol. das. 1821, macht sich als gründlicher Theologe der positiven Seite durch viele, bes. histor. theol. Schriften bekannt, darunter „über Gregor v. Nazianz" 1825; „über die Sündlosigkeit Jesu" 1828 — 1841; wird D. der Theol. zu Heidelb. 1829 und nach Niemeyers Tode ord. Prof. der Theol. zu Halle 1829, wo er seine erste Gattin, eine Tochter der Dichterin Sophie Mereau, an der Cholera verliert 1831; nimmt sich der theol. Lehrfreiheit an 1830 ff.; schreibt seinen „Johann Wessel" 1834; kehrt als Kirchenrath und ord. Prof. nach Heidelberg zurück 1836 und wirkt hier mit seinen Freunden Umbreit und Rothe; nimmt für das positive Christenthum Partei gegen Strauß 1836 ff.: giebt seine „Reformatoren vor der Reformation" heraus 1841 ff.; schlägt einen Ruf nach Bonn aus; Ritter des Zähringer Löwenordens 1842; lebt zu Heidelberg. Tiefgemüthliche und auch der Form nach meisterliche, dem Layen wie dem Gelehrten gleich zusagende Darstellung.

Karl Immermann, geb. d. 24. Apr. 1796 zu Magdeburg, vom Vater preussisch und streng erzogen, in früher Jugend der Poesie zugekehrt, stud. die Rechte zu Halle 1813 ff.; zieht als Freiwilliger in's Feld 1815, kämpft, nach Halle zurückgekehrt, gegen die „Burschentyrannei" 1817, und seine Schrift wird dafür auf der Wartburg verbrannt. Referendär in Magdeburg 1818, später Auditeur in Münster; tritt mit „Gedichten" 1822 und dem „Papierfenster eines Eremiten" 1822 hervor, dichtet frühzeitig und später, mit Dädalusfittigen Shakspeare'n nachfliegend, Trauer- und Lustspiele, von welchen er aber nur das „Trauerspiel in Tyrol" 1827 umgearbeitet, seinen gesammelten Schriften (1834—1839)

einverleibt. Er geräth in Streit mit Platen 1827; wird Landger.-rath in Düsseldorf 1827, wo er im Umgang mit Schadow u. a. jungen Künstlern von einem deutschen Theater träumt und es, von Stadt und Hof unterstützt, von seinem Amt auf ein Jahr entbunden, verwirklicht; es blüht unter seiner Direktion, unter Mendelssohn als Musikdirektor, Uechtritz, Schnaase, Grabbe als Dramaturgen — eine kurze Zeit, geht dann in Nacht über und versinkt. In seiner zweiten Periode sammelt er seine Gedichte neu 1830; dichtet das Mährchen „Tulifäntchen" 1831, die Trilogie „Alexis" 1832; die dram. Mythe „Merlin" 1832; schreibt das „Reisejournal" 1833; die satirischen Zeitromane „Epigonen", 1836 u. „Münchhausen" 1838 f.; und endet mit den unvollendeten Bekenntnissen in den „Memorabilien"; seit kurzem Gatte und Vater; gest. zu Düsseldorf den 25. Aug. 1840. Die Großmuth Königs Friedrich Wilhelm IV. gewährt der Wittwe eine Pension. — (Dramat. Dichter;) reicher, gesinnungsstolzer Geist; Gedanke und Styl klar und fest, hier und da präsumptuos.

Georg Wilhelm Heinrich Häring, gen. **Willibald Alexis,** geb. d. 28. Jun. 1797 zu Breslau, aus einer bretagnischen Refugié's Familie Harenc, nach des Vaters, Kanzlei-Direktors zu Breslau, Tode, in Berlin auf dem Werder'schen Gymn. erzogen, zieht er als Freiwilliger in's Feld 1815, studirt zu Berlin und Breslau die Rechtswissenschaft u. Geschichte 1817 ff.; Kammerger. referendär; verläßt den Staatsdienst; dichtet; redigirt das Berliner Conversf. Blatt mit Fr. Förster; schreibt ein romant. Epos 1820; neckt die Welt durch die Verirromane „Walladmor" 1823 f. u. „Schloß Avalon" 1827, beide in Walter Scotts Manier täuschend gearbeitet; dichtet Novellen seit 1817; gesammelt 1830 ff.; redig. den Freimüthigen 1830 ff.; schreibt seine „Herbstreise durch Skandinavien" und „Wanderungen im Süden" 1828; dichtet seinen vaterländischen Roman „Cabanis" 1832 u. a. m. Glückliche Erfindung, belebte Darstellung, meisterliche Beschreibung.

Wolfgang Menzel, geb. d. 21. Jun. 1798 zu Waldenburg in Schlesien, nach seines Vaters, eines Arztes, Tode auf einem Landgut von Hauslehrern erzogen; in der Elisabethenschule zu Breslau unterrichtet 1814 ff.; stud. in Jena und Bonn Philosophie 1818 ff.; Dr. der Philos., geht nach der Schweiz 1820, wird erster Lehrer an der Stadtschule zu Aarau; tritt mit den „Streckversen," voll Lebensfülle, Witz und Poesie auf 1823; polemisirt in den „europ. Blättern" 1824 ff., schreibt die „Geschichte der Deut-

schen" 1825 ff., mehrfach aufgelegt; siedelt sich als Bürger in Stuttgart an, wird Redacteur des Literaturblatts 1825; verantwortlicher 1829; entwickelt hier und sonst seine geistvollen und vielumfassenden Ansichten, neben heftiger Polemik gegen Schlechtes und nach seiner Meinung Ueberschätztes: angreifend und spät angegriffen; giebt die „Moosrosen" heraus 1826, dichtet seine schönen Märchen; schreibt die „deutsche Literatur" 1828, umgearb. 1836; Abgeordneter zur Würtb. Ständeversammlung in den Oppositionsreihen, Jan. 1829 u. ff.; bekämpft zuerst das junge Deutschland und erfährt die giftigsten Angriffe von alten Freunden 1836 ff.; schreibt seinen „Geist der Geschichte" 1836 und „Europa im Jahre 1840." Glänzender, divinirender und überschauender Geist: bald blühende, bald schneidende Darstellung.

Heinrich Leo, geb. d. 19. März 1799 zu Rudolstadt, wo sein Vater Garnisonsprediger war, besucht das dort. Gymnas.; stud. anfängl. Medicin zu Breslau 1816, dann, durch Jahn in Berlin angeregt und der Turnkunst zugewandt, Philologie und Geschichte 1817, und in Göttingen das Mittelalter aus den Quellen 1819 ff.: schreibt „über die Verfassung der lombard. Städte" 1820 u. 1824 u. sitzt zu Hegels Füßen in Berlin 1822 ff.; reist, von einer fürstl. Gönnerinn unterstützt, nach Italien 1823; wird außerord. Professor zu Berlin ohne Gehalt 1825, Bibliothekscollaborator 1826; nimmt seinen Abschied und pflegt seine Gesundheit zu Jena 1827; außerord. Prof. der Geschichte zu Halle 1828; ordentl. 1830; veröffentlicht seine, noch sehr skeptischen „Vorlesungen über die Geschichte des jüd. Staats" 1830; schreibt sein „Handbuch der Geschichte des Mittelalters" 1830; seine „Gesch. der italien. Staaten" 1829 ff.; seine „zwölf Bücher niederländ. Geschichten" 1832 ff.; und, mit schroffem Gegensatz gegen die Tagesansichten, seine „Studien und Skizzen zur Naturgeschichte des Staats"; giebt durch die Tendenz der Spekulation erschreckt und dem positiven Christenthum zugekehrt seine „Hegelingen" in analogem Geiste das umfassende „Lehrb. der Universalgesch." heraus, und erfährt die bittersten Anfeindungen 1838 ff. Tiefer Forscher u. origineller Darsteller; der Styl voll stolzer Offension.

Friedrich August Deofidus Tholuck, geb. d. 30. März 1799 zu Breslau, wird, zum Gewerbe seines Vaters bestimmt, Goldschmiedslehrling 1811; kehrt auf's Gymnas. zurück und hält dort eine Abschiedsrede zu Gunsten des Mohammedanismus; stud. auf der Univ. seiner Vaterstadt und in Berlin oriental. Literatur

1816 ff.; durch Neander bekehrt und der christl. Theologie zugewandt; hält nach De Wette's Abgang Vorlesungen über das A. T. 1819 ff.; bereist England und Holland 1825; ord. Prof. der Theol. zu Halle an Knapp's Stelle 1826; Gesandtschaftsprediger in Rom 1828; nach Halle zurückgekehrt 1829; in den Halle'schen Orthodoxenstreit verwickelt 1830; polemisirt gegen Strauß 1837 ff.; oriental.-histor. und theol. Forscher. Verf. zahlr. Schriften im Gebiete der Dogmatik und Exegese, die zum Theil durch ihre Darstellung, wie die „Stunden der Andacht“ — die „Predigten“ u. a., der schönen Literatur angehören. Berühmter Theologe. Styl geistvoll und blühend; der Inhalt voll Tiefe und Gedankenreichthum.

Friedrich Wilhelm Barthold, geb. d. 4. Sept. 1799 zu Berlin, Sohn eines Beamten, erwacht zu histor.-polit. Betrachtung an den Revolutionserzählungen seiner Mutter, einer Mainzerin, und an den Erlebnissen von 1806—1815; unterrichtet auf dem Friedrichswerder'schen Gymnas.; stud. Theol. zu Berlin 1817 ff., dann Geschichte, deren Studium er in und bei Breslau fortsetzt. Tritt mit „Johann von Werth“ auf 1826; wird ordentl. Lehrer am Colleg. Fried. zu Königsberg 1826; schreibt den „Römerzug K. Heinrichs von Lützelburg“ 1830 f.: wird außerord. Prof. der Gesch. in Greifswald 1831, ordentl. 1834; schreibt den „Georg v. Frundsberg“ 1833; Aufsätze in Raumers histor. Taschenbuch; neuestens seine „Gesch. des 30jähr. Kriegs in s. 2. Hälfte,“ 2 Bde 1841 ff. Beschäftigt sich mit der „Geschichte Pommerns“, seit 1837 3 Bände. Ernste Quellenforschung bei Frische und Lebendigkeit.

Heinrich Heine, geb. im Jahr 1799 in Düsseldorf von jüd. Eltern, studirt zu Bonn, Berlin und Göttingen, wo er Dr. Jur. wird; zur christlichen Kirche übergetreten um 1819; electrisirt die Freunde der Poesie durch seine lyrischen Gedichte 1822; läßt die Reisebilder folgen 1826 ff.; das Buch der Lieder 1827 (mehrfach aufgelegt und hundertfach nachgeahmt); lebt abwechselnd in Hamburg, Berlin, München und seit der Julirevolution in Paris; besingt die Zerrissenheit des Herzens und predigt das Recht des Fleisches, verhilft dem Witz und dem Religionsspotte zur Herrschaft in der jungen Literatur; schreibt den „Salon“ 1835 ff.; beschmitzt die schwäbische Schule im Schwabenspiegel 1838; greift seinen alten Freund Börne an 1840; geht in ein Pyrenäenbad 1841; lebt zu Paris. (Großer Lyriker.) Glänzender und durch die durchgebildetste Dialektik des Styls sich einschmeichelnder Prosaist.

Gustav Theodor Fechner, geb. d. 19. April 1801 zu Groß-Sährchen bei Muskau in der Niederlausitz, nach dem frühen Tode seines Vaters, eines Predigers, seit 1806 in Wurzen, Ranis, Sorau und auf der Kreuzschule zu Dresden erzogen, stud. vom 16. Jahr an Medicin zu Leipzig 1817 ff.; Docent der Naturwissensch., ord. Prof. der Physik 1834; außer seinen Fachschriften und Repertorien, wird er bekannt und beliebt durch witzigen und phantast. Humor, unter dem Namen Dr. Mises, in den Schriften „Stapelia mirta" 1821, „Beweis, daß der Mond aus Jodine bestehe" 1828, „Panegyrikus der jetz. Med. u. Naturgesch." 1822; „vergleichende Anatomie der Engel" 1825; „Schutzmittel gegen die Cholera" 1832 und in ernsterer Richtung, im „Büchlein vom Leben nach dem Tode" 1836; Redacteur des Hauslexikon 1834 ff.; in einzelnen Aufsätzen auch glücklicher Charakteristiker: lebt in Leipzig, neuerdings fast erblindet.

Paul Achaz Pfizer, geb. d. 12. Sept. 1801 zu Stuttgart, Sohn und Neffe ausgezeichneter Juristen im höhern Staatsdienste, besucht das Gymn. seiner Vaterstadt 1807—1819; stud. die Rechte, neben Philos. u. Aesthetik 1819 ff.; Secretär bei'm Justizministerium 1823; Oberjustizassessor zu Tübingen 1827; überrascht in seinem „Briefwechsel zweier Deutschen" 1831, 2. Aufl. 1832 mit den Ergebnissen vieljährigen, geistigen und gemüthlichen Ringens im Gebiete des innern Lebens, der Philosophie, schönen Literatur und Politik — durch Tiefe und Gesinnung; resignirt 1831; Abgeordneter der würt. Ständeversammlung, und einer der ersten Oppositionsredner 1833—1838; Dr. Jur. 1835; Verf. publicist. Schriften 1832—1842; zuletzt der „Gedanken &c." 2 Bnde. Hoher Geist, auf Charakter gegründet. Reiner Styl, voll sittlichen Adels.

Karl Grüneisen, geb. d. 17. Jan. 1802 zu Stuttgart, wo sein im J. 1831 als Oberreg. Rath verstorbener Vater der Mitbegründer des Morgenblatts war, erhält seine Vorbildung auf dem Gymnas. seiner Vaterstadt bis 1819; stud. zu Tübingen Philos. u. Theol. 1819 ff.; reist nach Rom und Neapel, und giebt, den schwäb. Dichtern mit Herz und Geiste zugesellt, gesammelte „Lieder" heraus 1823; geht nach Berlin, wo ihn Schleiermacher fesselt, Hitzig sich innig mit ihm befreundet, Rahel ihn auszeichnet, 1824; nach der Heimath zurückgekehrt, wird er Hofkaplan und Feldprediger der Garden 1825; Schulinspektor von Stuttg. 1831; Hofprediger, O. Consist. Rath, Feldprobst in Verbindung mit andern Wirkungskreisen 1835; die Leipz. theol. Fakultät verleiht

ihm die Doktorwürde 1836, der König von Würtemb. den Orden der W. Krone 1840; er ist ein Hauptbeförderer des neuen Würtemb. Gesangbuchs 1838—1842; liefert Beiträge zur Kunstkritik und Kunstgeschichte, insbes. in ihrem Verhältnisse zur Religion — im Kunstblatt und Morgenblatt, darunter über „die bildl. Darstellung der Gottheit" 1828; über den „Todtentanz" 1830; „über den Kunsthaß der drei ersten Jahrh. der Kirche" und „über das Sittliche der bildenden Kunst unter den Griechen" 1831; schreibt seine Monographie über „Niclas Manuel" 1837: giebt ein Votum „über Gesangbuchsreform" 1839; illustrirt mit Prof. Mauch den Ulmer Münster 1840. Einer der gründlichsten und geschmackvollsten Beurtheiler der Kunst, für die der Sinn ihm von der Poesie erschlossen worden.

Johann Peter Lange, geb. den 10. April 1802 zu Sonnborn bei Elberfeld, wo sein Vater Bauer und Fuhrmann war, auf Elementarschulen, durch Hauslehrer und durch Bücher, von theilnehmenden Verwandten geliehen, unterrichtet, zur kaufmänn. Laufbahn vorgebildet, wird durch einen Bauern von großen Gaben, aber freigeist. Richtung, frühe mit Voltaire bekannt, versieht, kaum herangewachsen, während eines Beinbruchs des Vaters dessen Fuhrwesen zwischen Elberfeld und Crefeld, und verschmäht eine Lehrlingsstelle, um Bauer zu bleiben. Bald aber nimmt er, die Kenntniß der lat. Klassiker anstrebend, Privatunterricht bei seinem Prediger Kalthof, der den Vater überredet, dem Sohne die Studienlaufbahn zu gestatten. In Düsseldorf vorbereitet 1821, bezieht er 1822 die Univ. Bonn, um Theologie zu studiren, vielfach unterstützt von Lücke und Nitzsch. Nach sorgenvoller und durch Kränklichkeit getrübter Universität-Zeit wird er Predigtamtscandidat 1825 ff.; darauf Pfarrer zu Wald bei Solingen, 1828 zu Langenberg, wo er „Biblische Dichtungen" und „die Lehre von der freien Gnade rc." gegen calvinist. Darst. der Prädest.Lehre, herausgibt. 1832 nach Duisburg berufen, läßt er weitere christl. Dichtungen erscheinen, polemisirt gegen Strauß, gibt „das Land der Herrlichkeit", und verschied. homilet. Schriften heraus 1837 ff. 1840 erscheinen von ihm vier Bände gesammelte Schriften; ein Ruf als Prof. nach Marburg unterbleibt, dagegen erfolgt ein anderer an die Zürcher Hochschule im Herbst 1840 zu der für Strauß bestimmt gewesenen Lehrstelle, die er Ostern 1841 antritt, von der theolog. Facultät zu Bonn mit der Doctorwürde geehrt, und seitdem in Zürich mit lebendigem Eifer für die Sache des positiven Christenthums in einer gemäßigt-reformirten Rich-

tung thätig. Geistreicher, vielseitig gebildeter Theologe von umfassender Weltanschauung.

Wilhelm Hauff, geb. d. 29. Nov. 1802 zu Stuttgart, nach des Vaters, eines Regierungs-Sekretairs, Tode, in der Mutter Hause zu Tübingen erzogen; studirt in der Klosterschule zu Blaubeuren 1816 ff.; Philosophie und Theologie zu Tübingen 1820 ff.; Hauslehrer 1824; schreibt seine ersten „Mährchen" 1827; „Memoiren des Satans" 1826; den „Mann im Monde" unter Claurens Namen, zum Spotte dieser Manier —; „Novellen" 1826 f. befestigt seinen Ruf durch den Roman „Lichtenstein" 1826; schreibt seine „Controvers-Predigt" gegen Clauren; reist nach Paris und Norddeutschland 1827, dichtet seine „Phantasien im Bremer Rathskeller" 1827; gest. zu Stuttgart den 18. Nov. 1827. Seine „Werke" vielfach aufgelegt; leichte Erfindung, ungezwungene und lebendige Darstellung.

Johann Karl Friedrich Rosenkranz, geb. d. 23. April 1805 zu Magdeburg, wo sein Vater als Reg. Beamter lebte, erhält die erste Bildung in seiner Vaterstadt; stud. zu Berlin unter Hegel, zu Halle und, von Daub entschieden speculativ influenzirt, zu Heidelberg 1824 ff.; Privatdocent in Halle 1828; außerord. Prof. das. 1829; ord. Prof. der Philosophie zu Königsberg 1833. Schreibt über altdeutsche Poesie 1829; die vom Standpunkte des absol. Geistes geistvoll abgefaßte „Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter" 1830; und das „Handbuch einer allgemeinen Geschichte der deutschen Poesie" 1832 f.; gesammelte Aufsätze und Kritiken „zur Gesch. der deutschen Lit." 1836; wendet die Hegel'schen Principien weiter an in der „Naturreligion" 1831; der „Encyklopädie der theol. Wissenschaften" 1831, in der „Kritik der Schleiermacher'schen Glaubenslehre" 1836; den „Studien" 1839; „krit. Erläuterungen" 1840 und der „Psychologie" 1837; den „Erinnerungen an Daub," 1837; er besorgt die Herausgabe von Kants Werken mit, 1838 ff.; dichtet „das Centrum der Speculation" 1840 u. a. m.; kehrt zur Persönlichkeit Gottes zurück 1841. Als Aesthetiker trotz seines Systems faßlich und populär-geistreich; vom leichtesten Styl.

Georg Gottfried Gervinus, geb. d. 20. Mai 1805 zu Darmstadt, zur Kaufmannschaft bestimmt und auf dem Gymnas. seiner Vaterstadt unterrichtet; tritt in die Lehre 1819, und in's Comptoir 1823; vom Drange zur Wissenschaft geführt, studirt er zu Heidelberg: durch Schlosser der Geschichte zugewandt 1826 ff.;

verläßt die Universität mit klassischer Bildung; Lehrer an einer Erziehungsanstalt zu Frankfurt; public. seine „Geschichte der Angelsachsen" 1830, die „histor. Schriften" 1. Bd. 1833; Privatdocent zu Heidelberg 1834; versucht „deutsche Jahrbücher" 1835; schreibt „über Göthe's Briefwechsel" 1836: reist nach Italien; ausserordentlicher Professor zu Heidelberg 1835; beginnt die „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen," welche, voll Gelehrsamkeit, Geist und Energie, die Poesie bald mit Wahrheit, bald mit Willkühr unter den histor. Standpunkt bringt 1835—1841; dieselbe im Auszuge 1842; wird ord. Prof. der Geschichte und Literatur zu Göttingen 1836; schreibt seine „Grundzüge der Historik" 1837; als einer der Sieben am 14. Dez. 1837 seines Amtes entsetzt, muß er binnen drei Tagen das Land räumen; reicht eine Separatklage ein; reist, von einer jungen Gattin begleitet, nach Italien 1838; lebt in Heidelberg seit 1839. Umfassender Geist. Styl von einer heftigen Individualität bewegt und gestoßen.

Alexander Freiherr von Ungern-Sternberg, geb. den 22. Apr. 1806 auf dem Gute Noislfer bei Reval in Esthland, erzogen im Hause des Vaters, Curators der Univ. Dorpat und später Landraths der Provinz Esthland; nach dessen Tode bei einem Oheim in Dorpat, besucht das dort. Gymn. und die Univ., lebt aber mehr den schönen Wissenschaften als der Jurisprudenz, bereist Süddeutschland; lebt in Stuttgart mit den schwäb. Dichtern, (später in Mannheim, und mit Reiseunterbrechungen in Weimar), und tritt, an Tieck herausgebildet, im Morgenblatt und in selbstständigen Novellen als phantasiereicher, bald historischen Stoff durchdichtender, bald Mährchen befruchtender Novellist auf; so im „Waldgespenst," den „Zerrissenen," „Eduard," „Moliere," „Lessing" 1832—1834, und in den noch duftiger den Hochgeschmack der vornehmen Welt verrathenden Novellen „Galathee" 1836, „Fortunat" 1838, „Palmyra" 1838, „Psyche" 1839; dann in den tieferen und selbstständigeren Productionen, „Kallenfels" 1839 und dem Memoirenroman „St. Sylvan" u. a. m. Sicherer und graziöser Styl.

Gustav Pfizer, geb. d. 29. Jul. 1807 zu Stuttgart, jüngerer Bruder von Paul P., erhält seine Jugendbildung auf dem Gymn. seiner Vaterstadt bis 1821, im Seminar zu Blaubeuren 1821 ff., stud. Philos. und Theol. auf der Univ. Tübingen 1825 ff.; lebt in Stuttgart 1830 ff.; Repetent zu Tüb. 1832 ff.; reist nach Rom und Neapel 1834; privatisirt in Stuttg. 1835, verheirathet

seit 1836. Als tiefreflexiver Lyriker aufgetreten in seinen „Gedichten“ von 1831 u. 1834; als Uebersetzer von Bulwer 1833 ff.; poet. Uebertrager von Byron 1835 ff.; als Biograph mit dem „Leben Martin Luthers“ 1836; Redacteur des poet. Theils im Morgenblatt an G. Schwabs Stelle 1838 ff.; Verf. gründlicher Kritiken in der Allg. Zeitung und der Deutschen Vierteljahrsschrift (gegen Heine); übersetzt das Nibelungenlied 1842. (Lyriker und Epiker.) Klassisch und modern gründlichgebildeter, vielseitiger Geist. Einer der Repräsentanten der Gesinnung gegenüber dem alles opfernden Witze.

Theodor Mundt, geb. den 19. Sept. 1807 zu Potsdam, studirt Philologie und Philosophie zu Berlin; hält sich in Leipzig auf 1832, und geht, dem jungen Deutschland beigezählt und dadurch gehemmt, auf Reisen; fixirt sich, mit der unter dem Namen L. Mühlbach bekannten Schriftstellerin verheirathet, in Berlin. Nach kritischen und novellist. Vorspielen 1832 f., schreibt er die „Briefe und Zeitabenteuer eines Salzschreibers“ 1833; die „Madonna“ 1835, welche confiscirt wird, giebt mit Varnhagen „Knebels Nachlaß“ heraus 1835 f., setzt seiner unglücklichen Freundin Charlotte Stieglitz ein „Denkmal,“ giebt das Journal „Zodiakus“ heraus 1835 ff.; schreibt die „Kunst der deutschen Prosa“ 1837, die „Dioskuren für Kunst u. Wissenschaft“ 1836 f.; sammelt seine „Charaktere und Situationen“ 1837, giebt seine „Spaziergänge“ und Reisen heraus 1838 ff.; eröffnet den „Freihafen“ 1838 ff. den „Pilot“ 1840; liefert ein Zeitgemälde im „Thomas Müntzer“ 1841. Er stellt die tiefere Seite der jungen Richtungen im philos. u. histor. Roman, der Novelle, der Kritik und Charakteristik dar. Scharfer Geist. Der Styl flüssig und leicht ohne Seichtigkeit, aber stark aus der französischen Feuilletonsküche gewürzt.

Karl Gutzkow, geb. im März 1811 zu Berlin, stud. Theol das., erregt durch seinen glänzenden Styl in den „Briefen eines Narren an eine Närrin“ als 19jährig Aufsehen, geht nach Stuttgart u. arbeitet an Menzels Lit. Blatt, schreibt Erzählungen, den Roman „Maha Guru“ 1833; „Novellen“ 1834; „öffentliche Charaktere“ in die Allg. Zeitung, gesammelt 1835; das Drama „Nero“; wirft sich durch die Vorrede zu Schleiermachers „Briefen über Schlegels Lucinde“ und den Roman „Wally“ in die Opposition gegen den Offenbarungsglauben, und wird nach Menzels öffentlicher Rüge im Lit.Blatt, und nach der großen Aufregung, welche jenes Buch hervorgebracht, durch das badische Hofgericht „wegen der durch

die Presse begangenen verächtlichen Darstellung des Glaubens der christl. Religionsgesellschaften" zu dreimonatlicher Haft verurtheilt, die er in Mannheim abbüßt 1836; polemisirt gegen Menzel und für Göthe 1836; verheirathet sich zu Frankfurt a. M., schreibt den Roman „Seraphine" 1838, unter Bulwers Namen „die Zeitgenossen" 1837; verpflanzt Beurmanns „Telegraphen" nach Hamburg 1838; sammelt krit. Aufsätze 1838; schreibt in der Cölner Angelegenheit gegen Görres 1838; in versöhnlichem Sinne den Aufsatz „Vergangenheit und Gegenwart"; den komischen Roman „Blasedow und seine Söhne", und die auf dem Theater günstig aufgenommenen Dramen „Richard Savage", „Patkul" u. „Werner". Glänzendes Talent der jüngsten Schule, auf dem Wege von der Sophistik zur Wahrheit.

Solger.

Der Humor. (Gespräch.)

(1815.)

Bedenke, daß ein jedes Gefühl allumfassend werden und den ganzen Sinn des Menschen müsse ausfüllen können. Hierin liegt nur noch, daß ihm jeder Gedanke an etwas Höheres und Vollkommenes in dieses Gefühl versinkt und darein aufgeht, wie der Liebende, wenn er so gemuthet ist, alles Edele, Vollkommene und Göttliche in seiner Liebe findet. Anders ist es aber noch, wenn ihm alles, was göttlich ist, nur in dem Reiche der Wahrnehmung und Empfindung erscheint, so daß ihm das Wesen der Phantasie beständig zerstückt wird, und sich in tausendfältigen Richtungen in die sinnlichen Triebe und Gefühle zerspaltet, dagegen aber auch alles Wahrgenommene und Empfundene für ihn nur etwas ist, durch seine Bedeutsamkeit auf das in demselben erscheinende göttliche Wesen. Ist dieses nicht das Aeußerste in dieser Art, und kann es nicht als das rein Entgegengesetzte von dem Zustande gelten, wo die Phantasie sich selbst und alles aus der Idee der Gottheit schafft?

Ja wohl ist es so.

Dieses nun, Erwin, ist es, was wir Humor zu nennen pflegen, mit einem Worte aus dem Lande, wo die Sache am meisten verbreitet ist.

Eine so große Bedeutung, sprach er, hätte denn dies Wort? Ich dachte mir sonst etwas viel beschränkteres darunter.

Was denn aber? Doch wohl nicht bloß eine äußere, ein-

zelne Sonderbarkeit, die sich der Mensch aus Schlaffheit oder theilweiser Narrheit angewöhnt hat? Welche Ansicht schon Ben Johnson nachdrücklich widerlegt.

Das auch wohl nicht. Aber mehr suchte ich es doch in den besonderen Leidenschaften, Neigungen, und allem dem, was in den Charakter zusammenfließt, welches alles, wie ich glaubte, im Humor eine durchaus einseitige und beschränkte Richtung nähme, und sich doch ganz darin erschöpfte.

Gerade so, erwiedert' ich, will auch Ben Johnson jene Meinung verbessern, aber auch das will noch nicht genügen. Denn was könnte diese Einseitigkeit des bloß zeitlich Persönlichen in uns, und eine beschränkte Richtung aller Triebe und Neigungen wohl der Kunst darbieten? Nicht einmal einen recht günstigen äußeren Stoff, da nur das Sonderbare, dessen Unschicklichkeit für die Kunst wir schon früher bemerkt haben, auch hieraus entstehn kann. In der bloßen Einseitigkeit und Beschränktheit kann es also keinesweges liegen, was uns auch die humoristischen Dichter beweisen, in welchen vielmehr, was das Gebiet der Wahrnehmungen, Leidenschaften, Triebe angeht, eine so unendliche Fülle von Mannigfaltigkeit zu finden ist, wie bei keiner anderen Gattung. Etwas ganz verschiedenes aber ist es, wenn sich das Göttliche nur durch eben diese Mannigfaltigkeit offenbart. Und um die Vergleichung mit dem ersten Standpunkte der Phantasie zu Hülfe zu nehmen, erinnere dich, wie dort die göttliche Schönheit aus dem innersten Wesen hervorging, und doch immer eine Gestalt der Besonderheit und Gegenwart annehmen mußte. Dort stand die Gottheit, obwohl etwas wirkliches, rein über der zeitlichen Welt und selbst über der irdischen Schönheit. Im Humor aber ist ihre Gegenwart und Besonderheit die der wirklichen Welt selbst, so wie bei den Alten, in der sinnlichen Ausführung der Gestalten, das Göttliche nichts anderes ist, als der Begriff des einzelnen Dinges. Die Einheit aber und durchherrschende Beziehung auf ein Gemeinsames in der neueren Kunst macht eben, daß, grade um-

gekehrt, alle Wahrnehmung und Empfindung als das mannigfaltige wirkliche Leben desselben göttlichen Geistes erscheint, nur daß dieser Geist sich ganz in sie verloren und ins Unendliche sich darin vereinzelt hat. Er wird also nur erkannt, als das Innere des allgemeinen Triebes, als das Wesen, welches allein den Trieb zum allgemeinen machen kann, und tritt eben deshalb nicht außer diesem hervor, sondern wird von ihm auf das mannigfaltigste in allem Stoffe der Sinnlichkeit wahrgenommen und empfunden.

Daraus, sprach Erwin, läßt sich allerdings wohl jene Umkehrung erklären, wodurch im Humor das Allerzeitlichste und Sinnlichste oft die ganze Kraft und Bedeutung des Göttlichen erhält.

Oft, sagt' ich, ist dieses die Aeußerung dessen, was ich eben bezeichnete; daher auch unser Friedrich Richter, der so wunderbar einsichtsvoll seine eigene Kunst entfaltet hat, den Humor ein umgekehrtes Erhabenes oder auf das Unendliche angewandtes Endliches nennt. Diese Umkehrung indessen ist auch nur ein Theil seiner Aeußerung, und könnte nicht vorgenommen werden, wenn nicht nothwendig in der Phantasie ein Gebiet wäre, wo alles Endliche durch Gefühl zurückgeführt wird auf einen göttlichen Trieb, der aber, weil der Trieb überhaupt keine anderen als die mannigfaltig erscheinenden Gegenstände vor sich hat, als gleichartig mit seinem endlichen Nahrungsstoff erscheint. Durch diesen Trieb sehn wir also zwar die zeitliche Welt ganz auf die gewöhnliche Art, aber zugleich aus einem ganz anderen Lichte, indem in ihn das Licht des Wesens und der Phantasie übergegangen ist, weshalb uns denn die Gegenstände überall ganz bekannt und gewohnt, aber zugleich durchaus verschoben, seltsam und schief gegen einander gerückt erscheinen, wenn wir sie nach dem Maaße der gemeinen Sinnlichkeit betrachten. Und weil wir gewohnt sind, so etwas Eigenthümliches in der Welt des Einzelnen wieder der Eigenthümlichkeit eines einzelnen Grundes zuzuschreiben, so schieben wir dies auf die Aeußerung einer beschränkten und einseitigen Persönlichkeit, da wir doch umgekehrt

erkennen sollten, daß es von dem Wesen aller Persönlichkeit überhaupt herrührt, dessen Licht sich nur im Einzelnen auf so eigene Weise brechen muß. Was uns also zuerst beim Humor auffällt, ist eben diese unerschöpfliche Vollständigkeit des Sinnlichen und ganz Gemeinen, wovon ich dir kein besseres Beispiel als Richters Blumenstücke anführen kann, und die sich aus dem Gesagten vollkommen erklärt.

Diese Eigenschaft, fiel Erwin ein, ist mir am Humor immer sehr merkwürdig gewesen, und im Stillen dachte ich auch vorhin schon daran, als du von der sinnlichen Ausführung in den Werken der Alten sprachest. Denn kaum geht diese so weit in das Einzelne und Zeitliche hinein, wie der Humor, welcher die Erscheinung oft ins Kleinste, wie unter dem Vergrößerungsglase, ausarbeitet.

Hieran, sagt' ich, kannst du schon sehn, wie unentbehrlich auch ihm das Bilden oder die Richtung nach außen ist, und wie diese auch hier wieder einen festen Grund und Boden abgiebt. Denn ohne die feine Ausarbeitung des sinnlichen Stoffes schwebt der Trieb, der vollkommen angefüllt und gebunden seyn soll, unvollendet in der Luft, und wird so eine Beute der gemeinen Einbildungskraft, welche sich bestrebt, durch ihn allgemeine und leere Gedanken darzustellen. Dergleichen erleben wir auch zuweilen an Richter, wenn er zu erhaben philosophirt oder schwärmt, und eben dadurch ganz in das Unbestimmte und Grundlose geräth.

Erlaube mir, sprach jener darauf, noch eins zu bemerken, was ich sonst wieder vergessen möchte. Mich dünkt, hier stehn sich die Aeußersten recht scharf gegenüber. Da nämlich, wo in der alten Kunst das Bilden anfängt, bei dem Hervorbringen göttlicher Gestalten, zeigte sich das Nachsinnen der Phantasie am meisten, in der neueren aber tritt da, wo das Wirkliche auf den Gedanken zurückgeführt wird, am schärfsten die Ausbildung des Einzelnen hervor. Sage mir, ob ich diesen Gegensatz richtig aufgefaßt habe.

Ganz recht, erwiedert' ich; aber etwas vorgegriffen hast du auch in eine Vergleichung, die wir eigentlich erst nachher anstellen können. Indessen wollen wir dabei doch bemerken, daß gerade diese Ausführung des Einzelnen auch die völlige Verflüchtigung und Auflösung desselben herbeiführt. Denn nichts hält sich darin als Ganzes zusammen, obwohl alles nur aus dem Standpunkte der Idee gedacht ist. Darin liegt das, was auch Richter so wahrhaft bemerkt und ausführt, daß im Humor die Absicht der Darstellung nie auf das Einzelne allein gerichtet sein muß, welches sich eben durch seine Ausführung in das Nichts auflöst, sondern immer auf das Ganze und Allgemeine. Wenn er aber hinzufügt, nicht der Einzelne werde lächerlich gemacht, sondern das gesammte Endliche, so ist dieser Ausdruck offenbar zu beschränkt. Denn vom Lächerlichen allein kann hier nicht die Rede seyn, vielmehr von einem Zustande, wo Lächerliches und Tragisches noch ungeschieden in einander gewickelt liegen. Das Göttliche, das sich ganz in den Kreis des Irdischen herabbegeben hat, kann diesem also auch nicht so entgegengesetzt werden, daß eine rein tragische Wirkung daraus hervorginge. Was aber das Gemeine betrifft, welches der Ursprung des Lächerlichen ist, so besteht eben jene Ausführung des Einzelnen darin, daß alles, auch das Edelste und Höchste sich damit vermischen, ja in dasselbe verwandeln muß, so daß auch hier der Gegensatz des Gemeinen und Schönen nie rein aufzufassen ist. Alles ist also im Humor in Einem Flusse, und überall geht das Entgegengesetzte, wie in der Welt der gemeinen Erscheinung in einander über. Nichts ist lächerlich und komisch darin, das nicht mit einer Mischung von Würde oder Anregung zur Wehmuth versetzt wäre; nichts erhaben und tragisch, das nicht durch seine zeitliche und selbst gemeine Gestaltung in das Bedeutungslose oder Lächerliche fiele. So wird alles gleich an Werth und Unwerth, und es ist keineswegs bloß das Endliche, wie Richter meint, sondern zugleich die Idee selbst, was so dargestellt wird.

Aber das ist ja etwas schreckliches, sprach Erwin, daß der Humor alles, und auch die Idee zunichte machen soll.

Darum, sagt' ich, äußert er sich oft auf eine krankhafte Art; und doch ist er auch wieder das, was in der neueren Welt die sinnliche Kunst am meisten, ja fast allein davor schützt, in bloße gemeine Schmeichelei für die Sinne auszuarten. Was aber jene allgemeine Vernichtung betrifft, so wird dieser Anstoß erstlich schon dadurch gehoben, daß die wirkliche Welt doch in allen ihren Einzelheiten mit Lust und Liebe dargestellt werden und also in einem gewissen Sinn auch wieder bestehn muß; noch mehr aber schützt uns die Idee, welche unvergänglich und unzerstörbar ist, und aus diesem Versinken in das Zeitliche wie ein Phönix sich wieder emporhebt als eine geläuterte und reine Sehnsucht. Denn in den Trieb, Erwin, war doch alles übergegangen, und wenn dieser nun in dem Nichtigen sich selbst vernichtet hat, so bleibt er nichtsdestoweniger der allgemeine und vollkommene Trieb, dem nach dieser Reinigung nur noch das Ewige selbst zum Gegenstande übrig ist, welches aber freilich nun auch, da es in der sinnlichen Welt keine bestimmte Gestalt als Göttliches mehr annehmen kann, sich ganz in diesen Trieb verwandelt und sich nur durch ihn bekundet. Wenn also auch nach jenem allgemeinen Untergange eine Leere übrig bleibt, so ist es doch die Leere des reinen blauen Himmels, durch welche sich der Trieb zum Göttlichen aufschwingt, sich wohl bewußt, als ein göttlicher sein Gelingen schon selbst in sich zu tragen. Hiemit wäre wohl, mein Erwin, ziemlich vollständig alles gesagt, was für unseren Zweck zur Beurtheilung des Humors und des ganzen sinnlichen Standpunktes der Kunst dienen kann.

Hormayr.

Vom letzten Römer bis zum neuen Rom.

Panorama.

(1832.)

Vom britannischen Wall bis an der Parther unstäte Marken, vom Sandmeere Nubiens bis ins batavische Marschland, Herrin der Erde, — Herrin unzähliger prunkvoller Städte und blühender Landschaften, Herrin unzähliger Völker, die der angebornen Kraft römische und hellenische Bildung, alle Götter und alle Genüsse vom alten Tyrus und Sidon, wie von den Obst- und Weinhügeln Ciliciens und des Pontus, und aus Aphroditens goldnem Haus in Heliopolis gesellten, — noch unter Aurelian, Probus und Diocletian, Herrin des Sieges, zerfiel das — „ewig" genannte Rom in sich selbst. — Ohne Gleichartigkeit und Gleichgewicht, daher ohne Ruhe, ebenso im verzehrenden Wechselfieber der Republik, wie im Starrkrampfe willkührlicher Alleinherrschaft, in den gräuelvollen Zuckungen des Ueberganges und in den blutigen Thronversteigerungen zügelloser Prätorianer oder erkaufter Barbaren, war die Wunderessenz der alten Tugend verflüchtiget. — Schätze und Lüste, Pracht und Witz, und nach öfteren Niederlagen auch wieder Triumphe, täuschten nur über das unrettbare Verderben. — So lügt in den Kronen und Zweigen alternder Bäume ein üppig schwellendes Grün Kraft und Frische, während der gewaltige Stamm längst dem Ungeziefer und Moder verfallen ist.

Zwölf Jahrhunderte waren seit Romulus, es war ein halbes Jahrtausend seit dem Untergange der „letzten Römer" bei Philippi, aber noch kein halbes Jahrtausend verflossen, seit aus dem verachteten Galiläa der gesunkenen Menschheit Wiedergeburt ausgegangen war — und das welterschütternde römische Westreich zerrann, gleich einem wässerichten Luftgebild, immer blässer, immer matter, verschwand plötzlich, ohne Schlacht, ja ohne Gegenwehr, auch in einem Romulus, aber in einem bildschönen, zitternden Knaben. — War der Stoß der Völkerwanderung so unwiderstehlich? oder war die innere Fäulniß so weit gediehen? Das Erste war, weil das Letztere. — Wohl wirbelt die Windsbraut der Asche Funken zur verwüstenden Feuersbrunst auf. Aber wie der Muth den Sieg und hinwieder der Sieg den Muth einander wechselsweise gebären, so erzeugt die Flamme selber den Sturm, der ihr Fernes und Großes erreichen hilft, wenn ihrem Grimm das Nächste gewichen ist.

Seit Theodosius das Reich zwischen Arkadius und Honorius getheilt, war wenig über ein Jahrzehend vorüber und Rom durch Alarich geplündert. Seine Westgothen, die Sueven, die Vandalen, überschwemmen Südfrankreich und Hispanien, das edle Vermächtniß der Scipionen. — Das Römerreich in Afrika zerstört Genserich. Hengist und Horsa führen die Angelsachsen in Britannien. In Dacien ersteht das Reich der Gepiden, die Ostgothen neben und vor ihnen in Pannonien, — vom Rhein bis über die Rhone hinaus, die Burgunder. — Genserich, der Westgothen Rache und des Abendlandes Vereinigung fürchtend, ruft die Geisel Gottes mit ihren Hunnen. König Etzel schreckt zugleich Constantinopel und Rom, bei Chalons sein Ziel, bald darauf im Brautbette den Tod findend. — An unserer Donau ein Hin- und Herwogen wilder, über einander erschreckender Völker, auf dem Gerippe der mit Bollwerken ohne Männer besäeten Reichsgränze. Kühnes Abentheuern der Rügen und der Turcilingen, der Heruler, der Schyren, denen vielleicht unsere Schyren, gewisser aber die Welfen entstammen. — Aus

Severins, des norischen Apostels, enger Klause, unvermögend in derselben aufrecht zu stehen, aber noch höher durch die Weissagung künftiger Größe, zog der riesige Odoaker nach dem schimmernden Kaiserpalast. — Nur ein Jahrhundert, und vom sinesischen Gränzwall bis an die Westküste der pyrenäischen Halbinsel, ist Alles anders und Alles ist neu, — unter entsetzlichen Wehen.

Und wieder nur ein Jahrhundert — und nochmals eine völlig neue Welt. — Odoaker fällt vor dem großen Dietrich von Bern, — Gallien bei Soissons, die Alemannen bei Zülpich vor dem Jüngling Chlodowig. Sein Geschlecht schon in den ersten Jahrzehenden verderbt, verfault, durch Theilung verblutend, mit sich selber in grausamer Fehde. — Wo einst Schyren, Heruler und Rügen, da taucht jetzt der alterthümliche Name der Bajoarier auf. Die Blutrache Siegreichs, des geliebten Enkels jenes großen Dietrich, stürzt das Reich der Burgunder durch die Söhne Chlodowigs. Ebendenselben fällt Thüringen. Die Blutrache für Gilimers Unthat stürzt durch Belisar das Reich Genserichs, welcher Rom und Carthago bezwang. — Amalasuntha's, der Tochter Dietrichs Blutrache, stürzte das Reich der Ostgothen durch Belisar und Narses. Jenes der Gepiden bricht Alboin. Ihm verräth alsdann der beleidigte Narses Italien. — Die, so ihre Beute zuerst in eine, der Barbarei der Eroberer und der Eroberten zusagende Rechtsform gebracht, in eine Rechtsform, die gar bald auf alle gewonnenen Römerlande, ja selbst auf das unbezwungene Stammland überging, eine Form, wider die jetzo von allen Seiten erbitterter Meinungskampf glüht — das waren Alboins Longobarden.

Und wieder nicht mehr als ein Jahrhundert, und eine dritte, ganz neue Welt, — dießmal nicht von einer Fluth raubdürstender Völker und gewaltiger Könige, sondern aus lautloser, brennender Wüste, — durch einen einzigen Mann. — Sein Erbe bestand in fünf Kameelen und in einer Sklavin, und von seiner Flucht wird länger gezählt, als von den glänzendsten Siegen. — So sprach der Sohn Abdallah's, der Prophet

Mohammed: — „Wer Niemanden scheut, als den einzigen Gott, und Nichts will, als E i n e s, das Größte, das Nöthigste, dem gelingt es. — Heftet euch nicht an eure Scholle, ihr Gläubigen, noch minder an die Ausflüchte der Trägheit, nicht an die Kunstgriffe mit Acker und Vieh, mit Handel und Wandel. — Der Krieg wird grünen, so lange vom Himmel Wasser rinnt. Eine Nacht vor dem Feinde ist besser, als mönchisches Selbstpeinigen, besser als tausend Wallfahrten, besser als siebenzig Jahre Gebet. Du mußt festhalten, Mann, an dem Hals deines Rosses bis in den Tod. — Die Widerspenstigen, zu Hause sitzend, lachen und sagen: Wer wird denn ausziehen in dieser Hitze? — Aber die Verzweiflung im höllischen Feuer brennt noch heißer. — Drei Spielen schauen die Engel selber mit Freuden zu: dem Minnespiel von Mann und Weib, dem Pfeileschießen, dem Tummeln der Rosse. — Es sind nur zweierlei Menschen, die Sechzehn mit mir — und die Welt wider uns. — Wahrlich, wahrlich, sage ich euch: Mein Volk wird herrschen vom Aufgang zum Niedergang! Das Reich des Islam ist mein. Das Reich der Perser in Chorasan und Irak ist auch mein, und jenes der Römer in Syrien und das der Kopten am Nil!“ — und eine Handvoll Gläubiger warf vom Tigris und Euphrat bis an das mittelländische Meer Alles vor sich nieder. — Aegypten ging dem Kaiserthum verloren. — Der Nachfolger der Sapors, der Chosru's, die eines Kaisers Rücken als Steigbügel gebraucht, die das heilige Kreuz entführt, die kriegskundigsten Römer so oft gedemüthigt hatten, erlag den Arabern. — Bei Xeres fiel gegen Tarif und Musa in König Rodrigo das Reich der Westgothen. Von einem Meere zum andern, über die Pyrenäen, über die Rhone, an der Loire, war gegen die Standarte des Propheten vergeblicher Widerstand. — Im Paradiese von Damaskus vernahm der Chalife Sieg in Spanien, Sieg im tiefen Afrika und in Ostindien Sieg! — Der statt der merovingischen Kinder und Schwächlinge herrschende Majordom, **Carl der Hammer**, ein Bastard, aber

ein Held, rettete das schwerbedrängte christliche Europa zwischen Tours und Poitiers in dem lange zweifelhaften Kampf, in welchem der hispanische Statthalter Abderrahman den Sieg und das Leben verlor. — Im Hirtenleben und Rossebändigen abgehärtet, von der brennenden Sonne und von der Einsamkeit durchglüht, von mährchenhaft strahlenden Erfolgen in fatalistischer Zuversicht zu noch unglaublichern befeuert, fiel der schönste, der wärmste, der fruchtbarste Theil der Erde den muhamedanischen Gläubigen zu. — Handel, Wissen und Kunst war bei ihnen in Flor. Noch huldigt dem Koran fast ein Dritttheil der Erde. — Die hingegen, denen das heidnische Zeichen der höchsten Schmach ein heiliges Zeichen der höchsten Ehre geworden, die tapfern Vertheidiger des Kreuzes, waren arm und wild, ihre Heimath rauh und kalt, und sie selber waren nur durch eine Ewigkeit voll Schrecken zu bändigen, um nicht alle zeitlichen Schrecken ringsum zerstörend auszubreiten.

Allerdings hat jener Enkel Carls des Hammers, der große Carl die Pforten unsteter heidnischer Barbarei zugeworfen. — Boden, Glauben und Nationalität gegen ihre Wiederkehr beschirmend, hat Er den Wunsch und die Noth seiner Zeit verstanden. Aber darin hat Carln das Gefühl seiner ungeheuern und doch mit dem letzten Athemzuge verhauchten Kraft getäuscht, daß Er, dessen Wiege an unserm Würmsee, dessen Sprache, Tracht und Thun vorzugsweise deutsch war, dennoch das Undeutsche jener Ausdehnung nicht gefühlt, die er dem, aus dem heidnischen Alterthum entlehnten Kaiserthume gab, daß er das Bestehende, durch die Neigung und Sehnsucht der Völker Geheiligte, nach dem vermeintlichen Bedürfnisse des Augenblickes, gleich Steinen des Schachbrettes, hin und herzog, die Nationen zu bloßen Faktoren einer ihnen fremden, ja feindseligen Rechnung entwürdigte und dadurch sein Haus in unversöhnlichen Widerspruch stellte mit alle den besondern Volksthümlichkeiten. — So ward denn auch mit seinem Tode schmach-

volle Verwirrung: Söhne gegen den Vater, Brüder gegen Brüder, Kinder, Schwächlinge, aberwitzige, verlassene Bettler, verschmachtende Gefangene, das sind die letzten Carlowingen — und in die empörenden Laster und Gewaltthaten, in die endlosen Zwiste der Großen, in das rath- und muthlose Elend des unterdrückten Volkes brechen von allen Seiten, auf windschnellen Rossen oder Schiffen, raublustige Schaaren und tollkühne Seeräuber herein und die Enkel jener beiden Carle, des Martells und des Großen (auch Carle, aber der kahle, der dicke, der einfältige), müssen kurze Waffenruhe von ihnen erkaufen, mit Gold, mit Land, mit den eigenen Töchtern! — Araber und Magyaren begegnen sich im untern Italien, in Burgund. — Vor Harald Schönhaars Alleinherrschaft fliehen viele freiheitsstolze Recken auf die nahen Eilande, plündern die ganze Westküste Europa's, ängstigen Paris, streifen bis gegen den Main herauf, schiffen durch die Meerenge, nehmen das reiche Pisa, meinen in Rom zu seyn, indem sie Luna ersteigen, — Andere ziehen durch unermessene Wüsten, vor hundert unbekannten Völkern vorbei, gen Byzanz. Ihr Rurik wird der erste Czaar, ihr Rollo Herr der Normandie, Ahnherr unzähliger Könige. Sein Urenkel Wilhelm erobert England, Robert Guiscard gründet den Thron beider Sicilien. — In Wahrheit ein reicher Kranz von Epopöen! Er gehört den Normannen. Das ist das Volk, das die Völkerwanderungen schloß, um eine neue zu beginnen, — die Kreuzzüge.

Gegen solche Schrecknisse bedurfte die von Osten, West und Süden bedrängte Christenheit und Freiheit eines gemeinsamen Bundes. — Carl, der Franken und Longobarden König, Patrizier von Rom, — meinte ein solches gegeben zu haben, in dem Kaiser. — Dasselbe Band hatte der große Otto mächtig erneuert, aber Keiner die erhabene Stelle mit weniger Aufsehen und unwiderstehlicherem Nachdruck in's Leben gerufen, als der andere Salier, der schwarze Heinrich. — Deutschland und Italien gehorchten ungerne, dieses jenem, Beide den Kaisern. —

Aber, wo unten nicht Glaube noch Vertrauen nach oben mehr keimt, da gebricht es der schönsten Krone an den ernährenden Wurzeln. — Wo alles Irdische trügerisch gleisset, wenden sich einfache, kräftige Seelen, schmerzlich getäuscht, dem Ueberirdischen zu; — so die biedersten Deutschen, müde der hinterlistigen oder gewaltthätigen Staatskünstelei der Kaiser, zum Pabst. — Was nur auf Gewalt sich gründet, erliegt wieder der ersten überlegenen Gewalt. Dieser arme Leib ist bald ertödtet, unvergänglich aber ist, was im Geiste ruht. — Wo ist denn die algebraische Formel für die Expansionskraft des Herzens? Wo die chinesische Mauer wider die Begeisterung? — Mögen diejenigen, die den Regenbogen ausgleichender Versöhnung mit Wurfgeschütz zu zerstören — die das (von den doktrinären und radikalen Sternschnuppen des Moments weit verschiedene) ernste Nordlicht der öffentlichen Meinung auf den Bajonetten anzuspießen wähnen, mögen sie — (für die es freilich keine Geschichte gibt), mögen sie hinschauen auf das in wenigen Jahren vollbrachte Werk eines alten, gebrechlichen, verfolgten, verjagten, im Elend verstorbenen Priesters. — Aus dem Auftrage: „die Lämmer und Schaafe zu weiden“, aus der Vollmacht: „für Himmel und Erde zu binden und zu lösen“, aus der Zuversicht, die Pforten der Hölle würden den Felsen Petri niemals bewältigen, setzt Gregor, etwa nicht einen „Staat im Staate“, sondern alle Staaten in die Kirche; statt aller irdischen Herrschaft, eine Herrschaft Gottes durch seinen sichtbaren Stellvertreter, den Schiedsrichter und König der Könige. — Ungarn, Spanien, Neapel, Corsika, Sardinien, gelten ihm aus den seltsamsten Anläßen als unmittelbare Lehen des heiligen Stuhles; Norwegen soll in Rom seine Priester bilden, Schweden soll dort seine Bischöfe erproben, der Czaar seinen Stuhl dem flüchtigen Dmitrj räumen, der polnische Boleslav ihm seine Schätze wiedererstatten, Arragon und Castilien sich keiner andern als der römischen Liturgie, Böhmen im Gottesdienst sich nimmer der Muttersprache bedienen, die Griechen sollen in den Schooß

der abendländischen Kirche zurückkehren, Missionen und Hirtenbriefe neuen Boden über den Islam, wie über das Heidenthum erobern. — Das alte Rom sah auf dem Capitol nie einen glänzendern Triumph, als jetzt das neue zu Canossa. — Ein Riese im Ergreifen seiner Zeit, an Willenskraft ein Held, in der Verlassenheit um so kühner, in der Noth um so unbeugsamer, der Natur und den Menschen trutzend, nie verlegen in der Wahl seiner Mittel, und von solch allgegenwärtiger, allüberblickender Thätigkeit, daß seine milderen Freunde ihn nur: „ihren heiligen Satan" benannten, machte Gregor aus dem gesammten Clerus eine einzige Familie, durchdrang Alle mit einem Gefühl und mit einem Gedanken: die Niedrigen zu erhöhen und die Hohen zu erniedrigen. — Dieses Sinnes gebot er den ehelosen Stand und verbot alles Trachten nach geistlicher Macht aus weltlicher Hand und durch weltliche Mittel, die Simonie, jene wucherndste Schlingpflanze der damaligen Höfe, und die Investitur oder die Belehnung und Einsetzung mit Ring und Stab.

Nichts weniger als Allem galt der Kampf: — ein Kampf auf Leben und Tod. — Die unaufhörlich mit Zerbröckelung aller Volksthümlichkeiten, mit Zerbröckelung der alten Freiheit, der alten Wahlrechte, der erbberechtigten Urgeschlechter, mit lauter Theilen und Zerreißen beschäftigte Politik der Kaiser war nun in der eigenen Schlinge. — Sie hatten zur Abschwächung der alten, großen Nationalherzogthümer, die geistliche Macht als die vielseitigste, als die unverdächtigste gebraucht — und nun war urplötzlich die zweischneidige Waffe aus ihrer Hand hinübergerissen in die Hand eines Gegners, dem nicht einmal jenseits des Grabes zu entrinnen war.

Achim von Arnim.

Von Volksliedern.

(1806.)

Wo ich zuerst die volle, thateneigene Gewalt und den Sinn des Volksliedes vernahm, das war auf dem Lande. In warmer Sommernacht weckte mich ein buntes Geschrey. Da sah ich aus meinem Fenster, durch die Bäume, Hofgesinde und Dorfleute, wie sie einander zusangen:

Auf, auf, ihr Brüder und seyd stark!
Der Abschiedstag ist da,
Wir ziehen über Land und Meer
Ins heisse Afrika.

Sie brachen ab und auf zu ihren Regimentern, zum Kriege. Damals klang manches nach, was mir so in die Ohren gefallen, alles reizte mich höher, was ich von Leuten singen hörte, die nicht Sänger waren, zu den Bergleuten hinunter bis zum Schornsteinfeger hinauf. Später sah ich den Grund ein, daß in diesen schon erfüllt, wonach jene vergebens streben, auf daß ein Ton in vielen nachhalle und alle verbinde, der höchste Preis des Dichters wie des Musikers, ein Preis, der nicht immer jedem Verdienste zufällt (wie manche Blume wird zertreten, aber das frische Wiesengras bringt tausend), aber auf lange Zeit gar nicht erschlichen werden kann, so daß jedes hundertjährige Lied des Volkes entweder im Sinn oder in Melodie, gewöhnlich in beyden, tauget. —

Und als ich dieses feste Fundament noch unter den Wellen,

die alten Straßen und Plätze der versunkenen Stadt noch durchschimmern sah, da hörte ich auf, mich über die großentheils mislungenen Versuche vieler Dichter und Musiker, besonders des Theaterwesens, zu ärgern. Vielleicht würde einmal das Vortreffliche sonst gar nicht entstehen, gar nicht verstanden werden! Wo etwas lebt, da bringt es doch zum Ganzen, das eine ist Blüte das andre Blat, das dritte seine schmierige Wurzelfasern, alle drey müssen vorhanden seyn, auch die saubern Früchtchen, die abfallen. Störend und schlecht ist nur das Verkehrte in sich, der Baum mit der Krone eingepflanzt; er muß eine neue Krone, eine neue Wurzel treiben, oder er bleibt ein dürrer Stab. Dieser Art von wahrer Störung ist die Beschränkung aller Theatererscheinungen in Klassen und für Klassen der bürgerlichen Gesellschaft, die entweder ganz unfähig der Poesie, oder unbestimmt in ihrem Geschmacke geworden. Beschränkung ist aber das Tugendprincip der Schwachheit; das Allgemeine verdammet sie, darum kann das Ueberschwengliche nie von ihr gefordert werden. Der Einfluß davon ist unbegrenzt, denn indem die Schauspieler das Gemeine vornehm machen wollen, machen sie das Ungemeine auch nichts weiter als vornehm (sie lassen Müller und Schornsteinfeger sich an einander abreiben). So suchen nun die Künstler aller Art, um in gleichen Verhältnissen zu leben, wie sie dieselben gewöhnlich darstellen, da ihren Lohn, wo sie selten hingehören und nimmermehr hineinpassen sollten, wo es der Zweck des ganzen mühevollen Lebens ist, sich so leise wie möglich neben einander wegzuschieben; sie denken nicht, daß die besten Steinschneider Sklaven, die besten altdeutschen Mahler zünftig waren. Daher das Abarbeiten ihrer edelsten Kraft an Formen des Anstandes, die ihnen sich selbst geben, wenn sie wirklich etwas Würdiges geben: Daher das Bemühen der Kunstsänger, zu singen wie Vornehme gern reden möchten, ganz dialektlos, das heißt, sie wollen singen ohne zu klingen, sie möchten blasen auf einem Saiteninstrumente. O ihr lebendigen Aeolsharfen, wenn ihr nur sanft wäret; und wenn ihr sanft wäret, o hättet

ihr doch Ton. Dem geschickten Künstler sind die Dialekte Tonarten, er vernachläßigt keine, wenn er gleich nur in Einer sich selbst vorgezeichnet finden kann. Das heutige Theater treibt sie aus einander nach Süden und Norden, Osten uud Westen, keiner kann sich fügen dem Fremden, da doch alle einander in Volksliedern begegnen, wie Lustkähne, die, eben erst vom gemeinschaftlichen Gespräche im Dunkeln auseinander treibend, bald wieder zusammenkommen, sich gleich wieder verstehen durch Aneignen und Weiterstreben, wenn auch in jedem das Gespräch sich anders gewendet. — Hinter dem vornehmen Anstande, hinter der vornehmen Sprache versteckt, scheiden sie sich von dem Theile des Volks, der allein noch die Gewalt der Begeisterung ganz und unbeschränkt ertragen kann, ohne sich zu entladen, in Nullheit oder Tollheit. Unsre heutige Theater- und Konzert-Theilnehmer, wie würden sie auseinander springen, bey wahrer reiner Kunsthöhe, sie würden umsinken in der reinen Bergluft, oder fühllos erstarren. — Mit großer Bravur können wohl diese vortrefflichen Kunstsänger ihren Kram ausschreien und ausstöhnen, man versuche sie nur nicht mit einem Volksliede, da verfliegt das Unächte; laßt sie auch nicht mit einander reden, sie singen wohl noch mit einander, aber mit dem Sprechen geht der Teufel los. Entweder haben ihre Sangstücke so unbedeutenden Charakter, daß er gar nicht verfehlt werden kann, oder wenn wir zum rechten Verstande davon kämen, wir würden sie hinunter jagen von ihren Brettern, und uns lieber selbst hinstellen, zu singen, was uns einfiele und allen wohlgefiele, Ball schlagen, ringen, springen und trinken auf ihre Gesundheit. — Wollt ihr Sänger uns mit der Instrumentalität eurer Kehle durch Himmel und Hölle ängstigen, denkt doch daran, daß dicht vor euch ein großes physikalisches Kabinet von geraden und krummen hölzernen und blechernen Röhren und Instrumenten steht, die alle einen höheren, helleren, dauerndern, wechselndern Ton geben als ihr, daß aber das Abbild des höchsten Lebens oder das höchste Leben selbst, Sinn und Wort, vom Ton menschlich getragen, auch einzig nur

aus dem Munde des Menschen sich offenbaren könne. Versteckt euch eben so wenig hinter welschen Liedern! Dem einheimischen Gefühl entzogen, seyd ihr dem Fremden nur abgeschmackt. Nein, es ist kein Vorurtheil der Italiäner, daß jenseit der Alpen nicht mehr Italiänisch gesungen werde, daß selbst nationale Sänger ihren reinen italiänischen Gesang in der Fremde verlieren! Denkt auch daran, daß es gar nichts sagt, fremde Sprachen melodischer zu nennen, als daß ihr unfähig seyd und unwürdig der euern.

— — — — — — — — —

Es ist mir wohl begegnet im Herbste, wenn schon alles fast still und abgefallen, einen dichten krausen Baum mit sich-umrungenen Aesten, von Staaren wie durchdrungen, klingen und gleichsam auffliegen zu sehen. So sangen mir deutsche Handwerker lüftend ins Herz bey dumpfer Nachtluft holländischer Kanäle, ein kleines Segel flatterte von ihrem Gesange, an bunten Bändern schien das Schiff schneller fortgezogen. Wer hat so etwas nicht öfter erlebt und sey es auch nur im Traume? So hörte ich auch über die Londonbrücke Hannöversche Flüchtlinge: ein freyes Leben — hinsingen. Als ich mit Sehnsucht nach meinem Vaterlande den Wasserspiegel hinabsah, da schien mir auch jener Boden befreundet mit seiner zornigen rothen Abendsonne. — Noch nicht ganz erdrückt von der ernsthaften Dummheit, die ihr ihm aufgebürdet, lebt noch das fröhliche gesangreiche Symbol des werkthätigen Lebens, die Freimaurerey. Noch stehen mitten inne als Künstler und Erfinder der neuen Welt die herrlichen Studenten; sie heften die höchsten Blüthen ihrer frischen Jahre sich an den bezeichnenden Hut und lassen die farbigen Blätter hinwehen weit über Berg und Thal und in die Wasser. — Auch die Bänke der rauchenden Wachstuben werden nicht immer von den Musen gemieden, und wenn sie auch zuweilen nicht hinein können, so sehen sie doch nach ihrem Lieblingssitz durch die Fenster, wenn die überwachte Schildwache Nachts ein schauerliches Anschlagen der Gewehre hört: sie spielen mit den blanken, schnellfertigen, lebendigen Gewehren. Es wird eine Zeit kommen,

wo die drückende langweilige Waffenübung, allen die höchste Lust und Ehre, das erste der öffentlichen Spiele, höchste Kraft und Zierlichkeit zu einem Tanze verbunden ausdrücket. Für jede Thätigkeit giebt es einen Preis: wer diesen kennt, hat jene. Wer hat es erlebt, was den Schwindelnden auf glattem Stege hält? unter ihm brauset der Strom, Felsen und Bäume drehen sich über ihm, — ein mächtiger Marsch hält ihn, fällt er ihm zur rechten Zeit ein, und aller Schwindel verschwindet, wie die Tritte hinter seinem Rücken. So begreift man Taillefers Gesang, der, in jener berühmten Schlacht bei Hastings, England für Wilhelm eroberte, indem er die unerschütterliche Ordnung der Sachsen durchschrie. So mag auch wohl die Macht der runischen Verse gewesen seyn. Wir begreifen nun leicht, wie unsere gebildetere Zeiten bey der Vernachläßigung des ärmeren Lebens (denn das sind die unteren Klassen jetzt) so viele leere Kriegslieder entstehen sahen, während jeder der früheren deutschen Kriege in dem gemeinsamen Mitwirken Aller zu großer That herrliche Gesänge hervorrief. Wer hat es je vor- oder nachgedichtet, was Zinkgref aus aller braven Landsknechte Mund im öden dreissigjährigen Kriege, lehrend uns zu Gemüthe führt:

Drum gehe tapfer an, mein Sohn, mein Kriegsgenosse,
Schlag ritterlich darein, dein Leben unverdrossen
Fürs Vaterland auffsez, von dem du frey es auch
Zuvor empfangen hast, das ist der Deutschen Brauch.
Dein Herz und Auge laß mit Eifers Flamme brennen,
Kein menschliche Gewalt wird dich vom andern trennen.
Es weht von deinem Haupt die Fahne bald hinweg,
Der Jugend Uebermuth, der Unordnung erweckt.

Kannst du nicht fechten mehr, du kannst mit deiner Stimme —
Kannst du nicht rufen mehr, mit deiner Augen Grimme
Den Feinden Abbruch thun in deinem Heldenmuth,
Nur wünschend, daß du theur verkaufen mögst dein Blut.
Im Feuer sey bedacht, wie du das Lob erwerbest,
Daß du in männlicher Postur und Stellung sterbest,

An deinem Ort bestehst fest mit den Füßen dein,
Und beiß die Zähn zusamm und beyde Lefzen ein.

Daß deine Wunden sich lobwürdig all befinden,
Da vorne auf der Brust, und keine nicht dahinten,
Daß dich dein Feind der Tod im Tod bewundernd zier,
Dein Vater im Gesicht dein ernstes Leben spür.
Mein Sohn, wer Tyrannei-geübriget will leben,
Muß seines Lebens sich freiwillig vor begeben,
Wer nur des Tods begehrt, wer nur frisch geht dahin,
Der hat den Sieg und dann das Leben zu Gewinn.

Ja wir fühlen es, wie die Sprache unter dem gewaltigen Triebe in solchen Punkten [?] sich weitet, wir sehen dagegen die ruhige sinkende Erde asiatischer Steppen in der stillen Versteinerung (Steinfermentation) allmählig allem lebenden Eindrucke sich verschließen. Jene Freiheit alter Sprache, die Starrheit der heutigen, sie sagen mehr, als ich sagen mag. Doch dieses, wie so manches andere wunderbare Lied ist aus den Ohren des Volkes verklungen, den Gelehrten allein übrig blieben, die es nicht verstehen, alle Volksbücher sind so fortdauernd blos von unwissenden Speculanten besorgt, von Regierungen willkührlich leichtsinnig beschränkt und verboten, daß es fast nur ein Zufall oder ein hohes Schicksal ist, wie uns so manches Wunderschöne in diesen Tagen angemahnt hat, zu fühlen und zu wissen, zu ahnden, zu träumen was Volkslied ist und wieder werden kann: das Höchste und das Einzige zugleich durch Stadt und Land. Aber in den Gelehrten, wie sie vom Volke vergessen sind, so liegt gegenseitig in ihnen der Verfall des Volks, das tiefere Sinken der Gemüther, die Unfähigkeit mit eigenwilliger froher Ergebenheit zu dienen und mit unbesorgtem allgemeinen Willen zu befehlen, ja bis zur Unfähigkeit des Vergnügens, was die tiefste Entartung andeutet, die fast aufgegebene Freiheit des Lebens. — Die Gelehrten indessen verfassen sich über einer eigenen vornehmen Sprache, die auf lange Zeit alles Hohe und Herrliche

vom Volke trennte, die sie endlich doch entweder wieder vernichten oder allgemein machen müssen, wenn sie einsehen, daß ihr Treiben aller echten Bildung entgegen ist: die Sprache als etwas Bestehendes für sich auszubilden, da sie doch nothwendig ewig flüssig seyn muß, dem Gedanken sich zu fügen, der sich in ihr offenbart und ausgießt, denn so und nur so allein wird ihr täglich [Neues] angeboren, ganz ohne künstliche Beihülfe. Nur wegen dieser Sprachtrennung, in dieser Nichtachtung des besseren poetischen Theiles vom Volke, mangelt dem neueren Deutschlande großentheils Volkspoesie; nur wo es ungelehrter wird, wenigstens überwiegender in besondrer Bildung über der allgemeinen durch Bücher, da entsteht manches Volkslied, das ungedruckt und ungeschrieben zu uns durch die Lüfte dringt, wie eine weisse Krähe: wer auch gefesselt vom Geschäfte, dem läßt sie doch den Ring niederfallen des ersten Bundes. Mit wehmüthiger Freude überkommt uns das alte reine Gefühl des Lebens, von dem wir nicht wissen, wo es gelebt, wie es gelebt; was wir der Kindheit gern zuschreiben möchten, was aber früher als Kindheit zu seyn scheint und alles, was an uns ist, bindet und löst zu einer Einheit der Freude. Es ist, als hätten wir lange nach der Musik etwas gesucht und fänden endlich die Musik, die uns suchte! —*

* Die Vorrede zum Wunderhorn, aus der dieses Bruchstück entlehnt ist, scheint vom Setzer jämmerlich mißhandelt. Vielfältig mußte daher die Conjektural-Kritik nachhelfen. S.

Chamisso.

I. Peter Schlemihl, der Schattenlose.

(1810.)

„Topp! [rief der graue Mann] der Handel gilt, für den Beutel haben Sie meinen Schatten.“ Er schlug ein, kniete dann ungesäumt vor mir nieder, und mit einer bewunderns-würdigen Geschicklichkeit sah ich ihn meinen Schatten, vom Kopf bis zu meinen Füßen, leise von dem Grase lösen, aufheben, zusammenrollen und falten, und zuletzt einstecken. Er stand auf, verbeugte sich noch einmal vor mir, und zog sich dann nach dem Rosengebüsche zurück. Mich dünkt', ich hörte ihn da leise für sich lachen. Ich aber hielt den Beutel bei den Schnüren fest, rund um mich her war die Erde sonnenhell, und in mir war noch keine Besinnung.

Ich kam endlich wieder zu Sinnen, und eilte, diesen Ort zu verlassen, wo ich hoffentlich nichts mehr zu thun hatte. Ich füllte erst meine Taschen mit Gold, dann band ich mir die Schnüre des Beutels um den Hals fest, und verbarg ihn selbst auf meiner Brust. Ich kam unbeachtet aus dem Park, erreichte die Landstraße und nahm meinen Weg nach der Stadt. Wie ich in Gedanken dem Thore zu ging, hört' ich hinter mir schreien: „Junger Herr! he! junger Herr! hören Sie doch!“ — Ich sah mich um, ein altes Weib rief mir nach: „Sehe sich der Herr doch vor, Sie haben Ihren Schatten verloren.“ — „Danke, Mütterchen!“ ich warf ihr ein Goldstück für den wohlgemeinten Rath hin, und trat unter die Bäume.

Am Thore mußt' ich gleich wieder von der Schildwacht hören: „Wo hat der Herr seinen Schatten gelassen?“ und gleich wieder darauf von ein Paar Frauen: „Jesus Maria! der arme Mensch hat keinen Schatten!“ Das fing an mich zu verdrießen, und ich vermied sehr sorgfältig, in die Sonne zu treten. Das ging aber nicht überall an, zum Beispiel nicht über die Breitestraße, die ich zunächst durchkreuzen mußte, und zwar, zu meinem Unheil, in eben der Stunde, wo die Knaben aus der Schule gingen. Ein verdammter buckeliger Schlingel, ich seh' ihn noch, hatte es gleich weg, daß mir ein Schatten fehle. Er verrieth mich mit großem Geschrei der sämmtlichen literarischen Straßenjugend der Vorstadt, welche sofort mich zu rezensiren und mit Koth zu bewerfen anfing: „Ordentliche Leute pflegten ihren Schatten mit sich zu nehmen, wenn sie in die Sonne gingen.“ Um sie von mir abzuwehren, warf ich Gold zu vollen Händen unter sie, und sprang in einen Miethswagen, zu dem mir mitleidige Seelen verhalfen.

Sobald ich mich in der rollenden Kutsche allein fand, fing ich bitterlich an zu weinen. Es mußte schon die Ahnung in mir aufsteigen: daß, um so viel das Gold auf Erden Verdienst und Tugend überwiegt, um so viel der Schatten höher als selbst das Gold geschätzt werde; und wie ich früher den Reichthum meinem Gewissen aufgeopfert, hatte ich jetzt den Schatten für bloßes Gold hingegeben; was konnte, was sollte auf Erden aus mir werden!

Ich war noch sehr verstört, als der Wagen vor meinem alten Wirthshause hielt; ich erschrak über die Vorstellung, nur noch jenes schlechte Dachzimmer zu betreten. Ich ließ mir meine Sachen herabholen, empfing den ärmlichen Bündel mit Verachtung, warf einige Goldstücke hin, und befahl, vor das vornehmste Hotel vorzufahren. Das Haus war gegen Norden gelegen, ich hatte die Sonne nicht zu fürchten. Ich schickte den Kutscher mit Gold weg, ließ mir die besten Zimmer vorn heraus anweisen, und verschloß mich darin, so bald ich konnte.

Was denkest Du, das ich nun anfing? — O mein lieber Chamisso, selbst vor Dir es zu gestehen, macht mich erröthen. Ich zog den unglücklichen Seckel aus meiner Brust hervor, und mit einer Art Wuth, die, wie eine flackernde Feuersbrunst, sich in mir durch sich selbst mehrte, zog ich Gold daraus, und Gold, und Gold, und immer mehr Gold, und streute es auf den Estrich, und schritt darüber hin, und ließ es klirren, und warf, mein armes Herz an dem Glanze, an dem Klange weidend, immer des Metalles mehr zu dem Metalle, bis ich ermüdet selbst auf das reiche Lager sank und schwelgend darin wühlte, mich darüber wälzte. So verging der Tag, der Abend, ich schloß meine Thür' nicht auf, die Nacht fand mich liegend auf dem Golde, und darauf übermannte mich der Schlaf.

Da träumt' es mir von Dir, es ward mir, als stünde ich hinter der Glasthüre Deines kleinen Zimmers, und sähe Dich von da an Deinem Arbeitstische zwischen einem Skelet und einem Bunde getrockneter Pflanzen sitzen, vor Dir waren Haller, Humboldt und Linné aufgeschlagen, auf Deinem Sopha lagen ein Band Göthe und der Zauberring, ich betrachtete Dich lange und jedes Ding in Deiner Stube, und dann Dich wieder, Du rührtest Dich aber nicht, Du holtest auch nicht Athem, Du warst todt.

Ich erwachte. Es schien noch sehr früh zu seyn. Meine Uhr stand. Ich war wie zerschlagen, durstig und hungrig auch noch; ich hatte seit dem vorigen Morgen nichts gegessen. Ich stieß von mir mit Unwillen und Ueberdruß dieses Gold, an dem ich kurz vorher mein thörichtes Herz gesättiget; nun wußt' ich verdrießlich nicht, was ich damit anfangen sollte. Es durfte nicht so liegen bleiben — ich versuchte, ob es der Beutel wieder verschlingen wollte — Nein. Keines meiner Fenster öffnete sich über die See. Ich mußte mich bequemen, es mühsam und mit saurem Schweiß zu einem großen Schrank, der in einem Kabinet stand, zu schleppen, und es darin zu verpacken. Ich ließ nur einige Handvoll da liegen. Nachdem ich mit der Arbeit fertig geworden, legt' ich mich erschöpft in einen Lehnstuhl,

und erwartete, daß sich Leute im Hause zu regen anfingen. Ich ließ, sobald es möglich war, zu essen bringen und den Wirth zu mir kommen.

Ich besprach mit diesem Manne die künftige Einrichtung meines Hauses. Er empfahl mir für den näheren Dienst um meine Person einen gewissen Bendel, dessen treue und verständige Physiognomie mich gleich gewann. Derselbe war's, dessen Anhänglichkeit mich seither tröstend durch das Elend des Lebens begleitete und mir mein düst'res Loos ertragen half. Ich brachte den ganzen Tag auf meinen Zimmern mit herrenlosen Knechten, Schustern, Schneidern und Kaufleuten zu, ich richtete mich ein, und kaufte besonders sehr viele Kostbarkeiten und Edelsteine, um nur etwas des vielen aufgespeicherten Goldes los zu werden; es schien aber gar nicht, als könne der Haufen sich vermindern.

Ich schwebte indeß über meinen Zustand in den ängstigendsten Zweifeln. Ich wagte keinen Schritt aus meiner Thür' und ließ Abends vierzig Wachskerzen in meinem Saal anzünden, bevor ich aus dem Dunkel heraus kam. Ich gedachte mit Grauen des fürchterlichen Auftrittes mit den Schulknaben. Ich beschloß, so viel Muth ich auch dazu bedurfte, die öffentliche Meinung noch einmal zu prüfen. — Die Nächte waren zu der Zeit mondhell. Abends spät warf ich einen weiten Mantel um, drückte mir den Hut tief in die Augen, und schlich, zitternd wie ein Verbrecher, aus dem Hause. Erst auf einem entlegenen Platz trat ich aus dem Schatten der Häuser, in deren Schutz ich so weit gekommen war, an das Mondeslicht hervor; gefaßt, mein Schicksal aus dem Munde der Vorübergehenden zu vernehmen.

Erspare mir, lieber Freund, die schmerzliche Wiederholung alles dessen, was ich erdulden mußte. Die Frauen bezeugten oft das tiefste Mitleiden, das ich ihnen einflößte; Aeußerungen, die mir die Seele nicht minder durchbohrten, als der Hohn der Jugend und die hochmüthige Verachtung der Männer, besonders solcher dicken, wohlbeleibten, die selbst einen breiten Schatten

warfen. Ein schönes, holdes Mädchen, die, wie es schien, ihre Eltern begleitete, indem diese bedächtig nur vor ihre Füße sahen, wandte von ungefähr ihr leuchtendes Auge auf mich; sie erschrak sichtbarlich, da sie meine Schattenlosigkeit bemerkte, verhüllte ihr schönes Antlitz in ihren Schleier, ließ den Kopf sinken und ging lautlos vorüber.

Ich ertrug es länger nicht. Salzige Ströme brachen aus meinen Augen, und mit durchschnittenem Herzen zog ich mich schwankend in's Dunkel zurück. Ich mußte mich an den Häusern halten, um meine Schritte zu sichern, und erreichte langsam und spät meine Wohnung.

Ich brachte die Nacht schlaflos zu. Am andern Tage war meine erste Sorge, nach dem Manne im grauen Rocke überall suchen zu lassen. Vielleicht sollte es mir gelingen, ihn wieder zu finden, und wie glücklich! wenn ihn, wie mich, der thörichte Handel gereuen sollte. Ich ließ Bendel vor mich kommen, er schien Gewandtheit und Geschick zu besitzen, — ich schilderte ihm genau den Mann, in dessen Besitz ein Schatz sich befand, ohne den mir das Leben nur eine Qual sei. Ich sagte ihm die Zeit, den Ort, wo ich ihn gesehen; beschrieb ihm Alle, die zugegen gewesen, und fügte dieses Zeichen noch hinzu: er solle sich nach einem Dollond'schen Fernrohr, nach einem golddurchwirkten türkischen Teppich, nach einem Prachtlustzelt, und endlich nach den schwarzen Reithengsten genau erkundigen, deren Geschichte, ohne zu bestimmen wie, mit der des räthselhaften Mannes zusammenhinge, welcher Allen unbedeutend erschienen, und dessen Erscheinung die Ruhe und das Glück meines Lebens zerstört hatte.

Wie ich ausgeredet, holt' ich Gold her, eine Last, wie ich sie nur zu tragen vermochte, und legte Edelsteine und Juwelen noch hinzu für einen größern Werth. „Bendel," sprach ich, „dieses ebnet viele Wege und macht Vieles leicht, was unmöglich schien; sei nicht karg damit, wie ich es nicht bin, sondern

geh', und erfreue Deinen Herrn mit Nachrichten, auf denen seine alleinige Hoffnung beruht.“

Er ging. Spät kam er und traurig zurück. Keiner von den Leuten des Herrn John, Keiner von seinen Gästen, er hatte alle gesprochen, wußte sich nur entfernt an den Mann im grauen Rocke zu erinnern. Der neue Teleskop war da, und Keiner wußte, wo er hergekommen; der Teppich, das Zelt war da noch auf demselben Hügel ausgebreitet und aufgeschlagen, die Knechte rühmten den Reichthum ihres Herrn, und Keiner wußte, von wannen diese neuen Kostbarkeiten ihm zugekommen. Er selbst hatte seinen Wohlgefallen daran, und ihn kümmerte es nicht, daß er nicht wisse, woher er sie habe; die Pferde hatten die jungen Herren, die sie geritten, in ihren Ställen, und sie priesen die Freigebigkeit des Herrn John, der sie ihnen an jenem Tage geschenkt. So viel erhellte aus der ausführlichen Erzählung Bendels, dessen rascher Eifer und verständige Führung, auch bei so fruchtlosem Erfolge, mein verdientes Lob erhielten. Ich winkte ihm düster, mich allein zu lassen.

„Ich habe,“ hub er wieder an, „meinem Herrn Bericht abgestattet über die Angelegenheit, die ihm am wichtigsten war. Mir bleibt noch ein Auftrag auszurichten, den mir heute früh Jemand gegeben, welchem ich vor der Thür begegnete, da ich zu dem Geschäfte ausging, wo ich so unglücklich gewesen. Die eigenen Worte des Mannes waren: „„Sagen Sie dem Herrn Peter Schlemihl, er würde mich hier nicht mehr sehen, da ich über's Meer gehe; und ein günstiger Wind mich so eben nach dem Hafen ruft. Aber über Jahr und Tag werde ich die Ehre haben, ihn selber aufzusuchen und ein anderes, ihm dann vielleicht annehmliches Geschäft vorzuschlagen. Empfehlen Sie mich ihm unterthänigst, und versichern ihn meines Dankes.““ Ich frug ihn, wer er wäre, er sagte aber, Sie kennten ihn schon.“

„Wie sah der Mann aus?“ rief ich voller Ahnung. Und Bendel beschrieb mir den Mann im grauen Rocke Zug für

Zug, Wort für Wort, wie er getreu in seiner vorigen Erzählung des Mannes erwähnt, nach dem er sich erkundigt. —

„Unglücklicher!“ schrie ich händeringend, „das war er ja selbst!“ und ihm fiel es wie Schuppen von den Augen. — „Ja, er war es, war es wirklich!“ rief er erschreckt aus, „und ich Verblendeter, Blödsinniger habe ihn nicht erkannt, ihn nicht erkannt und meinen Herrn verrathen!“

Er brach, heiß weinend, in die bittersten Vorwürfe gegen sich selber aus, und die Verzweiflung, in der er war, mußte mir selber Mitleiden einflößen. Ich sprach ihm Trost ein, versicherte ihn wiederholt, ich setzte keinen Zweifel in seine Treue, und schickte ihn alsbald nach dem Hafen, um wo möglich die Spuren des seltsamen Mannes zu verfolgen. Aber an diesem selben Morgen waren sehr viele Schiffe, die widrige Winde im Hafen zurückgehalten, ausgelaufen, alle nach anderen Weltstrichen, alle nach anderen Küsten bestimmt, und der graue Mann war spurlos wie ein Schatten verschwunden.

II. Die Radack-Insulaner. *

(1817 und 1836.)

Am 14. Januar 1817 unternahm der Kapitain selber mit Offizier und Passagieren eine zweite Fahrt auf Booten längs der Inselkette. —

Ein Fahrzeug der Eingebornen war auf der Ziegeninsel gelandet, und die Menschen, als wir an ihnen vorüber fuhren, riefen uns herbei und suchten mit dargehaltenen Früchten und Geschenken uns heran zu locken. Auf der nächsten Insel nach Osten, wo wir übernachteten, erhielten wir am 15. früh den ersten Besuch von Rarick, dem Häuptlinge dieser Gruppe. Er

* Die Inselkette Radack liegt zwischen 6° und 12°, die von uns gesehenen Gruppen zwischen 8° und 11° 30′ N. B. und 188° und 191° W. L. Chamisso.

kam mit zwei Booten. Auf dem größern, auf dem er selbst fuhr, zählte Herr von Kotzebue fünf und zwanzig Mann. Rarick, seine übrigen Mannen auf den Schiffen lassend, kam mit dreien an das Land, und brachte dem Machthaber des fremden Volkes seine Geschenke, vielleicht seine Huldigung dar. — So gingen einst die Fürsten Europa's dem entgegen, der Macht hatte über sie. Rarick stand aber vor keinem Eroberer, und fand Freundschaft und nicht Demüthigung. — Der junge Mann hatte bei dieser ersten, für ihn so ernsten Zusammenkunft einen musterhaften Anstand, und seine zaghaften Begleiter schienen mehr für ihn zu fürchten, als er selbst. — Wir haben bei den Fürsten immer mehr Selbstvertrauen, mehr Muth und Edelmuth gefunden, als bei dem Volke. Es liegt, der Wesenheit der Dinge nach, in den Verhältnissen: so unterscheidet sich auch in der Levante der Türke von dem Raja. Rarick, der später mein sehr vertrauter Freund wurde, zeichnete sich besonders durch Sanftmuth und Gutmüthigkeit aus, nicht aber durch besondere Geistesgaben. — Kotzebue und er setzten sich einander gegenüber, und um die zwei bildeten wir und die andern Radacker einen Kreis. Der junge Fürst gab mit lautem Zuruf den auf den Schiffen Zurückgebliebenen Kunde von Allem, was seine Aufmerksamkeit fesselte und für ihn eine neue Erfahrung war. Irio! Irio! der Ausruf der Verwunderung, ward oft erhoben, und wiederhallte lang gedehnt aus aller Munde. Wir suchten wechselseitig zuerst unsere Namen zu erforschen. Kotzebue, Rarick, wir alle waren genannt; wir fragten nach dem Namen des Radackers, der dem Häuptling zur Linken saß. Jeridili? sprach dieser fragend, indem er sich nach jenem umsah. Wir faßten das Wort auf, und der Jüngling ließ es für seinen Namen gelten, so wie wir es nahmen; noch heißt er für uns Jeridili. Das Gelächter, das sich da erhob, verstanden wir erst in der Folgezeit, als uns Kadu belehrte, Jeridili bedeute „links“ und sey keines Menschen Name. Ich glaube, daß es schon bei dieser ersten Zusammenkunft war, wo Rarick unserm Capitain den freundlichen Namenstausch anbot.

Bei einer späteren Gelegenheit bot Jeridili diesen seinen Namen dem Doktor Eschscholtz an, gegen den seinen, den er noch nicht wußte, und nach dem er fragte. Eschscholtz verstand ihn nicht und ich trat verdolmetschend zwischen beide: „dein Name!“ rief ich dem Freunde zu; „Deinnam,“ wiederholte der Radacker; „ja Deinnam“ betheuerte der Doktor; und so tauschten die zwei unverschämt ihre falschen Münzen gegen einander.

Unsere Freunde hatten sich für uns ihres ganzen Schmuckes beraubt. Nun ließ der Kapitän Eisen, Messer, Scheeren und andere Kleinigkeiten aus den Booten holen. Eisen! Eisen! Mäl! Mäl! Da mochte man den wirklichen Werth dieses köstlichen Metalls einsehen lernen. Mäl! Mäl! Selbst die auf den Schiffen zurückgelassen worden, widerstanden dem Zuge nicht; die Ordnung war gebrochen, Alle strömten herbei, nur um das Eisen, die Schätze anzuschauen, unsern überschwänglichen Reichthum! — Aber kein roher Ausbruch der Begehrlichkeit, keine Verletzung der Sitte.

Während unseres langen Aufenthaltes auf Radack sind nur ein paar Diebstahlsversuche an uns begangen worden. Wahrlich, wenn Fremde unbesorgt so viel Gold der Habsucht unseres Pöbels aussetzten, würden sie den Europäern kein so gutes Zeugniß der Ehrlichkeit zu sprechen haben, als wir diesem Volke.

Auf Oromed, der fruchtbarsten der Inseln dieses Riffes, auf welcher jedoch der Cocosbaum den Wald noch nicht überragt, empfing uns ein hochbejahrter, würdiger Greis, der Häuptling Laergaß. Großherzig und uneigennützig war er vor allen Menschen, die ich gekannt. Er mochte nur geben, schenken, und that es zu der Zeit, wo kein Gegengeschenk mehr zu erwarten war. Durch diesen Charakterzug unterschied er sich sehr von Rarick, dem diese Tugenden abgingen.

Die Bevölkerung der Insel schien aus ungefähr dreißig Menschen zu bestehen. Ihre festen Wohnsitze unterschieden sich nicht von den Dächern, die wir auf den westlicheren Inseln gesehen. Als wir uns eben der Gastfreundschaft des alten Häupt-

lings erfreuten, und mit dem Schmucke schmückten, den die Töchter der Insel uns dargereicht, störte ein Schreckniß die behagliche Stimmung. Unser kleiner Valet kam, seiner Furchtbarkeit unbewußt, munter herbei gesprungen; und wie vor dem nie gesehenen Ungeheuer Alles floh, und er gar zu blaffen anfing, hatten wir keine geringe Mühe, das verlorene Zutrauen wieder herzustellen.

Die Radacker, die kein anderes Säugethier als die Ratte gekannt, trugen vor unsern Thieren, Hund, Schwein und Ziege, eine gar schwer zu überwindende Scheu. Aber vor allen furchtbar war ihnen der kleine Valet, der lustig und behend allen nachlief, und zuweilen bellte. Der große Valet, den der Kapitain aus der Beringsstraße mitgebracht, war kein solches Ungethüm; er machte sich mit keinem zu schaffen. Er krepirte während unsers Aufenthalts auf Radack, und zwar auf der Gruppe Aur. Vermuthlich wurde ihm das heiße Klima verderblich.

Wir verließen am 20. Januar diesen Ankerplatz, und längs des Riffes segelnd, kamen wir nach einer kurzen Fahrt vor Otdia, der Hauptinsel der Gruppe gleiches Namens, welche die größte im Umfang, den äußersten Osten des Umkreises einnimmt.

Otdia war, wie man uns zu Oromed angedeutet, der Wohnsitz von Rarick. Ich ward zuerst ans Land geschickt; bald aber bestieg er, auf das zierlichste geschmückt, sein Boot, kam an das Schiff und stieg, der erste der Radacker, furchtlos auf dasselbe.

Auf dieser Insel, die über zwei Meilen lang ist, hatten ungefähr sechzig Menschen ihre gewöhnlichen Wohnsitze, aber häufige Wanderungen fanden statt, und unsere Gegenwart zog Gäste aus den entfernteren Theilen der Gruppe herbei. Wir durchschweiften täglich einzeln die Insel, schlossen uns jeder Familie an, und schliefen unbesorgt unter ihren Dächern. Sie kamen gleich gern gesehen an das Schiff, und die Häuptlinge und Angesehensten wurden an unsere Tafel gezogen, wo sie mit leichtem und gutem Anstande sich in unsere Bräuche zu fügen wußten.

Unter den Bewohnern von Otdia machte sich bald ein Mann

bemerkbar, der, nicht von adelichem Stamme, sich durch Geist und Verstand, durch schnelle Auffassung und leichte Darstellungsgabe vor allen Andern auszeichnete. Lagediack, der Mann unsers Vertrauens, von dem wir am mehrsten lernten, und durch den wir unsern Lehren Eingang im Volke zu verschaffen Hoffnung faßten, tauschte später mit mir seinen Namen. Herr von Kotzebue erhielt zuerst von Lagediack wichtige Aufschlüsse über die Geographie von Radack. Durch ihn erhielt er Kunde von den schiffbaren Furten, die im südlichen Riffe von Otdia befindlich sind, von der Nachbargruppe Erigup, von den übrigen Gruppen, aus welchen die Inselkette besteht. Lagediack zeichnete seine Karte mit Steinen auf den Strand, mit dem Griffel auf die Schiefertafel, und zeigte die Richtungen an, die nach dem Kompaß verzeichnet werden konnten. Mit ihm legte Herr von Kotzebue den Grundstein zu der interessanten Arbeit, die er über Radack und die westlichere Inselkette Ralick geliefert hat. Der erste Schritt war gethan; es galt nur weiter zu gehen.

Lagediack begriff gar wohl die Absicht, die wir hatten, die Arten hier noch unbekannter, nutzbarer Gewächse zum Besten des Volkes einzuführen, einen Garten anzubauen und Sämereien auszutheilen. Am 22. ward mit der Anlage des Gartens der Anfang gemacht, der Grund gesäubert, die Erde durchwühlt, Ignamwurzeln gelegt, Melonen und Wassermelonen ausgesäet. Unsere Freunde waren um uns versammelt, und schauten theilnehmend und aufmerksam unserm Werke zu; Lagediack erläuterte unser Beginnen und war unablässig bemüht, die von uns erhaltenen Lehren zu verbreiten und einzuprägen. Wir theilten Sämereien aus, nach welchen erfreuliche Nachfrage war, und wir hatten die Freude, in den nächsten Tagen mehrere Privatgärten nach dem Vorbild des unsern entstehen zu sehen.

Bei der erwähnten Gartenarbeit am 22. ereignete sich, was ich hier, um einen Charakterzug unserer liebenswerthen Freunde zu zeichnen, erzählen will. Als ich eben die Zuschauer ansah, ward ich auf mehreren Gesichtern zugleich ein schmerzliches Zucken

gewahr. Ich wandte mich zu dem Matrosen, der, um Raum zu gewinnen, das Gesträuch ausreutete und den Wald lichtete; er hatte eben die Axt an einen schönen Schößling des hier so seltenen und so werthvollen Brodfruchtbaums gelegt. Das Unglück war geschehen, der junge Baum war gefällt. Wenn gleich der Mann unwissend gesündigt hatte, mußte doch der Befehlshaber die Verantwortlichkeit für die That offenkundig von sich abwälzen; und so fuhr der Kapitain zürnend den Matrosen an, der die Axt abgeben und sich zurückziehen mußte. Da traten die guten Radacker begütigend und fürsprechend dazwischen, und einige gingen dem Matrosen nach, den sie liebkosend zu trösten suchten, und dem sie Geschenke aufdrangen.

Die Ratten, die auf diesen Inseln in gar unerhörter Menge sind, hatten am andern Tage bereits Vieles zerstört und die mehrsten Sämereien aus der Erde geholt. Doch war, als wir Otdia verließen, unser Garten in blühendem Zustande. Bei unserm zweiten Besuch auf Radack im nächsten Spätjahr ließen wir Katzen auf dieser Insel zurück. Herr von Kotzebue auf seiner zweiten Reise im Jahr 1824 fand sie verwildert und vermehrt, ohne daß die Anzahl der Ratten abgenommen.

Die Schmiede ward am 24. Januar auf dem Lande aufgestellt. Sie blieb mit dem überschwänglichen Reichthum an Eisen unter der Obhut eines einzigen Matrosen, der dabei schlief. An einem der folgenden Tage wollte sich einmal ein alter Mann eines Stückes Eisen gewaltsam bemächtigen, in welchem Unterfangen er von seinen entrüsteten Landsleuten auch mit Gewalt verhindert ward — das ist kein Diebstahl zu nennen. Aber auch da, wo wirklicher Diebstahl begangen wurde, ward stets von Seiten der Radacker der größte Unwille an den Tag gelegt und die lauteste Mißbilligung ausgesprochen.

Einleuchtend ist, welch ein anziehendes Schauspiel für unsere Freunde die von ihnen nicht geahndete Behandlung des kostbaren Eisens im Feuer und unter dem Hammer seyn mußte. Die Schmiede versammelte um sich die ganze Bevölkerung. Freund

Lagediack war einer der aufmerksamsten und muthigsten dabei; denn Muth erfodert es wohl, das unbekannte Spiel des Blasebalges und das Sprühen der Funken in der Nähe zu betrachten. Für ihn ward auch zuerst eine Harpune geschmiedet, dann eine zweite für Rarick, und etliche Kleinigkeiten für Andere, bevor die Arbeiten für den Rurick vorgenommen wurden.

Rarick begleitete mich einmal auf einer Wanderung nach meinem Badeplatze und Korallengarten. Daselbst angelangt bedeutete ich ihm, daß ich baden wolle, und fing an mich auszuziehen. Bei der Bewunderung, welche die Weiße unserer Haut unseren braunen Freunden einflößte, dachte ich mir, weniger zartfühlend als er, die Gelegenheit werde ihm erwünscht seyn, eine sehr natürliche Neugierde zu befriedigen. Als ich aber ins Bad zu steigen bereit, mich nach ihm umsah, war er verschwunden, und ich glaubte mich von ihm verlassen. — Ich badete mich, beobachtete, untersuchte, stieg aus dem Wasser, zog mich wieder an, durchmusterte meine Trockenanstalt und wollte eben den Heimweg einschlagen: da theilte sich das Gebüsch, und aus dem grünen Laube lächelte mir das gutmüthige Gesicht meines Begleiters entgegen. Er hatte sich derweil das Haar mit den Blumen der Scaevola auf das zierlichste geschmückt, und hatte auch für mich einen Blumenkranz bereitet, den er mir darreichte. Wir kehrten Arm in Arm nach seiner Wohnung zurück.

Eine gleiche schonende Schamhaftigkeit war unter den Radackern allgemein. Nie hat uns einer im Bade belauscht.

Es war verabredet, daß ich diese Nacht auf dem Lande zubringen würde, die Menschen in ihrer Häuslichkeit zu beobachten. Als wir anlangten, war schon der Kapitain in seinem Boote an das Schiff zurückgekehrt, und es erschien Allen ganz natürlich, daß ich mich der Familie als Gast anschloß. Man war mit der Bereitung des Mogan, des Pandanusteiges, beschäftigt. Wir brachten den Abend unter den Cocosbäumen am Strande des innern Meeres zu. Der Mond war im ersten Viertel, es brannte kein Feuer, und ich konnte keines bekommen, meine Pfeife an-

zuzünden. — Es wurde gegessen und gesprochen; das Gespräch, dessen Gegenstand unsere Herrlichkeiten waren, wurde munter und in langen Sätzen geführt. Meine lieblichen Freunde beeiferten sich, den fremden Gast zu unterhalten, indem sie Lieder vortrugen, die sie selbst zur höchsten Freude begeisterten. Soll man den Rhythmus dieses Vortrages Gesang, die schönen, naturgemäßen Bewegungen (im Sitzen) einen Tanz nennen? — Als die Radackische Trommel verstummt war, foderte mich Rarik auf, hinwiederum ein russisches Lied vorzutragen. Ich durfte meinem Freunde diese einfache Bitte nicht verweigern, und sollte nun, mit unter uns verrufener Stimme, als ein Muster europäischer Singekunst auftreten. Ich fand mich in diese Neckerei des Schicksals, stand auf und deklamirte getrost, indem ich Silbenmaß und Reim stark klingen ließ, ein deutsches Gedicht, und zwar das Göthische Lied: „Lasset heut im edlen Kreis ꝛc.“ Verzeihe mir unser verewigter deutscher Altmeister, — das gab der Franzos auf Radack für russischen Gesang und Tanz aus! Sie hörten mir mit der größten Aufmerksamkeit zu, ahmten mir, als ich geendet hatte, auf das ergötzlichste nach, und ich freute mich, sie — obwohl mit entstellter Aussprache — die Worte wiederholen zu hören:

„Und im Ganzen, Vollen, Schönen
Resolut zu leben.“

Ich schlief zu Nacht an der Seite Raricks im Hängeboden seines großen Hauses; Männer und Weiber lagen oben und unten, und öfters wechselte Gespräch mit dem Schlafe ab. Ich fuhr am Morgen an das Schiff zurück, um sogleich wieder an das Land zurück zu kehren.

Ich habe einen meiner Tage auf Radack beschrieben; sie flossen sanft mit geringer Abwechselung dahin, es möge an dem gegebenen Bilde genügen. Der Zartsinn, die Zierlichkeit der Sitten, die ausnehmende Reinlichkeit dieses Volkes drückte sich in jedem geringfügigsten Zuge aus, von denen die wenigsten geeignet sind, aufgezeichnet zu werden.

Fr. von Raumer.

Der Sturm auf Jerusalem im Jahr 1099.

(1823.)

Gleich nach der Rückkunft von jener heiligen Wanderung, [nach dem Oelberge] begannen die Christen nähere Vorbereitungen zum Angriffe. Der Herzog von Lothringen, Robert von Flandern und Robert von der Normandie bemerkten hiebei, daß die Stadt ihrem Lager gegenüber nicht allein durch die Mauern, sondern auch durch die stärkste Besatzung und das tüchtigste Kriegszeug, besser als an allen anderen Seiten gedeckt sey; deshalb veränderten sie klüglich ihre Stellung in der Nacht vor dem beschlossenen Sturme, legten mit großer Mühe die Belagerungswerkzeuge auseinander, trugen sie morgenwärts, wo die Mauer niedriger und der Boden ebener war, und setzten dann alles mit großer Anstrengung wiederum zusammen. Ein viereckiger, ans Thal Josaphat stoßender Stadtthurm, befand sich nunmehr zu ihrer linken, das Stephansthor zu ihrer rechten Hand. Erstaunt sahen die Muhamedaner beim Anbruche des Tages, daß des Herzogs Lager verschwunden war, und wähnten er sey davon gezogen: bald nachher entdeckten sie ihn aber mit dem Belagerungszeuge an der gefährlicheren Stelle. Gleichzeitig hatte der Graf von Toulouse mit großem Kostenaufwande eine Vertiefung auffüllen lassen, welche sich zwischen den Mauern und dem von ihm errichteten Thurme hinzog, so daß dieser nunmehr ohne Mühe der Stadt genähert werden konnte. Es waren aber die Thürme des Herzogs von Lothringen und des Grafen Raimund von

gleicher Bauart, hoch, vierseitig und vorn mit einer doppelten Bedeckung von starken Brettern versehen. Die äußere Bedeckung konnte man oberwärts ablösen und, einer Fallbrücke gleich, auf die Mauern niederlassen; die innere, mit Häuten überzogene, schützte dann noch hinlänglich gegen Wurfgeschosse und Feuer.

Jetzo begann der Sturm. Zuerst schleuderten die Christen aus all ihrem Geschütz Pfeile und große Steine gegen die Mauer; allein ihre Kraft ging an den Säcken voll Stroh und Spreu, an dem Flechtwerk und anderen weichen Gegenständen verloren, welche die Belagerten zum Schutze aufgehängt hatten. Kühner, als könnte persönlicher Muth allein entscheiden, nahten hierauf die Pilger den Mauern; aber Steine und Balken schmetterten sie zu Boden, brennende Pfeile setzten ihr Kriegszeug in Brand, hinabgeworfene Gefäße, mit Schwefel und kochendem Oele angefüllt, vermehrten die Gluth, und durch unaufhörliches Gießen von Wasser, durch Anstrengungen aller Art konnte man die Gefahren nicht besiegen, sondern kaum hemmen. So verging der erste Tag, ohne Enscheidung, und nur ein Umstand erhöhte den Muth der Christen: daß die Saracenen, ungeachtet aller Bemühungen, nicht im Stande waren, ein heiliges Kreuz zu verletzen, welches man auf dem Thurme Gottfrieds von Bouillon errichtet hatte. Die Nacht verfloß in gegenseitiger Furcht eines Ueberfalles, und die Wachen wurden verdoppelt; Wenigen aber war es gegeben, sich nach solcher Anstrengung und in der nahen Aussicht auf größere Thaten, durch ruhigen Schlaf zu stärken.

Auch erneute sich mit der Morgenröthe der Kampf, heftiger noch als am vergangenen Tage: denn die Christen waren erbittert, daß ihre früheren Hoffnungen getäuscht worden, und die Saracenen ahneten ihr Schicksal im Falle der Eroberung Jerusalems. Deshalb beschlugen die letzten einen ungeheuren Balken ringsum mit Nägeln und eisernen Haken, befestigten zwischen diesen Werg, Stroh und andere brennbare Dinge, gossen Pech, Oel und Wachs darüber hin, steckten Alles an mehren Stellen zugleich in Brand, und warfen dann den Balken mit

ungeheurer Anstrengung zum Thurme des Herzogs von Lothringen. Schnell wollten ihn die Christen hinwegziehen; es mißlang jedoch, weil die Belagerten eine starke Kette um dessen Mitte geschlungen hatten und ihn fest hielten. Da hoffte man wenigstens die Flammen zu löschen, welche gewaltig um sich griffen und alle Werkzeuge der Pilger zu zerstören drohten; aber kein Wasser minderte die Gluth, und erst durch den, glücklicherweise für solche Fälle herbeigeschafften Essig, wurde der Brand gehemmt. So dauerte das Gefecht schon sieben Stunden ohne Erfolg, und viele Christen wichen ermüdet zurück. Der Herzog von der Normandie und der Graf von Flandern verzweifelten an einem glücklichen Ausgange und riethen zur Rastung bis auf den folgenden Tag; der Herzog von Lothringen hielt nur mit Mühe seine Mannschaft beisammen und die Belagerten freuten sich schon der Errettung; da winkte ein Ritter vom Oelberge her mit leuchtendem Schilde gegen die Stadt. „Seht ihr," rief der Herzog, „seht ihr das himmlische Zeichen, gewahrt ihr den höheren Beistand?" Und Alle drangen rastlos wieder vorwärts; selbst Kranke, selbst Weiber ergriffen die Waffen, um die heilbringenden Gefahren zu theilen. In demselben Augenblicke warf das Geschütz der Franken mit furchtbarer Gewalt die größten Steine über die Mauern, und weil andere Mittel fruchtlos blieben, so wollten die Belagerten durch Zauberei dagegen wirken; aber e i n Stein tödtete die beiden herzugerufenen Beschwörerinnen, nebst dreien Mädchen, welche sie begleitet hatten: und dies galt den Pilgern für ein zweites Zeichen des Himmels. Binnen einer Stunde war die äußere Mauer gebrochen, der Boden geebnet und des Herzogs Thurm der inneren Mauer genähert. Alle Säcke, Balken, Stroh, Flechtwerk oder was die Belagerten sonst zum Schutze aufgehängt hatten, ward in Brand gesteckt; der Nordwind trieb mit Heftigkeit den Rauch und die Flammen gegen die Stadt, und geblendet und fast erstickt wichen alle Vertheidiger. In höchster Eil ließen die Pilger nunmehr jene Fallbrücke vom Thurme des Herzogs auf die

Mauer nieder und stützten sie mit Balken: zwei Brüder aus Flandern, Ludolf und Engelbert, betraten aus dem mittleren Stockwerke des Thurmes zuerst die Mauern; ihnen folgten aus dem oberen Stockwerke herbeieilend, Herzog Gottfried und Eustathius sein Bruder, dann viele Ritter und geringere Pilger. Man sprengte das Stephansthor, und mit dem Rufe: „Gott will es, Gott hilft uns!“ stürzten die Christen unaufhaltsam in die Straßen.

Unterdessen war der Graf von Toulouse, an der andern Seite der Stadt, auf das äußerste bedrängt und sein Thurm so beschädigt worden, daß ihn Keiner mehr zu besteigen wagte. In diesem Augenblicke der höchsten Gefahr, erhielten aber die Türken Nachricht von dem Siege des Herzogs, und schnell versprachen sie dem Grafen die Uebergabe des Thurmes David gegen künftige Löfung und sicheres Geleit bis Askalon. Raimund bewilligte ihre Forderungen, erfuhr aber später wegen dieser löblichen Milde den ungerechten Tadel der Kreuzfahrer. Mit solcher Eil drangen nunmehr auch die Provenzalen in die Stadt, daß sechszehn von ihnen im Zionsthore erdrückt wurden. Unkundig der Straßen, gelangte Tankred fechtend bis zur Kirche des heiligen Grabes, hörte erstaunt das „Herr, erbarme dich unser!“ singen, fand hier die jerusalemischen Christen versammelt, und gab ihnen eine Wache zum Schutze gegen etwanige Anfälle der Saracenen. Aber schon retteten sich diese fliehend von den Straßen in die Häuser, vor Allem an zehntausend in den Tempel und dessen von Mauern eingeschlossenen Bezirk. Auch dahin drangen die Christen. „Alle sind Frevler und Heiligthumsschänder, kein Einziger werde verschont!“ so riefen das Volk, die Fürsten und die Geistlichen; und man metzelte, bis das Blut die Treppen des Tempels hinabfloß, bis der Dunst der Leichname selbst die Sieger betäubte und forttrieb. Doch bemächtigten sie sich vorher mit gieriger Hast der großen Tempelschätze, welche einen dauernden Reichthum hätten begrün-

den können, wenn gewaltsamen Erwerbern die Geschicklichkeit des Erhaltens nicht allemal, zur Strafe ihrer Frevel, versagt wäre.

Von dem Tempel eilte man zur Synagoge, wohin sich die Juden gerettet hatten; sie wurden verbrannt. Aufgehäuft lagen jetzt die Leichen selbst in den abgelegensten Straßen, schrecklich war das Geschrei der Verwundeten, furchtbar der Anblick der einzelnen, zerstreut umhergeworfenen menschlichen Glieder; dennoch kehrte höhere Besinnung noch immer nicht zurück! Es war schon früher, zur Mehrung der Grausamkeit und des Eigennutzes, der Grundsatz angenommen und vor der Eroberung Jerusalems nochmals ausdrücklich bestätigt worden: daß Jeder eigenthümlich behalten sollte, was er in Besitz nähme. Deshalb theilten sich die Kreuzfahrer nach Auseinandersprengung der größeren Massen ihrer Feinde, in einzelne kleinere Raubhorden. Kein Haus blieb unerbrochen, Greise und Weiber, Hausgesinde und Kinder wurden nicht bloß getödtet, sondern mit wilder Grausamkeit verhöhnt oder gemartert. Man zwang Einige von den Thürmen hinabzuspringen; man warf Andere zu den Fenstern hinaus, daß sie mit gebrochenem Genick auf der Straße lagen; man riß die Kinder von den Brüsten der Mütter und schleuderte sie gegen die Wände oder Thürpfosten, daß das Gehirn umherspritzte; man verbrannte Mehre an langsamem Feuer; man schnitt Anderen mit wilder Gier den Leib auf, um zu sehen, ob sie nicht Gold oder andere Kostbarkeiten, der Rettung wegen, verschluckt hätten. Von 40,000, oder wie morgenländische Geschichtschreiber melden, von 70,000 Saracenen, blieben nicht so viele am Leben, als erforderlich waren, ihre Glaubensgenossen zu beerdigen. Arme Christen mußten nachher bei diesem Geschäfte Hülfe leisten, und viele Leichname wurden verbrannt, theils damit sich nicht bei längerer Zögerung ansteckende Krankheiten erzeugen möchten, theils weil man hoffte, selbst in der Asche noch Kostbarkeiten aufzufinden.

Endlich war nichts mehr zu morden und zu plündern; da reinigten sich die Pilger vom Blute, entblößten Haupt und

Füße, und zogen unter Lobgesängen zur Leidens- und Auferstehungskirche. Feierlich wurden sie hier von den Geistlichen empfangen, welche mit tiefer Rührung für die Lösung aus der Gewalt der Ungläubigen dankten, Keinen aber mehr erhuben, als Peter den Einsiedler, weil dieser ihnen vor fünf Jahren Hülfe zugesichert und sein Wort gehalten hatte. Alle Pilger weinten vor Freuden, konnten sich nicht satt sehen an den heiligen Stätten, wollten Jegliches berühren, und beichteten ihre Sünden und gelobten Besserung mit lauter Stimme. So feurig war der Glaube, daß Viele nachher beschwuren, sie hätten Gestalten der, in den früheren Schlachten umgekommenen Brüder neben sich wandeln gesehen, ja der Bischof Ademar von Puy habe einem erstaunt Fragenden geantwortet: „nicht er allein, sondern alle verstorbenen Kreuzfahrer wären auferstanden, um an dem Kampfe und an den Freuden des Sieges Theil zu nehmen.“ Der Himmel sey Allen erworben, Gott sey Allen gnädig für das große Werk: das war die feste Ueberzeugung, die unwandelbare Hoffnung!

So ward Jerusalem erobert am neun und dreißigsten Tage der Umlagerung, am funfzehnten Julius des Jahres 1099.

Franz Horn.

Gedanken.

(Um 1830.)

1. Erbsünde.

Ihr seyd viel zu illuminirt, um an die alten Sagen zu glauben, die Erde sei einst von ihrem eigenen Schöpfer verflucht worden, die menschliche Natur als solche trage den Keim des Verderbens in sich, und von Geschlecht zu Geschlecht erbe die Sünde sich fort. Der Schrift, die allein Trost bietet, und die ihr selbst doch die heilige nennt, glaubt ihr nicht, auch der Geschichte der Welt, der Völker, der Familien, ja eurer eigenen Erfahrung nicht! Selbst wenn ihr les't und immer wieder lesen müßt, daß Friedrich der Große noch als Greis die Menschen eine maudite race nannte, so meint ihr, es sei nicht sein Ernst gewesen. War es etwa seine Gewohnheit, in ernsten Gesprächen, und zwar mit seinen Unterthanen — hier war es Sulzer, zu dem er sprach — sich heftiger auszudrücken, als er es meinte? oder zu scherzen? oder durch Paradoxieen bestürzt machen zu wollen?

Meint ihr, der Donner rolle nicht, weil ihr ihn nicht hören wollt? oder die Blitze zucken nicht, weil ihr sie nicht sehen mögt? Wie? wenn gerade dieses Nichtaufmerkenwollen mit zu den Zeichen jenes Fluchs gehörte?

---

2. Wiedersehen.

Es ist sehr menschlich, daß liebende Menschen nach dem Tode einander wieder zu sehen wünschen und hoffen. Schade

nur, daß sie dabei meistens so einseitig sind, und gewöhnlich nur ihre Frauen und Kinder oder gar ihre Cousins und Cousinen verstehen. An diesen Letzteren, sollte man glauben, hätten sie sich schon bereits im Leben satt gesehen, wenigstens geht es bei ihren Familienzusammenkünften nicht immer mit der gehörigen lebendigen Liebe zu, ja es geht die Rede, als schleiche sich mitunter offenbare Langweiligkeit ein. Dennoch wollen sie nach funfzig bis sechzig Jahren die kleine Cousine und den breiten Cousin in verklärter Gestalt und im anmuthigsten Lichtgewand wiedersehen. Auch das ist menschlich, und wenn irgend ein Streiflicht des Komischen auch hier sich hineinstehlen kann, so fällt es doch nur auf Nebenumstände und trifft den Kern der Sache nicht.

Wahrhaft beruhigen in dieser Angelegenheit kann uns jedoch nur eine tiefere Ansicht von der Liebe und die Erkenntniß, daß diese Liebe allein als Leben gelten kann. Wer sich bewußt ist, nur durch die Liebe und in der Liebe leben zu können, wird auch dieser Liebe genug vertrauen, daß sie ewige Dauer habe und geben müsse. Unser ganzer Glaube an die Unsterblichkeit ruht lediglich auf ihr, und das Maß der Sicherheit jenes Glaubens ist völlig gleich dem Maß unsrer Liebe. Wer sein Leben aus einer anderen Quelle schöpft, möchte wohl überhaupt nicht recht leben, und er hat sehr recht, wenn er über die Fortdauer seines ganzen Lebens zuweilen in einige Unruhe verfällt, wobei ihm jedoch am Wiedersehen der ohnehin nicht sonderlich geliebten Personen wenig gelegen sein kann. Manche machen sich jedoch selbst aus den Zweifeln nicht viel, und kommen diese ja einmal in etwas stärkerer Sprache an den Tag, so setzen sie sich zu Tisch, denn speisend, und zwar gut speisend, vergessen wir leicht alle Scrupel.

---

3. Vernunft und Glauben.

Je verständiger der Verstand eines Menschen wird, je mehr erkennt er seine Beschränktheit, und je vernünftiger die praktische Vernunft eines Menschen wird, je mehr erkennt er die

Mangelhaftigkeit seines Willens und seines Handelns. Wir bedürfen deßhalb des Glaubens an die göttlichen Dinge, wie sie uns Christus zur reinsten Anschauung gebracht hat; Er, der seine eigene Göttlichkeit Jedem, der überhaupt noch wissen und glauben kann, unwidersprechlich gezeigt hat. Können wir aber glauben und recht fromm sein ohne Gebrauch des Verstandes und der Vernunft? Die bloße Frage ist schon eine Art von Sünde. — Allerdings, sind sie (Verstand und Vernunft) in ihrer jetzigen zeitlichen Begrenzung nicht vermögend, Gott zu erfassen, aber sie sind und bleiben doch ewig das unschätzbarste Geschenk Gottes. Wer dadurch zum Glauben zu kommen hoffen möchte, daß er sich des Verstandes und der Vernunft in Beziehung auf die göttlichen Dinge ganz entäußerte, der würde eben so rasend handeln, als wenn Jemand sagen wollte: „Da ich mit meinen Augen nicht Alles sehen kann, so will ich sie mir ...... ausstechen!" — Solche Rasende aber giebt es jetzt Manche!

Meine eigne Ansicht ist die allereinfachste und lautet also: Ich möchte auch nicht einen Tag leben ohne den innigsten Glauben an Gott und den Erlöser und dessen Lehre, aber ich möchte auch nicht einen Tag leben ohne den freien Gebrauch des Verstandes und der Vernunft.

System ist lebendig organischer, sich ewig und nach allen Seiten neu erzeugender Zusammenhang, und wer nicht im Stande ist, Platon und Spinoza, Leibnitz und Kant, Fichte und Jacobi zu verstehen, sollte nie von einem System reden. Was man sonst System nennt, ist nichts Anderes, als ein Haufen neben einander gestellter bleierner und bemalter Soldaten, die selbst ein Kind mit dem kleinen Finger umstoßen kann. Und so bin ich denn wie von einer mathematischen Wahrheit überzeugt, daß die ganze hier nur angedeutete Richtung in fünf bis zehn Jahren höchstens als ein todter Leichnam betrachtet werden wird.

4. Letzte Station.

Stellt euch, wie ihr wollt, ihr neuen Theologen, bei eurer Gelindigkeit, Zartheit müßt ihr doch am Ende, wenn ihr folgerecht sein wollt, auf den Spinozismus zurückkommen und jede Scheidewand zwischen Gut und Böse fallen lassen, wobei es euch aber gewiß nicht an den herkömmlichen Halbtröstungen und der stolzen Hinweisung auf das in ewiger Nothwendigkeit fortschreitende Ganze fehlen wird. Schade nur, daß der Mensch, dieser arme Robinson — oft ohne Lama's nnd ohne Freitag — dabei eine Art von Tantalus- oder Danaidengesicht zu machen pflegt, und ihr — in stillen Stunden doch wohl auch.

Aber der edle Spinoza war auch kein Christ, und hat sich nie dafür ausgegeben; ihr nennt euch so, und das ändert die Sache zu eurem Nachtheil. Sündigen, Natur und Erlösung, Himmel und Hölle, Kommt her, ihr Gesegneten, und hinweg, ihr Verfluchten — wer nicht an diese Grundlage des gesammten Christenthums glaubt, der nenne sich, wie er will, nur nicht nach Christus.

Hoffst Du denn mit dergleichen einfachen Fragmenten viel auszurichten? Viel?

---

5. Neueste Philosophie.

Die Philosophie des Tages, wie sie sich wenigstens bei einer Menge von Schülern zeigt, könnte wohl am besten und traurigsten als eine völlig sehnsuchtslose bezeichnet werden, ja ich bin überzeugt, daß jene mit wahrem Stolz auf die Sehnsucht, wie auf einen erhitzten und fabelhaften Zustand, herabsehen, da sie von der ächten Sehnsucht schlechthin keine Ahnung erschwingen können. Christoph Wagner muß sich freilich von seinem Herrn nachsagen lassen, daß er froh ist, wenn er Regenwürmer findet; so steht es mit ihnen nicht; denn eher könnte man sagen, sie haben einen einzigen ungeheuer langen und sich nach allen Seiten beliebig schlängelnden Regenwurm, der sich als reiner Begriff des Seins und des Rechts verkündiget.

Oken.

Kunst.

In naturphilosophischen Grundlinien.

(1809.)

Die Kunst ist die Darstellung der Sinne in der Natur.

Der Sinn ist aber der letzte Wille der Natur.

Die Kunst ist mithin die Darstellung des Willens der Natur.

Schön ist, was den Willen der Natur darstellt.

Unschön ist, was die Natur durch Kunst darstellt.

Schön ist, was den Willen Gottes in der Natur darstellt.

Die Kunst ist ein göttliches Geschäft. Schön ist, was Gott in einem Naturstück darstellt.

Es gibt auch eine Naturschönheit — bewußtlose Gestaltung des Willens Gottes.

Die höchste Naturschönheit ist das gottgleiche Wesen, der Mensch.

Der Mensch drückt das letzte Ziel des Willens der Natur aus.

Das Ziel der Natur ist, im Menschen wieder in sich zurückzukehren. Das Menschengesicht wiederholt am vollkommensten den Rumpf, und kehrt wieder ganz und gar in den Rumpf zurück. Dasjenige Menschengesicht ist schön, in dem die Wirbelsäule wieder parallel mit der Rumpfwirbelsäule zurückläuft. Die Gesichtswirbelsäule ist die Nase.

Das Gesicht ist schön, dessen Nase parallel geht dem Rückgrath.

Kein Menschengesicht ist so gewachsen, sondern eines jeden Nase macht mit dem Rückgrath einen spitzigen Winkel. Der Gesichtswinkel ist bekanntlich 80°.

Was noch kein Mensch bemerkt hat, und was auch ohne unsere Ansicht der Schädelbedeutung nicht zu bemerken ist, haben die alten Künstler durch Eingebung gefühlt. Sie haben den Gesichtswinkel nicht nur zu einem rechten gemacht, sondern sind noch darüber hinausgeschritten, die Römer auf 96°, die Griechen gar bis 100°.

Woher kommt es, daß dieses unnatürliche Gesicht der griechischen Kunstwerke noch schöner als das der römischen ist, da doch dieses der Natur näher kommt? Der Grund liegt darin, weil das griechische Kunstgesicht den Willen der Natur noch mehr darstellt, als das römische; denn in jenem stellt sich die Nase ganz senkrecht, dem Rückenmark parallel, und kehrt so ganz dahin zurück, wo sie hergekommen ist.

Wer die Natur nachmalt, ist mithin ein Pfuscher, er ist ideenlos, und ahmt nicht besser nach als ein Vogel den Gesang, oder der Affe die Gebärden, Mienen.

Im Menschen sind alle Schönheiten der Natur vereinigt.

Die Natur kann auch noch schön sein, insofern sie einzelne Ideen des Menschen darstellt.

Es gibt nur zwei Kunstsinne, das Aug' und das Ohr, auch nur zwei Kunstgebiete, das plastische und das tönende, oder das der Form und der Bewegung.

Das Formengebiet stellt das materiale Universum in seinen Ideen, seinem Willen, also seiner Freiheit dar.

Die Darstellung des weltkörperlichen Universum in den Ideen ist die Baukunst.

Die Darstellung des Himmels im Plastischen ist der Tempelbau.

Der Tempel ist der Kunsthimmel.

Die Darstellung des Planeten im Plastischen ist das Haus.

Das Haus ist der Kunstplanet.

Die Baukunst ist die kosmische Kunst.

Die Darstellung des Individualen ist die **Bildhauerkunst**.

Die Bildhauerkunst stellt das Irdische, in ihrem Höchsten nur Menschen dar. Sie ist die **Heldenkunst**.

Diese Kunst, in der Materie geoffenbart, im Licht wiederholt ist die **Malerei**.

Die Malerei stellt das Himmlische dar, und auch in ihrem Niedersten ein Geistiges.

Die Malerei ist die Kunst der Religion, die **Heiligenkunst**.

Die Bildnerei ist die Kunst der Heiden, deren Götter Menschen sind; die Malerei ist die Kunst der Christen, deren Menschen Götter, Heilige sind.

Gott kann gemalt, aber nicht gebildet werden.

Die bewegige Kunst stellt die materiale Bewegung und die geistige dar.

Die Darstellung der kosmischen Bewegung ist der **Tanz**.

Die Darstellung, gleichsam die Bildnerei der Bewegung der Individuen, ist die **Mimik**.

Die geistige Darstellung des Tanzes ist **Musik**.

Die geistige Darstellung der Mimik ist **Dichtkunst**.

Theremin.

Die geistliche Beredsamkeit.

(1833.)

Bruchstück eines Gesprächs.

Mann. Gewiß haben Sie auch selbst oft gepredigt.

Jüngling. Ja das habe ich; darauf wollte ich eben kommen. Aber ich habe dabei traurige Erfahrungen gemacht.

Mann. Wie so?

Jüngling. Diejenigen, die von Amtswegen meine Predigten beurtheilten, wollten viele Fehler darin entdecken, die schwerlich vorhanden waren. Doch darüber würde ich mich leicht hinwegsetzen. Empfindlicher ist es mir, was ich nur zu deutlich merke, daß ich das Schrecken der Zuhörer bin. So bald sie meines Angesichtes ansichtig werden, stehen sie größtentheils auf und schleichen sich davon — was bei einer guten Kirchenpolizey nicht geschehen dürfte; und das Amen spreche ich oft allein vor dem Küster.

Mann. Hören Sie, und merken Sie es sich: Wer Christum vor leeren Bänken mit Demuth und Freudigkeit predigt, der steht auf einer sehr hohen Stufe im Reiche Gottes; während Derjenige, um den viele Tausend zusammenströmen, wenn sich dabei, wie es wohl geschieht, etwas Menschliches in ihm regt, in Gottes Augen viel niedriger steht.

Jüngling. Das ist wohl Mystizismus?

Mann. Könnte wohl seyn.

Jüngling. S'ist nichts für mich; es tröstet mich nicht.

Ich fing nun an zu zweifeln, ob ich wohl auf dem rechten Wege seyn möchte.

Mann. Brav! Aus Ihnen kann etwas werden.

Jüngling. Da beschloß ich, mich an Sie zu wenden. Sie sind zwar nur ein einfacher Mann, der, wie er selbst gesteht, mit der Zeit nicht fortgeschritten ist. Aber Sie haben doch eine mehr als zwanzigjährige Erfahrung, und ich hoffte, daß Sie mir aus derselben einen guten Rath geben würden. Sie haben es nicht gewollt. Sie haben mich zum Besten gehabt. Leben Sie wohl.

Mann. Bleiben Sie, ich bitte. Sie fragten, da wollte es nicht gehn. Jetzt will ich fragen, vielleicht geht es da besser. Wollen Sie antworten?

Jüngling. Ich werde sehn.

Mann. Drei Fragen sind's, die ich Ihnen vorzulegen habe. Die Hand auf's Herz, theurer junger Mann, und den Blick gen Himmel erhoben — wofür halten Sie sich?

Jüngling. Für einen jungen Mann, der durch seine glücklichen Anlagen, durch seinen anhaltenden Fleiß, durch seine tadellose Führung zu mehr als gewöhnlichen Hoffnungen berechtigt.

Mann. So? Wissen Sie denn aber gar nicht, daß Sie ein Sünder sind?

Jüngling. Nennen Sie mir den Ehrenschänder, der Ihnen das von mir gesagt hat; ich werde ihn zu züchtigen wissen.

Mann. Ehrenschänder? Großer Gott! Schrift und Gewissen sagen ja einem Jeden dasselbe.

Jüngling. Mir nicht, einem wohlerzogenen Menschen nicht.

Mann. Doch, doch, wenn er in der Schule des heiligen Geistes erzogen ist. Das Herz ist Ihnen also nicht vor Schmerz über die Sünde gebrochen?

Jüngling. Nein, es ist gesund, ganz, und ohne Riß.

Mann. Das thut mir leid; denn so lange es in diesem Zustande bleibt, werden Sie nicht erbaulich predigen. — Meine zweite Frage ist: Lesen Sie die Bibel?

Jüngling. Wie sollte ich nicht? Kritik und Exegese des alten und neuen Testamentes ist mein Lieblingsstudium.

Mann. Ein herrliches, treffliches Studium! Gott segne es Ihnen auch dadurch, daß es Sie nicht verhindere, die Bibel zu Zeiten wie ein einfältiger Christ zu lesen.

Jüngling. Und wie liest sie der?

Mann. Wie ein frommer Sohn ein zu ihm gelangtes Schreiben seines geliebten entfernten Vaters lieset. Bei einem jeden Worte denkt er: das ist dir gesagt, das mußt du beherzigen. Die Worte sehen und strahlen ihn an; sie erscheinen ihm wie Perlen und köstliche Edelsteine. Täglich vermehrt sich der Schatz derjenigen, die er in sein Herz, und dadurch auch in sein Gedächtniß aufnimmt. Nun werden sie in seinem Innern lebendig, und verknüpfen sich darin auf mannigfaltige Weise. Ein jedes, da es sich nicht auf einen einzelnen Kreis, sondern auf mehrere hinter einander liegende Schichten von Gegenständen bezieht, hat einen unendlichen Sinn, den Erfahrung und Nachdenken allmählig entwickeln, der den an sich armen menschlichen Geist mit dem Reichthum göttlicher Wahrheit und Weisheit füllt und auch, wenn das Reden Beruf ist, der Rede den Inhalt gibt, den jeder christliche Zuhörer verlangt. Haben Sie so die Bibel gelesen?

Jüngling. Mit nichten; auch verbieten es mir die Grundsätze einer gesunden grammatisch-historischen Interpretation.

Mann. Das fragte sich! — Wenn Sie aber die Bibel nicht auf diese Art lesen, werden Sie nie erbaulich predigen. Nun meine dritte und letzte Frage: Beten Sie?

Jüngling. Ja, zu mir selbst.

Mann. Wie? zu Ihnen selbst?

Jüngling. Beten heißt die Kräfte des Geistes und des Willens sammeln zum reinen Denken und zum sittlichen Handeln. Wenn ich das thue, wende ich mich nur an mich selbst; und aus mir selbst entwickelt sich auch die höhere Kraft, die mir alsdann zu Gebote steht.

Mann. Armer junger Mann! Also, zu Ihrem himmlischen Vater, zu Ihrem Heiland zu reden; so recht einfältig und innig, wie etwa ein Kind zu seinem Vater, und ein Freund zu seinem Freunde redet; vor dem allmächtigen, gnädigen Helfer alle Ihre Noth, geistige und irdische, große und kleine, zu bejammern, und ihn dann recht treuherzig und flehentlich zu bitten: Hilf mir! — das ist Ihnen unbekannt? Glauben Sie mir, so lange Sie nicht beten, werden Sie nicht erbaulich predigen. — Ich bin zu Ende, und habe über die geistliche Beredsamkeit Ihnen das Beste, das ich selber weiß, mitgetheilt.

Jüngling. Wo will denn das Alles eigentlich hinaus? Denn bisher, das gestehe ich, habe ich es noch nicht begriffen.

Mann. Dahin will es hinaus, daß die geistliche Beredsamkeit nichts anders ist, als das Ausströmen des innern, geistigen Lebens, welches vom Geiste Gottes erzeugt, und welches täglich genährt werden muß durch Buße, Gebet und Lesen des göttlichen Worts. Wo dies innere Leben nicht vorhanden ist, da kann die geistliche Beredsamkeit nichts anders seyn, als ein Gaukelspiel, als ein Versuch, die Zuhörer, die im Dunkel sitzen und vor Frost zittern, glauben zu machen, daß sie erleuchtet und erwärmt würden. Eine solche Täuschung, wenn es auch gelänge, sie hervorzubringen, wird niemals lange dauern; denn das sagt doch am Ende einem Jeden sein Gefühl, ob er sieht oder nicht, ob ihm warm ist oder ob ihn friert. Wie hingegen aus der Flamme, durch ihre natürliche, nothwendige Wirkung, Licht und Wärme strömt: so wird auch das geistige Leben, wo es vorhanden ist, von selbst in der Rede hervortreten; und es wird auch dadurch seine innere Herrlichkeit offenbaren, daß es unter den verschiedensten Formen sich mittheilt, und daß keine derselben ihm etwas Wesentliches geben oder nehmen kann. Wendet es sich an den Verstand, um die Einsicht zu befestigen, so wird es nicht der Wärme ermangeln; wendet es sich an das Herz, um Gefühle zu erwecken, so wird auch in diesen die Klarheit nicht vermißt werden. Nimmt der Geist den erhaben-

sten Schwung, so wird doch das Evangelium dadurch nicht erhabener erscheinen, als es durch sich selber ist; und erhaben wird es bleiben, auch wenn es in dem einfachsten, schmucklosesten Gewande erscheint. Ist das Streben nach dem Ideale einem Gemüthe angeboren, so wird auch die höchste Kunst, wenn sie nur dem Evangelium dienstbar ist, und sich ihm unterwirft, niemals seiner Heiligkeit und Würde Abbruch thun; und nicht minder wird es durch eine rohe und ungebildete Persönlichkeit sich entfalten können, sobald sich nur diese durch den Glauben geheiligt hat. Auch die Vorbereitung mag lang seyn oder kurz, sie mag Niedergeschriebenes dem Gedächtniß einprägen oder allein die Gedanken ohne die Worte vorbereiten — darauf kommt es nicht an; sondern darauf, daß ein Jeder, der ein Verkündiger des göttlichen Wortes seyn will, diesem heiligen Berufe seine Zeit, so viel er deren hat, und seine besten Kräfte widme; der, welcher viel hat, wird nicht besser auskommen, als der, welcher wenig hat, wenn dieser es nur eben so treu meint. Freilich kann auch bei gleicher Kraft und Lebendigkeit des innern christlichen Lebens der eine mehr, der andere weniger Zuhörer um sich versammeln, der eine mehr, der andere weniger gerühmt werden. Aber thöricht wäre es, nach dem einen oder nach dem andern auf den Segen des Wirkens überhaupt schließen zu wollen. Deshalb ist keiner ein begnadigter Redner, weil er vor einer großen Versammlung redet; er ist es durch den Glauben, aus welchem er redet, sollte er auch nur vor zweien oder dreien reden; denn wo Glauben ist, da ist auch Segen; und an dieser Gewißheit möge sich jeder genügen lassen.

Jüngling. Es genügt mir aber nicht. Wenn ich auf dem Abhange des Lebens stände, das Wenige, das mir beschieden, schon erreicht hätte: dann möchte ich mich auch wohl mit solchen Gedanken trösten. Aber ich stehe im Anfang einer Laufbahn, die sich weit und unermeßlich vor mir öffnet; und durch verächtliche Demuth soll mir mein hohes Ziel nicht verdunkelt, mein Streben nach demselben nicht gehemmt werden.

Mann. Keck sprechen Sie es aus, was jetzt so manche Jünglinge, und gewiß nicht die schlechtesten, ein jeder in Rücksicht auf seine Bestimmung, fühlen; was der von Kindheit an als Triebfeder zu allen Anstrengungen benutzte und dadurch furchtbar entwickelte Ehrgeiz ihnen eingiebt. Aber Entsetzen ergreift mich, wenn ich bedenke, Wer zuerst so gefühlt hat.

Jüngling. Welchen Redner meinen Sie?

Mann. Redner! Freilich, das kann er auch seyn! Wenn er die Lügen redet, so redet er von seinem eigenen.

Jüngling. Sie meinen also den . .

Mann. Den ich nicht gern nenne.

Jüngling. Es giebt ja Keinen!

Mann. Das sollten doch die ehrgeizigen Menschen am wenigsten behaupten! Die sollten doch ihren Generalissimus und Feldmarschall kennen; ihn, dessen Losungswort ist: Falle nieder! Bete mich an! Gebe doch der Herr, daß von denen, die sein Wort verkündigen, Keiner mit seinem Feinde ein geheimes Verständniß unterhalte!

Jüngling. Sie überlassen sich da wirklich einem ganz ungerechten Zorn. Lassen Sie uns, ehe wir scheiden, doch die Sache einmal ganz ruhig überlegen. Ich versetze mich dabei so viel als möglich auf Ihren Standpunkt. Ich soll erbauen, nicht wahr? Wie kann ich erbauen, ohne zu gefallen; wie kann ich gefallen, ohne daß man mich rühmt?

Mann. Das muß ich nun wieder läugnen; und ich behaupte, daß es ganz und gar nicht nöthig ist, den Zuhörern zu gefallen; ja daß es zuweilen gut seyn kann, ihnen recht derb zu mißfallen.

Jüngling. Aber man predigt doch einmal für Menschen.

Mann. Das läugne ich eben.

Jüngling. Nicht für Menschen?

Mann. Man predigt für Gott; und die Predigt ist die beste, die Gott am besten gefällt.

K. v. Raumer.

I. Ueber die Ausbildung der Sinne.

(Um 1819.)

Wäre das Auge nur ein *leiblicher Spiegel* der sichtbaren Welt, so würde es das *Verschiedenartigste* gleich gut oder gleich schlecht abspiegeln, je nachdem es leiblich gesund und stark oder leiblich krank schwach und wäre. Es ist aber *geistiges Empfängnißorgan*, Organ, nicht bloß einer leiblichen, sondern geistigen Vereinigung mit den Dingen. — Ein wohlbegründeter Sprachgebrauch unterscheidet daher: scharfe Augen haben und ein Auge für bestimmte Dinge haben, z. B. für Pflanzen, Thiere u. s. w. Jenes bezeichnet leibliche Gesundheit und Stärke, dieses weiset auf eine ursprüngliche geistige Verwandtschaft des Auges mit bestimmten Dingen, ausgebildet durch vertrauten Umgang.

Das Aehnliche gilt mehr oder minder von den übrigen Sinnen. — Die Kunst der Sinnenausbildung hat es nur dem kleinsten Theile nach mit dem, was die Sinne *leiblich* stärkt, zu thun — z. B. mit den ärztlichen Regeln zur Erhaltung und Stärkung der Augen. — Sie geht vielmehr auf Ausbildung *jeder geistigen Art* der Empfänglichkeit *jedes Sinnes*. Darum beginnt sie nicht mit willkührlich einseitiger Ausbildung nur Eines Sinnes, wodurch die geistige Reizbarkeit der anderen Sinne abstirbt; noch weniger richtet sie einen Sinn gewaltsam auf eine einzelne Art der Dinge, z. B. das Auge nur auf Pflanzen oder nur auf Thiere. Dadurch wird die geistige Beweg-

barkeit des Sinnes nach anderartigen Dingen gelähmt. — Hat der Erzieher aber, wie es die allgemeine mikrokosmische Anlage jedes wohlgeschaffenen Kindes verlangt, mit möglichst allseitiger Ausbildung aller Sinne begonnen, und bemerkt dann eine hervortretende stärkere Geistigkeit Eines Sinnes oder eine vorzügliche Verwandtschaft Eines Sinnes zu Einem bestimmten Kreise der sinnlichen Welt, z. B. des Auges zu den Steinen rc., dann erst mag er den Einen Sinn, die Eine Art der Empfänglichkeit als ein eigenthümliches Talent vorzugsweise ausbilden. —

Ist nun der innere Sinn, bei empfänglichen äußeren Sinnen mit einem Reichthum von Anschauungen aller Art geschwängert, so reift das Empfangene allmählig und sehnt sich an das Tageslicht. So spricht das kleine Kind Worte, die ihm die Mutter oft vorgesprochen, singt später Weisen, die es oft gehört, versucht zu zeichnen, was es oft gesehen.

Jedem empfangenden Organ hat die Natur ein gebührendes Darstellendes zugesellt, oder selbst mehrere, damit der Mensch nicht einsam im Reichthum seines Innern verginge, sondern zur Mittheilung sich äußerte. — Er kann den Bekannten, dessen Bild vor seiner Seele steht, auf mannigfaltige Weise abbilden, er kann ihn beschreiben, nach Schauspieler-Art darstellen u. s. w.

Die Ausbildung der Empfänglichkeit muß natürlich der Ausbildung der Darstellungsgabe vorangehen — Hören dem Sprechen und Singen, Sehen dem Malen rc. Es herrscht, wie bekannt, eine Sympathie der Empfängnißorgane mit den entsprechenden Darstellungsorganen — des Gehörs mit den Sprachorganen, des Gesichts mit der Hand rc. Die Uebung der Empfängnißorgane scheint ein geheimes stilles Wachsthum der Darstellungsorgane zu bewirken, wenn diese auch nicht unmittelbar geübt werden. —

Bei manchen Handwerkern muß der Lehrjunge ein Jahr lang zusehen, ohne selbst Hand anzulegen. Ist das Auge hierdurch verständigt, so folgt ihm die Hand sympathetisch. Möchte das Beispiel bei aller Sinnenausbildung beherzigt werden!

Der Lehrer, welcher Empfangen und Darstellen zugleich ausbilden will, vom Schüler den Ausdruck unmittelbar nach empfangenem Eindruck verlangt, der verkennt die Natur, welche stille, ungestörte sinnliche Empfängniß und in der Regel langsame Entwicklung der Darstellungsfähigkeit fordert.

Steffens sagt von mehreren nordamerikanischen Völkern: ihre Sinnenbildung bilde für diejenigen, die diese mit den körperlichen Uebungen verbinden wollen, ein nie zu erreichendes Muster. — Freilich übertreffen sie, nach den Erzählungen der Reisebeschreiber, die Europäer an Schärfe des Gesichts, Gehörs und Geruchs. Sind sie darum Muster der Sinnenausbildung? Statt des Ideals menschlicher Sinnenausbildung ist das Ideal der thierischen ins Auge gefaßt, leibliche Sinnenstärke mit geistiger verwechselt. Wie verschieden diese beiden sind, ergiebt sich schon aus den vorigen Betrachtungen; Beispiele mögen dies noch mehr ins Licht setzen.

Wer kennt nicht Menschen, welche das schärfste meilenweit tragende, den leisesten Ton vernehmende Gehör haben, und denen doch aller Sinn für reine und schöne Musik fehlt. Klavierstimmer gibt es, die aufs reinste stimmen, Musikmeister, die jeden Fehler eines einzelnen Instruments im vollen Orchester heraushören, und denen bei dem feinsten Ohr doch das geistig zarte Gehör so mangelt, daß sie die gemeinste Musik lieben.

Dagegen werden Andere, welche kein Instrument rein zu stimmen, noch weniger ein Orchester zu leiten vermögen, durch vortreffliche Musik begeistert, und zeigen entschiedenen Widerwillen gegen schlechte. — Es steht jenen scharfen und feinen Hörern Beethoven gegenüber, welcher fast taub ist; und ihnen völlig entgegengesetzt erscheint ein anderer großer Tonkünstler, der versicherte: das Lesen der Partituren gewähre ihm einen größern Genuß, als die Aufführung der Musik, welche doch seinem inneren Ideale nicht ganz entspräche. Er wäre also bei voller Taubheit des geistigen musikalischen Genusses fähig gewesen.

Mit dem Auge ist es eben so. Unter meinen mineralogischen

Schülern fanden sich einige, die sehr gesunde leibliche Augen hatten, mit denen sie auch das Kleinste sahen, und doch waren sie nicht im Stande, die Gestalten zu fassen, Gleichartiges von Ungleichartigem zu scheiden, kurz, sie hatten Augen und sahen nicht. Dagegen waren andere, die bei schwachen Augen wie geblendet waren, wenn sie kleine Krystalle sehen sollten, die größeren dagegen in aller Schönheit auffaßten, die Farbenübergänge aufs zarteste verfolgten. — So kenne ich einen höchst kurzsichtigen jungen Menschen, der dennoch die größte Auffassungsgabe für Gemälde hat. — Wie gewöhnlich sind dagegen höchst Scharfsehende, welche ungerührt die herrlichsten Bilder, Bildsäulen und Kirchen anglotzen. —

Und so ließe sich gewiß der große Unterschied zwischen leiblicher und geistiger Sinnenstärke durch viele andere Beispiele nachweisen.

Wahrlich jene thierisch scharfen Augen und Ohren der Wilden sind nicht unsere Muster. Die heiligen verklärten Augen Raphaels, Eyks, Erwins von Steinbach, die gottgeweihten Ohren Händels und Leos, das sind die höchsten Thatsachen menschlicher Sinnenausbildung, das sind die menschlich göttlichen Vorbilder.

II. Bildung zur Gelehrsamkeit. Bildung zu Kunst und Handwerk.

(Um 1822.)

Die Kinder aller Stände erhalten zuerst ungefähr denselben Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der Religion; später trennen sich die Wege der Bildung, nur der Religionsunterricht bleibt allen gemein. Ich will hier zwei Bildungswege verfolgen, den der Gelehrten und den der Künstler und Handwerker. Wer sich zum Handwerk oder zur Kunst bestimmt, besucht allenfalls noch die untern Klassen einer gelehrten Schule, lernt höchstens die Anfänge des Latein, und tritt dann als Lehr-

junge aus der Schule in die Werkstatt über; wer sich dagegen dem Studiren widmet, macht seine Lehrjahre auf gelehrten Schulen und Universitäten. — Von dem Augenblick an, da jene beiden Bildungswege sich trennen, gehn sie immer weiter und weiter aus einander; der eine erzielt ein Können, eine Kunst, der andere ein Kennen, eine Kunde oder Wissenschaft.

Der Lehrling der Kunst und des Handwerks kommt zum Meister, nicht um als müßiger Zuhörer und Zuschauer ihm abzuhorchen und abzusehen wie er's macht, und allenfalls über die Arbeiten mitsprechen, eine Beschreibung derselben geben zu lernen. Er muß vielmehr selbst Hand anlegen, durch vieles Ueben eine Geschicklichkeit im Verfertigen bestimmter Dinge zu erwerben suchen. Als Meisterstück wird von ihm gewöhnlich ein von ihm verfertigtes Ding, ein Schrank, ein Hufeisen, eine Uhr rc. gefordert. Ihm gilt Geschicklichkeit, Können alles, denn hierauf gründet sich sein künftiges bürgerliches Glück.

Wie verschieden ist hiervon der Weg zur gelehrten Bildung! Der Lehrling der Wissenschaft lebt nicht wie der Lehrling der Kunst und des Handwerks, in reger äußerer Thätigkeit, im Ueben von Sinnen und Gliedern, von Auge und Hand, sondern meist still sitzend erhält er fast allen Unterricht durch das Wort: Zuhören und Bücherlesen sind seine Hauptbeschäftigungen auf der Schule und auf der Universität. Durch das Wort soll er eine Welt kennen lernen; Sprachen sind Schlüssel dieser Welt, darum steht ihm das Erlernen derselben oben an. Mündliche Vorträge und Bücher sollen ihn aus der Gegenwart unter Völker entfernter Gegenden und vergangener Zeiten versetzen, das bezielt der Unterricht in Geographie und Geschichte; durch mündliche Vorträge lernt er reine Mathematik kennen, gewöhnlich aber nicht üben. Als Meisterstück erscheinen Doktor-Dissertation und Disputation, sie sollen vornämlich bezeugen, daß der Lehrling des Wortes Meister geworden.

Bei so verschiedenen Bildungsweisen muß natürlich der ausgebildete Studirte vom ausgebildeten Künstler und Handwerker

ganz verschieden seyn, beide können sich nur schwer verständigen. Betrachten wir die Aeußersten, wohin diese Bildungsweisen führen, daß ich mich so ausdrücke, den Stockgelehrten und den Stockhandwerker.

Ein solcher Gelehrter lebt ganz in Gedanken, weiß viel, kann nichts. Seine Bildung hat ihn von der gegenwärtigen Welt getrennt, seine Studirstube und Bibliothek sind seine Welt. So entfremdet er sich allen bürgerlichen Angelegenheiten, und wird völlig ungeschickt zur Behandlung derselben. Mit der Gegenwart unbekannt, versetzt er sich dafür durch den Zauberstab seiner Bücher in ferne Gegenden und Zeiten, und weiß von Athen und Rom mehr zu erzählen, als von seiner Vaterstadt. Er kennt den jonischen, attischen und dorischen Dialekt, aber nicht plattdeutsch und oberdeutsch; er weiß genau den Weg, welchen Xenophon mit seiner Schaar nahm, aber nicht den Weg zum nächsten Dorfe. Ist er Mathematiker, so berechnet er alle Formeln der Mechanik, kann aber nicht die Einrichtung einer Handmühle angeben, geschweige denn eine bauen. — Ich wiederhole, ich schildere einen Stockgelehrten, und um nicht einseitig und ungerecht zu scheinen, will ich versuchen, den Stockhandwerker und Künstler zu zeichnen. — Dieser lebt ganz der Gegenwart. In stetem Handthieren und Schaffen wirklicher Gegenstände begriffen, zu dieser Thätigkeit selbst genöthigt um zu leben, blickt er nur auf seine nächsten Angelegenheiten, seine Werkstatt, sein Haus, seinen Wohnort; drüber hinaus erweitert er seinen Blick nicht, etwa durch Lesen von Büchern. Er frägt nicht darnach, wie seine Kunst von Andern geübt werde, ob man Fortschritte in derselben gemacht, sondern er treibt dieselbe ganz so, wie er sie erlernt hat, ohne Trieb sich zu vervollkommnen, oder das was er thut in Worte zu fassen, um es Andern mitzutheilen. Als Meister unterrichtet er Jungen und Gesellen mehr durch die That, mehr durch Vorthun als durch Vorreden.

Es scheint, als würden Gelehrte, Handwerker und Künstler der Art, wie ich sie eben schilderte, immer seltner. — Von jeher

trat das Leben der Beschränktheit gelehrter Bildung störend in den Weg. Der Arzt, der Richter und Sachwalter, der Prediger werden durch ihre Aemter mehr oder minder gezwungen, den Schulstaub abzuschütteln, die Augen für die Gegenwart zu öffnen, sich in Verhältnisse zu schicken, entschlossen zu leben und zu handeln.

Nur der Stand, welcher vorzugsweise der gelehrte heißt, und gewöhnlich auch Lehrstand ist, der als solcher zur treffendsten Wirksamkeit des klarsten Blickes, Sicherheit, Raschheit, Entschlossenheit in That und Rede, und geistesgegenwärtiger Behandelnsfähigkeit seiner Schüler bedürfte, nur der Stand blieb großentheils unbeholfen, unentschlossen und dämmernd. Doch in den letzten Jahrhunderten trat auch der Gelehrte dem Leben näher, nnd anderseits sind Künstler und Handwerker aus der eng beschränkten rein instinktartigen Thätigkeit zu einem freieren Umblick und größerer Besonnenheit erwacht. So näherten sich Gelehrte und Nichtgelehrte einander.

Schefer.

Botany-Bay.

(1827.)

1. Die Einfahrt.

Wohin sollt' ich die Blicke wenden, was zuerst begrüßen, nachher bewundern, worauf verweilen? Ich sahe nichts vor lauter Entzücken, ich fühlte nur die blaue Blendung des Himmels in den Augen, Frühlingswärme um mich her! Ich hörte ein Rauschen von den Bergen, ein Wehen in den Wäldern, ein Schwirren und Girren um die Felsen. Oben flatterten eilende Wölkchen, und auch drunten im Wasserspiegel, und der Fluß kam so ruhig mitten hindurch und störte das stille Gemälde nicht. Jetzt war Herbst in Altengland! Die Bäume hatten ihre Früchte getragen, das Feld seine Aehren; dort hing nun Reif um die Berge, Nebel in den Gründen; Spinnen hatten ihr unabsehliches Gewebe über die Fluren und Anger gesponnen, und Thau hing daran und flimmerte, und was kommen sollte, war — der Schnee aus den weißlichen Wolken, und die langen Abende und der kürzeste Tag! Hier aber kam ich gleichsam in eines andern Meisters Werkstatt, der eben Frühling machte, und doch war es derselbe Meister! Die Theemyrte grünte, die Sprossentanne blühte, junger Mais, selbst junger Lein, war schon so hoch, daß die Lüfte ihn bewegen konnten. Mit leichter Täuschung wähnt' ich, hier sei es ewiger Frühling, unter den Cocospalmen, den Brotfruchtbäumen das Paradies! Und wie friedlich ruhten die Hütten der Menschen! Wie wuchsen die Kohlbäume, Papier-

bäume, Cedern und Pisang, wo der Mensch sie gepflanzt! Wie bewegte der Wind die Windmühlflügel, wo der Mensch sie ihm, wie einem himmlischen Kinde, zum Spiel hingestellt; wie führt' er den Rauch von den Hütten, wie Kreisel treibend hinauf in den ewigen Himmel, wo der Rauch zum Wölkchen ward, und fortschiffte mit Wölkchen, still wie ein Lamm, das neu gekauft zu der Heerde läuft. Die Sonne bleichte Leinwand, wo sie die Mädchen hingebreitet und eben begossen, und der Hauch der Luft wehte mir ein Wort, eine Strophe aus ihren Gesängen zu, die mir vorkamen, wie das Athmen der Erde selbst, voll Wohlklang! Weiter hinaus aber weideten Heerden, und die Lämmer fraßen sich satt an Blumen, die Ziegen an Blüthengesträuch, und die Rinder wandelten langsam nach und verloren sich in den Thälern. Dort zogen Schützen in die waldbewachsenen Berge, und über diesen erhoben fernere Gebirge ihre beschneiten Scheitel, wie Greise über junges Volk hinwegragen. Glückseliges Land! rief ich aus. Ja wohl, glückseliges Land! sprach Herr Tydal; hier sind die Kinder Israel nicht in der Wüste umhergerannt, und doch wird Moses und David unter Euch wandeln! Hier haben die Juden Jesum nicht gekreuzigt, und doch wird sein Evangelium zu Euch kommen! Hier ist Cäsar nicht ermordet worden, und doch werdet Ihr frei seyn! Hier hat kein Mönch einen Kreuzzug gepredigt, und doch werdet Ihr Bäume, Künste und Gelehrsamkeit des Morgenlandes haben! So allen Frevels, aller Verbrechen, alles Blutvergießens überhoben, werdet Ihr die Ernte von Europa gesammelt, gedroschen, geworfelt und rein genießen! — Glückseliges Land, rief ich darein, sei gesegnet, wenn ein Schulmeister auch segnen, oder Segen erbitten kann. — Und ernster fuhr Herr Tydal fort: ich habe Dich gesehn, Ulimaroa, das Land, wohin Alles sich hinüber retten wird, was bei uns gedrängt fliehn wird, wo aufkeimen wird, was bei uns verweset. Nun ist mir schon wohl, und freudig kehr' ich einst wieder selbst zu der vorher ausschweifenden, nun dafür zu Tode curirten alten Betschwester Europa, und sterbe noch im

Vaterlande, uud bleibe dort in die Erde gesenkt bei den Meinen! — Clarke schwieg und hatte nur seine Freude an dem schönen begeisterten Mann, den er seinen lieben Vetter nannte, umarmte und zärtlich küßte. Auch ich war so begeistert, daß ich glaube, ich hätte hier müssen mein erstes Gedicht machen. Mir war in meinem Leben zuvor nie so leicht, so frei, so wonnig zu Muthe, und auch nicht so schwer, so beklommen; die Gedanken drängten sich mir gewaltsam auf, und nahmen mich ein — aber sie überwältigten mich. So ist der Mensch! Heut hab' ich Mühe, sie nur nachzudenken; und wenn ich auch einige wiedererhascht, so fehlt mir schon das Gefühl, das sie begleitete; doch bin ich noch davon gestärkt. So wächst ein Baum von dem zurückgelassenen eingedrungenen Wasser aus sanften befruchtenden Gewitterwolken, die mit ihren Schauern, ihren Rosenblitzen längst entwandelt.

---

2. Die Meierei.

Herr Samuel führte uns am linken Ufer des Flusses hinauf, während er uns die schönen Meiereien zeigte und ihre Besitzer nannte. Als wir unter Bewunderung der reizenden Lage bis dahin gekommen, wo der Derwent eine Wendung nach Morgen macht, wodurch gegenüber ein malerisches Vorgebirge entsteht, von den frischesten höchsten Platanen bewachsen, wendeten wir uns links in ein mäßig breites Thal, welches sich sanft nach Abend erhob, wie ein rückwärts hingelehntes Gemälde. Hier lag seine Meierei in einem großen Park. Ein klarer Kieselbach rauschte in mehreren kleinen Wasserfällen, die in der Sonne blitzten, uns entgegen, als wir den sanften Weg hinanstiegen. Unter blühenden Apfelbäumen standen kleine niedliche Tischchen, Bänkchen und Stühlchen, um welche viele kleine Mädchen und Knaben versammelt waren, eine kleine Schule voll, die unmöglich alle Herrn Samuel gehören konnten und also Kinder aus der Stadt seyn mußten, die hier spielten. Gleichwohl hatten sie sich allerhand herrliche Blumen und prachtvolle Blüthen ab-

pflücken dürfen! Die Mädchen putzten sich mit den Granatblüthen, ließen einander — diese von ihrer Winterfeige, die andre von ihrer Orange essen. Die Knaben verfolgten sich mit blühenden Nectarinenzweigen, die größern liefen fliegenden Eichhörnchen nach, die kleinern kollerten abgefallene Cocusnüsse den Abhang hinunter, oder hämmerten daran. Jetzt kamen sie um Herrn Samuel und langten an ihm herauf, und hingen sich an ihn. Das ließ er zu ihrer Gnüge geschehn. Durch blühende Sträucher und üppige Baumgruppen, mit unzähligen Singvögeln und Papageien besetzt, kamen wir an eine Brücke, wo sich das Thal in zwei schmälere Gründe theilte, welche sich in der Entfernung immer weiter aus einander zogen. Aus jedem derselben rauschte ein Bach her, welcher sich hier mit dem andern in seiner Natursprache murmelnd begrüßte und, wenigstens doch vor seines klaren Laufes Ende mit ihm vereinigt, eilte, die Wasserfälle zu bilden, die uns geblinkt hatten. Jetzt betraten wir den mit einem sogenannten unsichtbaren Zaune umgebenen Ziergarten des Parks. Er nahm den Abhang der zwischen beiden Bächen hoch in der Mitte liegenden breiten Ebene ein, auf deren vorderem Raume ein einfach geschmücktes geräumiges Wohnhaus uns entgegen schimmerte. Als wir droben auf dem kostbaren Rasenstück vor demselben angelangt waren, wendeten wir uns erst, um die Aussicht zu bewundern. Denn wirklich war sie wundervoll. Uns gegenüber das Vorgebirge mit seinen Platanen; rechts und links zu unseren Seiten das fruchtbarste, sorgsamst bestellte Feld; vor uns im Thale der majestätische Fluß, in demselben hie und da kühn und hoch emporsteigende Felsen, wie Pfeiler einer uralten Riesenbrücke, oben mit überhangendem Gebüsch gekrönt, von girrenden Tauben bewohnt, und weißen Wasservögeln umschwärmt. Rechts weiter hinaus der Meerbusen von sanften Hügeln umlagert, voll immergrünender Bäume; in seinem Schooße die sicher ruhenden Schiffe von schwarzen Schwänen und Enten umsteuert; uns zu Füßen die wohlgebauete Stadt, jedes freundliche Haus in seinem Garten,

in seinen Blumen. Und nun erst die röthlichen Ufer des Derwent hinauf: hier Cocospalmen, weiterhin einzelne Mahagony, die, wie neugierige Kinder, sich bis an die steilen Abhänge gewagt, sich mit ihren Wurzeln anklammerten, um hinunter zu sehn; andere, die auf blumigen Hügeln, wie Wanderer vor Verwunderung, stehn geblieben zu seyn, oder ihm immer wieder entgegen zu gehen schienen, bis wo er in Nordwest aus Marmorfelsen hervorglänzt. Und doch bot sich die schönste Aussicht uns erst hinter dem Hause dar. In bequemer Nähe lag der reinliche geräumige Meierhof in Frucht- und Küchengärten; noch weiter hinaus die Schäferei, und hinter derselben die fette grüne unabsehliche Trift in immer blasserem Schimmer bis hin an die sonnigen Berge, von Thälern und Schluchten durchbrochen, durch deren Lücken die fernern Gebirge hereinsahen nach der nie gesehenen, reizenden Pflanzstadt. — So sieht ein englisches Kind von 15 Jahren aus! bemerkte Herr Samuel, immer noch mit Vaterlandesstolz, als wir in die schöne Rundansicht versenkt schwiegen. Hier kann ein Engländer England vergessen!

---

3. Die künftige Lancasterschule.

Herr Prediger Patrik nahm in dieser Frist das Wort und sprach: Ja, Gehorsam und Arbeit sind die beiden Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaft, und des allgemeinen Glückes! Wehe denen, die sie nie gekannt, nie gelernt haben und an sie nicht gewöhnt sind! Jeder Mensch darf nur arbeiten, wozu er Neigung hat; und aus den verschiedenen Neigungen, welche weise von der Vorsehung allen verschieden zugetheilt sind, entsteht doch ein mit Allem wohlversorgtes, wohl in Ordnung gehaltenes Ganze. Und jeder Mensch darf nur so viel arbeiten, als die Bedingung gesund zu bleiben erfordert. Faulheit ist die Quelle aller mit Recht so genannten Unthaten; und die Quelle der Faulheit ist die Unkenntniß des wirklich Guten. Denn jeder ist eifrig, ja unermüdlich nach dem, was Er für reizend und

strebenswerth hält. — Und den Gehorsam, die Gewöhnung, einem fremden, ja nur dem eigenen Willen unterthan zu seyn, o mein Gott, wenn ich diese nur mit Engelszungen predigen könnte! Allen Müttern und Vätern zuerst, die ihn dem Volke der Kinder lehren sollen! Denn im Leben verlangt ein Gott den unverbrüchlichsten, ruhigsten, immergleichen Gehorsam gegen die Gesetze seiner Welt von jedem, der glücklich seyn will. Er läßt dagegen denken und handeln — aber die Gesetze walten allmächtig und eisern fort und zermalmen den ohn' Erbarmen, der sich nicht fest an sie anhält. Denn so nur besteht seine Welt, und gehn seine Sterne so richtig. Welcher Sohn seinem Vater nicht gefolgt, der wird ein Ungehorsamer bleiben gegen Gott und Menschen; und welche Tochter ihrer Mutter nicht Arbeit abgelernt, die wird ihrem Manne und ihren Kindern verderblich seyn. Denn wo das Gute nicht ist, da ist das Böse! Wo Frühling ist, da hat der Winter die Macht verloren, und das Menschengeschlecht darf nicht das Böse ausrotten, nur das Gute pflanzen. Deßwegen muß die Schule eine ernste, kirchenheilige Anstalt seyn! Ein guter Lehrling wird ein guter Meister, ein guter Schulknabe ein guter Bürger. Denn im Leben ändern sich nur die Gegenstände, die uns beschäftigen — das Gemüth, der Eifer, der Sinn, die Thätigkeit sollen dieselben bleiben. Nur andere Zwecke, so ist die Schulstube das Vaterland und die Welt für den Menschen. Wie das Vaterhaus Ihr Vaterhaus war, muß das Haus (Parlament) Ihr Haus — wie der Vater Ihr Vater war, der König Ihr König seyn, die Gesetze Ihre Gesetze, und seine Diener im ganzen Reiche Ihre Diener, Alle Menschen umher Ihre Gehülfen, Lehrer oder Lehrlinge und Ordner, wie in der Lancasterschule. Wie schon als Kind, findet sich dann im Leben jeder berechtigt, zu helfen, zu lehren, zu warnen und abzuwehren! Wenn Menschenliebe in ihnen lebt und strebt, dann bedarf es keiner Gesetze; denn die Gesetze überflüssig machen, allmälig alle einschlafen lassen bis auf das Eine, das selige: die Liebe — das ist der Triumph

des Volkes und der Beweis seiner Bildung. Fähig ist ihrer auf Erden nur der Mensch, und durch sie folgsam jedem Gesetz Gottes oder der Menschen, wenn es außer Ihr noch Eines gäbe! Der Mensch voll Liebe wird keines übertreten, Keinen beleidigen, sondern Jedem helfen, wo und was er kann, und unendlich mehr thun als man ihm vorschreiben könnte. Und wo, wandte sich Herr Patrik an mich, wo werden solche Menschen gebildet, durch Gottes Hülfe und seines Sohnes Wort? Schüler, die einst Führer der Andern zu seyn verstehn, künftige Armenpfleger, Vormünder der Waisen, Beistände der Wittwen? Wo, Herr Lambton? — Ich antwortete fragend: Wohl in der Lancasterschule! — Wo, fuhr er fort, hat man nur Eine Tafel mit dem Ordnungsgesetz, und nur Eine mit dem Sittengesetz? Wo lehrt man Einen den Andern lehren, sein Leben ordnen und es Andern ordnen? Wo, mein Lambton? — Wohl in der Lancasterschule! versetzt' ich. — Ja, wohl, sehr wohl, am besten da! sprach Er. Und wo wird dem Könige, dem Richter ein gehorsames, arbeitsames, wohlgesittetes und belehrtes Volk zugebildet, und dadurch wieder dem Volke wohlgesittete, wohlbelehrte, arbeitsame, getreue Richter, Prediger, und dadurch endlich eine glückliche, selige Menschheit, ein Reich Gottes — Lambton? In der Lancasterschule! bestand ich mein Examen. — Und das wollen Sie bei Uns, nach allen Ihren Kräften, allem Ihrem Verstande treu und fleißig thun, lieber Lambton? frug mich Herr Patrik gerührt, und reichte mir seine Hand dar. — Ich schlug ein, und unter einer rauschenden Gesundheit „Lancaster für immer" weinten wir Beide.

Jakob Grimm.

I. Die Sagen.

(1810.)

In unserer Zeit ist eine große Liebe für Volkslieder ausgebrochen, und wird auch die Aufmerksamkeit auf die Sagen bringen, welche sowohl unter demselben Volk herumgehen, als auch an einigen vergessenen Plätzen aufbewahrt worden sind. Oder vielmehr, (da die Sagen auch die Lieder erweckt haben würden,) die immer mehr Lebhaftigkeit gewinnende Erkenntniß des wahren Wesens der Geschichte und der Poesie hat dasjenige, was bisher verächtlich geschienen, nicht wollen vergehen lassen, welches aber die höchste Zeit geworden ist bei einander zu versammeln.

Man streite und bestimme, wie man wolle, ewig gegründet unter allen Völker- und Länderschaften ist ein Unterschied zwischen Natur- und Kunstpoesie (epischer und dramatischer, Poesie der Ungebildeten und Gebildeten) und hat die Bedeutung, daß in der epischen die Thaten und Geschichten gleichsam einen Laut von sich geben, welcher forthallen muß, und das ganze Volk durchzieht, unwillkührlich und ohne Anstrengung, so treu, so rein, so unschuldig werden sie behalten, allein um ihrer selbst willen, ein gemeinsames, theures Gut gebend, dessen ein jedweder Theil habe. Dahingegen die Kunstpoesie gerade das sagen will, daß ein menschliches Gemüth sein Inneres blos gebe, seine Meinung und Erfahrung von dem Treiben des Lebens in die Welt gieße, welches es nicht überall begreifen wird, oder auch,

ohne daß es von ihr begriffen seyn wollte. So innerlich verschieden also die beiden erscheinen, so nothwendig sind sie auch in der Zeit abgesondert, und können nicht gleichzeitig seyn. Nichts ist verkehrter geblieben, als die Anmaßung epische Gedichte dichten oder gar erdichten zu wollen, als welche sich nur selbst zu dichten vermögen.

Ferner ergiebt sich, wie Poesie und Geschichte in der ersten Zeit der Völker in einem und demselben Fluß strömen, und wenn Homer von den Griechen mit Recht ein Vater der Geschichte gepriesen wird, so dürfen wir nicht länger Zweifel tragen, daß in den alten Nibelungen die erste Herrlichkeit deutscher Geschichte nur zu lange verborgen gelegen habe.

Nachdem aber die Bildung dazwischen trat, und ihre Herrschaft ohne Unterlaß erweiterte, so mußte, Poesie und Geschichte sich auseinander scheidend, die alte Poesie aus dem Kreis ihrer Nationalität unter das gemeine Volk, das der Bildung unbekümmerte, flüchten, in dessen Mitte sie niemals untergegangen ist, sondern sich fortgesetzt und vermehrt hat, jedoch in zunehmender Beengung und ohne Abwehrung unvermeidlicher Einflüsse der Gebildeten.

Dieß ist der einfache Gang, den es mit allen Sagen des Volks, so wie mit seinen Liedern zu haben scheint, seitdem ihr Begriff eine etwas veränderte Richtung genommen, und sie aus Volkssagen, d. h. Nationalsagen — Volkssagen, d. h. des gemeinen Volks geworden sind. Ich wenigstens meinerseits habe es nie glauben können, daß die Erfindungen der Gebildeten dauerhaft in das Volk eingegangen, und dessen Sagen und Bücher aus dieser Quelle entsprungen wären.

Treue ist in den Sagen zu finden, fast unbezweifelbare, weil die Sage sich selber ausspricht und verbreitet, und die Einfachheit der Zeiten und Menschen, unter denen sie erhallt, wie aller Erfindung an sich fremd, auch keiner bedarf. Daher alles was wir in ihnen für unwahr erkennen, ist es nicht, insofern es, nach der alten Ansicht des Volkes von der Wunderbarkeit

der Natur, gerade nur so erscheinen, und mit dieser Zunge ausgesprochen werden kann. Und in allen den Sagen von Geistern, Zwergen, Zauberern und ungeheuern Wundern ist ein stiller aber wahrhaftiger Grund vergraben, vor dem wir eine innerliche Scheu tragen, welche in reinen Gemüthern die Gebildetheit nimmer verwischt hat und [welche] aus jener geheimen Wahrheit zur Befriedigung aufgelöset wird.

Jemehr ich diese Volkssagen kennen lerne, desto weniger ist mir an den vielen Beispielen auffallend die weite Ausbreitung derselben, so daß an ganz verschiedenen Oertern, mit andern Namen und für verschiedene Zeiten dieselbe Geschichte erzählen gehört wird. Aber an jedem Orte vernimmt man sie so neu, Land und Boden angemessen, und den Sitten einverleibt, daß man schon darum die Vermuthung aufgeben muß, als sey die Sage durch eine anderartige Betriebsamkeit der letzten Jahrhunderte unter die entlegnen Geschlechter getragen worden. Es ist das Volk dergestalt von ihr erfüllt gewesen, daß es Benennung, Zeit, und was äußerlich ist, alles vernachläßigt, nach Unschuld in irgend eine Zeit versetzt, und wie sie ihm am nächsten liegen, Namen und Oerter unterschiebt, den unverderblichen Inhalt aber niemals hat fahren lassen, also daß er die Läuterung der Jahrhunderte ohne Schaden ertragen hat, angesehen die geerbte Anhänglichkeit, welche ihn nicht wollen ausheimisch werden lassen. Daher es im einzelnen eben so unmöglich ist, den eigentlichen Ursprung jeder Sage auszuforschen, als es erfreulich bleibt, dabey auf immer ältere Spuren zu gerathen, wovon ich anderwärts einige Beyspiele bekannt gemacht habe.

Auch ist ihre öftere Abgebrochenheit und Unvollständigkeit nicht zu verwundern, indem sie sich der Ursachen, Folgen und des Zusammenhangs der Begebenheiten gänzlich nicht bekümmern, und wie Fremdlinge dastehen, die man auch nicht kennet, aber nichts desto weniger versteht.

In ihnen hat das Volk seinen Glauben niedergelegt, den es von der Natur aller Dinge hegend ist, und wie es ihn mit

seiner Religion verflicht, die ihm ein unbegreifliches Heiligthum erscheint voll Seligmachung.

Wiederum erklärt sein Gebrauch und seine Sitte, welche hiernach genau eingerichtet worden sind, die Beschaffenheit seiner Sage und umgekehrt; nirgends bleiben unselige Lücken.

Wenn nun Poesie nichts anders ist und sagen kann, als lebendige Erfassung und Durchgreifung des Lebens, so darf man nicht erst fragen: ob durch die Sammlung dieser Sagen ein Dienst für die Poesie geschehe. Denn sie sind so gewiß und eigentlich selber Poesie, als der helle Himmel blau ist; und hoffentlich wird die Geschichte der Poesie noch ausführlich zu zeigen haben, daß die sämmtlichen Ueberreste unserer altdeutschen Poesie bloß auf einen lebendigen Grund von Sagen gebaut sind und der Maaßstab der Beurtheilung ihres eigenen Werths darauf gerichtet werden muß, ob sie diesem Grund mehr oder weniger treulos geworden sind.

Auf der andern Seite, da die Geschichte das zu thun hat, daß sie das Leben der Völker und ihre lebendige Thaten erzähle, so leuchtet es ein, wie sehr die Traditionen auch ihr angehören. Diese Sagen sind grünes Holz, frisches Gewässer und reiner Laut entgegen der Dürre, Lauheit und Verwirrung unserer Geschichte, in welcher ohnedem zu viel politische Kunstgriffe spielen, statt der freyen Kämpfe alter Nationen, und welche man nicht auch durch Verkennung ihrer eigentlichen Bestimmung verderben sollte. Das kritische Princip, welches in Wahrheit seit es in unsere Geschichte eingeführt worden, gewissermaßen den reinen Gegensatz zu diesen Sagen gemacht, und sie mit Verachtung verstoßen hat, bleibt an sich, obschon aus einer unrechten Veranlassung schädlich ausgegangen, unbezweifelt; allein, nicht zu sehen, daß es noch eine Wahrheit giebt, außer den Urkunden, Diplomen und Chroniken, das ist höchst unkritisch, und wenn die Geschichte ohne die Menge der Zahlen und Namen leicht zu bewahren und erhalten wäre, so könnten wir deren in so weit fast entübrigt seyn. So lässig immer, wie bereits erwähnt

worden ist, die Sagen in allem Aeußeren erfunden werden, so ist doch im Ganzen das innerste Leben, dessen es bedarf; wenn die Wörter noch die rechten wären, so möchte ich sagen: es ist Wahrheit in ihnen, ob auch die Sicherheit abgeht. Sie mit dem gesammelten Geschichtsvorrath in Vereinigung zu setzen, wird blos bey wenigen gelingen, also, wie einerseits dieses Unternehmen unnöthige Mühe und vergeblichen Eifer nach sich ziehen müßte, würde es auf der andern Seite thörigt seyn, die so mühsam und nicht ohne große Opfer errungene Sicherheit unserer Geschichte durch die Einmischung der Unbestimmtheit der Sagen in Gefahr zu bringen. Aber darum ist im Grund auch denjenigen nichts an den Sagen verloren, welche lebhaft und aufrichtig gefaßt haben, daß die Geschichte nichts anderes seyn solle, als die Bewahrerin alles Herrlichen und Großen, was unter dem menschlichen Geschlecht vorgeht, und seines Siegs über das Schlechte und Unrechte, damit jeder einzelne und ganze Völker sich an dem unentwendbaren Schatz erfreuen, berathen, trösten, ermuthigen, und ein Beyspiel holen. Wenn also, mit einem Wort, die Geschichte weder andern Zweck noch Absicht haben soll, als welche das Epos hat, so muß sie aus dieser Betrachtung aufhören, eine Dienerin zu seyn der Politik oder der Jurisprudenz oder jeder andern Wissenschaft. Und daß wir endlich diesen Vortheil erlangen, kann durch die Kenntniß der Volkssagen erleichtert und mit der Zeit gewonnen werden.

II. Gesellenleben.

(1813.)

Wie vergnügt und liebreich der deutsche Handwerksstand gewesen seyn muß. Aus harter, strenger Lehre hellfeierlicher Uebergang zum Gesellen, freies Wandern in weite Welt, doch selten über vaterländischen Boden hinaus, unter Grüßen und Liedersingen, am Ziel und gewöhnlich in der Heimath Nieder=

lassung als Meister, der sich und sein Geschäft ernst und wichtig nimmt und darin den göttlichen Ursprung findet. Handwerk hat auch in dieser Betrachtung einen güldenen Boden.

Mancher unschuldige Bub mag, was ihm die witzigeren Gesellen weiß gemacht, dreist geglaubt, im Wald das Wehen und Wanken der Bäume vor dem Wind mit Angst gehört und auf den Kaufherr mit rothem Sammetpelz ungeduldig gewartet haben, bis er durch die Welt und Erfahrung klüger geworden. Viele Wendungen in diesen Reden und Sprüchen sind fein und überraschend, gehen aus treusinniger, halb spottender Bestimmtheit, welche unter dem Erzählen des märchenhaften und unglaublichen selbst daran zu glauben scheint und sich überall consequent durchführt und aushilft, in tüchtige und wohlbrauchbare Lehre über. Es heißt gerade zu: „allda wirst du sehen, das und das wirst du finden!“ und an den curiosen Spaß mit dem feingekrümmten Schwänzlein eines weißen Hündchens, statt der Hutfeder zu gebrauchen, ist die Vermahnung geknüpft, vor allen Dingen das Herbergzeichen in Acht zu nehmen. Dem bangen steht etwas frohes immer zur Seite, beide einander bedingen sich erst, und was ein schuldloses Gemüth tragen kann, Freude und Leid, alles ist ihm lieb und werth, in Erinnerung wie in Erwartung.

Die Bräuche, Ceremonien und Formen verlangen ihrer Natur nach etwas eckigtes, sinnliches und zugleich unverständliches, das die falsche Aufklärung gemäß ihrer verkehrten Art immer abründen wollte. Es ist nicht zu leugnen, daß in dem Bürgerleben vieles von selbst verblichen und entartet gewesen, aber vieles ist auch durch gewaltsamen und schädlichen Eingriff der Obrigkeit zertrümmert worden, an dessen Stelle durchaus nichts anders trat, sondern nunmehr eine hohle Leere gespürt wird. Jede Förmlichkeit spannt und hält zusammen, und ist ein fröhlich berauschender Most, der, wenn ihn das Alter nicht mehr verträgt oder um des Weines willen verschmäht, der Jugend nicht geraubt werden soll, da aus ihm selbst das edlere Getränk

erzeugt wird und sich niedersetzt. Auf Schulen und unter den Studenten waren ehmals auch mehr Gebräuche, die in den Depositionen, und sonst, den handwerkerischen auffallend ähnlichten: die Matrosen haben noch ihre Taufe; [sie] und die Studenten [haben] im Ganzen sich doch weniger nehmen lassen, als den Handwerkern genommen worden ist, so hart diese daran gingen. Noch im Jahr 1727 schrieben sie folgenden Brief durch ganz Deutschland (von Augsburg aus, wo die Schustergesellen Unruhen und Misbräuche trieben und wodurch ein Reichsgesetz 1731 veranlaßt wurde): „Liebe Brüder, wir haben einen Abschied machen müssen, mit diesem, daß wir unsere alte Gerechtigkeit behalten, und berichten euch, daß keiner nacher Augsburg reisen thut, was ein braver Kerl ist; oder gehet er hin und arbeitet in Augsburg, so wird er seinen verdienten Lohn schon empfangen; was aber, das wird er schon erfahren.“

Wenn man das hohe Alter vieler dieser Sitten erweisen kann und erwägt, wie z. B. das Wesen der Maurer, Zimmerleute und Schmiede nicht blos mit der alten Baukunst, sondern auch der alten Poesie und ihren Formen zusammenhängt; so wird jetzo, wenn auch das meiste davon aus dem eigentlichen Leben ausgetrieben worden ist, eine recht genaue und sorgfältige Sammlung der Sprache, Lieder und Gewohnheiten der Handwerke und aller Stände, der Jäger, Schiffer, Bergleute, Studenten, Landsknechte, des Adel- und Bauernstandes, ja selbst der Räuberbanden (wozu vielleicht die meisten Materialien vorhanden), für die vaterländische Geschichtschreibung, d. h. die gründliche Erforschung des altdeutschen Lebens ersprießlich und nothwendig seyn. Diese Stücke sind zu lange verschmäht worden.

III. Die deutschen Mundarten.

(1822.)

Ueber das geschichtliche der volkssprachen fehlt es noch sehr an beobachtungen; da ihre verschiedenheit überaus mannigfaltig ist, und selbst nahgelegene landstriche grell von einander abstechen, können sie mit der unmerklichen, milderen abstufung der schriftsprache nur in weiterem verhältnisse stehn. Dieses denke ich mir auf folgende art. In der frühen zeit gelten viele dialecte gleich ansehnlich nebeneinander, ihre grenzen laufen mit denen der einzelnen stämme; sobald herrschaft und bildung einem volke vorgewicht geben, fängt seine mundart an sich über benachbarte, abhängige auszubreiten, d. h. von deren edlem theile angenommen zu werden, während die einheimische mundart unter den volkshaufen flüchtet. Die stärkere mundart steigt, die schwächere sinkt und wird gemein, doch selbst die herrschende muß durch ihre wachsende ausdehnung unvermerkt eigenheiten der andern stämme an sich ziehen, folglich dem ungebildeten theile des stammes, von dem sie ausgieng, gleichfalls entrückt werden. Im achten, neunten und zehnten jahrhundert blühen in Deutschland mehr edle dialecte, als vier, fünf jahrhunderte später. Noch läßt sich die sächsische sprache nichts gefallen von der fränkischen oder schwäbischen; weder Otfried hätte sich vor Kero, noch der übersetzer Tatians vor Notker der eigenthümlichkeit seines dialects zu schämen gebraucht, jedem dieser war er die einzige, edelste art des ausdrucks. Im zwölften, dreizehnten jahrhundert waltet am Rhein und an der Donau, von Tyrol bis nach Hessen schon eine allgemeine sprache, deren sich alle dichter bedienen; in ihr sind die älteren mundarten verschwommen und aufgelöst, nur noch einzelnen wörtern oder formen klebt landschaftliches an. Um diese zeit hat sich die sächsische, westphälische und friesische sprache länger ihr recht bewahrt; sie lebt in den Niederlanden in reichlichen schriftdenk-

mählern, schwächer im innern Sachsenland fort; ich bin zu keinem befriedigenden schluß gelangt, ob Veldeck habe hochdeutsch schreiben wollen, eindrücke seiner heimath aber nicht verwinden können? oder ob sein niederdeutsches werk ins hochdeutsche umgeschrieben worden sey? Offenbar dankt die heutige niedersächsische volkssprache gewisse feinheiten, die sie vor oberdeutschen gemeinen dialecten voraus hat, gerade dem umstande, daß sie einige jahrhunderte länger in schrift- und öffentlichem gebrauch geblieben ist. Doch sie hat sich zur rechten zeit unbezeugt gelassen, ohne belebende literatur sinkt sie mit dem sechzehnten jahrh. zum volksdialect herab und wir sehen die neu-hochdeutsche schriftsprache durch das gesammte reich herrschend, alle abzeichen früherer stammverschiedenheit gewichen, freiheiten, die sich noch mittelhochdeutsche dichter genommen, unedel und unerlaubt. Das resultat wird daher dieses seyn: ein dialect ist so alt und ebenbürtig, als der andere, ehmals aber sprach der gemeine mann wie der edle, heute ist die aus verschmelzung der völkerschaften errungene sprache eigenthum des gebildeten theils, also jedem erwerbbar; der ungebildete theil bleibt bei der angestammten mundart und pflanzt sie fort, sie hat lebenswärme, bildungswärme geht ihr ab. Der gemeine volksdialect steht auf seinem boden sicher und geschloßen, ist heimisch, zutraulich, stets natürlich, an einzelnem wohllaut und triftigem ausdruck reich; die zeichen gebildeter schriftsprache sind: adel, zartheit, einstimmung, vermiedener übellaut des ganzen; erst kraft der schriftsprache fühlen wir Deutsche lebendig das band unserer herkunft und gemeinschaft, und solchen vortheil kann kein stamm glauben zu theuer gekauft zu haben oder um irgend einen preis hergeben wollen. Mich dünkt, die entwickelung eines volks fordert auch für die sprache, unabhängig von ihrem innern gedeihen, wenn sie nicht verkümmern soll, erweiterte äußere grenzen.

Aus dem gesagten erläutert sich mehr als eine erscheinung der grammatik. Mundarten, welche durch natürliche lage gehegt und von andern unangestoßen bleiben, werden ihre flexionen

langsamer verändern; berührung mehrerer dialecte muß, auch wenn der siegende vollendetere formen besäße, weil er sie mit aufgenommenen wörtern der andern mundart auszugleichen hat, abstumpfung beider mundarten beschleunigen. Dieser gegenstand kann nur durch eine genaue vergleichung aller deutschen dialecte, wozu hier kein ort ist, gründlich erledigt werden.

IV. Deutsches und fremdes Recht.

(1828.)

Wird man schon durch die wunderbare einstimmung der rechtsformen und sätze in den verschiednen ländern unseres volksstamms und zu verschiednen zeiten überrascht; so muß die nicht weniger unleugbare grundähnlichkeit mit dem rechtsgebrauch anderer völker, die aber doch zu dem deutschen in uralter gemeinschaft stehen, noch bedeutungsvoller hervortreten.

Die alterthümlichen rechtsgebräuche fremder länder nicht zu übersehen hat mir auch deshalb heilsam geschienen, weil dadurch am leichtesten dem meistentheils unüberlegten vorwurf der rohheit, unsittlichkeit und abgeschmacktheit gesteuert wird, den man unserem alten recht zu machen pflegt. Es ist wahr, daß in manchen bestimmungen eine derbe heidnische ansicht waltet, die den gemilderten sitten der nachwelt anstoß gibt, eine grausamkeit, die unser gefühl versehrt; allein das braucht nicht gerade deutsche oder nordische barbarei zu heißen, da wir ihr allerwärts, selbst bei Griechen und Römern begegnen. Die Griechen und Römer waren nur gegen ihr eignes alterthum duldsamer, als wir gegen das unsere, sie suchten ihm geistige triebfedern unterzulegen und es zu erheben, nicht zu erniedrigen. Darin eben erwiesen sich die alten großartig, daß sie die nacktheit und das dunkel ihrer vorzeit gewißenhaft ehrten; unser zeitalter lernt wohl sitten und werke fremder völker erklären, kaum aber die seiner nahen heimath. Unanständigkeiten, die es in griechischen

oder lateinischen dichtungen erträgt, würde es in denen unseres mittelalters unleidlich finden. Niemand verübelt es aber den philologen, daß sie auch daran die nöthige erläuterung wenden; aus ferner vergangenheit frommt es alles und jedes zu erforschen, und wir sollten eingedenk sein, daß neben jenem rohen, wilden oder gemeinen, das uns beleidigt, in dem altdeutschen recht die erfreuende reinheit, milde und tugend der vorfahren leuchtet und noch unbegriffene züge ihrer sinnesart unser ganzes Nachdenken anregen müßen. *

Wäre die sinnliche und sittliche grundlage des einheimischen rechts gediehen zu fortschreitender geistiger entfaltung, nicht durch einführung des christenthums, dann aber durch eindrang des römischen rechts unterbrochen und gehemmt worden, so ließe sich ihr wahrer werth sicherer ermeßen. Solch eine ungestörte entwickelung bis zu voller kraft erfuhr eben das römische recht. Wer wollte, im vergleich mit den zurückgedrückten keimen, mit den halberschloßnen blüten des deutschen, die überlegenheit des römischen verkennen? allein dieses hat einen hauptmangel, es ist uns kein vaterländisches, nicht auf unserm boden erzeugt und gewachsen, unserer denkungsart in wesentlichen grundzügen

* Wer, ohne empört zu sein kann Adelungs schilderung der ältesten Deutschen lesen? aus allen einzelnen lastern, deren die geschichtschreiber erwähnen, entwirft er ein bild des ganzen, eben als wollte man aus den criminalfällen heutiger zeitungen auf unsere verworfenheit überhaupt schließen. Nicht beßer verfahren gelehrte beurtheiler des mittelalters; was hilft es, daß nun die gedichte herausgegeben sind, die uns das beseelte, frohe leben jener zeit in hundert sinnigen und rührenden schilderungen darstellen? des geredes über faustrecht und feudalismus wird doch kein ende, es ist, als ob die gegenwart gar kein elend und unrecht zu dulden hätte oder neben den leiden der damaligen menschen gar keine freuden möglich gewesen wären. Hier bloß das rechtsverhältniß berührend glaube ich, die hörigkeit und knechtschaft der vergangenheit war in vielem leichter und liebreicher, als das gedrückte dasein unserer bauern und fabriktagelöhner; die heutige erschwerung der ehe für den armen und den angestellten diener grenzt an leibeigenschaft;

widerstreitend und kann uns eben darum nicht befriedigen. Rein historisch genommen hat es durch seinen innern gehalt, durch seinen zusammenhang mit einer literatur, die nicht untergeht, großen reiz; nur erläutert es nicht unsere geschichte und wird nicht aus ihr erläutert. Seine alterthümer könnte man sogar in vielen stücken minder anziehend finden, als die auf gleicher stufe frischeren und troz allem hindernis der überlieferung reichhaltigeren des deutschen rechts. Der practische gebrauch des römischen hat unleugbar unserer verfaßung und freiheit keinen vortheil gebracht; England, Schweden, Norwegen und andere länder, die ihm nicht unmittelbar ausgesetzt worden sind, haben, ohne in geistiger ausbildung hinter uns zu stehen, gewis manche kostbare vorzüge ihres gemeinen volkslebens auch der beibehaltung einheimischer gesetze zu danken. Im innern Deutschland, seit er sein hergebrachtes recht nicht mehr selbst weisen kann, ist der bauersmann verdumpft, er denkt beschränkter und nimmt am gemeindewesen geringern theil; wer in unsern tagen noch die letzten überreste unveräußerter markverfaßungen in Westphalen oder in der Wetterau kennen lernte, mag es bestätigen, daß ein anständiges selbstgefühl und eine ausgezeichnete tüchtigkeit dem bewohner solcher gegenden eigen war. Das haften an seinen rechtsgewohnheiten glich der vertraulichen beibehaltung

unsere schmachvollen gefängnisse sind ärgere qual als die verstümmelnden leibesstrafen der vorzeit. Bis zur abschaffung der todesstrafe hat sich all unsere bildung noch nicht erheben können, fast nur für feigheit und diebstal, weil diese verbrechen öffentlich verabscheut waren, kannte sie das rohe alterthum. Statt seiner persönlichen bußen haben wir unbarmherzige strafen, statt seiner farbigen symbole stöße von acten, statt seines gerichts unter blauem himmel qualmende schreibstuben, statt der zinshüner und fastnachtseier kommt der pfänder, namenlose abgaben in jeder jahrszeit zu erpressen. Die töchter erben gleich den söhnen, die frauen stehen nicht in der alten vormundschaft, aber gezwungene witwencassen sorgen für die darbenden, und pensionen bezahlen, was nicht verdient worden ist. Eintöniger mattheit gewichen ist die individuelle persönlichkeit, die kräftige hausgewalt des alten rechts.

angestammter mundarten. Weder fremdes recht noch fremde sprache laßen sich einem volk mit plötzlicher gewalt gebieten, aber allgemach können sie ihm zugebracht werden und es entspringt eine trübe mischung des inländischen mit dem eingeführten. Wie dann in der sprache der kern der wörter einheimisch bleibt, aber die alten flexionen erlöschen und fremde partikeln und constructionen an ihre stelle treten; so sehen wir auch an dem recht in einem solchen zustande weniger den materiellen bestandtheil als den formellen angegriffen. Während also in Deutschland zuerst das römische gerichtsverfahren eindrang und die sinnlichen elemente des einheimischen rechts, symbole und, was damit in nächster verbindung steht, die vertragsformen untergiengen, dauerten die deutschen verhältnisse des grundeigenthums, des freien standes und der hörigkeit länger fort. Die praxis, weil sie den vaterländischen stoff zu verachten anfieng, die fremden formen aber nicht vollständig begreifen konnte, gerieth in erschlaffung, und durch nüchternes gesetzgeben, das sich wiederum dem bestreben pedantischer sprachmeister oder eiteler sprachphilosophen vergleichen läßt, wurde der schaden nur noch größer. Erst in unserer zeit, nachdem das studium des römischen rechts auf seine alte reinheit und strenge zurückgeführt, das des einheimischen wieder zu vollen ehren gebracht worden ist, darf man eine langsam heranrückende reformation unserer rechtsverfassung hoffen und voraussehen. Eine hauptrolle zugedacht ist aber hierbei der geschichte des deutschen rechts in ihrem weitesten umfang; wir sollen uns nicht daran genügen laßen, ihr gebiet gleichsam nur auf der großen heerstraße zu befahren, sondern auch die kleinen fußpfäde nicht verschmähen und uns auf den grenzen mit jeder anstoßenden wissenschaft in berührung setzen.

Wird der schmale lang gewundene steig, den ich hier eingeschlagen habe, der aber an stille plätze führt und an steile abhänge, von welchen herunter unerwartete aussicht ist, der nachfolge werth erachtet; so will ich keine tritte sparen, um ihn zugänglicher zu machen.

Varnhagen von Ense.

I. Rede zum Andenken Friedrich August Wolf's.

(Am 28. August 1824.)

Sei es erlaubt, an diesem Ehrentage, der uns hier zu froher Feier versammelt hat, auch des Mannes zu gedenken, der, Goethe's Freund und Genosse, vor einem Jahre an unserer Spitze stand, und durch seine Geistesart uns heiter anregte, jetzt aber nicht nur diesem Kreise fehlt, sondern auch der Welt für immer entrissen worden.

Friedrich August Wolf starb am 8. August zu Marseille, wohin er gereis't war, um einer beginnenden Krankheit zu entfliehn. Er unterlag schon im 66. Jahre seines Alters, nicht unvertraut mit dem Gedanken eines solchen nahen Ausgangs, den das Feuer und die Festigkeit seines ernsten Willens, allzuthätig nach Entscheidung seines Zustandes strebend, vielleicht beschleunigt haben.

Von den Verdiensten seiner gelehrten Laufbahn soll hier nicht die Rede sein. Was er im Felde der Alterthumsforschung geleistet hat, ist der Welt bekannt. Er ist Urheber und Vorbild einer neuen, großartigen Behandlung dieser Wissenschaften geworden, die aus dem verjährten Staube der Schule durch ihn mit geistvoller Gründlichkeit in die freie Gemeinschaft aller Bildungskreise emporgeführt worden. Den Scharfsinn seiner Untersuchungen, den Umfang und die Tiefe seiner Kenntnisse, den Werth seiner zahlreichen und mannigfachen Schriften, vor allen seiner unsterblichen Forschungen über die homerischen Gesänge, mögen die Berufenen des Faches würdig darstellen. Auch

von den großen, schwer zu überschauenden Arbeiten, der beseelten Thätigkeit und ergreifenden Wirkung, welche er als Universitätslehrer durch eine lange Reihe von Jahren ausgeübt, worin er mehr als 50 verschiedene Lehrgänge, und deren manche in doppelt und dreifach, ja bis zu zehnmal wiederholten Vorträgen, vor einer zahlreichen, durch ihn der Weihe des klassischen Alterthums zugeführten Jugend mit stets belebter Kraft gehalten; von seinem antiken Geiste und von seinem klassischen Talent, in welchem die Welt der Griechen und Römer eine neue Stätte des Lebens und Wirkens gefunden; von seiner bildnerischen Beweglichkeit endlich, die ihm erlaubte, nach dargelegten Werken einer in römischen Formen sich aussprechenden Genialität, dann auch in deutscher Zunge mit schöpferischer Meisterschrift eigenthümlich aufzutreten: von allem diesen, wovon jedes Einzelne hinreichte, den herrlichen Ruhm eines preiswürdigen Mannes zu begründen, überlassen wir Andern zu reden.

Desto eifriger aber mögen wir hier die Züge festhalten, die den Mann selbst in seiner Persönlichkeit uns vor Augen stellen, und sein entrücktes Dasein uns noch für Augenblicke vergegenwärtigen.

Was ihn auszeichnete, war die hohe Eigenthümlichkeit seiner vollständigen, durch und durch in alle Bezüge seines Wesens gedrungenen, gleichmäßig nach allen Richtungen seines Wollens und Thuns belebten, ununterbrochenen Geistesbildung. In der Lebensäußerung dieser Eigenthümlichkeit gab es keine Lücken, keine Stillstände; er hatte sich immer selbst, er hatte sich immer ganz, und keine seiner Eigenschaften war ihm nur fragmentarisch verliehen.

Daher die große Geistesgegenwart, die große Ueberlegenheit, mit welcher er allen Begegnissen des geistigen Lebensverkehrs gegenüberstand, sie prüfend aufnahm, mit treffendem Urtheil an ihren Platz stellte, und mit geistreichen Zügen festhielt oder entließ. Daher die heitre Gelassenheit, in welcher er dem Witze, der ihm zu Zeiten entgegentrat, den Verlegenheiten, welche Zufall oder Absicht ihm zuwenden mochte, mit glücklichem Ueberbieten stets so leicht und siegreich zu entsteigen wußte.

Gedacht hatte er über alles; die Gebiete des Lebens wie der Wissenschaften konnten einem so lebendigen Sinne nicht fremd bleiben; in dem Lichte seines Geistes erleuchtete sich auch jede zufällige Umgebung; seine Eigenschaften wirkten nach allen Seiten. Die Wendung seines Geistes war in den geringsten Dingen merkwürdig; ja bis in den kleinlichsten, durch die er bisweilen, mehr der scherzenden Nachrede doch, als dem eigentlichen Tadel, Raum gab, blieb sie noch immer mit dem Reize seiner Größe behaftet.

Er war umgänglich und mittheilend; allzu reich, um zu kargen, gab er willig jeder Ansprache von seinen geistigen Schätzen, und verschmähte nicht zu empfangen, wo er schon längst besaß. Eine neuerschlossene Ansicht, ein bedeutend leitendes Wort von ihm, hat bis auf die letzte Zeit Männer und Jünglinge in seiner Umgebung mehr als manche anderweite vielfache Anstrengung gefördert.

Nie vergaß er seiner Würde, er hielt darauf in angeborner Vornehmheit; in ihr stellte er die Ehre des Gelehrten dar, wie in dem Fleiße dessen Tapferkeit. Seinen Werth kannte er, wie jeder Tüchtige aus innerer Thatsache sich als solchen fühlt und kennt. Und wie hätte er seinen Ruhm nicht kennen sollen, der ihm aus allen Ländern Europa's zurückstrahlte, aus allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst, sei es, daß ihn die berühmtesten Anstalten in ihre Mitte begehrten, sei es, daß Goethe in den Elegien verherrlichend ihn grüßt, oder Alexander von Humboldt einen kostbaren Ertrag seiner naturwissenschaftlichen Forschungen ihm zueignet! Seine Schüler, Freunde und Verehrer sind über das ganze Gebiet der Wissenschaften ausgesä't; sie hingen ihm mit einer Treue und Liebe, mit einer Begeisterung und Zuversicht an, deren Dokumente in Hunderten von Schriften öffentlich dastehn, und noch viel glänzender und reicher in den Schätzen eines Briefwechsels aufbewahrt sind, dessen Umfang und Inhalt neue Regionen seines Geistes erblicken läßt.

Sein Herz, reich an Empfindung und Antheil, entzog sich der weichen Offenheit gewöhnlicher Aeußerungen; aber nicht

Allen seiner Freunde blieb hinter dem Walle von Witz, launiger Schärfe und vornehmer Erscheinung, womit er es verwahrte, dessen leichte Erregbarkeit verborgen. In schmerzlicher Wehmuth allgemein menschlicher Betrachtungen, in gerührten Thränen inniger Theilnahme, konnte er durch langverschwiegene Wärme den staunenden Entdecker überraschen.

Der theure Mann, dessen Verlust wir beklagen, hatte innige Freunde, unter ihnen die Angesehensten und Größten seiner Zeit. Ein strebender und bewegender Geist, wie er, blieb auch nicht ohne Gegner. Leider wurden ihm, wie das Geschick der Welt es ja so oft unvermeidlich mit sich führt, auch aus Freunden solche. In den Verwickelungen, welche die Verschiedenheit der Richtungen und Ansichten, in den Reibungen und Fehden, welche das Zusammentreffen starker und eigenthümlicher Geistesarten unter den Genossen gleicher Bahnen hervorgebracht, möge jetzt niemand das Urtheil verlangen; das Recht und Unrecht trage die Zeit hinüber zu künftigen Richterstühlen, vor denen die Sache ohne gehässige Zuthat persönlicher Leidenschaft erscheinen kann.

Der Hingeschiedene hat Allen, Freunden und Feinden, als Vermächtniß eine große, niederschlagende Aufgabe hinterlassen, die: ihn zu ersetzen!

Uns aber sei hier die Zuversicht gestattet, daß das Andenken des großen Mannes, bei der Nachricht seines frühen Hintritts, in der Würdigung edler Geister über jede Berührung hinweggehoben ist, die nicht Trauer wäre und Verehrung.

Und so leb' er denn fort und fort in unsrem Gedächtniß, der Mann, der endlich vom Namen Homeros kühn uns befreiend, uns noch stets ruft in die vollere Bahn!

II. Der Tod Schwerins.*

(1841.)

Nur das erste Treffen Schwerin's war geschlagen, aber einzelne Regimenter hielten sich noch, während schon das zweite Treffen vorrückte. — Das feindliche Kartätschenfeuer wurde jedoch immer heftiger, und jene noch stehenden Regimenter fingen an zu weichen, das Regiment von Fouqué, welches dem Feuer einer Batterie von 14 Kanonen ausgesetzt war, das Regiment von Kreuzen, und endlich das zweite Bataillon des Regiments Schwerin, vor welchem eben Winterfeldt schwer verwundet hingesunken war. Schwerin hielt zu Pferde bei einer der Engen des schwierigen Bodens, und suchte die Truppen zum Stehen zu bringen, allein vergebens; unwillig, daß auch sein eigenes Regiment wich, entriß er voll Eifer und Muth dem Fahnenjunker die Fahne seines zweiten Bataillons, hob sie empor und rief: „Wer ein braver Kerl ist, der folge mir!“ Sein Beispiel und Zuruf beseelte die Truppen mit neuem Muthe, sie wanden sich aus dem Engwege heraus, stellten sich rechts desselben in Ordnung, und begannen im Sturmschritt vorzuschreiten, Schwerin mit der Fahne in der Hand voran. Aber kaum 12 Schritte waren auf diese Art gethan, und Schwerin um noch etwa 6 Schritte voraus, da traf ein Kartätschenschuß den alten Feldherrn, der sogleich ohne die geringsten Zeichen des Lebens vom Pferde sank. Fünf Kugeln hatten ihn getroffen, eine hinter dem Ohr in's Genick, eine durch's Herz und drei in den Unterleib. Seine Hand hielt noch die Fahne fest, die mit ihm gefallen war; sie bedeckte seinen ganzen Körper; der General von Manteuffel nahm sie auf und gab sie dem Junker wieder, allein dieser hatte sie kaum gefaßt, als auch ihn eine Kanonenkugel mitten auf die Brust traf und niederwarf. Der Anblick des tödtlich getroffenen und zu Boden gestreckten Feldmarschalls ergriff seinen Adjutanten,

* In der Schlacht bei Prag, den 6. Mai 1757.

den Hauptmann von Platen, so heftig, daß er voll Grimms in den Feind stürzte, und sogleich seinen Tod fand. Die Truppen stockten augenblicklich, schwankten, und wandten sich auf's Neue zur Flucht. Der Fall des Feldherrn, die Verwundung Winterfeldt's, Fouqué's und andrer tapfern Anführer, machte die Krieger unruhig, ließ sie ohne Befehl, während der Feind sein mörderisches Feuer fortsetzte, und unaufgehalten vordrang. Die Preußen wichen etwa zwölfhundert Schritt zurück, und der König, der die Verwirrung mit ansah, und kaum noch eine glückliche Wendung hoffte, blickte schon nach den hinter ihm liegenden Höhen, wohin er das geschlagene Heer zu retten dachte, als plötzlich die Sachen wieder eine andere Gestalt nahmen.

— — — — — — — — —

Der Sieg der Preußen war theuer erkauft, ihr Verlust betrug über 13,000 Mann, der König in seinem Geschichtswerke sagt sogar 18,000, die tapfersten Generale und Offiziere waren im Kampfe gefallen, der Kern des Fußvolks, das im ganzen Laufe des ferneren Kriegs diesen Verlust fühlte; auch 5 Fahnen. 1 Standarte und 5 Kanonen waren verloren worden. Die Oesterreicher verloren an Todten und Verwundeten kaum weniger, an Gefangenen gegen 5000 Mann, und 33 Kanonen, 71 Standarten, 40 Brückenschiffe, nebst einer Menge Pulverwagen und einem großen Theile des Feldgeräthes und Gepäcks. Die Schlacht ist vorzugsweise eine Schlacht der Tapferkeit zu nennen, von beiden Seiten wurde mit Heldenmuth gefochten und die Entschlossenheit und Ausdauer der Truppen entschied jeden einzelnen Kampf. Denn die Schlacht, rasch beschlossen und unternommen, zerfiel bald in eine Reihe einzelner Gefechte, der leitenden Hand des Oberfeldherrn nicht mehr erreichbar, sondern ihrer eignen Entwicklung überlassen. Die Verwirrung war auf beiden Seiten ungeheuer, jeder Theil focht für sich, und der Ueberblick des Königes selber mußte zeitenweise in diesem Gemisch von Zufällen und Schwankungen untertauchen. Daß aber jeder einzelne

Kampf durch die Trefflichkeit der Truppen und die Hingebung der Anführer zum Sieg wurde, fand im Verlaufe den Zusammenhang, sich zu einem großen Siege zu gestalten.

Wir sahen unsern Helden inmitten des wüthendsten Schlachtgetümmels fallen, aber wir durften fürerst nicht bei ihm weilen; sein Geist selber trieb uns vorwärts, der, aus dem entseelten Körper in die durch seinen Tod angefeuerten Truppen übergegangen, in ihnen weiterkämpfte und zum Siege stürmte. Nachdem wir die Schlacht bis zu diesem Ziele glücklich verfolgt haben, und wir das Werk Schwerin's vollendet, seine Hingebung gekrönt gesehen, kehren wir zu dem Orte zurück, wo der Feldherr auf dem Bette der Ehre ruht. Als der König die erste Nachricht erhielt, Schwerin sey geblieben, war er mit dem noch zweifelhaften Gange der Schlacht beschäftigt, wandte alle Aufmerksamkeit auf die feindliche Linie, und ertheilte die den Umständen entsprechenden Befehle. Gegen 5 Uhr aber, als der Sieg größtentheils entschieden war, athmete er wieder auf, und überließ sich den Empfindungen des Herzens. Er gewahrte seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, und ritt zu ihm hin, stieg vom Pferde, und setzte sich mit sichtbarer Traurigkeit auf den grünen Rasen, der seitwärts am Wege sich erhöhte. „Wir haben viel verloren, rief er mit erstickter Stimme, der Feldmarschall Schwerin ist todt!“ und dann nannte er die andern Generale, die theils todt, theils verwundet waren, unter den erstern befanden sich Hautcharmoy, Golz, der Prinz von Holstein, Manstein und Anhalt.

Inzwischen war der Körper des Helden mit Mühe unter den Todten und Verwundeten herausgefunden, wurde dann in ein Zelt gebracht und untersucht, da sich denn die Gewißheit ergab, daß er in demselben Augenblicke getroffen und todt gewesen seyn müsse. Man brachte die Leiche darauf in das Kloster St. Margaretha, wo sie einbalsamirt, und dann vor dem Altare niedergelegt wurde. Der König kam herzu, und stand in schweigender Betrachtung an dem Sarge, brach dann in Thränen und

in Worte der Wehmuth aus, die er dem Entschlafenen nachrief. Schwerin's ältester Neffe, der als Adjutant ihm zur Seite und nächster Zeuge seines Todes gewesen, überreichte dem Könige das blutbespritzte Band des schwarzen Adlerordens, das der Feldmarschall umgehabt, allein der König nahm das trauervolle Ehrenzeichen nicht an, sondern überließ es der Familie zu ruhmvoller Bewahrung. Als die Leiche späterhin zur Heimath abgeführt wurde, geschah dies mit allem kriegerischen Gepränge; Prinz Heinrich ließ den Sarg noch öffnen, und als er den Helden betrachtete, dessen Antlitz die edle Ruhe eines schönen Todes ausdrückte, nahm er ehrerbietig den Hut ab; die Soldaten standen umher und weinten um ihren Vater.

Bettina von Arnim.

I. Morgenwanderung zur Linde.

(An Göthe. Am 2. August 1807.)

Heute Morgen hat mich die Sonne schon halb fünf Uhr geweckt; ich glaub ich habe keine zwei Stund geschlafen; sie mußte mir gerade in die Augen scheinen. Eben hatte es aufgehört mit Wolkenbrechen und Windwirbeln, die goldne Ruhe breitete sich aus am blauen Morgenhimmel; ich sah die Wasser sich sammeln und ihren Weg zwischen den Felskanten suchen hinab in die Fluth; gestürzte Tannen brachen den brausenden Wassersturz, und Felssteine spalteten seinen Lauf; er war unaufhaltsam; er riß mit sich was nicht widerstehen konnte. — Da überkam mich eine so gewaltige Lust — ich konnte auch nicht widerstehen: ich schürzte mich hoch, der Morgenwind hielt mich bei den Haaren im Zaum; ich stüzte beide Hände in die Seite um mich im Gleichgewicht zu halten, und sprang hinab in kühnen Sätzen von einem Felsstück zum andern, bald hüben bald drüben, das brausende Wasser mit mir, kam ich unten an; da lag, als wenn ein Keil sie gespalten hätte bis an die Wurzel, der halbe Stamm einer hohlen Linde, quer über den sich sammelnden Wassern.

O liebster Freund! der Mensch, wenn er Morgennebel trinkt und die frischen Winde sich mit ihm jagen, und der Duft der jungen Kräuter in die Brust eindringt und in den Kopf steigt und wenn die Schläfe pochen und die Wangen glühen, und wenn er die Regentropfen aus den Haaren schüttelt, was ist das für eine Lust.

Auf dem umgestürzten Stamm ruhte ich aus, und da ent-

deckte ich unter den dickbelaubten Aesten unzählige Vogelnester, kleine Meisen mit schwarzen Köpfchen und weißen Kehlen, sieben in einem Neste, Finken und Distelfinken; die alten Vögel flatterten über meinem Kopf und wollten die jungen äzen; ach, wenn's ihnen nur gelingt sie groß zu ziehen, in so schwieriger Lage; denk nur: aus dem blauen Himmel herabgestürzt an die Erde, quer über einen reißenden Bach, wenn so ein Vögelchen herausfällt, muß es gleich ersaufen, und noch dazu hängen alle Nester schief. — Aber die hunderttausend Bienen und Mücken die mich umschwirrten, die all in der Linde Nahrung suchten; — wenn Du doch das Leben mit angesehen hättest! Da ist kein Markt so reich an Verkehr, und alles war so bekannt, jedes sucht sein kleines Wirthshaus unter den Blüthen, wo es einkehrte; und emsig flog es wieder hinweg und begegnete dem Nachbar, und da summten sie an einander vorbei, als ob sie sich's sagten, wo gut Bier feil ist. — Was schwäze ich Dir alles von der Linde! — und doch ist's noch nicht genug; an der Wurzel hängt der Stamm noch zusammen; ich sah hinauf zu dem Gipfel des stehenden Baumes, der nun sein halbes Leben am Boden hinschleifen muß, und im Herbst stirbt er ihm ab. Lieber Göthe, hätte ich meine Hütte dort in der einsamen Thalschlucht, und ich wär gewöhnt, auf dich zu warten, welch großes Ereigniß wär dieses; wie würd ich Dir entgegenspringen und von weitem schon zurufen: „Denk nur unsere Linde!" — Und so ist es auch, ich bin eingeschloßen in meiner Liebe, wie in einsamer Hütte, und mein Leben ist ein Harren auf Dich unter der Linde, wo Erinnerung und Gegenwart duftet, und die Sehnsucht die Zukunft herbeilockt. Ach, lieber Wolfgang, wenn der grausame Sturm die Linde spaltet, und die üppigere stärkere Hälfte mit allem innwohnenden Leben zu Boden stürzt, und ihr grünes Laub über bösem Geschick, wie über stürzenden Bergwassern traurend welkt, und die junge Brut in ihren Aesten verdirbt; o dann denk, daß die eine Hälfte noch steht, und in ihr alle Erinnerung und alles Leben, was dieser entsprießt, zum Himmel getragen wird.

II. Salzburg und Savigny.

(An Göthe. Am 26. Mai 1809.)

Von Salzburg muß ich Dir noch erzählen. Die letzte Station, vorher Laufen. Diesmal saß Freiberg mit mir auf dem Kutschersitz, er öffnete lächelnd seinen Mund, um die Natur zu preisen, bei ihm ist aber ein Wort wie der Anschlag in einem Bergwerk, eine Schicht führt zur andern; es ging in einen fröhlichen Abend über, die Thäler breiteten sich rechts und links, als wären sie das eigentliche Reich, das unendliche gelobte Land. Langsam wie Geister hob sich hie und da ein Berg, und sank allmählig in seinem blitzenden Schneemantel wieder unter. Mit der Nacht waren wir in Salzburg, es war schauerlich, die glattgesprengten Felsen himmelhoch über den Häusern hervorragen zu sehen, die wie ein Erdhimmel über der Stadt schwebten im Sternenlicht, — und die Lanternen, die da all mit den Leutlein durch die Straßen fackelten, und endlich die vier Hörner, die schmetternd vom Kirchthurm den Abendseegen bliesen, da tönte alles Gestein und gab das Lied vielfältig zurück. — Die Nacht hatte in dieser Fremde ihren Zaubermantel über uns geworfen, wir wußten nicht wie das war, daß alles sich beugte und wankte, das ganze Firmament schien zu athmen, ich war über alles glücklich, Du weißt ja wie das ist, wenn man aus sich selber, wo man so lange gesonnen und gesponnen, heraustritt ganz in's Freie.

Wie kann ich Dir nun von diesem Reichthum erzählen, der sich am andern Tag vor uns ausbreitete? — wo sich der Vorhang allmählig vor Gottes Herrlichkeit theilet, und man sich nur verwundert, daß alles so einfach ist in seiner Größe. Nicht einen, aber hundert Berge sieht man von der Wurzel bis zum Haupt ganz frei, von keinem Gegenstand bedeckt, es jauchzt und triumphirt ewig da oben, die Gewitter schweben wie Raubvögel zwischen den Klüften, verdunkeln einen Augenblick mit ihren

breiten Fittigen die Sonne, das geht so schnell und doch so ernst, es war auch alles begeistert. In den kühnsten Sprüngen, von den Bergen herab bis zu den Seen ließ sich der Uebermuth aus, tausend Gaukeleien wurden in's Steingerüst gerufen, so verlebten wir wie die Priesterschaft der Ceres bei Brod, Milch und Honig ein paar schöne Tage; zu ihrem Andenken wurde noch zuletzt ein Granatschmuck von mir auseinander gebrochen, jeder nahm sich einen Stein und den Namen eines Berges, den man von hier aus sehen konnte, und nennen sich die Ritter vom Granatorden, gestiftet auf dem Watzmann bei Salzburg.

Von da ging die Reise nach Wien, es trennten sich die Gäste von uns, bei Sonnenaufgang fuhren wir über die Salza, hinter der Brücke ist ein großes Pulvermagazin, hinter dem standen sie Alle, um Savigny ein letztes Vivat zu bringen, ein jeder rief ihm noch eine Betheuerung von Lieb und Dank zu. Freiberg, der uns bis zur nächsten Station begleitete, sagte: wenn sie nur alle so schrieen, daß das Magazin in die Luft sprengte, denn uns ist doch das Herz gesprengt; und nun erzählte er mir, welch neues Leben durch Savigny aufgeblüht war, wie alle Spannung und Feindschaft unter den Professoren sich gelegt oder doch sehr gemildert habe, besonders aber sei sein Einfluß wohlthätig für die Studenten gewesen, die weit mehr Freiheit und Selbstgefühl durch ihn erlangt haben. Nun kann ich Dir auch nicht genug beschreiben, wie groß Savigny's Talent ist mit jungen Leuten umzugehen; zuvörderst fühlt er eine wahre Begeisterung für ihr Streben, ihren Fleiß; eine Aufgabe die er ihnen macht — wenn sie gut behandelt wird, so macht es ihn ganz glücklich, er möchte gleich sein Innerstes mit jedem theilen, er berechnet ihre Zukunft, ihr Geschick, und ein leuchtender Eifer der Güte erhellt ihnen den Weg, man kann von ihm wohl in dieser Hinsicht sagen, daß die Unschuld seiner Jugend auch der Geleitsengel seiner jetzigen Zeit ist, und das ist eigentlich sein Charakter, die Liebe zu denen, denen er mit den schönsten Kräften seines Geistes und seiner Seele dient; ja,

das ist wahrhaft liebenswürdig, und muß Liebenswürdigkeit nicht allein Größe bestätigen? — diese naive Güte, mit der er sich allen gleich stellt bei seiner ästhetischen Gelahrtheit, macht ihn doppelt groß. Ach, liebes Landshut, mit deinen geweißten Giebeldächern und dem geplackten Kirchthurm, mit deinen Springbrunnen, aus dessen verrosteten Röhren nur sparsam das Wasser lief, um den die Studenten bei nächtlicher Weile Sprünge machten und sanft mit Flöte und Guitarre accompagnirten, und dann aus fernen Straßen singend ihr Gutenacht ertönen ließen; wie schön war's im Winter auf der leichten Schneedecke, wenn ich mit dem siebzigjährigen Canonicus Eixdorfer, meinem Generalbaßlehrer und vortrefflichen Bärenjäger, spazieren ging, da zeigte er mir auf dem Schnee die Spuren der Fischottern, und da war ich als manchmal recht vergnügt und freute mich auf den andern Tag, wo er mir gewiß ein solches Thier auffinden wollte, und wenn ich denn am andern Tag kam, daß er mich versprochnermaßen auf die Otternjagd begleiten solle, da machte er Ausflüchte, heute seien die Ottern bestimmt nicht zu Hause; wie ich Abschied von ihm nahm, da gab er mir einen wunderlichen Seegen, er sagte: „möge ein guter Dämon Sie begleiten, und das Gold und die Kleinodien, die Sie besitzen, allemal zu rechter Zeit in Scheidemünze verwandeln, womit Sie allein sich das erwerben können, was Ihnen fehlt.“ Dann versprach er mir auch noch, er wolle mir einen Otternpelz zusammenfangen, und ich solle über's Jahr kommen ihn holen. Ach, ich werde nicht wiederkommen in das liebe Landshut, wo wir uns freuten, wenn's schneite und Nachts der Wind recht gestürmt hatte, so gut, als wenn die Sonne recht herrlich schien; wo wir alle einander so gut waren, wo die Studenten Concerte gaben und in der Kirche höllisch musizirten, und es gar nicht übel nahmen, wenn man ihnen davon lief.

Und nun ist weiter nichts Merkwürdiges auf der Reise bis Wien vorgefallen, außer daß ich am nächsten Morgen die Sonne aufgehen sah, ein Regenbogen drüber und davor ein Pfau, der sein Rad schlug.

III. Der Sonntag.

(1807 und 1839.)

Hier ist auch eine Kapelle und eine kleine Orgel, die hängt an der Wand, die Kapelle ist rund, ein mächtiger Altar nimmt fast den ganzen Platz ein, ein großer goldener Pelikan krönt ihn, der einem Dutzend Jungen sein Blut zu trinken gibt. Das Ende der Predigt hörte ich aus als ich hineinkam — ich weiß nicht, war's der goldene Pelikan, die mit vielen Spinnweben überflorten Zierrathen und Kränze von Golddrath, die frischen Sträußer daneben, von Rosen und gelben Lilien, und die düsteren Scheiben, wo oben grad über dem Pelikan die dunkelrothen und gelben Scheiben die Sonnenstrahlen färben. Der Geistliche war ein Franziskaner aus dem Kloster bei Rauenthal. „Wenn ich jetzt von Unglück sprechen höre, so fallen mir immer die Worte Jesu ein, der zu einem Jüngling sagte, der unter seine Jünger wollte aufgenommen werden: die Füchse haben Gruben, die Vögel des Himmels haben ihre Nester, aber des Menschen Sohn hat keinen Stein, da er sein Haupt hinlege. — Ich frage Euch, ob durch diese Worte allein nicht schon alles Unglück gebannt ist? Er hatte keinen Stein, um auszuruhen, viel weniger einen Gefährten, der ihm sein irdisch Leben heimatlich gemacht hätte; und doch wollen wir klagen, wenn uns ein geliebter Freund verloren geht, wollen uns nicht wieder aufrichten, finden es nicht der Mühe werth, in's Leben uns zu wagen, werden matt wie ein Schlaftrunkener! Sollten wir nicht gern die Gefährten Jesu seyn wollen, wenn die Noth uns trifft? sollten wir nicht Helden seyn wollen neben diesem großen Ueberwinder, der ein so weiches Herz hatte, daß er aus liebendem Herzen die Kinder zu sich berief, daß er den Johannes an seiner Brust liegen hieß? Er war menschlich, wie wir menschlich sind. Was uns zu höheren Wesen bildet, nämlich das Bedürfniß der Liebe, und zu selbstverläugnenden Opfern befähigt, das war die Grund-

lage seiner göttlichen Natur; er liebte und wollte geliebt seyn, bedurfte der Liebe. Weil nun die Liebe auf Erden nicht zu Haus war, so fand er keinen Stein, da sein Haupt ruhen konnte: da verwandelte sich dieses reine Bedürfniß der Liebe in das göttliche Feuer der Selbstverläugnung, er brachte sich dar, ein Opfer für die geliebte Menschheit, sein Geist strahlte wieder himmelwärts, von wo er in seine Seele eingeboren war, wie die Opferflamme hinaufsteigt ein Gebet für den Geliebten. Und dieß Gebet ist erhört worden, denn wir fühlen uns allzumal durch diese Liebe geläutert, und wenn wir uns ihrer Betrachtung weihen, so werden wir göttlich durch ihr Feuer, und dieses ist wie der Odem Gottes, der alles in's Leben ruft, jeden Keim des Frühlings. So auch ruft nun die Liebe Jesu, die auf Erden nicht begnügt und beglückt konnte werden, zu sich, alle die mühselig und beladen sind, sie sind verschlossne thränenschwere Knospen, die mächtige Sonne der göttlichen Liebe wird sie zum ewigen Leben der Liebe wecken, denn dieß ist alles Lebens, alles Strebens Ziel auf Erden. Amen." Diese schönen Worte waren die einzigen, welche ich von der Predigt hörte, aber sie waren mir genügend, um mich den ganzen Tag zu begleiten, sie klangen wie ein himmlisch Geläut in mein Ohr, wie ein schöner Sonntag-Morgen; als alles zum Tempel hinaus war, ging ich von der Emporkirche herab in die runde Kapelle, ein andrer Priester hatte eben die Messe gelesen, es kam ein alt Mütterchen, die löschte die Kerzen und räumte auf; ich frug ob sie Sacristan sey, sie sagte ihr Sohn sey Küster, aber der sey heut über Land; ich frug wo sie die vielen Blumen hernehme, da ich doch nirgend einen Blumengarten gesehen; sie sagte: die Blumen sind aus unserem Garten, mein Sohn pflegt sie alle. Ich hatte eine rechte Lust mit in den Garten zu gehen, das war sie zufrieden; das ist ein Garten, so groß wie der Hof von unserem Haus, an der weißen Wand des Hauses wachsen Trauben und ein paar hohe Rosenbüsche sind dazwischen verflochten, Rosen und Trauben, ich kann mir keine schönere Vermählung denken, Ariadne und

Bacchus. Ein hölzern Bänkchen war da an der Mauer, ich setzte mich ganz ans End, und die Frau neben mich; es war kaum groß genug, daß wir Platz hatten, ich mußte recht dicht an die Frau heranrücken; ich legte meine Hand in ihre auf ihren Schooß, sie hatte eine so harte Hand, sie sagt, das sind Schwülen vom Graben im Land, denn hier ist ein felsiger Boden. Du glaubst nicht, wie schön der Garten in der Sonne lag, denn jetzt ist grade die reichste Blumenzeit, alles ist doch so schön; wenn die Natur mit Ordnung bedient wird, gleich ists ein Tempel, wo ihre Geschöpfe als Gebete aufsteigen, gleich ists ein Altar, der voll kindlicher Opfergeschenke beladen ist. — So ist das Gärtchen mit seinen reinlichen Kieswegen und buchsbaumnen Feldertheilchen; der Buchsbaum ist so ein rechter Lebensfreund, von Jahr zu Jahr umfaßt und schützt er was der Frühling bringt, es keimt und welkt in seiner Umzäunung und er bleibt immer der grüne Treue, auch unterm Schnee. Das sagt ich der alten Frau, die sagte, ja das ist wohl wahr, der Buchsbaum muß alles Schicksal mitmachen. — Aber stell Dir doch das hübsche Gärtchen vor, links vom traubenbewachsnen Haus die Mauer mit Jasmin; gegenüber im Schatten eine recht dichte Laube von Geisblatt, der Eingang zum Haus von beiden Seiten mit hohen Lilien besetzt. So viel Levkoyen, so viel Ranunkeln, so viel Ehrenpreiß und Rittersporn und Lavendel, ein Beet mit Nelken, ein Maulbeerbaum in der einen Ecke und in der andern geschützt gegen die kalten Winde, zwei Feigenbäume mit ihren lieben rein gefalteten Blättern, ich war ganz erfreut Kameraden von meinem Baum zu finden, unter denen springt ein Quellchen hervor in einen Steintrog, da kann die Frau gleich ihre Blumen begießen, und in den offnen Fenstern hing ein Käfig mit Kanarienvögeln, die schmetterten so laut. Ach es war recht Sonntagswetter, und Sonntagslaune in der Luft, und Sonntagsgefühl in meinem Herzen. Ich bitte Dich, sorg daß mein Baum von der Lisbet nicht versäumt werde, er muß bald reife Früchte haben, wenn er so weit ist wie die im Küstergärtchen, die brech Dir

ab. — Die Frau schüttelte mir Maulbeeren ab, die sammelte ich auf einem Blatt und einen Strauß von Nelken und Ehrenpreiß und Rittersporn hatte ich mir auch gepflückt; und wie ich so da steh ganz still in der Sonn, da kommt der geistliche Herr aus der Thür, er hatte da sein Frühstück genossen, was die Küsterfrau immer nach der Kirche bereit hält. — Der Geistliche ist ein schöner ganz stiller Kopf, und sanfte Augen, und noch jung. Mich strahlten die schönen Worte, die ich von ihm gehört hatte, noch einmal aus seinem Gesicht an, ich konnte auch aus Ehrfurcht ihm nichts sagen, er sah mich aber freundlich an, und sagte: Ei wie! schon reife Maulbeeren; ich reichte ihm die Maulbeeren, er nahm auch welche davon, und den Strauß nahm er mir auch ab und steckte ihn in seinen Aermel, denn ich war so überrascht, als ich ihn kommen sah, daß ich nicht wußte was ich that, und ihm beide Hände entgegenstreckte, ich wußte gar nicht, daß ich ihm den Strauß geboten hatte, und erst als er mir ihn mit einem Dank abnahm, merkte ich's. Nun ging er weg und ich blieb betäubt stehen, der Spitzhund aber begleitete ihn sehr höflich vor die Gartenthür, ich hörte ihn noch vor der Thür freundlich mit dem Hund sprechen: Geh nach Haus, Lelaps, sagte er. — Ich war recht vergnügt, und mehr als all die Tage über auf der Terrasse, mit meinem Sonntagmorgen.

Fürst Pückler.

Warwick-Castle.

(1831.)

Warwick den 28. Dez. 1826.

Theure Julie!

Beim Himmel! diesmal erst bin ich von wahrem und ungemeßnem Enthusiasmus erfüllt. Was ich früher beschrieben, war eine lachende Natur, verbunden mit allem, was Kunst und Geld hervorbringen können. Ich verließ es mit Wohlgefallen, und obgleich ich schon Aehnliches gesehen, ja selbst besitze, nicht ohne Verwunderung. Was ich aber heute sah, war mehr als dieses, es war ein Zauberort, in das reizendste Gewand der Poesie gehüllt, und von aller Majestät der Geschichte umgeben, dessen Anblick mich noch immer mit freudigem Staunen erfüllt.

Du erfahrne Historienkennerin und Memoirenleserin weißt besser als ich, daß die Grafen von Warwick einst die mächtigsten Vasallen Englands waren, und der große Beauchamp, Graf von Warwick, sich rühmte, drei Könige entthront, und eben so viele auf den leeren Thron gesetzt zu haben.

Sein Schloß steht schon seit dem 9ten Jahrhundert und ist seit Elisabeths Regierung im Besitz derselben Familie geblieben. Ein Thurm der Burg, angeblich von Beauchamp selbst erbaut, hat sich ohne alle Veränderung erhalten, und das Ganze steht noch so colossal und mächtig, wie eine verwirklichte Ahnung der Vorzeit da.

Schon von weitem erblickst Du die dunkle Steinmasse, über

uralte Cedern vom Libanon, Kastanien, Eichen und Linden, senkrecht aus den Felsen am Ufer des Avon, mehr als 200 Fuß hoch über die Wasserfläche emporsteigen. Fast eben so hoch noch überragen wieder zwei Thürme von verschiedener Form das Gebäude selbst. Der abgerissene Pfeiler einer Brücke, mit Bäumen überhangen, steht mitten im Fluß, der, tiefer unten, grade wo die Schloßgebäude beginnen, einen schäumenden Wasserfall bildet, und die Räder der Schloßmühle treibt, welche letztere, mit dem Ganzen zusammenhängend, nur wie ein niedriger Pfeilervorsprung desselben erscheint.

Jetzt verlierst Du im Weiterfahren eine Weile den Anblick des Schlosses, und befindest Dich bald vor einer hohen crenelirten Mauer aus breiten Quadern, durch die Zeit mit Moos und Schlingpflanzen bedeckt. Die Flügel eines hohen eisernen Thores öffnen sich langsam, um Dich in einen tiefen, durch den Felsen gesprengten Hohlweg einzulassen, an dessen Steinwänden ebenfalls von beiden Seiten die üppigste Vegetation herabrankt. Dumpf rollt der Wagen auf dem glatten Felsengrunde hin, den in der Höhe alte Eichen dunkel überwölben. Plötzlich bricht bei einer Wendung des Weges das Schloß im freien Himmelslichte aus dem Walde hervor, auf einem sanften Rasenabhang ruhend, und zwischen den ungeheuren Thürmen, an deren Fuß Du Dich befindest, verschwindet der weite Bogen des Eingangs zu dem Schein einer unbedeutenden Pforte. Eine noch größere Ueberraschung steht Dir bevor, wenn Du durch das zweite eiserne Gitterthor den Schloßhof erreichst. Etwas Mahlerischeres und zugleich Imposanteres läßt sich beinah nicht denken! Laß Dir durch Deine Phantasie einen Raum hinzaubern, ungefähr noch einmal so groß als das Innere des römischen Colosseums, und versetze Dich damit in einen Wald voll romantischer Ueppigkeit. Du übersiehst nun den weiten Hofplatz, rund umher von bemoosten Bäumen und majestätischen Gebäuden umgeben, die, obgleich überall verschieden an Form, dennoch e i n erhabenes und zusammenhängendes G a n z e bilden,

dessen bald steigende, bald sich senkende Linien in der blauen Luft, wie die stete Abwechselung der grünen Grundfläche am Boden, nirgends Symmetrie, wohl aber eine sonst nur den Werken der Natur eigne, höhere Harmonie verrathen. Der erste Blick zu Deinen Füßen fällt auf einen weiten einfachen Rasenteppich, um den ein sanft geschlungner Kiesweg nach allen Ein- und Ausgängen dieses Riesenbaues führt. Rückwärts schauend, siehst Du an den beiden schwarzen Thürmen empor, von denen der älteste, Guy's Thurm genannt, ganz frei von Gebüsch, in drohender Majestät, fest wie aus Erz gegossen dasteht, der andre von Beauchamp erbaut, halb durch eine wohl Jahrhunderte zählende Kiefer und eine herrliche Kastanie verdeckt wird. Breitblättriger Epheu und wilder Wein rankt, bald den Thurm umschlingend, bald seine höchsten Spitzen ersteigend, an den Mauern hinan. Links neben Dir zieht sich weit der bewohnte Theil des Schlosses und die Capelle hin, mit vielen hohen Fenstern geziert, von verschiedener Größe und Gestalt, während die ihm gegenüber liegende Seite des großen Vierecks, fast ganz ohne Fenster, nur mächtige crenelirte Steinmassen darbietet, die einige Lerchenbäume von colossaler Höhe und baumartige Arbutus-Sträucher, welche hier im langen Schutze wunderbar hoch gewachsen sind, malerisch unterbrechen. Vor Dir jedoch erwartet Dich, wenn Du jetzt den Blick nach der Höhe erhebst, von allem das erhabenste Schauspiel. Denn auf dieser vierten Seite steigt aus einem niedrigen bebuschten Kessel, den der Hof hier bildet, und mit dem sich auch die Gebäude eine geraume Strecke senken, das Terrain von neuem, in Form eines jonischen Berges steil empor, an dem die gezackten Mauern des Schlosses mit hinan klimmen. Dieser Berg, der Keep, ist bis oben dicht bewachsen mit Gesträuch, das jedoch nur den Fuß der Thürme und Mauern bedeckt. Dahinter aber ragen, hoch über alle Steinmassen, noch ungeheure uralte Bäume hervor, deren glatte Stämme man wie in der Luft schwebend erblickt, während auf dem höchsten Gipfel eine kühne Brücke, auf

beiden Seiten von den Bäumen eingefaßt, gleich einem hehren Himmelsportal plötzlich die breiteste, glänzendste Lichtmasse, hinter der man die Wolken fern vorüberziehen sieht, unter dem Schwibbogen und den dunkeln Baumkronen durchbrechen läßt.

Stelle Dir nun vor: diese magische Dekoration auf einmal zu übersehen, verbinde die Erinnerung damit, daß hier neun Jahrhunderte stolzer Gewalt, kühner Siege und vernichtender Niederlagen, blutiger Thaten und wilder Größe, vielleicht auch sanfter Liebe und edler Großmuth, zum Theil ihre sichtlichen Spuren, oder wo das nicht ist, doch ihr romantisch ungewisses Andenken, zurückgelassen haben — und urtheile dann, mit welchem Gefühl ich mich in die Lage des Mannes versetzen konnte, dem solche Erinnerungen des Lebens seiner Vorfahren durch diesen Anblick täglich zurück gerufen werden, und der noch immer dasselbe Schloß des ersten Besitzers der Veste Warwick bewohnt, desselben halb=fabelhaften Guy, der vor einem Jahrtausend lebte, und dessen verwitterte Rüstung mit hundert Waffen berühmter Ahnen in der alterthümlichen Halle aufbewahrt wird. Giebt es einen so unpoetischen Menschen, in dessen Augen nicht die Glorie dieses Andenkens auch den schwächsten Repräsentanten eines solchen Adels noch heute umglänzte?

Um Dir meine Beschreibung wenigstens einigermassen anschaulich zu machen, füge ich einen Grundplan bei, der Deiner Einbildungskraft zu Hülfe kommen muß.

Den Fluß auf der andern Seite mußt Du Dir nun noch tief unter dem Schloßplatz denken, und daß er von den bisher beschriebenen Stellen nicht gesehen wird, sondern erst aus den Fenstern des bewohnten Schloßtheils, nach außen hin, zugleich mit dem herrlichen Park sichtbar wird, der überall durch Wald am Horizont geschlossen ist, was der Phantasie so viel Spielraum läßt, und wieder für sich eine neue höchst romantische Aussicht bildet.

Nur über wenige Stufen tritt man vom Hofe aus in die Wohnzimmer, zuerst in einen Durchgang und von da in die

Halle, auf deren beiden Seiten sich die Gesellschaftszimmer, 340 Fuß lang in ununterbrochener Reihe, ausdehnen. Obgleich fast de plein pied mit dem Hofe, sind diese Zimmer doch auf der andern Seite mehr als 50 Fuß hoch über dem Avon erhaben. Acht bis vierzehn Fuß dicke Mauern bilden in jedem Fenster, welche auch 10—12 Fuß breit sind, ein förmliches Cabinet, mit den schönsten mannigfaltigsten Aussichten auf den unter ihnen wildschäumenden, weiterhin aber in sanften Wendungen den Park bis in düstre Ferne durchströmenden Fluß. War ich nun vorher, schon seit dem ersten Anblick des Schlosses, von Ueberraschung zu Ueberraschung fortgeschritten, so wurde diese, wenn gleich auf andre Weise, fast noch in den Zimmern überboten. Ich glaubte mich völlig in versunkene Jahrhunderte versetzt, als ich in die gigantische baronial hall trat, ganz wie sie Walter Scott beschreibt, die Wände mit geschnitztem Cederholz getäfelt, mit allen Arten ritterlicher Waffen angefüllt, geräumig genug um alle Vasallen auf einmal zu speisen, und ich dann vor mir einen Camin aus Marmor erblickte, in dem ich ganz bequem mit dem Hute auf dem Kopf, noch neben dem Feuer stehen konnte, das auf einem 300 Jahre alten eisernen, seltsam gestalteten Roste, von der Form eines Korbes, wie ein Scheiterhaufen aufloderte. Seitwärts war, der alten Sitte getreu, auf einer Unterlage, gleichfalls von Cedernholz, mitten auf dem steinernen Fußboden, den nur zum Theil verschlossene hautelisse Teppiche deckten, eine Klafter ungespaltenes Eichenholz aufgeschichtet. Durch einen in braun gekleideten Diener, dessen Tracht, mit goldnen Kniegürteln, Achselschnüren und Besatz hinlänglich alterthümlich aussah, wurde von Zeit zu Zeit dem mächtigen Feuer, vermöge eines drei Fuß langen Klotzes, neue Nahrung gegeben. Hier war überall der Unterschied zwischen der ächten alten Feudalgröße, und der nur in moderner Spielerei nachgeahmten eben so schlagend, als zwischen den bemoosten Trümmern der verwitterten Burg auf ihrer Felsenspitze, und der gestern aufgebauten Ruine im Lustgarten eines reich gewordnen

Lieferanten. Fast alles in dem Zimmer war alt, prächtig und originell, nirgends geschmacklos, und mit der größten Liebe und Sorgfalt unterhalten. Es befanden sich die seltsamsten und reichsten Zeuge darunter, die man jetzt gar nicht mehr auszuführen im Stande seyn möchte, in einer Mischung von Seide, Sammt, Gold und Silber, alles durch einander gewirkt. Die Meubeln bestanden fast ganz, entweder aus alter außerordentlich reicher Vergoldung, geschnitztem braunen Nuß- und Eichenholz, oder jenen alten französischen mit Messing ausgelegten Schränken und Commoden, deren eigner Name mir eben nicht beifällt. Auch waren viele herrliche Exemplare von Mosaik, wie von ausgelegten kostbaren Hölzern vorhanden. Ein Caminschirm mit schwerem goldnen Rahmen bestand aus einem einzigen so klaren Glase, daß es völlig mit der Luft zusammenfloß. Ein solcher Schirm hat das Angenehme, daß man, am Kamin sitzend, das Feuer sieht, ohne es sengend am Gesicht zu fühlen. In dem einen Zimmer steht ein Staatsbett, von der Königin Anna einer Gräfin von Warwick geschenkt, noch immer wohl erhalten, von rothem Sammt mit grün und blauer Seide gestickt. Die Kunstschätze sind unzählbar, und die Gemälde, unter denen sich auch nicht ein mittelmäßiges befand, sondern die fast alle von den größten Meistern sind, haben überdem zum Theil ein ganz besonderes Familien-Interesse, da sehr viele Portraits der Ahnen sich darunter befinden, von der Hand Titian's, Vandyk's und Rubens' gemalt.

Ehe ich von dem prachtvollen Warwick schied, bestieg ich noch den höchsten der beiden Thürme, und genoß dort eine schöne und reiche Aussicht nach allen Seiten hin bei ziemlich hellem Wetter. Weit entzückender als dieses Panorama war aber der lange Spaziergang in den Gärten, die das Schloß von zwei Seiten umgeben, und in ruhiger Größe dem Charakter desselben ganz angemessen sind. Die Höhe und Schönheit der Bäume, wie die Ueppigkeit der Vegetation und des Rasens kann nirgends übertroffen werden, während eine Menge riesenmäßiger Cedern

(vom Libanon genannt), und die sich jeden Augenblick neu gestaltenden Ansichten der majestätischen Burg — in deren hohen Zinnen transparente Kreuzesformen den Lichtstrahlen ein immer wechselndes Spiel gewähren — einen solchen Zauber über das Ganze webten, daß ich mich nur mit Gewalt davon losreißen konnte. Wir gingen bis zum anbrechenden Mondschein, der alles noch gigantischer erscheinen ließ, in den dunkelnden Gängen umher, und konnten deßhalb nur bei Laternenlicht die berühmte colossale Warwick-Vase, welche mehrere hundert Gallonen Wasser enthalten kann und mit der schönsten Arbeit geziert ist, so wie die Alterthümer besehen, welche in der Loge des Pförtners aufbewahrt werden und hauptsächlich in den antediluvianischen Stierhörnern und Eberzähnen bestehen, die man Thieren zuschreibt, welche der fabelhafte Ahnherr der ersten Grafen von Warwick, Guy, aus der Sachsenzeit, erlegt haben soll. Die Dimensionen seiner, ebenfalls hier aufbewahrten Waffen, verrathen einen Riesen von größeren Kräften, als sie jetzt die Natur hervorbringt.

Hier nahm ich endlich zögernden Abschied von Warwick-Castle, und legte die Erinnerung wie einen Traum erhabener Vergangenheit an mein Herz, und mir war in dem dämmernden Mondenlicht wie einem Kinde, dem ein phantastisches Riesenhaupt aus ferner Zeit über den Wipfeln des Waldes freundlich zugenickt.

Rumohr.

Vom Begriffe der Höflichkeit.

(1834.)

Es gab eine Zeit, da mit vielem Rechte die Höfe der Fürsten als so viele Mittelpunkte einer höheren Bildung angesehen und verehrt wurden, weil sie hervorzogen und zu vereinigen suchten, was nur Edles und Großes ihre Zeit hervorbrachte: starke und liebenswerthe Persönlichkeiten, vortreffliche Geister und mit dem Sinne des Schönen begabte Seelen. An den Höfen blühte die neuere Dichtkunst auf, entwickelten sich große Talente, fanden sie gegen die Bedrängnisse des Lebens Schutz, erweiterten sie ihre Vorstellungen, ergriff sie der Zauber der Macht und Größe und ihres nothwendigen Gefolges, der Pracht und des Glanzes. An den Höfen erlangten daher die verschiedenen Idiome der neueren Welt ihre edlere, feinere Ausbildung.

In der Folge, nicht vermag ich's zu läugnen, bemühten sich persönliche Günstlinge der Fürsten oder mächtige Parteiungen, den belebenden Hauch der geistigen Bildung von den Höfen auszuschließen; rohe Sinnlichkeit, welche Abspannung, leblos mechanische Andachtsübung, welche Stumpfsinn herbeiführt, schien den Besitz schon erworbenen oder noch gehofften Einflusses allein ganz sicher zu stellen. Schon von Karl V. erzählt sein Biograph, der Bischof Prudenzio de Sandoval, daß Wilhelm von Croy, sein Aufseher, die Bücher ihm weggenommen, die guten Absichten seines Lehrers, des nachmaligen Pabstes Adrian, vereitelt, den fürstlichen Knaben mit Jagd und Pferden ausschließlich be-

schäftiget habe, um, sagt er, seiner durchaus sich zu bemeistern (por hazerse muy duenno del ninno). An späteren Beispielen ist in der Geschichte kein Mangel, woraus im siebzehnten Jahrhunderte jenes merkwürdige Triumvirat stellvertretender Herrscher, Olivares, Richelieu, Buckingham, entstand, dem ein zweites unmittelbar nachfolgte, worüber unter den Zeitgenossen besonders der Geschichtschreiber Nani seine Verwunderung und billige Zweifel mit vielem Anstande laut werden läßt. In Folge dieser geschichtlichen Erscheinungen waren die Höfe zur größten Gewöhnlichkeit herabgesunken, als seit Friedrich geniale Fürsten hie und da von Neuem einer höheren Bildung sie entgegen zu führen, nicht ohne schnellen Erfolg, unternahmen.

Indeß blieb, in Erinnerung des Ursprunges, das Wort Höflichkeit selbst in den schlimmeren Zeiten wenigstens unter uns in Gültigkeit, für jedes mildverträgliche, gefällige Benehmen. Auch im Spanischen behielten die Ausdrücke cortesia und cortes die entsprechende Bedeutung. Hingegen kam dafür unter den Italienern, bei republicanischer Verfassung ihrer wichtigsten Städte (nach Analogie des antiken urbanus und ἀστεως), der Ausdruck civile und civiltà in Gebrauch, welchen die Franzosen, bald auch die Engländer, von ihnen angenommen, und dagegen courtoisie, courteous und was sonst dahin gehören mag (da sogar to curtsy dem späteren to bow gewichen), beinahe gänzlich aufgegeben haben.

Gegenwärtig also bezeichnet das Wort Höflichkeit nicht mehr die courtoisie oder streng höfische Sitte, sondern die Gewohnheit und Kunst in jeglicher Beziehung von Menschen zu Menschen, im Reden, wie im Handeln, stets den zu treffenden Ton zu finden und anzuschlagen. Ihr sind die Begriffe Behaglichkeit, Unbefangenheit, Behendigkeit, Anstand, Freundlichkeit, Bereitwilligkeit, Verbindlichkeit, Dienstwilligkeit, Ehrerbietung und jener allgemeine Ton untergeordnet, welcher alle vorangenannten Eigenschaften, gleich einem musikalischen Grundtone, mit einander verknüpft und harmonisirt.

Insofern sie die Höfe noch immer besonders angeht, soll (wenn mir die Tinte nicht etwa ausginge, was möglich ist) die Höflichkeit als eine eigenthümlich höfische, ebenfalls gezeigt und gelehrt werden; doch nicht minder jene allgemeinere, welche in den übrigen Verhältnissen des Menschengeschlechtes das Leben erheitert, die Pflichten erleichtert, den Ausgang jeglicher Unternehmung begünstiget. Um in der Folge nicht Anstoß zu geben, erinnere ich hier im voraus an die unumgängliche, ununterbrochene Uebereinstimmung aller Höflichkeit mit demjenigen, was man theils die Sittlichkeit, theils auch die Klugheit nennt. Häufig wird die bestgefaßte und abstracteste Höflichkeitsvorschrift bald das Ansehen einer Klugheitsregel, bald wiederum eines Sittengesetzes annehmen. Dieser scheinbaren Verwirrung der Materien war und ist in dieser Angelegenheit durchaus nicht auszuweichen, weßhalb ich den Leser freundlichst ersuche, darauf sich gefaßt zu halten.

In der Anwendung verwandelt sich die Höflichkeit, nach Maßgabe der Verhältnisse in verschiedene, einander beinahe entgegengesetzte Gestaltungen. Was in dem einen Lebensverhältnisse als höflich erscheint und wahrhaft höflich ist, kann in einem andern unverbindlich und anstößig werden. Allein wie mannichfaltig, und wie sehr eins vom andern abweichend, nun immer die Höflichkeit in den so verschiedenen Fällen ihrer Anwendung sich zeigen möge, so bleibt doch ihr Princip stets dasselbe: der gütige, der positive Wille.

Bei solcher Feststellung des Princips übersehe ich nicht, daß auch die Hinterlist und Falschheit höfliche Sitten erheucheln könne. Ueberhaupt gibt es keine Tugend, noch Erkenntniß, von welcher der Lügengeist nicht irgend einmal den trügerischen Anschein hervorbringen sollte. Allein wie man zuletzt stets den heuchlerischen Frommen vom ächten, den Schwätzer vom Weisen, den Gerechten vom Schelmen unterscheiden lernt, so verkündet auch in der lieblosen, tückischen Höflichkeit ein gewisser widriger Beigeschmack, dem ähnlich, welchen versüßte Arzneien zu haben

pflegen, sehr bald den faulen Kern. Eine Höflichkeit aber, deren Lüge und bösliche Absicht uns vernehmbar wird, hört auf, uns angenehm zu seyn. Ja, wie die reine Bitterkeit weniger mißfällig ist, als die versüßte, so gefällt auch in dem Benehmen von Menschen zu Menschen die Grobheit mehr, als eine falsche, erlogene Höflichkeit. Da nun aber eine mißfällige Höflichkeit sich in sich selbst aufhebt, so darf ich die Einwendung fallen lassen, welche man etwa daher gegen das eigentliche Princip der Höflichkeit dürfte ableiten wollen.

Eben so wenig wird solches durch jene leeren Formen der Höflichkeit entkräftet werden, welche in einigen Landen, z. B. in China, in die Volkssitte übergegangen sind.

Ohne die geringste Spur von Herzlichkeit **poli** und **civil** seyn, macht den langweiligsten und schalsten Eindruck der Welt, ist demnach mit dem eigentlichen Begriffe der Höflichkeit ganz so unverträglich, als deren schon beleuchtete Erheuchelung.

Das Princip aber des gütigen Willens implicirt die Möglichkeit für einen Jeden, nach Maßgabe seiner Lagen und Verhältnisse höflich zu seyn oder höflich zu werden.

Gegen die letzte Behauptung dürften die Quietisten jeglicher Art und Schule sich erheben wollen. Man wird die Unbeholfenheit seines Naturells, das Unbezwingliche eines schlaffen oder boshaften Charakters und so viel Anderes ihr entgegenstellen. Doch muß ich diese Einwürfe summarisch abweisen, weil kein Individuum jemals in dem Maße leidend sich verhält, noch verhalten darf, als ein solcher Anspruch, den Umständen leidend sich hinzugeben, ganz irriger Weise voraussetzt.

Mit den Absonderungen und Zerstückelungen kommt der menschliche Verstand überhaupt viel leichter zu Stande, als mit deren Wiederaufrichtung und Einigung. Es wird daher nicht befremden dürfen, daß man Erleiden und Thätigseyn, dem Begriffe nach so ziemlich entgegengesetzte Zustände, nicht etwa als bloße Abstractionen und Sprachbehelfe aufgefaßt, als welche ich sie gelten lasse; vielmehr als einen tief im Wesen der Dinge

begründeten Gegensatz. Indeß kann nichts irriger seyn, da beide Zustände nothwendig ganz unzertrennliche Gefährten sind, und so genau in einander verflochten, daß gar nie mit Sicherheit zu bestimmen ist, wo das Erleiden, wo hingegen die Thätigkeit beginnt oder aufhört. Denn auch das Erleiden ist eine Thätigkeit, und es wirkt andrerseits die Thätigkeit stets auf das Subject zurück, erschlaffend, spannend, mindestens das Geschehende ihm zum Bewußtseyn bringend. Aus keinem anderen Grunde wechselt in der Grammatik mehr als in einer Sprache die Bedeutung der activen und passiven Formen, oder verschmelzen sich beide zu einem Medio.

Also wird, bei gänzlicher Unmöglichkeit eines unbedingt leidenden Zustandes, Niemand von Natur, noch durch Umstände jemals so durchaus verdorben seyn können, daß er der Hoffnung und Absicht, in der Höflichkeit einige Fortschritte zu machen, für immer entsagen müßte. Er wolle nur; und folge sodann, vom belebenden gütigen Willen ausgehend, gradaus und mit Beharrlichkeit der Richtschnur, welche ihm vorzuzeichnen ich auf mich nehme.

Kerner.

Die Universität Mittelsalz.

(1810.)

In dem Postwagen befand sich Niemand, als der Kondukteur und ein Jude.

Ich lehnte, als schon der Tag angebrochen war, noch stumm in einer Ecke des Postwagens, und dachte den gesehenen Bildern nach.

Der Jude war ein Zahnarzt, wie ich aus seinen Reden vernahm. Ich bemerkte, daß er mich mit gespannter Aufmerksamkeit ansah, und nicht erwarten konnte, bis mein Mund sich zum Reden öffnete, und meine Zähne sich ihm darstellten; daher schwieg ich geflissentlich, ob er mich gleich durch allerlei Erzählungen zum Sprechen nöthigen wollte, wodurch er den ganzen Weg über in eine große Unruhe versetzt wurde.

Unter Anderem erzählte derselbe Jude, daß der Feind in Ulm mit klingender Münze eingezogen sey; wahrscheinlich wollte er sagen: mit klingendem Spiel.

Wir fuhren in das Universitätsstädtchen Mittelsalz ein. Unter der Thorhalle waren so viele Leute versammelt, daß der Postwagen nicht mehr weiter konnte, daher stieg ich und der Jude heraus.

Ich erfuhr bald, daß vor einigen Tagen von einem feindlichen Streifkorps den Bürgern die Flinten und Gewehre abgenommen worden, sah sie aber bereits wieder völlig bewaffnet vor den Thoren aufgepflanzt. Sie hatten nämlich sinnreiche

Surrogate für ihre Waffen erfunden, die, in der That, eine weitere Verbreitung verdienten.

Die Degen zu ersetzen, leiteten sie ihre steifen Zöpfe den Rücken hinab, und ließen sie, Degen gleich, durch die Rockschlitze herausragen.

Die Kavallerie brachte durch eine gelinde Beugung die Zöpfe in Säbelform, Alles auf den Rath des Bürgermeisters, der zugleich Hafner des Orts war, und gerade unter der Thorhalle, wo sonst eine Reihe Flinten an Hacken hing, ein Freskogemälde vollendete, darstellend zwölf Paar geladene Flinten, wie auch unter ihnen mit deutlicher Schrift zu jedermänniglicheś Warnung zu lesen war: „Zwölf Paar scharf geladene Flinten." —

Der Bettelvoigt, der vor das Gemälde gestellt wurde, um Kinder und andere neugierige Leute zu warnen, nicht die Flinten zu betasten, mochte bis jetzt noch überflüssig gewesen seyn: denn noch waren die Flinten naß, und konnten nicht so leicht losbrennen.

Auf dieses machte ich auch meinen Begleiter Moses aufmerksam, der in einer ehrerbietigen Entfernung stehen geblieben, ob er gleich ein kurzes Gesicht hatte.

Da ich aber dieses wunderbare Gemälde vor allen mit großer Aufmerksamkeit betrachtete, fiel ich dem Künstler auf; er stieg, als er es vollendet, von seinem Gerüste nieder, begrüßte mich als einen Freund der Künste, und lud mich ein, mit in seine Wohnung zu gehen, allwo er mich mit seinem erst kürzlich entdeckten Stadtsoldatensurrogat bekannt machen werde.

Ich dankte ihm für sein Zutrauen, und folgte ihm mit Moses in seine Wohnung, indem ich auf dies Stadtsoldatensurrogat ausnehmend begierig war. —

Der Künstler führte uns durch viele kleine Gäßchen seinem thönernen Hause zu. Moses blies mir immer leis in die Ohren: der Kerl sey gewiß ein Seelenverkäufer, er kehre um; ich aber führte ihn fest am Arme mit mir. Als wir in die Stube eingetreten waren, verschloß der Künstler hinter uns die Thüre.

„Meine Entdeckung" — sprach er, „ist noch ein Geheimniß, wir könnten bei ihrer Betrachtung von einem Ungeladenen überrascht werden." Moses zitterte und blieb fest an der Thüre stehen.

„Befürchten Sie nichts, Herr Moses," sprach der Künstler; „er thut Ihnen noch nichts: denn der Schlagschatten, der dem Kerl eigentlich noch das schlagfertige Ansehen geben muß, ist noch nicht vollendet."

Bei diesen Worten zog er unter der Bettstelle ein derbes Brett hervor, drehte es um, und wir erblickten auf ihm einen gemalten Stadtsoldaten, und zwar in der Positur, die für ihn die nöthigste ist, und in der er gewöhnlich am längsten ausharrt — in der schlafenden.

„Dieses Brett nun," sprach der Künstler weiter, „wird der Stadt angehängt, wie exempli gratia — — ich finde kein Beispiel —" — „Wie," sprach ich, „der Esel dem Schulknaben." — „Bravissimo!" schrie der Künstler. „Nein! Sie können nicht glauben, welche Vorzüge dies Surrogat besitzt."

„Sie wissen, daß ein schlafender Löwe, schon nach dem gemeinen Sprüchwort, gefährlicher ist, als ein wachender, und so sieht auch ein Stadtsoldat, der schläft, viel grimmiger aus, als ein wachender: denn wie leicht kann einem solchen im Traume einfallen, an was er wachend nie gedacht, daß man den Säbel aus der Scheide ziehen kann.

„Dieser Stadtsoldat aber nun hat folgende Vorzüge: 1) der Kerl verschluckt nichts, besonders wenn er mit Oelfarbe gemalt ist; 2) der Kerl bedarf nur alle zehn Jahre Einmal quasi so ein Kommisbrodsurrogat, — einen neuen Anstrich; 3) der Kerl hält gegen Flinte und Degen Stich, ja steht wie eine Mauer, wenn er auf die Stadtmauer gemalt wird. Und nun, 4) das eine Haupttugend ist, und unbezahlbar an einem Soldaten jetziger Zeit, — der Kerl denkt nichts."

„Aber der Kerl wehrt sich nicht," versetzte Moses. „Warum?" fragte der Verfasser; „thut denn dies ein anderer ehrlicher, wachender oder schlafender Stadtsoldat?"

„Machen Sie einmal die Probe, gehen Sie hinaus vor das Thor, und stoßen Sie dem alten Schweinehirten, einem unserer ersten Grenadiere, der jetzo da außen die Stadt hütet, mir nichts dir nichts, geradezu auf den Bauch, und bietet er ihnen die Stirne, so geschieht es nur, um Ihnen den härtesten, unempfindlichsten Theil seines Körpers preis zu geben; bietet er Ihnen aber den Rücken, so geschieht es gewiß nicht aus Unhöflichkeit, sondern nur um Ihnen nicht seinen Leibschaden zu sichtbar zu machen."

„Aber das Surrogat spricht nichts, hört nichts," versetzte Moses. „Gleicher Fall!" sprach der Künstler. „Gehen Sie hinaus, und schreien Sie ein-, zwei-, drei-, vier-, fünf- und sechsmal, exempli gratia: Feuerjoh! Mord und Tod! haltet den Mordbrenner, den Räuber, den Beutel- und Gurgelabschneider, den Falschmünzer, den Juden — — will ich sagen den Zigeuner, den Kesselflicker, den Hechel- und Mausfallenkrämer! und rufen Sie dies deutsch, plattdeutsch, schwäbisch, schweizerisch, französisch, holländisch, böhmisch und italienisch, zuerst mit dem Munde, dann mit Begleitung eines Pfiffs aus einem Schlüssel, dann durch ein gerades, dann durch ein krummes Sprachrohr, zuerst zehn, dann sechs, dann vier und dann nur einen Schritt von dem Produkt, und dann tête-à-tête mit ihm, und der Kerl wird nicht herumschauen, ja wird kein Wort sagen, wenn Sie ihm noch einen Rippenstoß zum Ueberfluß versetzten! denn er ist — t a u b s t u m m.

„Sie fordern von einem Surrogat, was selbst das Original nie leistet."

So sprach der Bürgermeister und Hafner von Mittelsalz zu Gunsten seines Stadtsoldatensurrogats, dem ich meinen Beifall nicht versagen konnte.

Ich nahm gerührt Abschied, Moses blieb, um mit dem Bürgermeister einen Akkord abzuschließen, vermöge dessen er ihm eine Kompagnie Mittelsalzer Stadtsoldaten postfrei zu liefern hatte.

Durch die engen Gäßchen ging ich nun den Weg nach der eigentlichen Universitätsstadt hin.

Bald kam mir da zu Sinne, wie ich vor mehreren Jahren bei meiner Durchreise durch dieses Städtchen meinen Stock im Wirthshause zur Salzsauern Schwererde hatte stehen lassen, und als ich dem so nachdachte, kam ein langer dürrer Kerl die Straße hergeschossen, ein großes Manuscript ragte ihm aus der Rocktasche. „Gottwillkomm!“ schrie er mir entgegen, „erkennen Sie mich nicht mehr? Betrachten Sie mich recht!“ Ich war wie vom Himmel gefallen, als ich in ihm meinen Stock erkannte. „Aber um Jesu Willen!“ sprach ich — ich wußte nicht sollte ich ihn mit Du, Sie oder Ihr anreden.

Zum Glücke fiel er mir in die Rede, und erzählte mir, wie ihn ein Professor in der Ecke des Wirthshauses gefunden, wie unter den Händen dieses Mannes sein schlummernd Genie erwacht, wie derselbe Professor ihn in all' seine Vorlesungen Jahrelang mitgenommen; wie er gänzlich das Wissen seines Herrn, der ihn während des Lesens auch immer an den Mund zu legen pflegte, in sich gesogen; wie er nie ein Wort von den Vorlesungen, die alle über sein Haupt hingesprochen worden seyen, verloren; wie er dann endlich, als er Kraft genug in sich gefühlt, aus der Ecke der Bibliothekstube des Professors sich geschlichen, und hinter das Studium der Alten sich heimlich gemacht, es auch durch angestrengten, hölzernen Fleiß so weit gebracht, daß er in dem Examen auf das Allervortrefflichste bestanden, nun Recensionen schreibe und als Doktor Legens auftrete.

„Denken Sie nur,“ sprach er weiter, „gestern begegnete mir der Italiener, der mich an Sie verkaufte. Sie hatten mich doch immer sehr gerne, das freut mich! — das waren Tage! — — ich sag' Ihnen, bei Gott! es waren doch selige Tage! o ihr Tage meiner Jugend! —

„In Ihrem Geigenkasten legten Sie mich immer nieder. Ja wahrhaftig! **ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet** — — doch, Sie verstehen nicht Latein, wie ich weiß —

— meine Zuhörer — — Sie treten gewiß da nächst, in der Salzsauren Schwererde, ab, dahin folg' ich Ihnen in einer Stunde nach."

Ich hatte mich kaum von meinem Erstaunen erholt, so war der Doktor schon verschwunden. Nein! sprach ich bei mir, so was ist mir noch nie vorgekommen! das geht über alle Träume! und doch war ich so gänzlich überzeugt, daß der Mann mein Stock war.

Es gibt ungeheuer viel Dinge unter dem Monde, dacht' ich mit Shakspeare, von denen sich unsere Recensenten nichts träumen lassen, und suchte, als es mir schwindelig zu werden anfing, mir nur alle Gedanken an den Stock aus dem Sinne zu schlagen.

Die Salzsaure Schwererde war eine elende, verlassene Herberge, die nicht zu meiner Zerstreuung dienen konnte, auch fürchtete ich das Zusammentreffen mit dem Doktor Legens, der mir ganz bange machte, und mir nicht anders, als wie eine bezauberte Puppe vorkam. Dagegen sah ich in ein benachbartes Haus viele junge Leute eingehen, denen ging ich nach.

Es ging in einen sogenannten Hörsaal, allwo ein Professor Vorlesungen hielt.

Ich hatte mich mit den Andern niedergesetzt, und war schon eine geraume Zeit da, ohne daß ich den auf dem Katheder stehenden Mann sprechen hörte, ob ihn gleich die Studenten mit außerordentlicher Aufmerksamkeit ansahen, auch sein Mund sich zu bewegen schien.

Endlich hörte ich mehrere Worte und vernahm, daß es eine historisch-kritische Vorlesung über den Untergang der Welt durch Wasser war.

Der Professor wurde immer lauter und lauter, und nun tönte seine Rede gar angenehm, wie ein murmelnder Bach. Ich ward bald zum süßesten Schlafe gestimmt, und ward mir zu Muthe wie einem müden Hirten, der seine Glieder an einem Waldbache geruhig zum Schlafe ausstreckt.

Den Studenten war es allen auch so, alle schliefen bereits und doch sahen sie den Professor mit offenen starrstaunenden Augen an, worüber er insgeheim eine große Freude empfand.

Gegen meinen Nebenmann, einen Dichter, sprach der Professor immer hin; denn derselbe nickte öfters schlafend mit dem Kopfe, welches der Professor für eine Bezeugung seines Beifalls hielt.

Der träumende Dichter aber ward in eine höchst romantische Waldgegend versetzt. Kühle Lüftchen spielten mit den Zweigen der Buchen, und der Schein des Mondes vermengte sich mit dem grünen Laube.

Die Hütte einer Schäferin blickte aus dem Gebüsche halb im Gezweige versteckt, die Schäferin öffnete das Fenster, und sah den lichten Wolken zu, wie sie über den Wald hinliefen . . .

---

herab. Gleicherweise wurden ihnen später Helden zugesellt, die sich von ihnen herleiteten, und in dem Bewußtseyn göttlicher Abkunft lebten, wie das edle Geschlecht der Wolsungen, in deren Augen noch ein himmlisches Feuer brannte, das Mörder, selbst die wilden Thiere erschreckte. So besaß der Norden alles, was der Poesie Bedeutung und eingreifendes Leben gibt, und wodurch sie eben so wohl auf den eigenen Boden festgestellt, als an die Sterne angeknüpft wurde.

II. Nibelunge Noth.

(1829.)

Die innere Beschaffenheit des Gedichtes legt Zeugniß ab von dem früheren Zustande desselben. Noch erfüllt von dem ersten Eindrucke und dem lebendigen Geiste, der hier zu uns redet, bewundern wir ein vollkommenes, ganzes Werk, das von einem Mittelpunct aus in stätigem Fortschreiten zu einer großartigen und furchtbaren Lösung der verschlungenen Verhältnisse gelangt. Siegfrieds Aufenthalt bei den burgundischen Königen, seine Werbung bei Brünhild und die Vermählung mit Kriemhild gelten als Einleitung, bis mit Ermordung des größten und edelsten Helden die eigentliche Handlung beginnt und die Rache für diesen Mord jener Mittelpunct aller übrigen Ereignisse wird. Das Gold, so bedeutend in der nordischen Sage, erscheint im Nibelungen Hort als dunkle und räthselhafte Nebensache, wenigstens seine Einwirkung gering, und wenn anderwärts Siegfried selbst, erschreckt durch die Prophezeiung eines geisterhaften Wesens, und die verschlossene, böse Gewalt ahnend, den Schatz in den Rhein versenkt, so thun dies hier mit einer ohne Zweifel spätern Wendung seine Schwäger, die einem gemeinen, halbneidischen Gefühle folgen. In der äußern Form, in Styl, Farbe und Ton der Erzählung bemerken wir gleichfalls keine störende Verschiedenheiten; derselbe Geist waltet überall. Den Dichter selbst

verläßt nicht das Gefühl von dieser Einheit des Ganzen, es bricht an mehr als einer Stelle durch, ja er liebt Vorausverkündigungen des nahenden oder zukünftigen Geschicks, und jeder Theil, scheint es, finde seinen Grund in dem andern und könne ohne ihn nicht bestehen.

Entziehen wir die Betrachtung dem Einfluß, den die ungemeine poetische Kraft des Werks ausübt, so gelangen wir zu einer andern, fast entgegengesetzten Wahrnehmung. Wir entdecken einen bereits gestörten Organismus und eine hier und da verletzte, nur flüchtig wieder vereinigte Oberfläche. Eingeschobene Personen, zugefügte einzelne Strophen und größere Stücke, unnöthige Wiederholungen, Unverständliches, selbst baare, durch keine Erklärung zu beseitigende Widersprüche lassen sich nachweisen. Dies zuerst mit Scharfsinn und Bestimmtheit gethan zu haben, gebührt Lachmann das Verdienst. Das Gedicht ist nicht das Werk eines einzigen. Ich will hier nicht wiederholen, was bereits ausgeführt ist, und nur einiges andere, zuerst aber einen Punct berühren, der, wenn er auch nicht so schlagend beweist, wie ein offenbarer Widerspruch, doch hinlänglich darthut, daß ein einziger Dichter nicht das Ganze anordnete, weil er ohne Mühe eine solche Ungeschicklichkeit vermieden hätte. Kriemhild nämlich gebiert im funfzigsten Jahre dem Etzel einen Sohn, wobei man noch voraussetzen muß, daß sie bei ihrer Verheirathung mit Siegfried nicht über 20 Jahre alt war; die übrigen Zahlen enthält das Gedicht und alle Handschriften stimmen darin überein. Die Rache, die noch sechs Jahre später fällt, vollbringt sie also in ziemlich vorgerücktem Alter, während sie doch dabei im Feuer und aller Stärke jugendlicher Leidenschaftlichkeit geschildert und in der Klage ihre große Schönheit ausdrücklich gerühmt wird. Sodann befindet sich eine Lücke in allen Handschriften: die Strophe 2160 muß Günther nothwendig sprechen, der darin seinen Bruder Gernot und den Markgrafen Rüdiger beklagt, die sich gegenseitig tödteten; aber sie ist der Rede Hagens angehängt. Der spätere Ueberarbeiter

mag das Unpassende gefühlt haben, doch seine Ergänzung ist nicht glücklich. Endlich den Gebrauch von ihr und du, der in den Gedichten aus der Mitte des 12ten Jahrh. festgestellt ist, finden wir hier verwirrt, weil der genaue Unterschied nicht mehr gefühlt ward. Eine frühere Grundlage des Gedichts ist also unbezweifelt; auch über ihre Beschaffenheit ergibt sich einiges mit Sicherheit. Neue Anfänge, kürzere Stücke, Verschiedenheit im Styl und in herberer oder anmuthigerer Ausführung lassen deutlich einzelne Lieder erkennen, die eingerückt wurden. Ob wir aber unsere Nibel. Noth als eine Sammlung und Verbindung lauter solcher Lieder betrachten müssen, oder ob ein daneben längst bestehendes, das Ganze, oder einen großen Theil des Ganzen, befassendes Gedicht sich durch solche einzelne Lieder vergrößerte und ergänzte, mag hier ohne Nachtheil unentschieden bleiben. Kurze Lieder sind überall, aber auch epische Erzählungen von größerem Umfange bei vielen Völkern beobachtet worden.

Brüder Grimm.

I. Sagen.

(1816.)

1. Mummel-See.

Im Schwarzwald, nicht weit von Baden, liegt ein See auf einem hohen Berg, aber unergründlich. Wenn man ungerad, Erbsen, Steinlein, oder was anders in ein Tuch bindet und hinein hängt, so verändert es sich in gerad, und also, wenn man gerad hinein hängt, in ungerad. So man einen oder mehr Steine hinunterwirft, trübt sich der heiterste Himmel, und ein Ungewitter entsteht, mit Schloßen und Sturmwinden.

Da einst etliche Hirten ihr Vieh bei dem See gehütet, so ist ein brauner Stier daraus gestiegen, sich zu den übrigen Rindern gesellend, alsbald aber ein Männlein nachgekommen, denselben zurückzutreiben, auch da er nicht gehorchen wollen, hat es ihn verwünscht, bis er mitgegangen.

Ein Bauer ist zur Winterszeit über den hartgefrorenen See mit seinen Ochsen und einigen Baumstämmen ohne Schaden gefahren, sein nachlaufendes Hündlein aber ertrunken, nachdem das Eis unter ihm gebrochen.

Ein Schütz hat im Vorübergehn ein Waldmännlein darauf sitzen sehen, den Schoos voll Gold und damit spielend; als er darauf Feuer geben wollen, so hat es sich niedergetaucht und bald gerufen: wenn er es gebeten, so hätte es ihn leicht reich gemacht, so aber er und seine Nachkommen in Armuth verbleiben müßten.

sprach er: „och Herre! ase ji säden, et wäre nig väle tom besten west, do stund de Düfel achter ju!“ Ist das wahr — sagte der Fürst — so will ich dir auch sagen, was ich gesehen. Als ich vor deine Hütte kam und dich fragte, was du zum besten hättest, und du antwortetest: „Gott und allgenug!“ da sah ich einen Engel Gottes hinter dir stehen. Darum aß ich von dem Brot und Salz und war zufrieden; will auch nun künftig hier nicht mehr sagen, daß nicht viel zum Besten gewesen.

II. Märchen.

(1819 und 1840.)

1. Der Arme und der Reiche.

Vor alten Zeiten, als der liebe Gott noch selber auf Erden unter den Menschen wandelte, trug es sich zu, daß er eines Abends müde war, und ihn die Nacht überfiel, ehe er zu einer Herberge kommen konnte. Nun standen auf dem Weg vor ihm zwei Häuser einander gegenüber, das eine war groß und schön, das andere klein und ärmlich anzusehen, und gehörte das große einem Reichen, das kleine einem armen Manne. Da dachte unser Herr Gott: dem Reichen werde ich nicht beschwerlich fallen, bei ihm will ich anklopfen. Der Reiche, als er an seiner Thüre klopfen hörte, machte das Fenster auf, und fragte den Fremdling was er suche? Der Herr antwortete: „ich bitte nur um ein Nachtlager!“ Der Reiche guckte den Wandersmann vom Haupt bis zu den Füßen an, und weil der liebe Gott schlichte Kleider trug, und nicht aussah wie einer, der viel Geld in der Tasche hat, schüttelte er mit dem Kopf, und sprach: „ich kann euch nicht aufnehmen, meine Kammern liegen voll Kräuter und Samen, und sollte ich einen jeden beherbergen, der an meine Thüre klopft, so könnte ich selber den Bettelstab in die Hand nehmen. Sucht anderswo ein Auskommen.“ Schlug damit sein Fenster zu, und ließ den lieben Gott stehen. Also kehrte ihm der liebe Gott den Rücken, ging hinüber zu dem kleinen Haus, und klopfte an.

Kaum hatte er angeklopft, so klinkte der Arme schon sein Thürchen auf, und bat den Wandersmann einzutreten, und bei ihm die Nacht über zu bleiben. „Es ist schon finster,“ sagte er, „und heute könnt ihr doch nicht weiter kommen.“ Das gefiel dem lieben Gott, und er trat zu ihm ein: die Frau des Armen reichte ihm die Hand, hieß ihn willkommen, und sagte er möchte sichs bequem machen, und vorlieb nehmen, sie hätten nicht viel, aber was es wäre, gäben sie von Herzen gerne. Dann setzte sie Kartoffeln ans Feuer, und derweil sie kochten, melkte sie ihre Ziege, damit sie ein Bischen Milch dazu hätten. Und als der Tisch gedeckt war, setzte sich der liebe Gott zu ihnen, und aß mit, und schmeckte ihm die schlechte Kost gut, denn es waren vergnügte Gesichter dabei. Wie sie gegessen hatten und Schlafenszeit war, rief die Frau heimlich ihren Mann, und sprach, „hör, lieber Mann, wir wollen uns heute Nacht eine Streu machen, damit der arme Wanderer sich in unser Bett legen und ausruhen kann, er ist den ganzen Tag über gegangen, da wird einer müde.“ „Von Herzen gern,“ antwortete er, „ich wills ihm anbieten“, ging zu dem lieben Gott, und bat ihn, wenns ihm recht wäre, möcht er sich in ihr Bett legen und seine Glieder ordentlich ausruhen. Der liebe Gott wollte den beiden Alten ihr Lager nicht nehmen, aber sie ließen nicht ab, bis er es endlich that, und sich in ihr Bett legte: sich selbst aber machten sie eine Streu auf die Erde. Am andern Morgen standen sie vor Tag schon auf, und kochten dem Gast ein Frühstück, so gut sie es hatten. Als nun die Sonne durchs Fensterlein schien, und der liebe Gott aufgestanden war, aß er wieder mit ihnen, und wollte dann seines Weges ziehen. Als er in der Thüre stand, sprach er, „weil ihr so mitleidig und fromm seid, so wünscht euch dreierlei das will ich euch erfüllen.“ Da sagte der Arme „was soll ich mir sonst wünschen, als die ewige Seligkeit, und daß wir zwei, so lang wir leben, gesund sind, und unser nothdürftiges tägliches Brod haben; fürs dritte weiß ich mir nichts zu wünschen.“ Der liebe Gott sprach, „willst Du

Dir nicht ein neues Haus für das alte wünschen?" Da sagte der Mann, ja, wenn das gienge, wärs ihm wohl lieb. Nun erfüllte der Herr ihre Wünsche, und verwandelte ihr altes Haus in ein schönes neues, und als das geschehen war, verließ er sie und zog weiter.

Als es voller Tag war, der Reiche aufstand, und sich ins Fenster legte, sah er gegenüber ein schönes neues Haus da wo sonst eine alte Hütte gestanden hatte. Da machte er Augen, rief seine Frau, und sprach: „Frau, sieh einmal, wie ist das zugegangen? Gestern Abend stand dort eine elende Hütte, und nnn ists ein schönes neues Haus; lauf doch einmal hinüber, und höre wie das gekommen ist." Die Frau ging hin, und fragte den Armen aus, der erzählte ihr „gestern Abend kam ein Wanderer, der suchte Nachtherberge, und heute Morgen beim Abschied hat er uns drei Wünsche gewährt, die ewige Seligkeit, Gesundheit in diesem Leben und das nothdürftige tägliche Brot dazu, und statt unserer alten Hütte ein schönes neues Haus." Als die Frau des Reichen das gehört hatte, lief sie fort, und erzählte ihrem Manne wie es gekommen war. Der Mann sprach: „ich möchte mich zerreissen und zerschlagen; hätt' ich das nur gewußt! Der Fremde ist auch bei mir gewesen, ich habe ihn aber abgewiesen." „Eil dich," sprach die Frau, „und setze dich auf dein Pferd, der Mann ist noch nicht weit, du mußt ihn einholen, und dir auch drei Wünsche gewähren lassen."

Da setzte sich der Reiche auf, und holte den lieben Gott ein, redete fein und lieblich zu ihm, und sprach er möchts nicht übel nehmen, daß er nicht gleich wäre eingelassen worden, er hätte den Schlüssel zur Hausthüre gesucht, derweil wäre er weggegangen: wenn er des Weges zurückkäme, müßte er bei ihm einkehren. „Ja," sprach der liebe Gott, „wenn ich einmal zurückkomme, will ich es thun." Da fragte der Reiche „ob er nicht auch drei Wünsche thun dürfte, wie sein Nachbar?" „Ja," sagte der liebe Gott, „das dürfte er wohl, es wäre aber nicht gut für ihn und er sollte sich lieber nichts wünschen." Der Reiche aber meinte

er wollte sich schon etwas Gutes aussuchen, wenn es nur gewiß erfüllt würde. Sprach der liebe Gott, „reit nur heim, und drei Wünsche, die du thust, die sollen erfüllt werden.“

Nun hatte der Reiche, was er wollte, ritt heimwärts, und besann sich was er wünschen sollte. Wie er so nachdachte, und die Zügel fallen ließ, fing das Pferd an zu springen, so daß er immerfort in seinen Gedanken gestört wurde, und sie gar nicht zusammenbringen konnte. Da ward er über das Pferd ärgerlich, und sprach in Ungeduld: „so wollt' ich, daß du den Hals zerbrächst!“ und wie er das Wort ausgesprochen hattte, plump, fiel er auf die Erde, und lag das Pferd todt und regte sich nicht mehr; und war der erste Wunsch erfüllt. Weil er aber geizig war, wollte er das Sattelzeug nicht im Stich lassen, schnitts ab, hings auf den Rücken, und mußte nun zu Fuß nach Haus gehen. Doch tröstete er sich damit, daß ihm noch zwei Wünsche übrig wären. Wie er nun dahin gieng durch den Sand, und als zu Mittag die Sonne heiß brannte, wards ihm so warm und verdrießlich zu Muth: der Sattel drückte ihn dabei auf den Rücken, auch war ihm noch immer nicht eingefallen was er sich wünschen sollte. „Wenn ich mir auch alle Reiche und alle Schätze der Welt wünsche,“ dachte er bei sich selbst, „so habe ich hernach doch noch allerlei Wünsche, dieses und jenes, das weiß ich im voraus: ich will aber meinen Wunsch so einrichten, daß mir gar nichts mehr übrig bleibt, wonach ich noch Verlangen hätte.“ Meinte er, diesmal hätte er etwas, so schiens ihm hernach doch viel zu wenig und zu gering. Da kam ihm so in die Gedanken, was es doch seine Frau jetzt gut habe, sie sitze daheim in einer kühlen Stube, und lasse sichs wohl schmecken. Das ärgerte ihn ordentlich, und ohne daß ers wußte, sprach er so hin: „ich wollte die säße daheim auf dem Sattel, und könnte nicht herunter, statt daß ich ihn da mit mir auf dem Rücken schleppe.“ Und wie das letzte Wort aus seinem Munde kam, so war der Sattel von seinem Rücken verschwunden, und er merkte, daß sein zweiter Wunsch auch in Erfüllung gegangen

war. Da ward ihm erst recht heiß, und er fing an zu laufen und wollte sich daheim ganz einsam hinsetzen, und auf was Großes für den letzten Wunsch nachdenken. Wie er aber ankommt, und seine Stubenthür aufmacht, sitzt da seine Frau mittendrein auf dem Sattel, und kann nicht herunter, jammert und schreit. Da sprach er „gib dich zufrieden, ich will dir alle Reichthümer der Welt herbeiwünschen, nur bleib da sitzen.“ Sie antwortete aber „was helfen mir alle Reichthümer der Welt, wenn ich auf dem Sattel sitze; du hast mich darauf gewünscht, du mußt mir auch wieder herunter helfen.“ Er mochte wollen oder nicht, er mußte den dritten Wunsch thun, daß sie vom Sattel ledig wäre, und hinuntersteigen könnte; und der Wunsch ward auch erfüllt. Also hatte er nichts davon als Aerger, Mühe und ein verlornes Pferd: die Armen aber lebten vergnügt, still und fromm bis an ihr seliges Ende.

---

2. Der Sperling und seine vier Kinder.

Ein Sperling hatte vier Junge in einem Schwalbennest; wie sie nun flück sind, stoßen böse Buben das Nest ein, sie kommen aber alle glücklich in Windbraus davon. Nun ist dem Alten leid, weil seine Söhne in die Welt kommen, daß er sie nicht vor allerlei Gefahr erst verwarnet, und ihnen gute Lehren fürgesagt habe.

Aufn Herbst kommen in einem Weizenacker viel Sperlinge zusammen, allda trifft der Alte seine vier Jungen an, die führt er voll Freuden mit sich heim. „Ach meine lieben Söhne, was habt ihr mir den Sommer über Sorge gemacht, dieweil ihr ohne meine Lehre und Winke kamet; höret meine Worte, und folget eurem Vater, und sehet euch wohl vor; kleine Vöglein haben große Gefährlichkeit auszustehen!“ Darauf fragte er den ältern, wo er sich den Sommer über aufgehalten, und wie er sich ernähret hätte. „Ich habe mich in den Gärten gehalten, Räuplein und Würmlein gesucht, bis die Kirschen reif wurden.“

„Ach, mein Sohn,“ sagte der Vater, „die Schnabelweid ist nicht bös, aber es ist große Gefahr dabei, darum habe fortan deiner wohl Acht, und sonderlich, wenn Leut in Gärten umher gehn, die lange grüne Stangen tragen, die inwendig hohl sind, und oben ein Löchlein haben.“ „Ja, mein Vater, wenn dann ein grün Blättlein aufs Löchlein mit Wachs geklebt wäre?“ spricht der Sohn. „Wo hast du das gesehen?“ „In eines Kaufmanns Garten,“ sagt der Junge. „O mein Sohn,“ spricht der Vater, „Kaufleut, geschwinde Leut! bist du um die Weltkinder gewesen, so hast du Weltgeschmeidigkeit genug gelernt, siehe und brauchs nur recht wohl, und trau dir nicht zu viel!“

Darauf befragt er den andern: „wo hast du dein Wesen gehabt?“ „Zu Hofe,“ spricht der Sohn. „Sperling und alberne Vöglein dienen nicht an diesem Ort, da viel Gold, Sammet, Seiden, Wehr, Harnisch, Sperber, Kautzen und Blaufüß sind; halt dich zum Roßstall, da man den Hafer schwingt, oder wo man drischet, so kann dirs Glück mit gutem Fried auch dein täglich Körnlein bescheeren.“ „Ja, Vater,“ sagt dieser Sohn, „wenn aber die Stalljungen Hebritzen machen, und ihre Maschen und Schlingen ins Stroh binden, da bleibt auch mancher behenken.“ „Wo hast du das gesehen?“ sagte der Alte. „Zu Hof, beim Roßbuben.“ „O mein Sohn, Hofbuben, böse Buben! Bist zu Hof und um die Herren gewesen, und hast keine Federn da gelassen, so hast du ziemlich gelernet, du wirst dich in der Welt wohl wissen auszureißen, doch siehe dich um und auf; die Wölfe fressen auch oft die gescheidten Hündlein.“

Der Vater nimmt den dritten auch vor sich: „wo hast du dein Heil versucht?“ „Auf den Fahrwegen und Landstraßen hab ich Kübel und Seil eingeworfen, und da bisweilen ein Körnlein oder Gräuplein angetroffen.“ „Dies ist ja,“ sagt der Vater, „eine feine Nahrung, aber merk gleich wohl auf die Schanz, und siehe fleißig auf, sonderlich wenn sich einer bücket und einen Stein aufheben will, da ist dir nicht lang zu bleiben.“

ich will dich wiegen.“ Das that Petrus, und das Englein sang ihm, und wiegte ihn so lange bis er eingeschlafen war. Und wie er schlief, kam der zweite Bruder, den auch sein Schutzenglein hereinführte, und wurde auch in den Schlaf gewiegt, und so kamen die andern nach der Reihe, bis alle zwölfe da lagen in den goldnen Wiegen und schliefen. Sie schliefen aber dreihundert Jahre, bis in der Nacht, worin der Weltheiland geboren wurde. Da erwachten sie auch, und waren mit ihm auf Erden, und wurden die zwölf Apostel genannt.

Börne.

Ueber den Umgang mit Menschen.

(1824.)

Vieles kann der Mensch entbehren, nur den Menschen nicht. Ihm ist die Welt gegeben; was er nicht hat, ist er. Nichts ist herrenlos auf dieser Erde, nicht einmal der Herr; nichts ist frei, nicht einmal die Luft — man kann sie dir nehmen. Gelüstet dir nach einer Blume, nach einer Frucht: der Garten, in dem sie wachsen, ist einem Menschen eigen. Suchst du Weisheit: der Mensch lehrt sie dich, oder das Buch, das ihm gehört. Bist du arm, brauchst du Menschen, die dir geben; bist du reich, brauchst du Menschen, welchen du gibst. Denn ob du einsam auf einer wüsten Insel darbst, ob du einsam im wüsten Herzen genießest, du bist nicht glücklich, wenn du einsam bist. Dein Glück auch in der Einsamkeit zu finden, mußt du heilig seyn, und das bist du nicht, wenn du willst; Wenige sind auserkoren. Was dir Menschen geben, mußt du bezahlen mit dem, was du hast, oder theurer, mit dem, was du bist. Auch Freundschaft wird dir nicht unentgeldlich. Jeder hat in seinem Leben einen schönen Kindertag, wo er, wie die ersten Menschen im Paradiese die Früchte des Feldes, so auch Liebe ohne Sorgen und Mühe findet. Ist dieser Tag aber vorüber, erwirbst du, wie dein Brod, so auch Liebe nur im Schweiße deines Angesichts. Ihr müßt Herzen säen, wollt ihr Herzen ernten. Kann man den Menschen nicht gewinnen, wie verdient man ihn? Kann man ihn gewinnen, welchen Ersatz fordert das

Glück für die Hoffnung des Gewinnes? Vieles lernen wir auf niedern und auf hohen Schulen: wie die Sterne am Himmel gehen, welche Thiere in fremden Welttheilen leben, wie die Städte beschaffen, die wir niemals sehen. Aber wie die Menschen beschaffen, die uns umgeben, und welche Wege sie wandeln, das lehrt man uns nicht. Wir lernen unter Früchten die guten wählen, die giftigen meiden; wir lernen Hausthiere benutzen und wilde Thiere zähmen; wir lernen dem übermüthigen Pferde schmeicheln, und das träge anspornen; schwimmen, und Brücken über reißende Ströme bauen. Aber wie wir gute Menschen gebrauchen, und böse beschwichtigen; wie wir dem Stolzen schmeicheln, und den Stillen antreiben; wie wir Brücken über Tyrannen bauen und durch ihre Leidenschaften schwimmen — das lernen wir nicht. Ihr sagt: das lehrt die Erfahrung dem Mann! Aber die Schule der Erfahrung wird auf dem Kirchhof gehalten, und der Tod fragt uns nicht, was wir im Leben gelernt; er hat andere Künste und andere Fragen. Doch **soll** man um den Menschen dienen? **Darf** man ihn behandeln? Soll man ihn gebrauchen? Darf man ihn täuschen? Soll man ihm schmeicheln? Du kannst noch viele solche Dinge fragen, und findest keine Antwort darauf. Und wärest du der klarste Geist, und das tugendhafteste Gemüth, du wüßtest nicht, was recht ist. Glücklich auch hier, daß du nicht frei bist; daß dir die Natur gütig oder hart, Kräfte, Neigungen, Leidenschaften gegeben oder versagt, die dich auf diesen oder jenen Weg führen und dir die Mühe der Wahl ersparen. Bist du aber der Glücklichern einer, Herr deines Willens, und Meister zu thun, was du willst: so wähle. Es gibt zwei Wege, die zu den Menschen führen: du mußt sie lieben oder hassen, hochschätzen oder verachten, sie als göttliche Wesen oder als Sachen ansehen. Es gibt noch einen dritten breiten Weg, auf den die verworrene Menge sich drängt und Staub macht; den meide.

Nicht wenn du liebenswürdig bist, wirst du geliebt; wenn man dich liebt, wirst du liebenswürdig gefunden. Andern ge-

fallen, ist leicht, schwer ist nur, daß uns Andere gefallen. Hier ist die Kunst, mit Menschen umzugehen! Du sagst: „Ich verabscheue jenen Menschen, er ist schlecht.“ Nein, er ist krank. Gewährst du nicht dem Kranken deine größte Sorgfalt, und sind nicht die Krankheiten des Herzens die gefährlichsten? „Aber er ist frei, er kann sich bessern.“ Glaube an deine eigene Freiheit, wenn du den Muth hast, dein Thun zu verantworten; bürde aber keinem Schwachen diese Last auf. „Er ist ein Wütherich, ein Attila.“ Er ist ein Blitz. Bewunderst du nicht die Güte Gottes noch in der Sündfluth, und die Weisheit der Natur im niedrigsten Gewürm? „Er ist dumm.“ Er ist nur ein dummer Mensch, aber das klügste Schaf. Muß er Wolle tragen? „Er ist ungesellig.“ Gebrauche ihn zu etwas Anderm. Der Weinstock gibt dir seine Früchte, die Eiche ihren Schatten; hast du je Früchte von der Eiche, und Schatten vom Weinstocke begehrt? „Er hat weder Geist, noch Herz, noch Tugend, noch irgend eine Gabe, er ist ein Pferd.“ So reite ihn; doch du irrst. Ein Riese ist nur zweimal so groß als ein Zwerg, und jeder Zwerg ist ein halber Riese. Ein gleiches Maaß von Kraft hat die Natur den meisten Menschen gegeben. Hier bildet sie sich zum Geiste, dort zur Tugend, bei Einem zur Schönheit, beim Andern zur Gesundheit, beim Dritten zu dem Sinne aus, der das tief vergrabene Glück wittert. Ohne alle Gabe ist selten Einer. „Aber er ist einer dieser Seltenen; er hat weder Geist, noch Herz, noch Schönheit, noch Reichthum.“ So wird er wenigstens einen guten Magen haben, und es gibt Leute, die es gern hören, wenn man ihre Verdauung lobt. „Selbst diese ist schlecht.“ Dann wird er wenig essen und trinken; lobe seine Mäßigkeit, mache aus seiner Noth eine Tugend. „Aber ich will, ich darf ihm nicht schmeicheln; schmeicheln ist sündlich.“ So liebe ihn! Liebe ist eine Schmeichelei, die Allen gefällt, Hohen wie Niedern, Kindern wie Erwachsenen, Guten wie Bösen — und sie ist auch Gott gefällig.

Du Liberaler hassest den Ultra — was hat er dir gethan?

„Er unterdrückt die Freiheit des Volks, er will Alles für sich allein, er will Vorrechte haben." Er liegt in den Banden der Gewohnheit, und wenn sein Recht auch nur ein Geschwür wäre, er stürbe daran, wenn man es öffnete. Doch sein Besitz ist edler, tausendjährig, und seine Vorfahren haben sich ihn durch ihre Tugenden erworben. „Doch er selbst hat kein Verdienst!" Bist du besser? Verschwelgst du nicht im Müßiggange den ererbten Reichthum, den dein Vater mit saurer Mühe erworben? Bist du geneigt, mit den Bedürftigen deine Schätze zu theilen? Macht ist wie Reichthum... Du Ultra verfolgst den Liberalen — warum verfolgst du ihn? „Er will mir meine Rechte rauben!" Er will sie nur mit dir theilen, er ist ein Mensch, wie du. „Aber ich war Jahrhunderte im alleinigen Besitz." Desto schlimmer für dich, du bist ihm auch die Zinsen schuldig „Aber er ist ein Schwärmer, den man schrecken muß, und ich habe die Macht in der Hand, ich kann ihn zernichten." Und wenn du den Körper zerstörst, was gewinnst du? Der Geist bleibt, der Geist hat keinen Hals; er fürchtet dich nicht, er spottet deiner. Wenn du zehn, wenn du hundert, wenn du tausend fanatische Menschen hinrichten lässest, hast du darum den Fanatismus zerstört? Glaubst du das, dann bist du ein Thor, ein Kind. Schwärmerei ist wie eine Tontine, der Antheil der Verstorbenen fällt den Ueberlebenden zu, und wenn du die Zahl der Todten vermehrst, hast du Nichts gethan, als den Reichthum des Glaubens aus Vieler in Weniger Herzen gebracht, daß er mächtiger wirke. „Also — sprecht ihr und ihr — sollen wir die Hände in den Schoos legen, und gelassen mit ansehen, wie uns unsere Feinde bedrohen, uns berauben, in unser Gebiet fallen?" Nein; das sollt ihr nicht. Vertheidige du und du, was du als Recht erkannt — nicht d e i n Recht, das deiner Brüder; aber nur auf dem Schlachtfelde dürft ihr euch verwunden. Bist du ein Krieger, fechte; bist du ein Redner, rede gegen deine Feinde. Doch außer der Schlacht, außer dem Buche schone deinen Feind. Entweihe nicht den hei-

ligen Altar der Menschenliebe, der auch den Mörder schützt, und breche nicht die Tage des Gottesfriedens.

„Wohl! Ich will alle Menschen lieben, ich will Jedem zu gefallen suchen, dem Klugen wie dem Einfältigen, dem Hohen wie dem Niedern, dem Guten wie dem Bösen. Doch wie gefällt man der Gemeinheit?" Das mußt du einen Andern fragen. Hast du einen hohen Geist, bückst du dich vergebens; so dumm ist die Dummheit nie, daß sie nicht die krumme Linie zur geraden umzumessen wüßte. Du mußt klein seyn, willst du kleinen Menschen gefallen. „Doch ich lebe unter Philistern, ich muß unter ihnen leben." Das mußt du nicht; erhänge dich! Doch ist dir dein Leben gar zu lieb, vertrage dich mit ihnen. Willst du wissen, wie unglücklich man ist, wenn man mit den Menschen zerfallen, denke an Rousseau. Sein Staub ist nicht mehr, du kennst sein Leben und seine Werke, und weißt, daß er edeln Herzens und hohen Geistes gewesen. Du weißt aber auch, hättest du zu seiner Zeit gelebt, du würdest ihn, wie es Alle gethan, für einen Bösewicht und für einen Narren gehalten haben. Rousseau war ein Sklave seiner Freiheitsliebe, und wer die Liebe zur Freiheit bis zum Wahnsinn steigert, daß er, um aller geselligen Bande los zu seyn, wie ein Vogel in der Luft zu fliegen wagt, den trifft des Ikarus Geschick. Darum suche die Menschen zu erwerben; aber noch einmal, du mußt wählen. Du gewinnst den Menschen nicht, wenn du ihn nicht hochschätzest oder verachtest; und gibt es eine Kunst, in der zu stümpern lächerlich oder verdammlich ist, so ist es die, mit Menschen umzugehen.

Friedr. Strauß.

Die Einsegnung der Kinder.

(1813.)

Im ganzen Jahre gibt es keine Festlichkeit der Kirche, die sich einer herzlichern Theilnahme der Gemeinden zu erfreuen hat, als die öffentliche Einsegnung der Kinder. Ist es die unmittelbare Beziehung auf den Einzelnen, die in ihr hervortritt, da die andern Feste mehr auf das Ganze gehen, und hier so recht klar wird, wie das Gemüth jedes Einzelnen durch's ganze Leben dem Erlöser hingegeben seyn muß? Oder ist es der herrliche Anblick von der jugendlichen Begeisterung, von der frischen, neuen, aufstrebenden Wärme für das Höchste? Gewiß, es kann der Anblick von Jünglingen und Jungfrauen, deren erste umfassendere Gefühle in dem reinen Lichte des Evangeliums aufgehen, keinen unerfreut und ungehoben lassen. Oder ist bei den meisten diese Theilnahme nur der letzte Versuch des guten Geistes, der die zerstreute und verweltlichte Seele noch Ein Mal auf ihre Bestimmung hinweisen, und durch die Anschauung der begeisterten Kinder an die eigene Begeisterung, die nun schon so lange verflogen und vergessen ist, erinnern und sie mit Scham und Schmerz erfüllen will? Es mögen wohl alle diese Empfindungen dunkel zusammenwirken, um den Gemeinden im Ganzen, auch ohne Rücksicht auf die näheren älterlichen und andern Verhältnisse die Einsegnung der Kinder in so hohem Grade wichtig zu machen. Nie sieht man so viel Rührung im Gottesdienste, und wer zu dieser Zeit in des Volkes Herz hat schauen können, wird manche

Bewegung gewahr geworden seyn, nach der man sich sonst vergebens umsieht. Bei dieser Feierlichkeit kann man zuweilen das seltene Schauspiel haben, eine Reihe von Kindern aus den verschiedensten Ständen, und von der verschiedensten Bildung durch Ein hohes Gefühl, Einen herrlichen Vorsatz verbunden, und in der ersten, glühenden Liebe des Herzens nach dem Einen, was Noth ist, streben zu sehen. Sogar in den roheren Gemüthern, wo Anlage und Ausbildung gleich unbedeutend gewesen, zeigt sich wenigstens eine Ahnung des Höhern, zu der in solcher Stärke sie sich bisher noch nicht erhoben hatten. Kann es auch anders seyn? Wenn dem unverdorbenen Kinde das Erhabenste und Seligste, das der menschliche Geist finden kann, vorgehalten wird; wenn es einen geliebten Lehrer, mit der ganzen Wärme seines innersten Lebens darüber reden und lehren hört; wenn die Aufforderungen der Aeltern, die Ermahnungen der Lehrer, das Zeugniß des eigenen Herzens zusammenwirken für denselben Zweck: sollte alsdann das noch weiche Gemüth ungerührt bleiben können, und sich nicht dafür gewinnen lassen? Wahrlich, nicht an Krankenbetten, und bei des Herrn Nachtmahl, nicht an andern festlichen Tagen habe ich so große Wirkungen des Christenthums an den Menschen gesehen, als bei der Confirmation. Erst als ich das kindliche Herz in seinen frommen Begeisterungen betrachtete, habe ich die Erscheinung des Christenthums im Menschen in ihrer schönsten Blüthe geschaut. Preiset immerhin die erhabene Gewalt des Wortes Gottes in dem thätigen Manne, seine hohe, rührende Stärke in dem leidenden Weibe, seine Macht in der Todesstunde, und seine Verklärung zweier liebenden Seelen am Hochzeitstage: ich ziehe immer das Gemüth eines Kindes vor, das der leise Hauch der Unschuld noch umweht, dessen Herz voll Freude dem Gekreuzigten entgegenschlägt, und dessen kaum von der Welt berührter Sinn sich am Altare dem Himmel weihen will.

Wie heilig dieses Fest dem Geistlichen seyn werde, läßt sich leicht ermessen. Da kommen sie heran, mit der ganzen

Hoffnung der Unschuld im Herzen, ihre Blicke leuchten, ihre Herzen schlagen stärker, sie wollen leben für den, der für sie starb, und es feierlich beschwören in die Hand des Mannes, der sie zu ihm führete, der bei ihren Worten sich seiner Thränen nicht enthalten kann, und voll Dank zu dem Erzhirten blickt der ihn würdigte, bei solchem Werke zu dienen. Ach, sagt ihm denn nicht die eigene und fremde Erfahrung, es bleibt so nicht, ihr steht auf einer Höhe, von der ihr herabsteigen werdet, die viele nie wieder erreichen, die sie später mit Thränen in den Augen ansehen, und es für das schönste Glück ihres Lebens halten werden, da sie doch Ein Mal da gewesen? Muß er denn nicht weissagen: Kinder, nun siegt der Himmel in Euern jungen, unbefangenen Seelen; aber die Zeit wird kommen, wo die Welt wieder siegt, wo vielleicht einem oder dem andern lächerlich diese Begeisterung oder wo manchem kindisch diese Thränen erscheinen, wo die geliebten Confirmanden von dem Herzen des Seelsorgers, und was unendlich mehr ist, von dem Herzen des Heilandes sich losreissen? Kann man es da dem Seelenhirten verdenken, wenn in seine Freude sich die bitterste Wehmuth mischt, und er die Unerfahrnen nur näher an sein Herz drückt, gleich als wolle er mit väterlicher Liebe sie so fest halten, daß sie sich nicht losreissen könnten. Diese Furcht muß dazu dienen ihn zum Bewußtseyn seiner Freude zu bringen. Wenn er sich etwa darüber freuen wollte, daß sein Gefühl im Christenthum, und seine Ansicht von demselben mit solcher Lebendigkeit in vielen menschlichen Gemüthern sich verbreitet, und so gründlich mitgetheilt habe, daß sie nie ganz aus ihnen verschwinden können: so wäre es nur eine eitle, leere und eigensüchtige Freude. Aber daß diese Kinder mit der ganzen Innigkeit und Offenheit der Jugend an dem geistlichen Vater hangen; daß sie in ihm den Führer zu ihrer Seligkeit erblicken; daß die Liebe, womit sie den Heiland ihrer Seele umfassen, ihnen auch den theuer macht, der ihnen denselben verkündigte; daß sie ihre Anhänglichkeit oft auf eine rührende und überwältigende Weise aussprechen und daß

sie künftig in der größeren Gemeinde eine kleinere, nähere für sein Herz bilden werden — o wer muß nicht gestehen, daß diese genaue Verbindung des Geistlichen mit seinen Confirmanden eine reiche Freudenquelle für ihn seyn wird? Des Seelsorgers Herz kann sich unglaublich an die Kinder anschließen. Mir ist oft in solchen Zeiten gewesen, als lebte ich nur in den Kindern, und als wäre die ganze, übrige Gemeinde nur in Beziehung auf sie für mich da.

Erscheint mir noch Ein Mal in Eurer bessern Gestalt, meine Söhne und Töchter, in der ich Euch leider selten wiedersah — in Euern Festkleidern die doch nur das äussere Zeichen der herrlichen Verfassung Eurer Seelen waren — erscheint mir noch Ein Mal, so betend, so entzückt, so in Rührung und Wonne aufgelöst, wie Ihr damals vor mir standet, damit ich von diesem Tage etwas aufbewahre für Eure und meine Zukunft!

Uhland.

Die nordischen Mythen.

(1836.)

Schon bei der ersten, unbefangenen Betrachtung lassen die nordischen Mythenbilder in ihrer Gesammtheit einen entschiedenen Eindruck zurück, sie machen sich auf einen gewissen Grad verständlich und lassen weiteres Verständniß ahnen. Dieß ist die Folge davon, daß sie aus dichterisch schaffendem Geiste hervorgegangen sind. Sie können darum auch nur mit poetischem Auge richtig erfaßt werden, diesem aber werden sie sich bei näherem Anblick immer voller und lebendiger entfalten. Jede Deutung dagegen, die in der Einbildungskraft keinen Anhalt findet, die den Bildern einen Sinn unterlegt, durch welchen ihr anschaulicher Zusammenhang aufgehoben würde, muß eine unrichtige seyn, weil für sie in der Natur des dichterischen Hervorbringens überall keine Möglichkeit gegeben ist. Erst im Vereine mit der poetischen Anschauung wird nun auch die etymologische Forschung ihre rechte Wirksamkeit üben, beide werden sich wechselsweise prüfen, bestätigen und ergänzen. Aber nicht bloß die allgemeinen Bedingungen des poetischen Gestaltens hat sich der Erklärer zur Richtschnur zu nehmen; die mythische Symbolik hat sich bei verschiedenen Völkern so verschiedenartig angelassen, ihre Plastik ist so mannigfach, die Rechte des Bildes einerseits und der innwohnenden Idee andrerseits sind so abweichend ausgetheilt, daß es nöthig ist, auch hierin je die Eigenthümlichkeit der besondern Götterlehre zu beachten, wenn die

Deutung im Einzelnen glaubhaft und im Ganzen übereinstimmend werden soll.

Der Gesammtumfang nordischer Mythen ist allerdings von durchgreifenden Gedanken über göttliches Wesen und Wirken, über Leben und Schicksal der Welt beherrscht, allein diese Gedanken sind vornherein auf die mythische Darstellung gerichtet, sie werden daher nicht als nackte Lehrsätze vorgetragen, sondern sind durchaus in Bild und bildliche Handlung gesetzt, ja sie treten oft ganz in den Hintergrund und überlassen das Feld der absichtloseren Lust des dichterischen Gestaltens. Die vielen Mythen vom Wechsel der Jahreszeiten, des Lichtes und des Dunkels, vom Streite wohlthätiger und verderblicher Naturkräfte, hängen zwar alle mit jenen Grundgedanken zusammen, sollten aber auch sie durchaus in der Richtung erforscht werden, Philosopheme oder physikalische Weisheit des Alterthums in ihnen zu ergründen, so würde entweder die Ausbeute sehr karg ausfallen, man würde unter der sinnbildlichen Verhüllung doch oft nur die bekanntesten Naturerscheinungen wiederfinden, oder man müßte, wie es wohl auch geschehen ist, Ansichten und Denkweise einer viel späteren Zeit in die Erzeugnisse der früheren hineinlegen. Der Drang des menschlichen Geistes, sich mittelst der ihm eingeborenen Vermögen der Aussenwelt zu bemächtigen, ist in philosophischen Zeitaltern vorzugsweise durch die Reflexion, in poetischen durch die Einbildungskraft thätig. Wie die Natur selbst ihre Spiegel hat, im Wasser und in der Luft, so will auch die Dichterseele von den äusseren Dingen ein Gegenbild innerlich hervorbringen, und diese Aneignung für sich schon ist ein geistiger Genuß, der sich auch andern Betrachtern des Bildes mittheilt. Gewinnt ja doch das Bekannteste in irgend einer Widerspieglung den Reiz des Fabelhaften und stammen wohl eben daher die Wunder des Zauberspiegels. Das Innere des Menschen aber strahlt nichts zurück, ohne es mit seinem eigenen Leben, seinem Sinnen und Empfinden getränkt und damit mehr oder weniger umgeschaffen zu haben.

So tauchen aus dem Borne der Phantasie die Kräfte und Erscheinungen der unpersönlichen Natur als Personen und Thaten in menschlicher Weise wieder auf. Die nordische Mythologie zeigt diesen Hergang in allen Graden der Belebung und Gestaltung, und wer sie in ihrem eigenen Sinne würdigen will, muß dieser Wiedergeburt im Bilde, als solcher schon, ihre selbständige Geltung einräumen. Gleich den Kräften und Erscheinungen der Natur sind aber auch die des Geistes in den Mythen persönlich geworden; selbst die abgezogensten Begriffe, namentlich die Formen und Verhältnisse der Zeit, haben sich als handelnde Wesen gestaltet. Indem so einerseits die Natur durch Personification beseelt wird, andrerseits der Geist durch dasselbe Mittel äussere Gestaltung erlangt, werden beide fähig, auf dem gleichen Schauplatze sinnbildlicher Darstellung zusammenzutreten.

Es macht sich übrigens wohl fühlbar, daß die nordische Mythendichtung nicht auf die bildende Kunst gerichtet oder von letzterer bestimmt war. Wenn es gleich nicht an Beispielen fehlt, daß an heiliger Stätte Götterbilder aufgestellt, daß zur Weihung oder zum Schmucke des Hauses, des Ehrensitzes, des Schiffes, des Schildes, Bildwerke aus der Götterwelt angebracht waren, so spricht doch nichts dafür, daß diese Kunstübung ein allgemeines Bedürfniß des Volkslebens gewesen sey oder irgend eine höhere Stufe der Ausbildung erreicht habe. So blieb die mythische Symbolik von den Bedingungen der künstlerischen Darstellbarkeit unabhängig und nur denen der inneren Anschauung unterworfen, ihr Inhalt konnte daher auch nicht in der äusseren Vollendung des Bildes aufgehen. Der Gedanke in seiner Versinnlichung, der Naturgegenstand in seiner Personification blieb doch zugleich er selbst. Nimmt man hiezu die Bedeutsamkeit der Namen, so kann es nicht befremden, daß in manchen Fällen die Allegorie ziemlich unverschleiert heraustritt. Der Gebrauch der Sinnbilder erscheint als ein bewußter und ist eben deßhalb ein freierer; derselbe Gegenstand kann in ver-

schiedenen Beziehungen auch unter verschiedenen Namen und Bildern aufgeführt seyn, es können sich Mythengruppen bilden, die unter sich wenig oder äusserlich gar nicht zusammenhängen, es kann selbst Widerspruch zwischen einzelnen Mythen oder mehrfachen Darstellungen des nämlichen Mythus stattfinden. Ob man geneigt sey oder nicht, ein solches Bewußtseyn der Mythenbildung im nordischen Alterthum anzuerkennen, die Thatsache liegt in den Mythen selbst. Diese Mythik ist darum doch nicht in trockenen Abstractionen erstarrt, denn da für Gegenstände der religiösen Weltbetrachtung noch keine andere Weise des Ausdrucks, ja des Denkens selbst, gefunden war, als eben die bildliche, so steht der Gedanke doch niemals ausgeschieden neben dem Bilde, wohl aber theilt er den aus der Natur und der menschlichen Erscheinung entnommenen Gebilden seine eigene schrankenlosere Bewegung mit, und so erhält das Natürliche, indem es theils seinen gewohnten, theils fremden und höheren Gesetzen folgt, den Zauber des Wunderbaren, die Mythendichtung im Ganzen aber den Charakter des Tiefsinns und der sicheren Kühnheit.

Jene Thatsache der selbstbewußten oder sich fühlenden Symbolik hebt auch nicht den Glauben an göttliche Persönlichkeit auf, der überall als religiöses Bedürfniß vorauszusetzen ist, nur wird oft schwer zu bestimmen seyn, wo das Sinnbild aufhöre und der wahrhaft persönliche Gott eintrete. Im Allgemeinen befindet diese Frage sich in der Schwebung zwischen der dem sinnlichern Volkglauben und dem herkömmlichen Götterdienste zugewandten Aussenseite und dem innersten Sinne des durchgebildeten Mythus. Der Mythenforscher wird somit zwar auch die rohere Volkssage und die zerstreuten Nachrichten über den heidnischen Cultus als Hülfsmittel zu gebrauchen haben, obwohl mit Vorsicht gegen die Befangenheit der christlichen Aufzeichner, stets aber werden ihm die Mythen selbst, sowie der eigentliche Gegenstand der Betrachtung, so auch die Hauptquelle der Erklärung seyn. Hier nun weichen allerdings die Persön-

lichkeiten großentheils entweder nach aussen in die Natur oder nach innen in den Begriff zurück, allein auch die bewußt sinnbildliche Personification zeugt von dem Verlangen und Erfühlen eines lebendigen Gottes, für dessen mannigfaches Walten und Wirken in Natur und Geisteswelt kein anderer Ausdruck genügt, als Gestalt und Bewegung lebendiger, begeistigter Wesen. Diese persönlichen Gestaltungen, besonders die bedeutendern, durch älteste Ueberlieferung geheiligten, wurden denn auch fortwährend nicht rein bildlich genommen, sondern sie wirkten mit dem Hauche des göttlichen Lebens, das in ihnen zur Erscheinung kam, und so vermittelte sich der tiefere Geist des Mythus mit der sinnlicheren Volksansicht.

J. D. Passavant.

I. Rafael und Dürer.

(1839.)

Rafael, dessen Ruf sich über ganz Italien verbreitet hatte, fand auch im Ausland würdige Anerkennung. Namentlich in Deutschland und zwar besonders bei dem ihm geistesverwandten Albrecht Dürer in Nürnberg, der ebensowohl in seinen Anlagen als in seinen Schicksalen manches Uebereinstimmende mit dem großen Urbinaten hatte. Er war von gleichem Reichthum der Phantasie, tiefsinnig dramatisch in seiner Auffassungsweise, universell in den verschiedenen Fächern der bildenden Künste. Damit verband er ein tiefes Studium und ein Eingehen ins Einzelne; seine Bestrebungen sind hierin denen des Leonardo da Vinci ähnlich, von denen auch Rafael manches annahm. Dürer's Gestalt war von einnehmender Schönheit, sein ganzes Wesen höchst liebenswürdig durch Hingebung, Heiterkeit und unermüdete Thätigkeit. Auch war er ein Freund aller edeln und großen Männer seiner Zeit, mit denen er häufig in Berührung kam. Vermissen wir in seinen Werken auch jene höchste, idealische Schönheit, in welcher Rafael alle überstrahlt, und hat Dürer keine so große und umfassende Werke der Malerei ausgeführt als die Vatikanischen des Rafael, so ist beides lediglich äußern Verhältnissen zuzuschreiben, wie denn überhaupt die Wirkungsweise selbst des originellsten Talents immer theilweis von seinen Umgebungen abhängig ist. Nicht zu leugnen ist aber, daß das deutsche Volk nur sehr wenige solcher Vorbilder der Schönheit

darbietet, wie das Italienische, und eben wohl den allgemeinen Sinn und das feine Gefühl für Grazie nicht besitzt, die wir noch jetzt bei den Italienern durchgängig wahrnehmen. Auch lebte Dürer in einer nur durch Industrie und Handel blühenden Binnenstadt, daher seine Bildung der einer freisinnigen, aber in ehrsamen Schranken lebenden Bürgerschaft entsprach und seine künstlerischen Bestrebnisse den Charakter dieses Schauplatzes annahmen. Rafael dagegen, in seiner Jugend bald in dem mächtigen, glänzenden Florenz, bald am Hofe von Urbino und dann in der Hauptstadt der Christenheit, kam sogleich in großartigere Verhältnisse, befand sich als junger Mann in Umgebungen, welche die höchsten Anforderungen an ihn stellten und ihm die Mittel gewährten, die großartigsten Aufgaben in der bildenden Kunst zu lösen.

Aber ganz im gemüthvollen und hingebenden, deutschen Charakter, der mit Liebe alles Große und Herrliche, wo er es auch findet, anerkennend umfaßt, sehen wir Albrecht Dürer huldigend Geschenke an Rafael senden, die zugleich einen Beweis gaben, daß er der angetragenen Verbindung würdig sei. Unter diesen Gaben befand sich auch sein eigenes Bildniß mit Wasserfarben auf feine Leinwand gemalt, und zwar so, daß es sich auf beiden Seiten zeigte. Die Lichter ohne Auftrag von weisser Farbe waren ausgespart, was von Rafael im höchsten Grad bewundert wurde. Späterhin besaß, wie Vasari berichtet, Giulio Romano dieses merkwürdige Portrait als ein Erbstück von Rafael und hielt es in hohen Ehren. Dieser sandte an Dürer dagegen mehrere Zeichnungen, von denen uns noch eine in der Sammlung des Erzherzogs Karl erhalten ist. Es ist ein kräftiges Studium in Rothstein nach zwei unbekleideten Männern, von denen der eine zu dem Hauptmanne diente, welcher im Sieg über die Sarazenen zu Ostia neben dem Pabst steht. Welchen Werth Albrecht Dürer auf dieses Geschenk legte, bezeugt seine eigenhändig auf das Blatt geschriebene Notiz: „1515. Rafael von Urbino, der bei dem Pabst so hoch geachtet

ist, hat diese nackte Bild gemacht, und hat sie dem Albrecht Dürer gen Nürnberg geschickt, ihm seine Hand zu weisen." Beide großen Meister blieben nun fortwährend in freundschaftlicher Verbindung, wie solches nicht nur von Vasari im Leben des Marc Antonio berichtet wird, sondern auch aus dem Tagbuch Dürer's hervorgeht, indem er im Jahr 1520 aufzeichnete, daß er dem Tomaso aus Bologna ein vollständiges Exemplar seiner Drucke gegeben, auf daß es ein anderer Maler nach Rom bringe, und Rafael ihm Kupferstiche nach seinen Compositionen dagegen schicke. Schon früher indessen hatte Rafael viele Kupferstiche deutscher Meister in seiner Werkstätte angeheftet und lobte sie höchlich, wie uns Dolce berichtet.

Als nun der Kupferstecher Marc Antonio Raimondi ums Jahr 1510 aus der Schule des Francesco Francia nach Rom gekommen, und nach der Zeichnung einer Lucretia von Rafael einen schönen Kupferstich gefertigt hatte, war dieser darüber sehr erfreut, und machte sogleich noch andere Zeichnungen, um ebenso, wie Albrecht Dürer, durch Kupferstiche in alle Welt Zeugnisse seines Genius senden, oder auch Wünsche der Kunstfreunde befriedigen zu können.

II. Rafael's Eigenschaften.

Betrachten wir Rafael's große Eigenschaften etwas näher im Einzelnen, so müssen wir zuvörderst eben so sehr den überschwänglichen Reichthum seiner Phantasie, seine große Productionskraft, als seine klare Besonnenheit bewundern. Bei der größten Mannigfaltigkeit, in welcher er mit der Natur selbst zu wetteifern scheint, ist er doch gleich dieser immer consequent, behält seinen Gegenstand streng im Auge, vermeidet alles Fremdartige, so reich er auch an Beziehungen ist, wodurch das Wesen des Gegenstandes gehoben wird. Wie in einem Spiegel reflectirte sich in ihm die ganze Welt mit ihren verschiedenartigsten

Formen. Er ging daher nicht von einem vorgefaßten Begriff aus; nicht nur eine Art der Schönheit belebte ihn; sondern er sah den Glanz des göttlichen Strahls in den mannigfaltigsten Färbungen; selbst seine Madonnen sind unter sich höchst verschieden, je nach der Idee, welche ihn dabei belebte; aber stets edel, entschieden das, was er beabsichtigte, nie ein starres Ideal. Kann man nun auch nicht in allen die höchste Idee einer heiligen Jungfrau erkennen, sondern berühren sie zuweilen mehr menschliche Saiten, so sprechen sie doch alle ein inneres Leben aus und erscheinen im höchsten Grade anmuthreich. Diese frische Lebensfülle, diese alles durchdringenden, wahren Grundideen in seinen Darstellungen sind es hauptsächlich, welche denselben die Macht der Wirkung geben, die in der Seele des Beschauers keinen Zweifel gestattet, ihn ganz in den umschriebenen Kreis bannt und volle Genüge finden läßt. Noch zwei andere Eigenschaften in Rafael's Darstellungsweise erhöhen die Befriedigung, die seine Werke gewähren; für's Erste die ungezwungene Symmetrie seiner Compositionen, für's Andere die großartige Vertheilung der Licht- und Schattenmassen. Indem erstere das wohlthuende Gefühl des Gleichgewichts erregt, erfreut letztere durch Ruhe und Ordnung. So verstand auch Rafael in einem Maße wie kein anderer, sowohl dem Ganzen als den einzelnen Gruppen seiner Compositionen eine geschlossene und gerundete Configuration zu geben, welche, gleich einer schönen Gestalt, harmonisch auf den Sinn wirkt und der Seele ein bezauberndes Bild einprägt. Diese schöne Gestaltung und die großartige Beleuchtung sind es dann vorzüglich, wodurch die Gemälde Rafael's sich mehr als die aller andern großen Meister für den Kupferstich eignen.

Wir haben schon oft Gelegenheit gehabt, Rafael als den Künstler zu bezeichnen, welcher am tiefsten und reichsten die Charaktere dargestellt und dem Ausdruck seiner Köpfe, den Bewegungen seiner Gestalten das größte und wahrste Leben verliehen. So haben wir auch schon genugsam die Schönheit seiner

Zeichnung des Nackten gerühmt und angegeben, wie er diesen Theil nicht nur mit großer anatomischer Kenntniß und dem feinsten Gefühl des Lebens behandelt, sondern auch das Eigenthümliche der Geschlechter, des Alters und der Temperamente aufs bewunderungswürdigste aufgefaßt hat. Besonders tritt letzteres, verbunden mit dem Colorit, in seinen Bildnissen auf eine überraschende Weise hervor, so daß wir nicht nur die Aehnlichkeit der äußern Gestalt, sondern auch so zu sagen den ganzen innern Menschen bei Rafael's Portraiten vor Augen zu haben glauben.

Unerreicht geblieben ist gleichfalls unser Meister in der Behandlung der Bekleidung. Stets dem Gegenstande oder der Person angemessen, ohne Ueberfülle, dem Gang der Bewegung folgend, hat er den Faltenwurf doch voll, mannigfaltig und schön in der Anordnung gehalten. Bei diesem schwierigen Theil der Kunst, welcher die höchste Erfindungsgabe und das feinste Gefühl für die Schönheit der Linien erfordert, hat Rafael abermals die unerschöpfliche Fülle seiner Phantasie bewährt und eine Ueberlegenheit bewiesen, welcher nie ein anderer Meister auch nur entfernt nahe gekommen ist. In der Färbung hat Rafael durchgehend einen leuchtenden Ton, so daß bei der größten Tiefe seiner Farben die Schatten stets glanzvoll sind. Dieses beobachtete er eben sowohl in der Carnation, als im Colorit der Gewänder und anderer Theile. Die Lichter, die er beim Untermalen hell aufsetzte, pflegte er leicht zu lasiren, wodurch sie etwas Mildes, zugleich aber etwas Glühendes erhielten. Die allgemeine Farbenangabe seiner Gemälde zeigt im Großen wie im Kleinen ein richtiges Gefühl für Totalität und für die Gegensätze, so daß seine Färbung immer reich und harmonisch ist. In seinen frühern Werken war er mit dem Helldunkel noch nicht bekannt; aber durch Leonardo da Vinci's und Fra Bartolomeo's Werke erhielt er schon in Florenz Aufschlüsse darüber; wirksamer in dieser Beziehung scheint noch in Rom um's Jahr 1512 des Giorgione Behandlungsweise auf ihn gewesen zu sein.

In seinem letzten Werke, der Transfiguration, sehen wir ihn selbst einen Weg betreten, auf welchem er dem Helldunkel des Coreggio, dem größten Meister dieser Art und Kunst, sich nähert. Was nun aber das Charakteristische des Colorits, die Macht und Wahrheit der Färbung in den Bildnissen anbelangt, so kann sich Rafael in seinen gelungensten Hervorbringungen dem Ausgezeichnetsten, was je geleistet worden ist, an die Seite stellen. Allerdings sind manche Bilder aus Rafael's Werkstätte hervorgegangen, welche vom Meister nur die letzte Hand erhielten und daher auch ins Besondere im Colorit viel zu wünschen übrig lassen. Um ihn daher richtig zu beurtheilen, muß man seine von ihm selbst in Rom ausgeführten Gemälde aussuchen, und sicher wird man dann finden, daß z. B. das charakteristisch historische Colorit in der h. Cäcilia zu Bologna und die Macht der Localtöne uud deren freie Abstufung im Bildniß Leo X. im Palast Pitti nie übertroffen, vielleicht an tiefer Poesie der Färbung nie erreicht worden sind.

So glänzt Rafael's hoher Genius in allen Theilen der Malerkunst wie ein leuchtendes Gestirn, das von keinem verdunkelt wird. Dies offenbarte sich auf eine überraschende Weise, als Napoleon die herrlichsten Oelgemälde der italienischen Malerschulen im Museum des Louvre vereint hatte, wo dann bei leichter Vergleichung die Vorzüge eines jeden Meisters sich auf schlagende Weise geltend machten. Hier herrschte nun Rafael in seiner ganzen Ueberlegenheit: wir wollen hiebei nicht von neuem an alle dessen schon öfters gerühmte Vorzüge, sondern nur der einzigen Wirkung gedenken, welche Rafael's Werke durch schöpferischen Reichthum der Erfindung und eine unvergleichliche Mannigfaltigkeit ihrer Objectivität bei Allen erzeugten, welche sie so vereint zu sehen das Glück hatten. Verehren wir nun auch bei Leonardo da Vinci eine unerreichte Schärfe und Wahrheit der Umrisse und die Vollendung im Modelliren; erscheint Coreggio unvergleichlich im Zauber seines Helldunkels, in der zarten Harmonie und Heiterkeit seiner Färbung; Titian,

alle anderen Meister überbietend, durch die Frische seiner Carnation und die Pracht seiner Localfarben; alle scheinen in der geistigen Conception, so zu sagen, nur einen ihnen eigenthümlichen Grundton anzuschlagen, den sie durch alle Modulationen durchführen, daher denn auch eine lange Reihe ihrer Gemälde am Ende ermüdet. Rafael's Werke hingegen zeigen uns immer neue Gestaltungen, immer andere Seiten eines edeln und reichen geistigen Lebens, die uns auf eine neue Weise überraschend ansprechen, die sich gegenseitig wie das Leben in der Schöpfung ergänzen; daher, so viele seiner Bilder man auch neben und nach einander betrachte, sie doch niemals Ermüdung oder Ueberdruß empfinden lassen. Vorzüglich hierdurch drückte Rafael seinen Werken das Siegel der Einzigkeit auf und erwarb sich mit Recht den Namen des Göttlichen.

Wenn übrigens Rafael in jener Mannigfaltigkeit seiner Conceptionen dem Wesen nach sich selbst stets gleich geblieben, so zeigt sich doch auch eine Verschiedenheit von Darstellungsweisen im Verlaufe seiner künstlerischen Entwicklung. So ging er vom kindlich Naiven der Schule seines Meisters Perugino zu den gediegenen Studien in Florenz über, schloß sich dann dem erhabenen Styl des Michel Angelo an, und gelangte so nach und nach zur höchsten Stufe der Meisterschaft.

Neander.

I. Die rechte und falsche Art der Schriftauslegung.

(1824.)

Die Geschichte der Kirche zu allen Zeiten läßt uns einen zwiefachen Abweg erkennen, auf dem sich die Menschen von dem rechten Verständnisse des göttlichen Wortes, welches ihnen zur Leuchte und Richtschnur des Lebens dienen sollte, entfernten, indem sie nämlich entweder über dem Menschlichen das Göttliche vergaßen, oder, allein auf das Göttliche hinblickend, das Menschliche entbehren zu können glaubten. Was das Erstere betrifft, so bestand der Irrthum darin, daß die Menschen meinten, die von Gott eingegebene Schrift ohne den Geist dessen, der sie eingegeben, verstehen zu können, da wir doch nur durch den Geist aus Gott verstehen können, was uns von Gott in seinem Worte gegeben ist, — von welchem Geiste der natürliche Mensch Nichts vernimmt, den aber der Vater im Himmel seinen Kindern giebt, wenn sie ihn im Namen Jesu bitten. Ohne diesen Geist, der allein lebendig macht, mußte ihnen in dem Buche des Lebens selbst Alles todt erscheinen; wo lauter Licht ist, mußten sie nur Finsterniß finden; denn wenn das Licht, das in uns ist, Finsterniß ist, so wird uns Alles lauter Finsterniß. Das Licht in den Geschöpfen aber ist immer nur Finsterniß, wenn es getrennt ist von dem ewigen Urquell des Lichtes, der in der Finsterniß schien und noch immerdar scheint, zu dem wir, wenn wir durch aufrichtige Selbstprüfung unsere Finsterniß erkannt haben, uns mit kindlichem Gebet hinwenden

müssen, um durch ihn erleuchtet zu werden, daß er hinwegnehme die Decke von unserm Herzen und unsern Geistesaugen, und des Herrn Klarheit in seinem Worte sich uns spiegeln möge.

Der andere Abweg bestand darin, wenn die Menschen meinten in dem Vertrauen, daß der Geist Gottes ohne ihr Zuthun den tiefen Sinn der Schrift ihnen aufschließen werde, die menschlichen Mittel zum rechten Verständnisse der Schrift ganz vernachlässigen zu können. Die menschlichen Mittel sagen wir; denn wir haben in der Schrift göttliche Dinge, welche uns der Geist Gottes geoffenbart hat, aber geoffenbart durch Menschen, wenn gleich erleuchtete und geheiligte Menschen, die zu dem Menschen sprechen in menschlicher Redeweise, von deren Verkündigung durch das Wort der Schrift dasselbe insbesondere gesagt werden muß, was Paulus von ihrer ganzen Wirksamkeit sagt, daß sie den Schatz der göttlichen Dinge mittheilten in dem irdischen Gefäße der schwachen menschlichen Sprache, auf daß die überschwängliche Kraft Gottes, als solche, sich desto mächtiger offenbare in dem schwachen menschlichen Gefäße, welches sie zu tragen und zu verbreiten bestimmt war. Es ist die Art der Waltung Gottes, daß er nicht immer und überall in die Augen fallende Wunder thut, sondern öfter durch natürliche Mittel in der natürlichen Ordnung die Kräfte der zukünftigen Welt wirken läßt.

Die in die Augen fallenden einzelnen Wunderzeichen, die aus dem gewöhnlichen Naturlauf heraustretenden Erscheinungen, in welchen sich dieselbe schöpferische Allmacht Gottes offenbart, welche den Naturlauf geordnet hat, und ihn immerfort trägt und erhält, ja von neuem schafft durch das allmächtige, allgegenwärtige Wort — diese als einzelne Wunder sich offenbarenden außerordentlichen Erscheinungen sollten eben dazu dienen, das größte Wunder, das Ziel von allen Wundern, vorzubereiten oder zu begleiten, wodurch die ganze natürliche Ordnung zum Organ für die Aufnahme, Entwickelung und Fortbildung göttlicher Lebenskräfte aus einer höhern Weltordnung gemacht

werden sollte. Der fleischliche Sinn staunt das in die Augen fallende Wunder an, ohne auf die wahre ihn überall umgebende Quelle aufmerksam zu sein, aus der alles Wunder fließt, und auf den Zweck der Wunder, zu dieser Quelle hinzuweisen; und indem er nur an den Augenschein sich hält, wie er fleischlich ist, nur nach dem Fleischlichen richtet, verkennt er dieselbe unsichtbare Kraft Gottes, wo sie, statt so äußerlich dem sinnlichen Auge wahrnehmbar hervor zu treten, mehr im Verborgenen wirkt; wie jene fleischlich gesinnten Juden, welche von dem Herrn stets nur neue Wunderzeichen verlangten, ihn selbst, das größte unter allen Wundern, weil er als Menschensohn sein göttliches Wesen unter der Knechtsgestalt verhüllte, durch ihre Wundersucht zum Stein des Anstoßes sich machten. Der geistliche Sinn aber erkennt nicht minder die Kraft Gottes, wo sie in der gewöhnlichen Ordnung wirkt; ja vielmehr erkennt er die herrlichste Offenbarung derselben darin, daß die menschliche Natur gewürdigt worden, das Gefäß für solche himmlische Herrlichkeiten zu sein; er sieht mit dem gläubigen Nathanael den Himmel offen, wie er sich durch Christum, den Verherrlichten, der menschlichen Natur in menschlicher Form mittheilt; er erkennt gerade dieß als das Werk Christi, daß die menschliche Natur in ihrem gesetzmäßigen Entwicklungsgange verherrlicht ist zu dem Tempel Gottes, in dem er wohnt und wirkt; daß Gott nicht mehr durch Engel, sondern durch Menschenzungen zu den Menschen redet; daß die Menschen zu Boten und Werkzeugen des Höchsten gemacht worden, wie denn auch kein Engel vom Himmel ein anderes Evangelium verkündigen könnte, als Paulus in menschlicher Sprache. Und so preist derjenige, welchem dieses zum Bewußtsein kommt, seinen Gott, daß er das irdische Gefäß menschlicher Sprache gewürdigt hat, seine überschwängliche Kraft darin zu fassen.

Theilt uns nun die heilige Schrift die göttlichen Dinge in menschlicher Redeweise mit, so dürfen wir auch die gewöhnlichen Mittel zum Verständnisse menschlicher Redeweise nicht vernach-

lässigen. Wir müssen die verschiedenen Bedeutungen derselben Wörter, die verschiedenen Beziehungen und Anwendungen derselben Begriffe wohl unterscheiden. Wir müssen genau beachten, in welchem Zusammenhange, in welcher Beziehung, bei welcher Veranlassung Etwas gesagt ist. Die Nichtbeachtung dieser einfachen Regel hat oft zu verschiedenen Zeiten die größten und schädlichsten Mißverständnisse der heiligen Schrift veranlaßt. Es gab Menschen, welche dadurch Gott und sein Wort recht zu verherrlichen meinten, daß sie, solche Auslegungsregeln und die zur Anwendung derselben nothwendigen Hülfsmittel verachtend, Alles allein von dem unmittelbaren Einflusse seines Geistes erwarteten. Aber oft würden solche bei genauerer Selbstprüfung einen verborgenen, in geistlichem Gewande nur desto gefährlicheren Hochmuth, der Gott versuchte, bei sich erkannt haben. Der Hochmuth, der unter den mannigfaltigsten Formen sich zu verhüllen weiß, ist der verderblichste Feind des Menschen. Bald überredet er den Menschen, daß er Alles vermöge durch eigene Kraft, bald läßt er ihn die gewöhnliche Ordnung verachten und von der Erleuchtung des göttlichen Geistes Alles erwarten, ohne daß er sich die Mühe zu geben brauche, die von Gott vorgeschriebenen Wege zu gehen, und im geistigen wie im leiblichen Sinne unter dem Schweiße seines Angesichts sein Brod zu essen.

Es kann aber nicht anders geschehen, als daß der Hochmuth, welcher Gott versuchend Wunder verlangt, statt mit Selbstverleugnung die in der göttlichen Ordnung gegründeten und von Gott vorgeschriebenen Wege zu gehen, sich durch sich selbst straft. Was aus diesem Hochmuthe hervorgeht, kann, so gut es auch immer anfangs gemeint sei, doch nichts Aechtes werden. Durch diesen Hochmuth ist der Mensch allen Selbsttäuschungen hingegeben, die desto gefährlicher sind, je mannigfacher die Vermischung des Göttlichen und Ungöttlichen in dem innern Leben sein kann. Die Menschen meinten das göttliche Wort recht zu verherrlichen, indem sie darauf vertrauten, daß der Gott, von dem dieses Wort herrühre, durch die unmittel-

bare Erleuchtung seines Geistes, ohne alle Vorbereitung durch menschliche Bildung und menschliche Auslegungsmittel, ihnen den Sinn dieses Wortes aufschließen werde. Aber was geschah? Weil sie dasjenige vernachlässigt hatten, was von ihrer Seite nothwendig war, um den Geist in seiner menschlichen Hülle verstehen zu können, so konnte ihnen auch die Erleuchtung des Geistes durch das Wort nicht recht zu Theil werden. Was sie in dem Wahne ihres Hochmuthes für unmittelbare Eingebungen des göttlichen Geistes hielten, waren ihre eigenen Gedanken, die sie in die heilige Schrift hineinlegten, und das göttliche Wort, zu welchem sie nicht mit den von ihrer eigenen Willkühr unabhängigen Auslegungsregeln und in der Lossagung von sich selbst herzutraten, wurde ihnen, ohne daß sie sich selbst dessen bewußt waren, nur ein Spiegel für dasjenige, was sie nach ihrer eigenthümlichen Geistesart gern darin finden wollten. Oft meinte man die heilige Schrift recht zu verherrlichen, wenn man sich nicht bloß an das einfache Wort hielt, das nach den Gesetzen der menschlichen Sprache verstanden werden muß, sondern in jedem Buchstaben göttliche Geheimnisse suchte; indem man nicht bloß das Eine, was Noth thut, was dem Menschen zum Heil, zur Heiligung dienen soll, sondern Aufschlüsse über alle Arten menschlicher Erkenntniß darin finden wollte, Lösung aller Räthsel der unsichtbaren und sichtbaren Welt, die, bis der Glaube zum Schauen wird, Räthsel bleiben sollen, um die Selbstverleugnung im Glauben zu üben. Sie meinten so die heilige Schrift recht zu verherrlichen, indem sie Unterricht über Alles und eine noch höhere Weisheit, als die, welche in dem einfachen Evangelium, in der Lehre von Jesu, dem Gekreuzigten, dem Heilande der Welt, allen Gläubigen gegeben ist, darin finden wollten. Aber was geschah? Da sie, statt dem Worte Gottes demüthig zu folgen und nur dasjenige darin zu suchen, was dieses Wort selbst verheißt, einen fremden Zweck demselben unterschoben: so legten sie fremdartige Dinge aus ihrer eigenen Einbildung in dasselbe hinein, und, verblendet durch ihren Eigen-

dünkel, vermischten sie Göttliches und Menschliches. Sie erkannten gerade dasjenige nicht in seinem ganzen Umfange und seiner ganzen Klarheit, was allein das göttliche Wort geben will; sie ließen sich blenden durch eitele Vorspiegelungen nichtiger Scheinweisheit, und sie erkannten nicht die unerschöpflichen Schätze der wahren Weisheit in dem einfachen Worte, welches mit einfachem Sinne verstanden sein will. So geschah es, daß Alexandrinische Juden, Gnostiker, Alexandrinische Kirchenlehrer in die Schrift, welche sie für die Quelle der höchsten Weisheit ausgaben, mehr oder weniger ihre eigene Weisheit hineinlegten. Diejenigen, welche nur von einem innern Lichte in dem Verständnisse des göttlichen Wortes geleitet sein wollten, bedachten nicht die Vermischung des Lichtes und der Finsterniß, des Fleisches und des Geistes, welcher auch derjenige, in dem das Werk des Geistes begonnen hat, immerfort ausgesetzt ist. Daher es so leicht geschehen kann, daß er, wenn er nicht in steter Wachsamkeit über sich selbst und steter Selbstverleugnung dem göttlichen Meister folgt, beides mit einander verwechselt; und deßhalb ist es so wichtig und heilsam, daß dem Menschen in der heiligen Schrift eine feste Richtschnur gegeben worden, um beides stets von einander sondern zu lernen.

II. Wilberforce.

(1838.)

Wenngleich das Interesse dieses großen Mannes in den vielseitigsten Beziehungen Alles umfaßte, was mit dem geistlichen aber auch zeitlichen Wohl der Menschheit im Ganzen und Einzelnen auf irgend eine Weise zusammenhing, was mit der Entwickelung der rechten Menschenwürde in Verbindung stand; wenngleich seine Thätigkeit in allen diesen Hinsichten die vielseitigste war: so hatte er doch von dem Beginn seiner öffentlichen Laufbahn an, und vornehmlich, seitdem das christliche

Leben in ihm zur Entscheidung gekommen. Ein großes Ziel seiner Menschenliebe, welches er bis an sein Ende mit ungetheilter Aufmerksamkeit, mit rastlosem Eifer unter allen Schwierigkeiten, mit unermüdlicher Geduld bei dem Mißlingen wiederholter Versuche bis zu dem letzten Siege verfolgte. Es war wieder gut zu machen, was christliche Völker seit Jahrhunderten verschuldet hatten, die Grundsätze des Evangeliums in der Anerkennung und Förderung des Bildes Gottes und der darin gegegründeten Ansprüche und Rechte [waren] in allen Menschen endlich zur siegreichen und thätigen Anerkennung zu bringen. Schon im ersten Jahre seiner öffentlichen Laufbahn, im Jahre 1785, äußerte er die Hoffnung, daß ihn Gott als Werkzeug gebrauchen möge, um das Joch der armen Geschöpfe, der Sclaven in Westindien, zu zerbrechen oder doch zu erleichtern. Mit neuem Eifer ergriff er dieses Ziel, als sein Herz von der Liebe zum Heiland und dadurch von der Liebe zu den Menschen, für deren Heil Er gestorben, erglüht war, und da er nun sich bewußt wurde, für eine Sache Gottes zu kämpfen, die er mit dem Blick des Glaubens erfaßte, und von deren endlichem Gelingen er sicher war. Das Christenthum lehrte ihn die Bedeutung der persönlichen Freiheit für die Menschenwürde, die es in Allen zu fördern erzielt, erkennen, das rechte Maaß für jedes irdische Gut im Verhältniß zu dem Einen höchsten Gut finden. Auch hier zeigt sich ein ächt christlicher, vor allen Uebertreibungen gesicherter Geist. Wenn die Einen der irdischen Freiheit den Werth beilegen, welcher allein der höchsten, wahren, innern Freiheit, die der Sohn Gottes verleiht, gebührt: so fielen hingegen Andere in die Einseitigkeit, die äußerliche irdische Freiheit für etwas ganz Gleichgültiges zu erklären; sie erkannten nicht, wie das Christenthum alle menschlichen Verhältnisse so zu gestalten verlangt, daß sie eine würdige Darstellung jener innern Freiheit in der Anwendung aller Kräfte zur Verwirklichung des Bildes Gottes gewähren. Der Apostel Paulus hingegen stellt zwar als das Höchste jene innere Freiheit dar, welche auch dem

Sclaven mitten in seiner äußerlichen Knechtschaft zu Theil werden und ihn in derselben zu einem freien Mann machen kann; aber er spricht auch zu dem Sclaven: „Wenn dir von Gott die Gelegenheit, die irdische Freiheit zu erlangen, gegeben ist, so ziehe dies vor, nimm die von Gott dir gegebene Gelegenheit, dieses Gut der Menschenwürde zu erlangen, dankbar an,“ und er erkannte dadurch die Bedeutung derselben auch für den christlichen Standpunkt an. So sprach Wilberforce mit frommem Unwillen gegen diejenigen, welche die Sophistik zum Dienst des Eigennutzes gebrauchten und mit Verleugnung dessen, was die wahre Würde und Bestimmung des Menschen ist, sich darauf beriefen, daß ihre Sclaven doch gute Nahrung, Kleidung und Wohnung erhielten, die sie sich nicht selbst so würden verschaffen können. „Was! rief er aus im Parlament, sind dieses die einzigen Ansprüche eines vernünftigen Wesens, sind die Gefühle des Herzens nichts? Wo ist der gesellschaftliche Verkehr, wo sind die theuren Familienbande, wo das Bewußtsein der Unabhängigkeit, die Aussicht auf Ueberfluß und Ehre, wo freiwillige Dienstleistungen und dankbare Erwiederungen, wo vor Allem das Licht der religiösen Wahrheit und die Hoffnung des ewigen Lebens? Ich bin so fern davon, dem geehrten Herrn für die Fütterung, Kleidung und Wohnung, worauf er sich etwas zu Gute thut, zu danken, daß ich gegen die Art und Weise, wie er dies erwähnt hat, protestire, als eine Herabwürdigung des Menschen zum Thier und eine Verhöhnung aller höheren Eigenschaften unserer gemeinsamen Natur.“ Die Ueberzeugung, daß er für eine Sache Gottes kämpfe, gab ihm die Zuversicht des Gelingens, wenn seine Anträge im Parlament auch noch so oft hätten unterliegen müssen. So erklärte er im Jahre 1793: „Die Grundsätze, in welchen ich in dieser Sache handle, sind die der Religion, nicht die Antriebe der Empfindsamkeit und des persönlichen Gefühls. Diese Grundsätze kennen kein Nachgeben und keinen Aufschub; ich bin des Erfolgs gewiß, obgleich ich über den Zeitpunkt, wann es erfolgen wird, nichts

Sicheres sagen kann." Da er aufgefordert worden, wegen eines Staatsinteresses von seinen Anträgen eine Zeitlang abzustehen, antwortete er: „Wo es sich von einer politischen Frage handelt, scheint mir Raum dafür zu sein, Zeit und Umstände zu erwägen; unter gewissen Umständen kann es hier räthlich sein, unsere Anstrengungen zu steigern, unter andern, sie zurückzuhalten; aber in dem gegenwärtigen Fall, wo es sich davon handelt, eine wirkliche Schuld zu begehen (indem er die Beibehaltung des Sclavenhandels als eine Nationalschuld betrachtete), ist ein Mann, der Gott fürchtet, nicht frei in seinem Thun oder Lassen. Nie werde ich diese große Sache Beweggründen politischer Angemessenheit oder irgend einem persönlichen Gefühl zum Opfer bringen." Und sein Glaube siegte nach zwanzigjährigen beharrlichen Anstrengungen und fortgesetztem Kampf, da er endlich im Jahre 1807 es durchsetzte, daß im englischen Parlament die Abschaffung des Sclavenhandels beschlossen wurde. Ein ausgezeichneter Mann sagte in dieser Beziehung: „Wer weiß, ob, wenngleich dies der größte Segen ist, der durch irgend einen Menschen hat gestiftet werden können, nicht noch größerer Segen von dem ermunternden Beispiel ausgeht, daß die Anstrengungen der Tugend endlich mit einem so glänzenden Erfolg gekrönt werden können." Unter den Gegenständen des Danks gegen Gott, die er in seinem täglichen Gebet anführte, war insbesondere auch dieses, daß ihn Gott als Werkzeug zur Ausführung dieser großen Sache gebrauche. Aber immer gab er dabei Gott die Ehre, und betrachtete sich als unwürdiges Werkzeug; daher konnte ihn auch der allgemeine Ruhm, der ihn nach diesem Triumph krönte, nur demüthigen. Er blieb auch in dem großen und guten Werk hier nicht stehen; nun war es sein Ziel, durch die Verbindung der großen Mächte die allgemeine Aufhebung des Sclavenhandels zu erlangen, und die Lage derjenigen, welche sich auf den englischen Besitzungen einmal im Sclavenstande befanden, allmählig zu verbessern, endlich die gänzliche Aufhebung dieses, der Würde des Bildes Gottes

in der Menschheit widersprechenden Verhältnisses herbeizuführen. Es stellte sich ihm, wie er im Jahre 1796 schreibt, auf die Verheißung der heiligen Schrift sich stützend, die große Aussicht dar, „daß das Lob Gottes aus dem Munde aller Völker in herrlichem Einklang ertönen sollte.“ Und im Jahre 1817 sprach er die Hoffnung aus: „Wir, oder diejenigen, die noch einige Jahre leben, werden die Aussichten für die Civilisation Afrika's sich eröffnen sehen.“ Kurz nach seinem Tode wurde auch das letzte Ziel der Anstrengungen seines Lebens erreicht, da der 1. August des Jahres 1834 den Sclaven auf allen englischen Besitzungen die Erlangung ihrer Freiheit verkündete.

Ein so glorreiches Leben hatte ein würdiges Ende, da Wilberforce am 27. Juli 1833 mit der Glaubenszuversicht, die er seit dem Beginn seines christlichen Lebens bewährt, den letzten Sieg errang. Demüthig zeigte er sich auch bis zuletzt in seinem Vertrauen, als ihm Jemand unter seinen schweren Leiden zurief: „Sie haben Ihre Füße auf einem Felsen,“ antwortete er: „Ich wage nicht, mit solcher Zuversicht zu reden, aber ich hoffe, ich habe sie auf einem Felsen.“ Er war einer der Helden der christlichen Liebe, einer von denen, in denen sich uns besonders der die menschliche Natur in allen ihren Kräften und Richtungen durchläuternde und verklärende Geist des Evangeliums offenbart.

J. C. Passavant.

Die Willensfreiheit.

(1835.)

Im ersten Moment des Daseyns, im reinen Urstande, ist Gott nur Schöpfer, Vater des Lebens. Im zweiten Moment, wo die bildende Kraft des freien Geschöpfs, als Abbild der schöpferischen Kraft Gottes, den Fortgang desselben bestimmt, ist Gott Vermittler zum letzten Ziele des Geschöpfs. Das Ziel des freien Geschöpfs ist aber das Einswerden seines Willens mit dem göttlichen Willen, und dadurch das Vereintwerden seines Wesens mit dem göttlichen Wesen. Hier ist Gott Vollender seines ihm ähnlich gewordenen Werkes. „Von ihm, durch ihn und zu ihm sind alle Dinge."

Die freie bildende Kraft des Geschöpfs hebt die leitende und gesetzgebende Einwirkung des Schöpfers nicht auf, und umgekehrt. Denn das geschaffene Wesen ist nur frei und gut in Bezug auf Gott. Da der Fortbestand wie der Ursprung bedingter Wesen ohne Gott undenkbar ist, so muß auch eine göttliche Einwirkung bei der Entwicklung dieser Wesen stattfinden, nur muß jeder Begriff des Zwangs bei dem Gedanken der göttlichen Leitung entfernt bleiben. Auch auf dem normalen Wege der Fortbildung bedarf das nicht gefallene Wesen einer göttlichen Vermittlung, um zu seinem Ziele zu gelangen. Der Entschluß, die Wahl ist ganz Eigenthum des freien Geistes, nur die Fähigkeit dazu ist ihm gegeben, und das Gebot, diese recht zu gebrauchen. Wer aber das Gute wählt, bestimmt sich

aus sich, sich von dem absolut Guten bestimmen zu lassen. Im Freiesten herrscht das Gewissen am unbedingtesten. Wer sich für einen bestimmten Weg entscheidet, bestimmt zugleich, welche Gegenstände auf demselben auf ihn einwirken. Wenn ein Planet sich eine beliebige Stelle im Sonnensystem wählen könnte, so würde er sich dadurch einer bestimmten Einwirkung der Sonne aussetzen. Der Grad der Beleuchtung, welche er durch die Sonne empfing, und die Stärke der Attraction, welche ihn zu derselben hinzöge, wäre die Folge dieser Wahl.

Wenn man sich die einzelnen Wesen in der innigen Verbindung denkt, in der sie als sich ergänzende Glieder des Weltorganismus ein gemeinsames Leben führen, so wird die Einsicht klarer, daß die gute That keine bloß individuelle, dem Einzelnen allein angehörige seyn kann. Der göttliche Baumeister kennt ursprünglich allein den ganzen Plan seines Werks. Er ladet die Bauleute ein (gratia praeveniens), und leitet sie beim gemeinsamen Werke (gratia cooperans). Wer jenem Plane gemäß mitbildet, der ist ein „Mitarbeiter Gottes." Und jeder Handelnde ist zugleich Baustein und Steinmetze in der Stadt Gottes, welche eint, oder im entgegengesetzten Falle, in Babel, der Stadt der Verwirrung, welche trennt. Er construirt oder destruirt gemeinsam. Hier liegt auch der Grund aller Solidarität.

Wenn bei der Erforschung religiöser Wahrheiten und besonders in kirchlich bewegten Zeiten, wo die Extreme der Wahrheit so leicht mit Lebhaftigkeit ergriffen werden, z. B. in der Epoche, in welcher Augustin und Pelagius lebten, oder zur Zeit der Reformation, über die Macht der menschlichen Freiheit und ihr Verhältniß zur göttlichen Einwirkung, sich ein Streit erhob, und bald nur die göttliche Gnade, bald nur des Menschen Verdienst als das allein Bestimmende für das ewige Schicksal des Menschen angesehen ward, so müssen wir hier, wie in so Vielem, nur die auseinander getrennten Momente

einer höhern Einheit erkennen, welche, jene Momente verknüpfend, allein die volle Wahrheit enthält. Nur das **Nur** ist falsch.

Wollte man sagen, die Pflanze wüchse und gedeihe nur durch den Einfluß des Lichtes und der Wärme, so vergißt man, daß sie einen innern Trieb hat, sich zum Lichte zu erheben und sich von innen heraus zu bilden. Wollte man umgekehrt behaupten, die Pflanze wüchse nur durch ihren Bildungstrieb, so übersieht man, daß der Einfluß der Sonne ihr zum Gedeihen nöthig ist.

Wir verfolgen den normalen Entwicklungsgang freier Wesen weiter.

Die Wahlfreiheit ist nur ein Moment in diesem Entwicklungsgange, und muß als solche überwunden werden, um einem höhern Zustande Platz zu machen. Dieser ist aber die gottverwandte Freiheit, die nicht mehr in einer Wahl zwischen Gut und Böse, zwischen Liebe und Selbstsucht besteht. Diese Freiheit, welche kein vorübergehendes Moment, sondern das ewige Attribut der gottverbundenen Wesen ist, ist die sich selbstbestimmende productive Thätigkeit im Bereich des wahrhaft Seyenden, des Guten. Diese in Gott ursprünglich bestehende, von freien Geistern aber erst durch die Wahlfreiheit erworbene, vollendete Freiheit ist das Endziel dieser Geister, in dem sie wandellos vor Gott stehen.

Die Kunst kann uns ein Beispiel geben von dem Verhältniß dieser beiden Arten der Freiheit. Denken wir uns einen Dichter, der in seiner ersten Entwicklung im Schwanken war zwischen der reinen völlig angemessenen Darstellungsweise seines Gegenstandes, und einer Behandlungsart, in welcher etwa übertriebene, aber Effect machende Schilderungen vorkommen. Wie sein Talent sich höher entwickelt, und er das rechte Maaß des Schönen inniger erkannt hat, wird er keine Wahl mehr haben zwischen einem angemessenen und unangemessenen Ausdruck. Sein gesteigerter Schönheitssinn bewahrt ihn vor einer solchen Verirrung des Geschmacks. Die poetische Freiheit und Pro-

ductionskraft leidet aber hierdurch gar nicht, und kann sich vielmehr nur wahrer und reicher nach allen Richtungen entfalten. Eben so sind Maler und Tonsetzer, die sich durch keine Manier vom wahrhaft Schönen und Angemessenen ableiten lassen, die wahrhaft freien und hochbegabten Künstler. Raphael und Mozart haben in allen Richtungen künstlerisch producirt, aber die Bahn des Schönen haben sie nie verlassen.

Beiläufig bemerken wir bei diesen Beispielen, daß die Betrachtung und noch mehr die Ausübung des wahrhaft Schönen und Guten nicht bloß an sich das beste Entwicklungsmittel ist, sondern zugleich das beste Gegengift gegen den Reiz des nur scheinbar Schönen und Guten, weil die Beschäftigung mit jenen die Täuschungen der letztern verscheucht. Wer an einem wahren Kunstwerk sich erfreut, liebt kein bloßes Effectstück mehr, wer eine Wissenschaft mit Ernst bearbeitet, dem widerstrebt jede oberflächliche Behandlung. Deshalb ist eine tüchtige Thätigkeit das beste positive wie negative Erziehungsmittel.

Es läßt sich denken, daß der Uebergang vom Momente der Wahlfreiheit, der Prüfung, zu der dauernden wesentlichen Freiheit, der Vollendung, durch einen völlig entscheidenden Act des Willens auf einmal vollbracht werden könne. Eine solche reine Entwicklung gliche dem sich Oeffnen der Knospe beim Scheine der Sonne. Beim Menschen aber, dessen gemischte Natur wir später betrachten werden, hat dieser Uebergang mannigfache und bei dem Einzelnen verschiedene Stufen. Der Gewinn z. B., den Verrath und Bestechung versprechen, hat für einen Menschen, in welchem nicht alles sittliche Gefühl erloschen ist, gar keinen Reiz, sondern kann ihm nur Abscheu erregen. Derselbe Mensch ist vielleicht aber nicht sicher, durch eine Leidenschaft momentan zu einer unrechten That verleitet zu werden. Nach ernstem Kampfe gelingt es ihm wohl, daß ihn die Leidenschaft nicht mehr zur That hinreißt, aber die böse Neigung vermag noch seine Gedanken, wenigstens auf Augenblicke zu vergiften. Endlich wird jeder unwürdige und egoistische Gedanke seiner

veredelten Natur so widerstreben, daß er keine Stelle mehr in seiner Seele findet.

Wenn dieser Zustand herrschend ist, was hier selten und kaum der Fall ist, dann ist die Wahlfreiheit zwischen Gut und Böse überwunden, und die wahre gottinnige Freiheit, die keinen Rückfall möglich macht, errungen. Denn wenn nichts mehr als das Gute dem Menschen gefallen kann, so ist die Sünde für ihn todt. Sie ist gleich einem Saamenkorn, das auf einen für es unfruchtbaren Boden fällt und daher nicht aufgehen kann.

Der Urtrieb des Geschöpfs, das Bedürfniß, sich zu ergänzen, hat nun seine Befriedigung gefunden. Der Wille, der seinen Gegenstand kennt, wird zur Liebe. Die Liebe zum Vollkommnen ist die Erfüllung des freien Willens. Ist sie herrschend, so hat das Unvollkommne keinen Reiz und keinen Einfluß mehr. Mit der Wahlfreiheit hört auch das Gebot auf. Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung. Vollkommne Freiheit und vollkommne Liebe sind daher eins.

Klumpp.

Das evangelische Missionswesen.

(1841.)

Es gibt Momente in dem Entwickelungsgange der Menschheit, welche längere Zeit unbemerkt und unbeachtet ihren stillen Vorbereitungsgang durchmachen, um dann, wenn ihre Zeit gekommen, mit überraschender Gewalt hervorzutreten, und erneuernd und umgestaltend in die Weltgeschichte einzugreifen. Unter diese gehört auch das Missionswesen, das schlicht und unscheinbar in stiller Geistesmacht überall seine Fäden anknüpft und, so wenig es auch Jahrzehnte und Jahrhunderte lang beachtet worden ist, dennoch mit der unwiderstehlichen Macht der Idee fortschreitet und so lange wachsen wird, bis seine ungeheure Aufgabe gelöst ist, und man sich staunend fragen wird, wie das möglich gewesen sey?

Da hören wir sogleich die Entgegnung: so mag vielleicht ein wohlmeinender Enthusiasmus sprechen; kann aber diese Behauptung auch vor einer ruhigen und unbefangenen Prüfung bestehen? Erscheint nicht vielmehr die ganze Sache, wo nicht als verkehrt, so doch zum mindesten als fruchtlos und chimärisch? Sollte es denn nicht verkehrt seyn, so lange man mitten in christlichen Staaten selbst noch nach allen Seiten hin gegen physische Noth und moralisches Elend aller Art zu arbeiten und zu kämpfen hat, und darum die, gegenüber von der Größe des Bedürfnisses ohnedies immer noch unzulänglichen Mittel gerade aufs gewissenhafteste zu Rathe gehalten werden sollten, seine

Kräfte ins Ungemessene hinaus für ein, aufs mildeste ausgedrückt, höchst precäres Ziel fruchtlos zu zersplittern?

Sollte es nicht chimärisch seyn, von einem Unternehmen Erfolg zu erwarten, bei welchem die Mittel gegenüber von der ungeheuern Aufgabe, man darf nicht blos sagen zu klein sind, sondern eigentlich verschwinden? Ueber 600 Millionen Menschen, also mehr als das Doppelte der gesammten Christenzahl, bekehren zu wollen, und dies durch die unmächtigen Versuche eines kleinen Häufleins von meist nur unvollkommen gebildeten Missionären, welche ohne Unterstützung von Regierungen, ohne Waffenmacht, ohne großartige Geldmittel, mit allen nur denkbaren innern und äußern Hindernissen zu kämpfen haben, mit den Schwierigkeiten der Sprache, der Nationalvorurtheile und Antipathieen, mit der entsetzlichen Stumpfheit und zum Theil tiefen sittlichen Versunkenheit mancher Volksstämme, mit den Gefahren eines nachtheiligen, oft tödtlichen Klima's, mit dem Hasse der Priester und den Verfolgungen feindseliger Regierungen, und über All dies mit der Schwäche des eigenen Herzens — welch ungeheures Mißverhältniß, welch hoffnungsloses Beginnen!

Und dies Alles, ist es nicht eine völlig undankbare Mühe? Was gibt man den Völkern, die man bekehren will? Sind es nicht großentheils unverstandene Begriffe, für welche sie in dem Kreise ihrer Vorstellungen keinen Anknüpfpunkt, keinen Maßstab haben, die ihnen fremdartig bleiben müssen, weil sie mit ihrer ganzen Art zu denken, zu empfinden und zu seyn oft in direktem Widerspruch stehen, die deßwegen, wenn sie wirklich tiefern Eingang finden sollten, sogar das ganze nationelle Gepräge zerstören müßten? Hören wir die Vorwürfe aus der Südsee, die Klagen indischer Braminen und Vereine über die Gewalt, mit der man sie in ihren heiligsten Interessen, in dem von den Voreltern her ererbten Glauben antaste. Haben wir dazu auch nur ein Recht?

Und wenn ihnen so das mit ihren nationalreligiösen Ideen eng verwachsene Gute, das sie noch haben, genommen, und

dafür am Ende doch nur ein Namenchristenthum, eine auf fremdem Boden nicht gedeihende Pflanze, gegeben wird, haben wir nicht genug an den vielen Tausenden von Namenchristen unter uns, welche durch dieses äußere Bekenntniß nicht nur nicht besser sind, als jene Heiden, die wir bekehren wollen, sondern oft noch viel schlimmer, da doch jene meist der Natur noch viel näher stehen? Wollen wir diese Zahl noch vermehren und das Christenthum noch mehr herabwürdigen? —

Endlich, ist es nicht ein Eingriff in den Entwickelungsgang des Menschengeistes, welcher nur seinen eigenthümlichen, bestimmten Weg ruhig und stetig zu gehen hat, um am sichersten ans Ziel zu kommen? Wer den noch geschlossenen Kelch der Blume mit knabenhafter Neugierde oder eitler Vermessenheit öffnet, der fördert nicht ihre Entwickelung, sondern stört das stille Wirken der Natur und tödtet das noch zarte Blumenleben.

Nein! gewiß, es ist ein undankbares, ein verfehltes, ja ein verkehrtes Unternehmen; es ist ein Eingriff, ein Meistern der ewigen Weisheit, die schon ihren verborgenen Rathschluß zu vollführen weiß, ohne unsere kleinliche Nachhülfe.

Diese und ähnliche Einwendungen, wie man sie von verschiedenen Seiten und in verschiedenen Schattirungen zu hören bekommt, haben allerdings auf den ersten Anblick zum Theil etwas Scheinbares. Daß manche davon eine ruhige und unbefangene Prüfung nicht ertragen können, ergibt sich schon daraus, daß es nicht Ueberzeugung ist, die sie vorbringen läßt, sondern daß sie häufig nur als Schild dienen sollen, um sich der andringenden Macht christlicher Ideen, und namentlich der ernsten und in unser innerstes Leben eindringenden Mahnung des Evangeliums zu erwehren, und dem eitlen, selbstsüchtigen Treiben des eigenen Herzens und seiner Entfremdung von Gott einen Freibrief zu gewinnen. Dahin gehört vor Allem der erste Einwurf aus dem großen, in unserer Nähe stattfindenden Bedürfnisse. Hier handelt es sich einfach um die Frage: soll einem Volke die Quelle aller Wahrheit, Tugend und Wohlfahrt für

Zeit und Ewigkeit zugänglich gemacht werden oder nicht? — Die innerliche Anneigung kann freilich Niemanden aufgedrungen werden, und den bekehrten Heiden allerdings so wenig, als den vielen unbekehrten Christen inmitten christlicher Staaten. Diesen letztern aber stehen wenigstens alle möglichen Mittel zu Gebote, und die Erkenntniß der christlichen Wahrheit, so wie der Gehorsam gegen das christliche Sittengesetz ist ihnen von Jugend auf durch die ganze Organisation unseres Lebens in Kirche, Staat, Gemeinde und Familie auf jede Art erleichtert, und so weit immer möglich beinahe aufgenöthigt. Der Staat thut hier das Seinige, der Einzelne mag es auch thun, und hat allerdings noch einen weiten Spielraum dazu. Aber steht dies etwa in Opposition mit der Theilnahme an jenem großen und wichtigen Zwecke, oder wird und muß nicht umgekehrt, und dies ist Erfahrungssache, wer für die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden warm ist, für dasselbe auch in seiner nähern Umgebung nur um so lieber wirken und arbeiten? Das eine thun und das andere nicht lassen, ist ein altes Gebot der ewigen Wahrheit.

Ja, wir wagen es, jenem Einwurfe sogar die entgegengesetzte Behauptung gegenüber zu stellen. Es beweist gerade einen freieren Blick, ein weiteres Herz, einen höheren Muth, durch das Bedürfniß in der Nähe sein Herz für die noch größere und tiefere Noth ganzer Völker in der Ferne nicht verschließen zu lassen. Während Hannibal vor den Thoren Roms stand und das Aeußerste zu fürchten war, vergaß der Senat dennoch des bedrängten Spaniens nicht, und ließ mit römischer Geistesgröße Ergänzungstruppen mit ihren Bannern aus der Stadt dahin abziehen. — Sollen wir weniger thun?

Wenn es sich aber von den Früchten des Christenthums handelt, so antworten wir wohl am sichersten, wenn wir den Blick zum großen Ganzen erheben, und den obigen Bedenklichkeiten einfach die große Thatsache entgegenstellen, daß das Christenthum es ist, welches die Menschenrechte — besonders

auch durch Aufhebung des Prinzips der Sklaverei — geachteter, die Gesetze gerechter und menschlicher, die Geisteskultur nicht nur allgemeiner, sondern auch tiefer und vielseitiger, das Verhältniß der Geschlechter edler und sittlicher, die Ehe geheiligter, das häusliche Leben reiner und gemüthlicher gemacht, welches für den Unterricht der Jugend, für die Erziehung der Waisen, für Unterstützung der Armen, für Rettung der Verwahrlosten und Gefallenen gesorgt, welches in alle Verhältnisse wohlthätig eingegriffen, kurz, welches die Welt umgestaltet, und der Geschichte eine andere und höhere Richtung gegeben hat. Freilich geberdet sich unsere Philosophie etwas ungeberdig und vornehm dabei, und gefällt sich in der Behauptung, sich aus sich selbst heraus entwickelt und auf die jetzige Höhe gestellt zu haben. Ist sie aber nicht dennoch aus den Wurzeln christlicher Ideen erwachsen und an den Quellen christlicher Erkenntniß groß gesäugt worden? Sind nicht überhaupt die tiefsten Wahrheiten, welche Gemeingut der Gegenwart sind, aus christlichem Boden entsprossen, sind nicht durch das Evangelium ganz neue Kräfte geweckt und lebendig gemacht worden? ist nicht, um nur an Eine Thatsache zu erinnern, das Gemüth, diese in der alten classischen Welt beinahe noch ganz unentwickelte Potenz, erst durch das Christenthum in seiner innersten Tiefe ergriffen worden und hat seitdem in den edelsten Gebieten des menschlichen Geistes, in Philosophie und Poesie, die reichsten Früchte getragen?

Nein, gewiß! wer einem Volke auch nur die Wohlthat wahrer Civilisation geben, noch mehr aber, wer sein geistiges Leben zur rechten fruchtbaren Entwickelung bringen will, der muß ihm das Christenthum geben.

Wollte man aber etwa ein Gewicht auf das Moment legen, daß durch das Christenthum der zum Theil ganz entgegengesetzten Eigenthümlichkeit der Völker, zumal derjenigen, welche schon auf einer gewissen Höhe der Civilisation stehen, Gewalt angethan werden und somit ein Unrecht geschehen würde, so erinnern

wir, wenn es je einer Antwort darauf bedarf, blos an den wahrhaft und im vollsten Sinne universellen Charakter des Christenthums, das überall nicht beengt, sondern befreit, nicht unterdrückt, sondern entwickelt, nicht verflacht und verallgemeinert, sondern die vorhandenen Kräfte gerade charakteristisch gestaltet. Oder war es, um nur Einen Beleg dafür anzuführen, nicht eben das Christenthum, das, auf das germanische Leben verpflanzt, gerade wie das wärmende und belebende Sonnenlicht, alle Keime des deutschen Geistes hervorgelockt, zur schönsten Blüthe gebracht und so jene gemüthliche Tiefe, jenen sittlichen Ernst, jene Gediegenheit des germanischen Charakters gebildet hat, der als Grundton die ganze mittlere und neuere Geschichte der europäischen Menschheit, und gewissermaßen der ganzen christlich-civilisirten Welt durchzieht?

Allein wir sind noch nicht zu Ende. Denn wir haben im Bisherigen das Christenthum nur als die sicherste Quelle der Civilisation, als die Grundlage alles höheren geistigen und sittlichen Lebens der Völker bezeichnet. Und in der That, wir appelliren an Alle, welche für mehr als blos materielle Güter einen Maßstab, für wahres Menschenwohl ein Herz haben, ob nicht von diesem rein humanen Standpunkte aus allein schon das Missionswesen in seiner universellen, wahrhaft welthistorischen Bedeutung begründet, und in seinen Ansprüchen an die allgemeine Theilnahme gerechtfertigt erscheint. Wenn wir nun weiter gehen, so dürfen wir vielleicht weniger auf die allgemeine Zustimmung rechnen. Allein der Verfasser vermag es nicht über sich, über dasjenige zu schweigen, was ihm und tausend Andern die heiligste Ueberzeugung, was ihm gerade der Mittelpunkt des ganzen Werkes ist. Denn gerade hier tritt die ernste Frage an uns heran: hat die bloße Civilisation, hat die Philosophie und ihre Sittenlehre je die Menschen wahrhaft und bleibend glücklich gemacht? Nein, das Wohl und Wehe unseres Geschlechts entkeimt aus tieferen Wurzeln; in der geheimsten Tiefe des armen Menschenherzens liegt die nie versiegende Quelle alles

innern, und darum auch alles äußern Elendes, es ist — die Sünde und ihr furchtbares Gericht. Mag der Stumpfsinn dieses nicht kennen, der Leichtsinn damit spielen, mag das unruhige Jagen und Treiben der Leidenschaften es überhören, mag die stolze Selbstgerechtigkeit sich in die eigene Tugend einhüllen, und die Philosophie den eiteln Versuch machen, sich selbst zu versühnen: — gegen dieses zweischneidige Schwert schützt kein Panzer, und für Jeden schlägt einmal die Stunde, in welcher alle diese Täuschungen und Illusionen endlich schwinden, und die furchtbare Wahrheit als Gerichts= und Todesengel vor ihn hintritt. Hier nun, wo dann keine Zerstreuung mehr hilft und auch der stoische Muth zusammenbricht, da bleibt noch das Evangelium der ewigen Liebe und die frohe Botschaft vom Sünderheilande. Und das ist denn das Höchste, was wir den Heiden zu bringen haben, und was uns der Herr selbst bringen heißt. Die Civilisation mit all ihren Wohlthaten knüpft sich dann freiwillig daran an. Und fürwahr, wie man auch über die Wirkungen des Christenthums in den verschiedenen Stadien seiner Entwicklung urtheilen will, es hat nicht blos ins große Ganze übergewirkt; der verborgene Segen, den es Einzelnen gewährt hat, ist noch unendlich höher: denn es hat nicht blos Tausenden in äusserer Noth Muth und Kraft verliehen, sondern, was mehr ist, es hat bedrängten Gemüthern den Frieden mit Gott gegeben, es hat unzählige geängstete Gewissen in der letzten Todesnoth mit dem Troste der Sündenvergebung erquickt, und wird diesen unaussprechlichen Segen auch forthin aus unversieg=barer Quelle ausspenden. In unseren statistischen Tabellen, die wir, wie über so vieles Andere, so auch über Völkersittlichkeit und Völkerglück führen, steht freilich nichts davon, denn es gehört in die geheime Geschichte des menschlichen Herzens; aber es ist in andern unvergänglichen Tafeln aufgezeichnet, und so gewiß eine ewige Erbarmung über die Völker geht, wird auch dieser Segen ihnen allen dereinst noch zu Theil werden.

Gehen wir aber nun zu dem aus den Schwierigkeiten

des Missionswesens hergenommenen Einwurf über, so können und wollen wir nicht läugnen, daß sie allerdings sehr groß und vielfach sind, und daß sie einem wohl bange machen könnten. Allein man legt dabei meist nur den gewöhnlichen menschlichen Maßstab an, wiegt sorgfältig Kräfte und Widerstand gegen einander ab, nimmt alle möglichen Faktoren des Wahrscheinlichkeitskalkuls in Rechnung, und vergißt nur den Einen — den lebendigen Gott. Die weltüberwindende und umgestaltende Kraft des Christenthums lebt heute noch in ihm. Daß aber die Aufgabe unserer Missionäre, so schwer sie immer noch ist, dennoch wenigstens leichter erscheint, als die der Apostel, zum Theil auch als die der ersten Heidenboten Germaniens, läßt sich ohne Schwierigkeiten nachweisen.

Fehlt uns nun auch vielfach die heldenmüthige Kraft, die Begeisterung jener großen Zeit, so kann sich dafür die Gotteskraft des Christenthums um so mehr bewähren, die überall Leben zu erwecken und auch mit kleinen Mitteln Großes zu thun vermag. Wer die anspruchlosen jungen Männer selbst gesehen hat, wie sie mit klarem Bewußtseyn Alles dessen, was sie erwartet, aber in demüthiger Glaubenskraft hinausgehen unter die Heiden, wie sie unter den innerlich und äußerlich schwierigsten Verhältnißen, unter den manchmal beinahe hoffnungslosen Aussichten dennoch mit freudiger Treue Jahrelang fortarbeiten und immer wieder auf Hoffnung säen; wie in das todbringende Afrika und Westindien, auf dieselben Plätze, wo tödtliches Klima in wenigen Jahren ganze Reihen von Missionären hingerafft hat, nicht nur immer wieder neue bereitwillig sich absenden lassen, sondern die Sendung sogar sich erbitten, der muß fühlen, daß auch jetzt noch jener Glaube unter uns zu finden ist, welcher die Welt überwindet und den Tod.

Fürwahr, das ganze Missionswesen hat in seinem Muthe und seiner innern Kraft etwas so Großartiges und Ehrfurchterweckendes, daß es wohl als Wahrzeichen gelten kann, an dem sich unsere an Selbstsucht vielfach kranke, und bei all ihrer ver-

meintlichen Größe dennoch in mancher Beziehung kleine Zeit hinaufstrecken und stärken darf. Es wird seine Größe aber auch äußerlich dereinst durch seine Erfolge bewähren. Wohl mag es bis jetzt nach menschlicher Berechnung noch nicht den Anschein dazu haben. Denn wenn wir auch von den, übrigens wenigen Stationen ganz absehen, welche wegen politischer Hindernisse ganz aufgegeben werden mußten, wie im russischen Asien, — auch wo es bis jetzt Eingang gefunden hat, ist der Erfolg dennoch großentheils, numerisch wenigstens, so klein, daß nach menschlich-äußerer Berechnung noch Jahrhunderte, ja vielleicht Jahrtausende dazu gehören dürften, bis es die großen Gebiete des Heidenthums völlig der Herrschaft des Kreuzes unterworfen haben wird. — Allein wir haben schon oben gesagt: an das Walten der göttlichen Weltregierung dürfen wir unsern Maßstab nicht anlegen.

Wenn schon in dem Worte eines tiefen begeisterten Gemüths eine zündende, alles ergreifende Kraft liegt, wie vielmehr muß sie in dem Worte der ewigen Wahrheit und Liebe liegen, dem Worte Gottes, „das da lebendig ist, und kräftig, und schärfer denn kein zweischneidig Schwert,“ in dem Worte vom Kreuze, „das eine Gotteskraft ist, vor welcher alle Weisheit der Weisen und aller Verstand der Verständigen zu nichte wird!“ Wo diese Gotteskraft kämpft und wirkt, da können die Siege nicht fehlen, da mögen wohl die Anfänge gering und unscheinbar seyn, die kleinen ersten Vortheile durch Niederlagen und Rückzüge unterbrochen werden, aber auch diese werden nur den Uebergang zu größeren Erfolgen bilden. Daß beides gerade beim Missionswesen in hohem Grade der Fall ist, daran werden wir im weiteren Verlaufe unserer Darstellung oft genug erinnert werden. Aber es wird auch immer deutlicher hervorspringen, daß es nur eines archimedischen Operationspunktes bedarf, den zu gewinnen freilich oft unendlich schwierig und mühselig ist, und lange Geduld- und Glaubensproben kostet, daß aber dann in natürlicher unt nothwendiger Entwickelung die Resultate auch

um so überraschender und umfassender sich folgen. Und so darf man denn wohl sagen: die allerdings verhältnißmäßig noch wenigen Punkte der Heidenwelt, auf denen bis jetzt das Licht des Evangeliums leuchtet, gleichen den wenigen Bergeshäuptern, welche bereits von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne erglänzen, während tief unten in den Thälern und Niederungen noch die dunkle Nacht liegt. Sollte dies aber etwa ein Zeichen unmächtiger Schwäche seyn, die in fruchtloser Anstrengung sich abmühte? Nein, es sind ja nur die Signale auf den Hochwachten, welche dem ahnungsvollen Blicke die Ankunft der Herrscherin verkündigen sollen. Gedulde dich noch eine Stunde oder zwei, und wie dann das königliche Gestirn des Tages auf einmal siegreich hervortritt und Alles mit seinem Lichte erfüllt, also wird auch das Licht der ewigen Wahrheit auf einmal und unerwartet über den Dunkeln der Heidenwelt aufgehen.

Was wird es dann seyn, wenn einmal diese gewaltigen, bisher mehr oder weniger todten Völkermassen von der innerlich belebenden Kraft des Christenthums durchdrungen, und wenn, wie bei den Germanen, neue Kräfte geweckt und die vorhandenen entwickelt, gesteigert, veredelt werden; wenn alle diese Millionen, die zum Theil noch gar keine Geschichte haben, eintreten, selbstständig eintreten in das erhabene Drama der Weltgeschichte, jedes mit seiner eigenthümlichen Individualität und neuer, frischer Lebenskraft! Welch unberechenbare Erweiterungen, welch ungeahnte Entwicklungen und Gestaltungen in allen Gebieten der Wissenschaft, der Kunst und des Lebens müssen da hervorbrechen; und in den verborgenen Tiefen des Menschengeistes und Menschenherzens — welche Dankopfer mögen aufsteigen für das Licht der Wahrheit, das Leben in Gott und die Erlösung aus geistigem Tode! Für diese Offenbarungen der ewigen Weisheit und der erbarmenden Liebe haben wir keinen Maßstab mehr.

Waagen.

Petrus Paulus Rubens.

(1832.)

Obgleich sich gegen Ablauf des sechszehnten Jahrhunderts in allen Fächern der Malerei in den Niederlanden einzelne Regungen, einen besseren Zustand herbeizuführen, zeigten, blieb es doch einem ausgezeichneten Geiste vorbehalten, daselbst eine völlige Umgestaltung der Malerei zu bewirken; und dieser Geist war Rubens. Wie er durch und durch ein niederländisches Naturell war, so führte er auch seine Landsleute in der Malerei auf den Weg zurück, auf welchen die Natur sie ursprünglich angewiesen hat, lebendige Auffassung der einzelnen Naturerscheinung (Naturalismus), vortreffliche Ausbildung des Colorits. Seiner ganzen Zeit und seinem eignen Naturell nach mußten sich diese Eigenschaften indeß in ganz anderer Art zeigen, als dieses bei den van Eycks der Fall gewesen war. Sowol in der Ausführung als in der Färbung suchten die van Eycks, so weit es ihre darstellenden Mittel irgend möglich machten, die Natur so wiederzugeben, daß ihre Bilder selbst in der Nähe dem Eindruck derselben nahe kommen; über diese große Sorgfalt, welche sie auf das Einzelne verwandten, wurde indeß die Haltung des Ganzen weniger berücksichtigt. Rubens ging dagegen von der Gesammthaltung aus und begnügte sich im Einzelnen, welches dem Ganzen streng untergeordnet wurde, die Gegenstände in größter Lebendigkeit so darzustellen, wie sie in der Natur in einer gewissen Entfernung erscheinen. Der

Mittel, welche ihm zur Ausbildung dieser Richtung in seiner Zeit dargeboten wurden, nämlich der ausgebildeten Lehre der Linienperspective und des Helldunkels, so wie der breiten Manier, welche Tizian und seine Schule zuerst in größter Vollkommenheit ausgeübt hatte, bemächtigte er sich mit um so größerer Energie, als dieselbe der Natur seines Genies im höchsten Grade zusagte. Anstatt der längst verschwundenen, echt religiösen Begeisterung, welche die Eycks beseelte und selbst über leidenschaftliche Handlungen eine gewisse Feier ausgoß, war der Geist von Rubens so von der Lust am Dramatischen erfüllt, daß selbst Gegenstände, deren Natur eine ruhige Darstellung erfordert, von ihm in lebhaft bewegter Weise aufgefaßt wurden. Einem Geiste, in dessen glühender und ewig schaffender Phantasie immer neue Gestalten in größter Lebendigkeit aufstiegen, mußte selbst der kürzeste Weg, sie äußerlich zu fixiren, noch zu lang dünken, er mußte daher das Bedürfniß fühlen, sich eine Malart anzueignen, die das, was er wollte, möglichst schnell ausdrückte. Sein seltnes technisches Geschick, sein außerordentlicher Farbensinn kam ihm hierbei trefflich zu statten. Mit bewundernswürdiger Meisterschaft lernte er die rechten Töne sogleich an die rechten Stellen setzen, ohne sie auf dem Bilde selbst noch viel durch einander zu quälen, und nachdem er sie leicht mit einander vereinigt hatte, wußte er dem Ganzen durch einige Meisterstriche an den gehörigen Stellen, welche er unvermalt stehen ließ, die letzte Vollendung zu geben. Diese der Geistesart von Rubens so durchaus entsprechende Behandlung ist Ursache, daß seine Werke mehr als die irgend eines anderen Malers das Gepräge des ursprünglichen, frischesten, lebendigsten Ergusses der Phantasie an sich tragen. Rubens kann daher vor allen anderen neueren Künstlern im höchsten Sinne des Worts ein Skizzist genannt werden. Spricht sich nun in seinen meisten Bildern überhaupt ein heiterer, lebensfroher, durch kein äußeres Misgeschick getrübter Sinn, ein urkräftiges Behagen aus, so bekundet sich dieses doch ganz besonders in der Art,

wie er colorirt hat. Man könnte Rubens als Coloristen den Maler des Lichts, so wie Rembrandt den Maler des Dunkels nennen. Alles ist bei Rubens nämlich in das reine Element des vollen Lichts getaucht, die verschiedenen Farben blühen in üppiger Pracht und Herrlichkeit neben einander und feiern demohngeachtet, harmonisch auf einander bezogen, einen gemeinsamen Triumph. Manche seiner großen Bilder machen daher einen ähnlichen Eindruck wie eine Symphonie, in welcher die vereinigten Töne aller Instrumente fröhlich, prächtig und gewaltig klingend daherrauschen. Kein anderer Maler hat bei so allgemeiner Helligkeit einen so satten Ton im Licht, ein so kräftiges Helldunkel hervorzubringen gewußt. Nur wenige sind in der trefflich abgestuften Haltung des Ganzen, in der Art, wie jede Fläche bestimmt angegeben ist, mit ihm zu vergleichen. Die Färbung des Fleisches aber ist bei Rubens von solcher Glut und Transparenz im Ton, daß es gar wohl zu begreifen ist, wie Guido Reni, als er das erste Bild von ihm sah, verwundert ausrief: Mischt dieser Maler Blut unter seine Farben?

In der schöpferischen Phantasie von Rubens bildete sich jeder beliebige Gegenstand aus, so daß er den gesamten Kreis alles Darstellbaren, der ihm durch seine ausgezeichnete allgemeine Bildung noch sehr erweitert wurde, in seinen Werken durchlaufen hat. So malte er Gegenstände aus der Bibel, aus der Legende, der alten und neuen Geschichte, der Allegorie, Bildnisse, Schlachten, Jagden, Conversationsstücke, Bambocciaden, Landschaften. In Beziehung des Reichthums seiner Erfindungen sind ihm von den größten Malern unter den Neueren nur Raphael und Albrecht Dürer zu vergleichen. Zwischen Raphael und Rubens findet indeß in dieser Beziehung der große Unterschied statt, daß, wie der Herr von Rumohr über Raphael bemerkt, dessen Eigenthümlichkeit vornehmlich darin bestand, die Bedeutung seines Gegenstandes auf das Tiefste aufzufassen und sie bei der Darstellung bis in ihr innerstes Mark zu durchdringen, Rubens aber alle Aufgaben nach seinem höchst ein-

seitigen Naturell modelte, mithin alle, die demselben mehr oder minder fremd waren, äußerst willkürlich behandelte. Wenn daher gleich alle, von Rubens selbst ausgeführte Werke den Stempel des Genies tragen und durch die Ursprünglichkeit und Frische des Gedankens, der daraus wiederstrahlt, durch die meisterliche Haltung, die Kraft und Glut der Färbung, die geistreiche Behandlung unser Interesse lebhaft in Anspruch nehmen, werden wir uns doch durch die Vorstellung selbst jedesmal in dem Grade befriedigt fühlen, als der Gegenstand mit dem Naturell von Rubens übereinstimmt.

Zu diesem Naturell gehört außer jenem Drang zur dramatischen Auffassung, zur skizzenhaften Behandlung, außer jenem heiteren Behagen, ein vorwaltender Sinn für das Uebermächtige, Gewaltige, Derbsinnliche, welches ihn fast nie zu einer feineren Auffassung der Form, nur äußerst selten zum würdigen Ausdruck erhabener und edler, oder gar sanfter und milder Charaktere gelangen ließ. Ja, er war so wenig im Stande, aus dem Kreise der Eindrücke von Menschen, wie sie sich ihm früh in seinem Vaterlande eingeprägt hatten, hinauszugeben, daß selbst, wenn er nach anderen Meistern, z. B. Leonardo da Vinci, copirte, er alle Köpfe unwillkürlich in seine niederländische Weise übersetzte und auch den übrigen Formen des Körpers seine gewohnte, reichlichere Fülle und Ausladung ertheilte.

Bei Gegenständen, wie so viele aus der heiligen Schrift, bei deren Darstellung es auf den Ausdruck hoher sittlicher Reinheit, Heiligung des Gemüths, ruhiger Beseligung ankommt, oder die wir nicht ohne edle Anmuth, ohne Schönheit und Feinheit der Formen uns denken können, wie so viele aus der Mythologie der Alten, kann Rubens allerdings in der Regel keineswegs befriedigen. Denn abgesehen, daß ihm der Sinn für diese Eigenschaften in einem gewissen Grade abgeht, wird hier auch die nachtheilige Seite jenes raschen Hinwerfens des ersten Gedankens, der Mangel an Studium, durch Verzeichnungen und Misformen, willkürliches und unruhiges Falten-

wesen, häufig unangenehm fühlbar. Sein Christus erweckt daher fast nie, seine Madonnen nur sehr selten eine würdige Vorstellung.

In seiner ganzen Größe erscheint Rubens aber in solchen Gegenständen, die wirklich eine dramatische Behandlung erfordern, zumal bei welchen es recht eigentlich den Ausdruck gewaltiger Kraft, heftig erregter Leidenschaften gilt, wo er sich also seinem Genius mit voller Begeisterung hingeben kann. Namentlich trage ich kein Bedenken, ihn, wo es darauf ankommt, die momentanen Aeußerungen eines auf das gewaltsamste bewegten Lebens auszudrücken, die nur in der Phantasie ausgebildet und festgehalten werden können, für den größten unter allen neueren Malern zu halten.

Wie tief aber dem Kunstnaturell von Rubens die Lust an Darstellung der derbsten Sinnlichkeit eingepflanzt war, geht aus den vielen von ihm behandelten Gegenständen hervor, worin die Venus Pandemos und Bacchus der Trunkenbold die Hauptrolle spielen, und die Darstellung von solcher Energie ist, sich oft in einer so niederen Sphäre hält, daß viele Naturen dadurch entschieden abgestoßen werden.

Erst wenn man diese derbsinnliche Seite des Kunstnaturells von Rubens recht ins Auge gefaßt hat, wird es einem begreiflich, wie er die gräßlichsten Gegenstände, wenn sie ihn durch ihren dramatischen Inhalt anzogen, nicht allein behandeln, sondern auch auf eine so furchtbare Art ausbilden konnte, daß solche Bilder dadurch, trotz alles Genies und aller Meisterschaft, etwas höchst Widerstrebendes haben.

Aber auch Solche, welche die eigenthümliche Größe von Rubens zu schätzen wissen, werden bei dem Betrachten seiner meisten Bilder leicht versucht werden, ihn für einen Geist zu halten, der lediglich von den momentanen Eingebungen einer feurigen und unbändigen Phantasie hingerissen und beherrscht, nie zu einem besonnenen und ruhigen Nachdenken über das Wesen seiner Kunst habe gelangen können; und dennoch ist es

gewiß, daß nur sehr wenige unter den neueren Malern sich der eigenthümlichen Stylgesetze ihrer Kunst so völlig bewußt gewesen, so reife und feine Bemerkungen darüber gemacht haben, als Rubens. Noch weniger sollte man erwarten, daß Rubens, der in seiner Formengebung von der Antike so unendlich verschieden ist, das eifrigste Studium derselben gemacht und sich dadurch von der Kunst der Alten die würdigsten und erhabensten Begriffe gebildet hatte. Beides zeugt nächst seinen Werken auf das sprechendste dafür, daß Rubens das Höchste, was der Künstler sein kann, daß er ein Genie war. Denn wie das Meer, so gewaltig es auch von den Stürmen aufgeregt wird, in seinen Tiefen ruhig bleibt, so wird auch im künstlerischen Genie das leicht bewegliche Element der Phantasie durch tausend ihre Natur ergreifende Motive zu den bewegtesten und leidenschaftlichsten Schöpfungen angeregt, während in dem Innersten des Geistes Klarheit und ruhige Anschauung ungestört waltet. Eben so ist es auch die Art des Genies, daß es von allem Vortrefflichen zwar lebhaft angezogen wird, und sich dafür begeistert, aber auch von dem Allervorzüglichsten, insofern es dasselbe seiner Eigenthümlichkeit fremd fühlt, sich in seinen Productionen nicht irre machen läßt. Es soll hiemit indeß nicht gesagt werden, daß das Studium, welches Rubens von den Antiken gemacht hat, auf seine eigne Kunst ohne Einfluß geblieben sei. Offenbar aber hat dieser vorzüglich durch die Lebendigkeit und die geistreichen Gedanken statt gehabt, welche den alten Kunstwerken, auch abgesehen von ihrer schönen Form, innewohnen.

Martius.

I. Der brasilianische Urwald.

(1820.)

Wenn wir es hier versuchen, ein Gemälde von dem Innern einer tropischen Urwaldung zu entwerfen, dürfen wir nicht vergessen, auf das Verhältniß aufmerksam zu machen, welches rücksichtlich des Selbsterhaltungstriebes zwischen den einzelnen Individuen statt findet. Bei einer so großen Fülle von Leben und einem so kräftigen Ringen nach Entwickelung vermag selbst ein Boden, so fruchtbar und üppig wie der hiesige, nicht die nöthige Nahrung in gehörigem Maaße zu reichen; daher stehen jene riesenartigen Gewächse in einem beständigen Kampfe der Selbsterhaltung unter einander, und verdämmen sich mehr noch als die Bäume unserer Waldungen. Selbst die schon hoch erwachsenen und einer großen Masse von Nahrungsstoffen bedürftigen Stämme empfinden den Ein flußihrer noch mächtigeren Nachbarn, bleiben bei Entziehung der Nahrung plötzlich im Wachsthum zurück und fallen so in kurzer Zeit den allgemeinen Naturkräften anheim, die sie einer schnellen Auflösung entgegenführen. Man sieht so die edelsten Bäume nach wenigen Monaten eines atrophischen Leidens von Ameisen und anderen Insecten zernagt, vom Grund bis an die Spitze von Fäulniß ergriffen, bis sie plötzlich zum Schrecken der einsamen Bewohner des Waldes unter krachendem Geräusch zusammenstürzen. Im Allgemeinen machen die Landbauer die Bemerkung, daß Stämme, welche einzeln zwischen mehreren einer andern Art stehen, leichter von letzteren

unterdrückt werden. Eine regelmäßige Forstcultur, an die freilich bis jetzt in diesen wenig bevölkerten Wäldern noch nicht gedacht worden ist, wird daher hier künftig nicht sowohl das Wachsthum der Stämme in gedrängter Nachbarschaft befördern, sondern vielmehr dafür Sorge tragen müssen, daß die Pflanzen in der zweckmässigen Entfernung von einander aufwachsen.

Nicht minder ausgezeichnet als die Pflanzen-, ist die Thierwelt, welche jene Urwälder bewohnt. Der Naturforscher, zum ersten Male hieher versetzt, weiß nicht, ob er mehr die Formen, Farben oder Stimmen der Thiere bewundern soll. Den Mittag ausgenommen, wo alle lebende Geschöpfe der heißen Zone Schatten und Ruhe suchen, und wo daher eine majestätische Stille über die im Sonnenlichte glänzende Tropennatur verbreitet ist, ruft jede Stunde des Tages eine andere Welt von Geschöpfen hervor. Den Morgen verkünden das Gebrüll der Heulaffen, die hohen und tiefen Töne der Laubfrösche und Kröten, das monotone Schmettern und Schwirren der Cicaden und Heuschrecken. Hat die aufsteigende Sonne den ihr vorangehenden Nebel verdrängt, so freuen sich alle Geschöpfe des neuen Tages. Die Wespen verlassen ihre Schuh langen, von den Zweigen herabhängenden Nester; die Ameisen kommen aus ihren künstlich von Lehm aufgethürmten Wohnungen, womit sie die Bäume überziehen, hervor, und beginnen die Reise auf den selbst gebahnten Straßen; eben so die das Erdreich hoch und weit umher aufwühlenden Termiten. Die buntfarbigsten, an Glanz mit den Farben des Regenbogens wetteifernden Schmetterlinge, besonders zahlreiche Hesperiden eilen von Blume zu Blume, oder suchen ihre Nahrung auf den Straßen oder, in einzelne Haufen zusammengesellt, auf besonnten Sandufern der kühlen Bäche. Der blauspiegelnde Menelaus, Nestor, Adonis, Laertes, die bläulich weiße Idea und der große, mit Augen bemalte Eurilochus schwingen sich, Vögeln ähnlich, durch die feuchten Thäler zwischen grünen Gebüschen hin. Die mit den Flügeln schnarrende Feronia fliegt eilig von Baum zu Baum, während die Eule, der größte der

Nachtschmetterlinge, mit ausgebreiteten Flügeln unverrückt am Stamm festsitzend, den Abend erwartet. Myriaden der glänzendsten Käfer durchschwirren die Luft und blinken gleich Edelsteinen aus dem frischen Grün der Blätter oder duftenden Blumen hervor. Indessen schleichen Eidechsen von auffallender Form, Größe und Farbenpracht, düstergefärbte giftige oder unschädliche Schlangen, welche an Glanz den Schmelz der Blumen übertreffen, aus dem Laube, den Höhlen der Bäume und des Bodens hervor und sonnen sich, an den Bäumen hinaufwindend und auf Insekten oder Vögel lauernd. Von nun an ist Alles voll thätigen Lebens. Eichhörnchen, Heerden von geselligen Affen ziehen neugierig aus dem Innern der Wälder nach den Anpflanzungen, und schwingen sich pfeifend und schnalzend von Baum zu Baum. Die hühnerartigen Jacûs, Hoccos und die Tauben verlassen die Zweige und irren auf dem feuchten Waldboden umher. Andere Vögel von den sonderbarsten Gestalten und dem glänzendsten Gefieder flattern einzeln oder gesellig durch die duftenden Gebüsche. Die grün, blau oder roth gefärbten Papageien erfüllen, auf den Gipfeln der Bäume versammelt, oder gegen die Pflanzungen und Inseln hinfliegend, die Luft mit ihrem krächzenden Geschwätz. Der Tucan klappert mit seinem großen hohlen Schnabel auf den äußersten Zweigen, und ruft in lauten Tönen wehklagend nach Regen. Die geschäftigen Pirolen schlüpfen aus ihren lang herabhängenden beutelförmigen Nestern hervor, um die vollen Orangenbäume zu besuchen, und ihre ausgestellten Wachen verkünden mit lautem zänkischem Geschrei die Annäherung des Menschen. Die einsam auf Insekten lauernden Fliegenschnapper schwingen sich von Bäumen und Stauden, und erhaschen raschen Fluges den dahin wogenden Menelaus oder die vorübersummenden glänzenden Fliegen. Im Gesträuche verborgen thut indessen die verliebte Drossel die Freude ihres Lebens in schönen Melodien kund; die geschwätzigen Pipren belustigen sich, aus dichtem Gebüsche bald hier bald dort in vollen Nachtigallentönen lockend, den Jäger irre zu führen. Und der Specht läßt, indem er die

Rinde der Stämme aufpickt, sein weitschallendes Klopfen ertönen. Lauter als alle diese wunderbaren Stimmen erschallen von der Spitze der höchsten Bäume die metallischen Töne der Uraponga, welche den Klängen der Hammerschläge auf dem Ambose ähnlich, nach der Wendung des Sängers bald näher, bald ferner, den Wanderer in Erstaunen setzen. Während so jedes lebende Wesen in Bewegung und Tönen die Schönheit des Tages feiert, umschwirren die zarten Colibris, an Pracht und Glanz mit Diamanten, Smaragden und Saphiren wetteifernd, die prunkvollsten Blumen. Mit dem Untergang der Sonne kehren die meisten der Thiere zur Ruhe; nur das schlanke Reh, das scheue Pecari, die furchtsame Agouti und der rüßelige Tapir weiden noch umher; die Nasen- und Beutelthiere, die hinterlistigen Katzenarten schleichen nach Raub spähend durch die Dunkelheit des Waldes, bis endlich die brüllenden Heulaffen, das gleichsam um Hülfe rufende Faulthier, die trommelnden Frösche und die schnarrenden Cicaden mit ihrem traurigen Liede den Tag beschließen, der Ruf des Macuc, der Capueira, des Ziegenmelkers und die Baßtöne des Ochsenfrosches den Eintritt der Nacht verkünden. Myriaden leuchtender Käfer beginnen nun gleich Irrlichtern umherzuschwärmen und gespenstartig flattern die blutsaugenden Fledermäuse durch das tiefe Dunkel der Tropennacht.

II. Der Aequator.

(1820.)

Glänzend taucht in dieser Gegend am Morgen die Sonne aus dem Meere auf, und vergoldet die, den Horizont umlagernden Wolken, welche bald hierauf in großartigen und mannichfaltigen Gruppen dem Zuschauer Continente mit hohen Gebirgen und Thälern, mit Vulkanen und Meeren, mythologische und andere wundersame Gebilde der Phantasie vor Augen zu führen scheinen. Allmälig rückt das Gestirn des Tages an dem ätherisch

blauen Himmel aufwärts; die feuchten, grauen Nebel fallen nieder; das Meer ruht oder steigt und fällt sanft mit spiegelglatter Oberfläche in einem regelmäßigen Pulsschlag. Mittags erhebt sich eine fahle, blaß schimmernde Wolke, der Herold eines plötzlich hereinbrechenden Gewitters, das mit einem Male die ruhige Scene unterbricht. Donner und Blitz scheinen den Planeten spalten zu wollen, doch bald hebt ein schwerer, salzig schmeckender Platzregen, unter brausenden Wirbelwinden herabstürzend, das Toben der Elemente, und mehrere halbkreisförmige Regenbogen, gleich bunten Triumphbögen über den Ocean ausgespannt und auf der gekräuselten Oberfläche des Wassers vervielfältigt, geben die friedliche Beendigung des großen Naturschauspiels kund. Sobald Luft und Meer wieder zur Ruhe und zum Gleichgewicht zurückgekehrt sind, zeigt der Himmel von Neuem seine durchsichtige Bläue; Heerden von fliegenden Fischen schwingen sich scherzend über die Oberfläche der Gewässer hin, und die buntfarbigsten Bewohner des Oceans, unter denen der Haifisch mit seinen beiden unzertrennlichen Gefährten, steigen aus dem, in der Tiefe von hundert Fuß noch durchsichtigen Elemente herauf. Sonderbar gestaltete Medusen, die blasenförmige Fregatte mit ihren blauen, ätzenden Bartfäden, lange, schlangenähnliche Stränge aneinander geketteter Salpen treiben sorglos dahin, und viele andere der mannichfaltigsten kleinen Seethiere ziehen langsam, ein Spiel der Wogen, an dem bewegungslosen Schiffe vorüber. Taucht die Sonne allmälig an dem bewölkten Horizonte hinab, so kleiden sich Meer und Himmel in ein neues, über alle Beschreibung erhabenes Prachtgewand. Das brennendste Roth, Gelb, Violett glänzen, in unendlichen Schattirungen und Contrasten, verschwenderisch an dem azurnen Grunde des Firmamentes und strahlen noch bunter von der Oberfläche des Wassers zurück. Unter anhaltendem Wetterleuchten am grauenden Horizonte nimmt der Tag Abschied, während sich der Mond aus dem unabsehbaren Ocean still und feierlich in den nebellosen, oberen Weltraum erhebt.

Bewegliche Winde kühlen die Atmosphäre ab; häufige, besonders von Süden her fallende Sternschnuppen erhellen magisch die Luft; das dunkelblaue Firmament, sich mit den Gestirnen auf dem ruhigen Gewässer abspiegelnd, stellt das Bild des ganzen Sternengewölbes dar, und der Ocean, selbst von dem leisesten Lüftchen der Nacht bewegt, verwandelt sich in ein still wogendes Feuermeer.

Groß und herrlich sind die Eindrücke, welche der Ankömmling hier von der Macht und dem Frieden der Elemente erhält; fremd aber und ungewohnt der heißen Zone, empfindet er auch unangenehm die Nässe und Kühle des Morgens und Abends und die drückende Schwüle des Mittags. Langsam kamen wir endlich aus dieser Region der schwülen Hitze und der lästigen Calmen, indem die, nach den mittägigen Gewittern eintretenden Winde das Schiff jedesmal etwas weiter vorwärts führten.

Noch sahen wir augenblicklich den nördlichen Polarstern einige Grade hoch an dem, hier meistens umnebelten Horizonte blinken; dagegen standen auch das Kreuz und die übrigen Gestirne der südlichen Hemisphäre gleichfalls tief. Hieraus, wie aus den nautischen Berechnungen, wußten wir, daß der Aequator noch einige Grade südlich von uns lag; die Gleichförmigkeit jedoch und die Harmonie, die von uns zwischen dem zehnten und fünften Parallelkreise an den physischen Erscheinungen wahrgenommen worden waren, schienen wieder abzunehmen und somit darzuthun, daß die Culminationslinie jener Phänomene nicht in den Aequator, sondern mehrere Grade nördlich von demselben falle.

Es war am 29. Junius, einem Sonntage, wo wir, gemäß unserer Schiffsrechnung, den Erdtheiler durchschneiden sollten. Da die See ziemlich ruhig war, wurde dieser Tag durch eine Messe gefeiert. Die Einsamkeit des Orts, die ernste Stille und Größe der Elemente, welchen hier, in der Mitte der beiden Erdhälften und des unermeßlichen Oceans, das kleine Fahrzeug preisgegeben war, mußten in dem Momente, als die

Verwandlung mit militärischem Trommelschlag angekündigt wurde, jedes Gemüth tief erschüttern, besonders aber diejenigen, welche dabei an die Allmacht in der Natur und an die geheimnißvolle Metamorphose aller Dinge dachten. Der Tag ging unter anhaltendem SO.-Winde ruhig vorüber; selbst der betheerte Neptun mit seinen abentheuerlichen Gesellen durfte das Schiff durch die sonst gewöhnliche Taufe nicht in Aufruhr bringen. Die Nacht war hell und klar; die Pole des Sternenhimmels ruhten schon auf dem Horizonte und der Vollmond stand in herrlichem Lichte über unserem Haupte; Vega, Arctur, Spica, Scorpion, in welchem eben Jupiter glänzte, die Füße des Centauren leuchteten hehr am Firmamente; das südliche Kreuz hatte die senkrechte Stellung angenommen und zeigte auf Mitternacht, als wir uns, der Berechnung zufolge, am Orte des Gleichgewichts von Himmel und Erde befanden, und den Aequator durchschneidend, in die südliche Hemisphäre hinüber steuerten. Mit welchen lebhaften Hoffnungen, mit welchen unaussprechlichen Gefühlen traten wir in diese andere Welthälfte ein, die uns eine Fülle neuer Erscheinungen und Entdeckungen darbieten sollte! Ja, dieser Moment gehört zu den feierlichsten und heiligsten unseres Lebens. In ihm sahen wir die Sehnsucht früherer Jahre gestillt, und gaben uns, in seliger Freude und ahnender Begeisterung, dem Vorgenusse einer fremden, an Wundern so reichen Natur hin.

III. Naturgenuß und Natureinfluß.

(1833.)

Die Maienzeit ist es, da uns die Natur vorzugsweise in ihrer Schönheit, in ihrer unversiegbaren Jugendfrische erscheint, da wir auch auf das Lebendigste aufgefordert werden, sie in ihrer göttlichen Schönheit und Vollkommenheit zu genießen.

Wenn wir sonst geneigt sind, jedes menschliche Kunst-

werk hellen Sinnes zu erfassen, die Idee, die des Künstlers Hand darin niedergelegt hat, herauszufühlen, uns an dieser zu erwärmen und zu begeistern, — einen viel größeren Anspruch macht die große Natur an uns! Unendlich höher ist der Genuß, den uns das größte aller Kunstwerke verheißt, diese weite, herrliche Schöpfung, welche sich der Weltenvater zur eigenen Wonne erbauet hat.

Ich spreche hier nicht von dem Genusse, den sich die Wissenschaft aus der Betrachtung der Natur holen mag, sondern vielmehr von jener unmittelbaren Wirkung der Natur auf das menschliche Gemüth, von jener Magie, welche ein Jeder von Ihnen empfindet.

Was ist es aber vor Allem, wodurch wir zu diesen frohen Gefühlen fortgerissen, wodurch wir gleichsam außer uns selbst gesetzt werden?

Es ist die Schönheit, das Ebenmaaß, die Harmonie, die Vollkommenheit der Schöpfung. Für Harmonie ist nämlich auch der Mensch bestimmt. Sein Leib trägt das herrlichste Ebenmaaß der Glieder, die reinste Kraft der Sinne an sich, und eben so ist auch sein Geist fähig, sich in der Harmonie sittlicher Zustände und wissenschaftlicher Ueberzeugungen zu verklären.

Dieses so fein organisirte, mit den zartesten leiblichen und geistigen Saiten bezogene Instrument ist zu einer beständigen Sympathie mit der übrigen umgebenden Natur bestimmt. Alles, was vorgeht in dem großen Drama der Natur, das weckt verwandte Bebungen in dem Menschen. Unsere heutige heitere Stimmung, unsere Gemüthsstärke und Regsamkeit, sie ist der Nachklang von dem, was wir vor uns sehen auf einer Erde voll Maienfrische, an einem Himmel voll Maienseligkeit.

Der erste und letzte Grund unserer Freude liegt also in der harmonischen Organisation alles Irdischen, das nie und nirgend vereinzelt, sondern stets nur in einem allseitigen innern Verbande lebendig ist und wirkt. Was wäre unsere Erde mit ihren köstlichsten Maientagen ohne den Menschen?

was hinwiederum der Mensch mit seinen geistigen und leiblichen Anlagen zu That und Genuß, ohne einen Frühling, ohne die ewige Palingenesie um ihn her?

Ich muß Sie aber hiebei darauf aufmerksam machen, daß diese Harmonie des Menschen in und mit der Natur keineswegs eine äußere, formale, leibliche, daß sie vielmehr durch und durch geistiger Art ist. Eben weil sie in der geistigen Sphäre des Menschen begründet ist, thut sie sich auch vorzugsweise in dem gemüthlichen Wohlbefinden des Menschen kund.

Vergönnen Sie mir, mich hierüber etwas deutlicher zu erklären.

Wäre der Mensch von leiblicher Seite mit der gesammten Natur harmonisirt, so müßte er der Typus aller irdischen Schöpfungen seyn, so müßte es kein Räthsel in der Formation, zumal des Thierreiches, geben, das nicht volle Lösung in ihm fände. Doch, wie dieß wohl jetzt nirgends mehr bezweifelt wird, der menschliche Typus findet sich nicht in allen Formationsstufen des Thierreiches wieder. Es giebt Thiere, die nur schwache Analogieen mit dem Menschen darbieten. Es giebt offenbar auf Erden mehrere verschiedene Haupttypen des thierischen Leibes. Der Menschenleib wiederholt sich nicht in allen; viele Organisationen sind ihm fremdartig, disparat. Allerdings hat es nicht an solchen gefehlt, die, geblendet von dem Glanze der menschlichen Schönheit, diese Bildung überall wiederfinden, die alle Formen der Hauptorgane, alle Bedeutungen und Functionen derselben im Thier-, ja wohl gar auch im Pflanzenreiche auf menschliche Formationsstufen zurückführen wollten. Ja, man hat sogar die Gestalt des Menschen über das ganze Firmament hingezeichnet, man hat alle Gestirne in die Lineamente dieses großen idealen Menschenleibes versetzt, und dadurch den Gegenden des Himmels, wie seinen zahllosen, unbegriffenen Welten damit eine Bedeutung geben wollen, gleichsam als brächte man sie dem Verständnisse näher, wenn man sie mit Theilen des menschlichen Leibes in Beziehung setzte. Doch, meine Herren, solche

Ansichten, welche eher in den engen Kreis des Mittelalters paßten, wo die symbolischen Figuren des Makro- und des Mikrokosmos gleichsam die Quintessenz aller Naturphilosophie erschöpften, werden von unserer Zeit zurückgewiesen. Unsere Zeit dringt mehr als irgend eine frühere Epoche darauf, das Wesen, das Eigenthümliche in den Naturverhältnissen zu ergründen. Eine solche Parallelisirung des Menschenleibes mit der übrigen Natur kann ihr daher nicht genügen. Unsere Zeit erkennt vielmehr an, daß jedes Einzelne nur aus sich heraus begriffen werden könne, daß also auch die Schlüsse, welche wir von der Analogie des menschlichen Leibes, ja überhaupt von den Formations-Gesetzen in der Erscheinung ausziehen, oft nur eine beschränkte Wahrheit besitzen, ja daß sie ganz trügerisch seyn können.

Wenn wir also dasjenige am Menschen, was in die Erscheinung fällt, selbst nicht vollständig mit der umgebenden übrigen Natur zu harmonisiren vermögen — dürfen wir da uns wohl erdreisten, anzunehmen, daß Processe, welche in unserer geistigen Sphäre vor sich gehen, lediglich das Abbild, die veredelte höhere Nothwendigkeit leiblicher Actionen seyen? Sicherlich wäre dieß eine ganz falsche Anwendung von der Analogie des Leiblichen auf geistige Zustände!

So ist also auch die Einwirkung der großen Natur im Frühling auf unseren geistigen und gemüthlichen Menschen zwar durch die Sinnlichkeit vermittelt, aber ganz andern Gesetzen unterworfen; ist ein uns vollkommen unerklärlicher Proceß.

Wohl mögen wir daher sagen, daß es eine Magie sey, der wir uns hingegeben finden. Unergründlich, zauberhaft sind die Wirkungen der Frühlingsnatur auf unser Wesen. Und die Quelle von Vergnügen und Freude, welche uns hier strömt, sie muß stets rein, stets unversiegend bleiben. weil Menschenhände sie nicht erreichen können, nichts an ihr zu ändern vermögen.

Es ist diese magische Wirkung durch die ganze Schöpfung verbreitet und nicht bloß auf den Menschen beschränkt. Alles.

was da lebet, nimmt Theil an der großen regsamen Handlung, und wir verlieren uns gleichsam im Sturm vielartigster Gefühle, Genüsse und Handlungen, von denen das All ergriffen ist.

So muß uns die Welt überall und immer belebt, nach innen wie nach außen thätig, ein Inbegriff aller Wohllust des Daseyns, aller Selbstständigkeit und individuellen Regsamkeit — Activität — wie aller individuellen Empfänglichkeit — Passivität — erscheinen.

Welch' großer, welch' erhebender Gedanke: der Mensch ist immer und überall ein Theilnehmer, ja gewissermaßen der Führer und Leiter jener von Gott dem Irdischen eingeimpften Bewegung, durch welche das Irdische zusammenhält, in sich Eins wird und sich, nach angestammter Bestimmung wirksam, mehr und mehr verklärt!

So verliert das Einzelne in der Natur seine individuelle Bedeutung, um eine andere, höhere dafür zu gewinnen. So wird jede frohe Empfindung, deren wir uns, angeweht vom Hauche der Schöpfung, überlassen, ein Lobgesang, worin wir nach unserer Weise die ewige Weisheit feiern, welche Alles so wundervoll und herrlich geordnet hat.

Wilhelm Müller.

Homeros und die Homeriden.

(1824.)

Die Nachrichten, welche die Alten uns über Homeros Leben hinterlassen haben, sind von zwiefacher Art. Die ältesten tragen das sagenhafte Gepräge des Zeitalters, welchem die homerischen Gedichte angehören; aber an dieselben haben sich spätere Ergänzungen und Erläuterungen angesetzt, welche theils die Gestalt der Sage nachahmen, theils auch in ihrer modernen Bildung sich dieser kontrastirend gegenüberstellen. Diese letztern Ansätze lösen sich leicht ab; die andern aber sind in der Länge der Zeit so täuschend mit der alten Sage zusammengewachsen, daß ihre Scheidung eine der schwersten Aufgaben der Kritik ist, besonders da die Quellen, aus denen wir diese Nachrichten schöpfen, sehr unlauter sind.

Als moderne Zusätze geben sich manche Ansprüche von Städten zu erkennen, welche aus mißverstandenen oder einseitig gedeuteten Stellen der homerischen Gedichte, auch untergeschobenen — durch Folgerungen aus der Sprache derselben und andere gelehrte Mittel den Homeros zu ihrem Landsmanne machen wollen. Ferner die Zertheilung des Homeros in mehrere Personen dieses Namens, worin schon Kritik bemerklich wird, welche die Fülle von Nachrichten, die widersprechenden Zeitangaben, die vielen Vaterlande und die Last von Werken, welche die alte Sage auf einen Homeros häuft, für unvereinbar hält mit der Natur eines Einzelwesens. Im Gegensatze dieser alten Homerzertheiler haben einige Neuere das persönliche Dasein des Homeros geradezu geleugnet, und auf einen ähnlichen Un-

glauben möchte man auch bei denjenigen Alten schließen, welche das Wort Ὅμηρος als einen Gattungsnamen erklären wollen.

Die Wahrheit liegt in der Mitte. Wie die alte Sage auf einen Herakles die Heldenthaten von Jahrhunderten und ganzen Völkerschaften zusammenhäuft, wie sie in einem Orpheus uns den Vertreter der ersten thrakischen Menschenbildung durch Musik und geheime religiöse Weihen darstellt: so fließen auch in die Person und auf den Namen eines Homeros die Sänger und Gesänge einer und mehrerer ionischer Schulen zusammen, und machen aus dem Vater einer neuen, alles Vorhergegangene und Nachfolgende in seiner Gattung verdunkelnden Gesangweise einen fabelhaften Heros, welcher das Leben und die Werke von Jahrhunderten umfaßt. Wir dürfen also die Persönlichkeit eines Homeros nicht bezweifeln. Denn nur das Dasein eines großen Genius, dem sich Alles, was mit ihm in Berührung kömmt, Gleichzeitiges, Vergangenes und Nachfolgendes, so innig als möglich anschließt und unterordnet, macht eine solche Vereinigung vieler Erscheinungen eines und desselben Kreises in einem Mittelpunkte möglich. So erscheint ein großes und helles Licht, welches mehrere kleinere und schwächere umgeben, in der Ferne wie eine einzige Lichtsphäre, in welcher die vielen Nebenscheine als Ausflüsse und Zertheilungen des glänzenden Mittelpunktes von diesem ausgehen und wieder darin verschwinden.

Halten wir diese Ansicht fest, so wird es uns nicht mehr unerklärlich scheinen, daß die verschiedenen Angaben über Homeros Zeitalter das Leben dieses Heros von Troja's Zerstörung bis zu dem Anfange der einjährigen Archontenherrschaft in Athen ausdehnen, so daß ihm also eine Dauer von fünfhundert Jahren gegeben wird. Auf beiden Seiten dieser Angaben haben sich freilich moderne Uebertreibungen und Mißverständnisse, als Endspitzen, angesetzt. So stellt man hier den Homeros gar in den trojanischen Krieg hinein und macht ihn so zum Zuschauer der Thaten, die er besingt, und dort rückt ihn Theopompos bis in das fünfte Jahrhundert nach der Zerstörung von Troja hinaus.

Die ältesten und wichtigsten Zeugnisse, welche sowohl der Sage über Homeros Leben, als auch dem Geiste seiner Gedichte entsprechen, weisen auf das zweite und dritte Jahrhundert nach Troja's Zerstörung hin, und berühren das lykurgische Zeitalter, als die Gränze der sagenhaften Geschichte Griechenlands. Wenn die Ionier ungefähr ein Jahrhundert nach der Zerstörung von Troja ihre kleinasiatischen Kolonien gründeten, so müssen wir wohl noch ein Jahrhundert verfließen lassen, ehe uns die Erscheinung eines Homeros natürlich, ja möglich vorkommen kann. Mögen die Ionier auch die Keime der epischen Poesie mit sich nach Asien gebracht haben, so sind diese doch gewiß erst unter dem asiatischen Himmel voll und kräftig aufgeblüht; und Homeros ausgebildeter ionischer Charakter setzt ionische Epiker voraus, welche gleiche Sagen in ähnlicher Form und Weise vor ihm gesungen haben. Der trojanische Sagenkreis, welcher die neuen Ankömmlinge in wunderbar ergreifender Nähe umfing, hatte dem epischen Gesange der Ionier auf den asiatischen Küsten und Inseln einen neuen Schwung gegeben, und unter den Sängern dieses Kreises erhub sich, wie ein Gott, Homeros, und sein Gesang übertönte die Namen und Werke von Jahrhunderten. So bedürfen wir kaum anderer Zeugnisse, als derjenigen, welche die homerischen Gedichte selbst geben, um ihren Dichter in die Mitte oder bis gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts nach Troja's Zerstörung zu setzen. Denn viel weiter dürfen wir auch nicht hinuntergehen, sonst ermattet und verdunkelt sich die lebendige Sage in dem Munde des ionischen Volks, und die asiatische Verweichlichung dringt aus Lydien allmälig in das ionische Leben ein und läßt die reine und kräftige Natureinfalt des homerischen Gesanges nicht bestehen. Das zweite und dritte Jahrhundert nach Troja's Zerstörung umfassen im Sinne der Sage Homeros Lebenszeit: denn sie sind das Blüthenalter des ionischen Epos.

Auch die vielen Städte, welche nicht aus kritischen Folgerungen, oder eitlem Selbstbetruge, sondern nach alten Sagen,

den Homeros geboren und genährt haben wollen, widersprechen der von uns dargelegten Einheit desselben nicht. Die ältesten und ächtesten Ansprüche machen ionische Küstenstädte und Inseln: denn wo homerische Gesänge zuerst erklungen sind, da hat, nach der Sprache der alten Sage, Homeros seinen Geburtsort oder seine erste Schule gehabt. Die vielen Vaterstädte und Aufenthalte des Homeros müssen uns also nicht verleiten, viele Homere anzunehmen, wohl aber viele homerische Sänger und Gesänge.

Alte, späterhin oft falsch gedeutete Benennungen des ionischen Barden setzen ihn an die Ufer des Flüßchens Meles, welches die Ebene von Smyrna bewässert, und bezeichnen ihn etwas allgemein als einen Lydier. Neben den Ansprüchen von Smyrna, auf die Ehre, das Vaterland des Homeros zu seyn, können nur die der Insel Chios Stand halten, welche der patriotische Leo Allacius nach mehr als zwei Jahrtausenden auf das eifrigste geltend gemacht hat. Eine ewige Bestätigung dieser Ansprüche der Insel Chios oder der benachbarten Küsten von Smyrna ist die ewige Natur dieser Gegenden, der Himmel, die Erde und das Meer, welche sich noch heute als die treu abgeschilderten Originale der homerischen Gemälde zu erkennen geben, und ohne deren Vergleichung manche Züge und Farben derselben unwahr und unnatürlich erscheinen müssen. Der Engländer Wood hat diese Ansicht zuerst eröffnet, und mit seiner Schrift beginnt eine neue Epoche in dem Verständniß der homerischen Gesänge. Was keiner grammatischen Gelehrsamkeit gelungen ist, hat die Natur vollbracht: sie hat den Sänger der Natur lebendig und anschaulich kommentirt.

Wie die Herakliden sich an den mythischen Herakles anschließen und ihn mit der geschichtlichen Welt verbinden, so sind die Homeriden als Mittler zwischen der Sage und Geschichte in Hinsicht auf den Homeros und die homerischen Gedichte zu betrachten.

Sie waren eine Art von Sängerkaste auf Chios, welche ihr Geschlecht vom Blute des Homeros ableiteten und ihre Kunst

an die seinige knüpften. In ihren Schulen bewahrten und pflanzten sie die homerischen Gesänge, deren Vortrag ihr Gewerbe ausmachte, von Munde zu Munde fort, und ihre Rezitation, so wie das Aeußere ihres feierlichen Auftritts, scheint sich auf alte hergebrachte Gesetze und Gewohnheiten gegründet zu haben. Vor den epischen Gesängen riefen sie in eigenen Proömien den Zeus, die Musen oder eine andere Gottheit an, und weiheten ihnen einige Verse als Erstlinge der Rhapsodie. Daher rühren die meisten sogenannten homerischen Hymnen, welche nichts anderes sind, als solche von ihren epischen Gesängen abgetrennte Einleitungen der Rhapsoden.

Suidas macht einen Homeriden Parthenios namhaft, ohne jedoch etwas Näheres über seine Zeit und seine Kunst zu berichten. Bekannter ist Kynäthos, welcher einer der letzten berühmten Homeriden gewesen zu seyn scheint. Er lebte um die Zeit des Anfangs der Perserkriege und soll in der neun und sechzigsten Olympiade die homerischen Gedichte zuerst in Syrakus gesungen haben. Auch wird ihm Schuld gegeben, viele von seinen Versen in die homerischen Gesänge eingeschoben zu haben, und der Hymnus auf Apollo galt, nach dem Scholiasten des Pindaros, für seine Arbeit.

Wir haben also die Homeriden als eine alte Ehrenklasse unter den Rhapsoden der homerischen Gesänge zu betrachten, die ihren Titel und Ruhm beinahe so lange behaupteten, als die Rhapsodenkunst in Griechenland überhaupt eine ehrenvolle Auszeichnung gewähren und eine würdige Schule erhalten konnte. Noch ehe die Rhapsoden gemeine Gassensänger werden, verschwindet selbst der Name der Homeriden, viel früher gewiß ihre Schule und Kunst. Die Rhapsoden beschränkten sich übrigens nicht ausschließlich auf den Vortrag der homerischen Gesänge, sondern ihre Kunst breitete sich über die ganze epische Gattung aus, und der Scholiast zu der angezogenen Stelle des Pindaros macht ausdrücklich die Rhapsoden der hesiodischen Gedichte namhaft.

Ranke.

Der Bauernkrieg.

(1839.)

Treten wir diesem größten Naturereigniß des deutschen Staates in seiner Totalität näher, so können wir mehrere Stufen darin unterscheiden.

Der Ursprung desselben lag ohne Zweifel in der grade in den letzten Jahren angewachsenen Bedrückung des Bauernstandes, der Auflegung neuer Lasten, und zugleich in der Verfolgung der evangelischen Lehre, die den gemeinen Mann in Deutschland mehr als früher oder später irgend ein geistiges Element ergriffen, zu selbstthätiger Theilnahme angeregt hatte. Es hätte sich denken lassen, daß die Bauern dabei stehen geblieben wären, die willkührlichen Anforderungen zu verweigern und sich die Freiheit der Predigt zu verschaffen: damit würden sie noch keineswegs alle Macht der bestehenden Ordnung wider sich aufgerufen, sie würden sich vielleicht eine bedeutende Zukunft gesetzlichen Fortschrittes gesichert haben.

Ja selbst noch mehr ließ sich erreichen. An so vielen Orten sahen wir Verträge schließen, in welchen die Herrschaften von ihren früher erworbenen Rechten die drückendsten aufgaben: es ließe sich denken, daß man dieselben von beiden Seiten beobachtet hätte und dadurch in ein rechtlich bestimmtes Verhältniß zu einander getreten wäre.

Allein es liegt nun einmal nicht in der Natur des Menschen, sich mit einem beschränkten Gewinn zu begnügen; und die sieg=

reiche Menge wird niemals verstehn, inne zu halten. Es erwachte wohl hie und da eine verworrene Erinnerung an alte Gerechtsame der Volksgemeinden: oder man fühlte sich nicht minder wehrhaft als die Ritter — wie denn der Aufruhr zugleich als ein Symptom des wieder emporkommenden Fußvolkes angesehen werden muß: — hauptsächlich aber Haß und Rachsucht, die sich lange angesammelt, fanden endlich Raum, sich zu entladen. Indem einige Oberhäupter sich vermaaßen, in dem Reiche eine bessere Ordnung zu stiften, fluthete die wilde Zerstörung von Schloß zu Schloß, von Kloster zu Kloster, und bedrohte bereits die Städte, die sich nicht anschloßen: der Bauer meinte wohl, er dürfe nicht ruhn, bis es in Deutschland nichts weiter gebe, als Bauernhäuser. Und mit dieser Wuth traf nun der Fanatismus der schwärmerischen Predigt zusammen, der die Zerstörung rechtfertigte, sich berufen glaubte, Blut zu vergießen und nach der Eingebung des Momentes, die er für göttlich erklärte, ein neues himmlisches Reich aufzurichten. Wäre es gelungen, so wäre es mit aller ruhigen Entwickelung nach den dem Geschlechte der Menschen nun einmal vorgeschriebenen Gesetzen am Ende gewesen. Glücklicherweise konnte es nicht gelingen. Zu seinem gigantischen Unternehmen war Münzer lange nicht Prophet noch Held genug. Dazu waren auch die bestehenden Zustände doch zu gut befestigt. In der reformatorischen Bewegung selbst war das stärkste und in sich wahrhaftigste Element ihm entgegen.

Luther hatte sich von Sickingen und den Rittern zu keinem politischen Unternehmen fortreißen lassen: auch die Bewegung der Bauern konnte ihn nicht anfechten. Anfangs, als sie noch unschuldiger aussah, redete er zum Frieden: er hielt den Fürsten und Herren ihre Gewaltthätigkeiten vor; zugleich aber verdammte er doch den Aufruhr, der wider göttliches und evangelisches Recht laufe, den beiden Reichen, dem weltlichen und dem geistlichen, der deutschen Nation den Untergang drohe. Wie sich nun aber diese Gefahr so rasch entwickelte, seine alten

Gegner, „die Mordpropheten und Rottengeister," in dem Tumult so mächtig hervortraten, wie er wirklich fürchten mußte, die Bauern möchten obsiegen, was dann nichts als der Vorbote des jüngsten Tages seyn könne, brach sein voller Ingrimm los. Bei dem unermeßlichen Ansehen, das er genoß, was hätte es für Folgen haben müssen, wenn er sich zu ihnen geschlagen hätte! Aber er hielt fest an der Trennung des Geistlichen und Weltlichen, die einen der ersten Grundbegriffe alles seines Denkens ausmacht: an der Lehre, daß das Evangelium die Seelen frei mache, nicht Leib und Gut. Man hat in der Predigt den Ursprung des Aufruhrs sehen wollen, wir wissen, wie es darum stand; vielmehr bedachte sich Luther wie drei Jahre früher, so auch jetzt keinen Augenblick, sich dem Sturme entgegen zu werfen, die allgemeine Zerstörung, die er mit deutlicher Voraussicht kommen sah, an seinem Theile zu verhüten. Hundertmal, sagte er, solle ein frommer Christ den Tod leiden, ehe er ein Haar breit in die Sache der Bauern willige: die Obrigkeit solle kein Erbarmen haben, die Zeit des Zornes und des Schwerdes sey gekommen, sie solle drein schlagen, weil sie eine Ader regen könne, das sey die göttliche Pflicht, die ihr obliege. Wer in diesem Dienst umkomme, der sey ein Märtyrer Christi. So kühn er die Eine Seite der bestehenden Ordnungen, die geistliche, angegriffen, so gewaltig hielt er an der andern, der weltlichen, fest.

Da ermannten sich auch schon die weltlichen Gewalten selbst, in dieser größten Gefahr, die sie je bestanden.

Zuerst erhob sich eben der, der gegen Sickingen das Beste gethan, der junge Philipp von Hessen. Gegen Ausgang April versammelte er seine Ritter und Getreuen von den Städten in Alsfeld; auf seine Frage betheuerten sie ihm mit aufgereckten Fingern, bei ihm leben und sterben zu wollen. Vor allem suchte er nun seine eignen Grenzen zu schützen: er beruhigte Hersfeld und Fulda, und zwar nicht ohne Gewaltthat, obwohl sie die Sage mythisch vergrößert hat; dann stieg er über das

Gebirg nach Thüringen, um hier seinen sächsischen Vettern, mit denen er in alter Erbeinigung stand, zu Hülfe zu kommen.

Hier war in dem Augenblick, als sich diese Stürme am gewaltigsten erhoben, der Churfürst Friedrich gestorben. Wie contrastirt mit der ungestümen Kampfeswuth, welche Deutschland erfüllte, das stille Zimmer zu Lochau, wo Friedrich, gefaßt in seinen peinlichen Schmerzen, den Tod erwartete. „Ihr thut Recht," sagte er zu seinem Prediger und Secretär Spalatin, der sich nach langem Bedenken das Herz gefaßt hatte, sich bei ihm melden zu lassen, „daß Ihr zu mir kommt, denn Kranke soll man besuchen", ließ den niedrigen Sessel, auf dem er saß, an den Tisch rollen, legte seine Hand in die Hand dieses Vertrauten seiner letzten Jahre und sprach noch einmal mit ihm von den Dingen der Welt, von dem Bauernaufruhr, von Dr. Luther und von seinem nahen Heimgang. Er war seinen armen Leuten immer ein milder Herr gewesen: auch jetzt ermahnte er seinen Bruder, vorsichtig und nachgiebig zu Werke zu gehen; vor der Gefahr, daß die Bauern Herrn werden möchten, erschrak er nicht, so ernstlich er sie sich auch vorstellte: denn sey es nicht Gottes Wille, so werde es doch nicht geschehn. Diese Ueberzeugung, die ihn während der lutherischen Bewegungen geleitet und muthig erhalten hatte, erhob sich ihm mit doppelter Zuversicht in seinen letzten Momenten. Er hatte keinen Blutsverwandten um sich: Niemand als seine Diener. Bis hieher war der Gegensatz nicht gedrungen, der sonst allenthalben Herrschende und Dienende entzweite. „Lieben Kindlein," sagte der Fürst, „habe ich Einen von Euch beleidigt, so bitte ich ihn, mir es um Gottes Willen zu vergeben: wir Fürsten thun den armen Leuten mancherlei, das nicht taugt." Es war nur von Gott die Rede, von dem frommen Gott, der die Sterbenden tröstet. Zum letzten Mal strengte Friedrich das ersterbende Licht seiner Augen an, um eine Tröstung seines Spalatin zu lesen; dann empfing er von einem Geistlichen, den er liebte, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. In ihm war

die neue Lehre, die unter seinem vorsichtigen Schirme gediehen, schon nicht mehr jene Weltmacht, die sich im Kampfe zu behaupten hat und eine neue Zukunft ankündigt: ihm war sie nur das wahrhaftige Evangelium, christliches Bewußtseyn, Andacht und Trost der Seele. Der Mensch überläßt die Welt sich selber und zieht sich auf sein persönliches Verhältniß zu dem Unendlichen, zu Gott und der Ewigkeit zurück. So starb er: 5. Mai 1525. „Er war ein Kind des Friedens," sagte sein Arzt, „friedlich ist er verschieden."

Es war ein schwerer Regierungsantritt, der seines Nachfolgers, des nunmehrigen Churfürsten Johann, mitten in dem gefährlichsten wildesten Aufruhr. An Nachgiebigkeit war nicht mehr zu denken: zwischen Friedrich und Johann ist ein Verhältniß wie zwischen Luthers erster und zweiter Schrift: von Zweifel und gutem Rath zu entschiedner Feindseligkeit. Zur guten Stunde kam ihm Philipp von Hessen zu Hülfe: auch Herzog Georg und Herzog Heinrich erschienen im Felde; vier Fürsten mit ihren Reisigen zogen dem Bauernhaufen entgegen.

Münzer hatte an der Anhöhe über Frankenhausen eine Stellung genommen, wo man das lange Thal vor sich hin übersieht, gleich als wollte er ihnen predigen; aber zur Vertheidigung bot sie ihm keinen Vortheil dar. Münzer zeigte eine völlige Unfähigkeit. Nicht einmal Pulver für seine mühsam gegossenen Stücke hatte er sich verschafft; seine Leute waren auf das elendeste bewaffnet: eine armselige Wagenburg hatten sie um sich geschlagen. Der Prophet, der so viel von der Macht der Waffen geredet, der alle Gottlosen mit der Schärfe des Schwertes vertilgen wollen, sah sich genöthigt, auf ein Wunder zu zählen, dessen Ankündigung er in einem, um die Mittagsstunde sich zeigenden farbigen Ringe um die Sonne erblickte; als das feindliche Geschütz zu spielen anfieng, stimmten die Bauern ein geistliches Lied an; sie wurden ganz geschlagen und zum größten Theile umgebracht. Hierauf ergriff der Schrecken, den eine halbvollbrachte Missethat begleitet, das ganze Land. Alle Bauern-

haufen liefen auseinander, alle Städte ergaben sich, auch Mühlhausen fiel, ohne eine rechte Vertheidigung zu wagen. In dem Lager vor Mühlhausen, wo er eine Zeit lang geherrscht, ward auch Münzer hingerichtet. Es war, als wäre er bis in die letzte Stunde von einem wilden Dämon beherrscht. Als man ihn an die Unzähligen erinnerte, die er ins Verderben gebracht, in den Qualen der Tortur schlug er ein Gelächter auf und sagte: sie haben es nicht anders haben wollen. Er besann sich nicht auf die Artikel des Glaubens, als er zum Tode geführt ward.

In diesem Momente bewegte sich der Angriff auch von allen andern Seiten gegen die Haufen der Bauern daher.

Herzog Anton von Lothringen kam mit den Garnisonen aus der Champagne und Bourgogne, und einigen Fähnlein deutscher Landsknechte und Reiter dem Landvogt Mörsperg in Elsaß zu Hülfe. Einige zerstreute Haufen vernichtete er im freien Felde; dann capitulirten die in Zabern Versammelten; aber man gab ihnen Schuld, noch nachher sey ein Versuch von ihnen gemacht worden, die Landsknechte zum Uebertritt zu bewegen; indem sie auszogen, am Morgen des 17. Mai, wurden sie angefallen und niedergemetzelt: an Zahl siebzehntausend.

Da war auch Wirtemberg wieder in die Hände des Bundes gefallen. Der Bundeshauptmann Truchseß, durch seinen Vertrag mit den Seebauern in seinem Rücken einigermaaßen gesichert, hatte die wirtembergischen Empörer bei Sindelfingen erreicht, sie erst durch sein Feldgeschütz außer Fassung gebracht, dann mit seiner überlegenen wohlgewappneten Reiterei zusammengehauen; hierauf hatte er Amt für Amt, Stadt für Stadt besetzt und zog nun gegen Franken. Hier kamen ihm die beiden andern Fürsten, die gegen Sickingen gefochten, die Churfürsten von Trier und Pfalz, von Bruchsal her, das sie indeß eingenommen hatten, entgegen. Zwischen Helspach und Neckarsulm auf dem offenen Felde vereinigten sich die beiden Heere am 29. Mai. Sie bildeten eine Masse von dritthalbtausend Mann

zu Pferd und achttausend zu Fuß und nahmen nun vereint ihren Weg nach Franken.

Wie wichtig war es da, daß das Schloß von Würzburg jenen beiden gewaltigen Haufen der fränkischen Bauern noch immer Widerstand leistete. Anfangs hätte die Besatzung sich wohl bequemt, die zwölf Artikel anzunehmen, schon war sie von dem Bischof dazu ermächtigt: und ein Theil der Bauern wollte darauf eingehen, er wollte seinen bedrängten Verbündeten von andern Seiten Hülfe leisten können. Aber die Bürger von Würzburg wollten das Schloß, das ihnen einen Zaum anlege, nicht länger über sich dulden, und bewirkten, daß der Besatzung die unannehmbarsten Bedingungen vorgelegt wurden. Hierauf entschloß sich diese zu männlichem Widerstand. Sebastian von Rotenhan, der an dem Reichsregiment dem Fortgang der lutherischen Lehre so großen Vorschub geleistet, hatte die Festung mit allen Bedürfnissen, auch mit Pulvermühlen und Zugmühlen versehen, in den Gräben starke Zwerchzäune, um das Schloß den lichten Zaun aufgerichtet und die Besatzung zu dem Versprechen bewogen, das auch sie mit aufgereckten Fingern leistete, den Sturm redlich zu bestehn. An dem 15. Mai, dem Tage der Frankenhäuser Schlacht, Abends um 9, liefen die Bauern den Sturm an: unter Trommeten, Pfeifen und lautem Geschrei, mit fliegenden Fahnen. Von dem Schloß antwortete man ihnen mit Pechringen, Schwefelringen, Pulverblitzen und unaufhörlichem Schießen aus allen Schießluken der Mauern und Thürme. Prächtig und stolz nahm sich das einsame Schloß aus, unter dem Leuchten dieses mannichfaltigen Feuers, durch das es den wilden Feind abwehrte, der Frankenland bezwungen und Deutschland gefährdete. Das Geschütz entschied auch hier den Sieg, wie bei Frankenhausen und bei Sindelfingen. Zwei Uhr nach Mitternacht wichen die Bauern zurück.

An eine Erneuerung ihres Angriffs war nicht zu denken. Von allen Seiten trafen die Nachrichten von den Niederlagen

ihrer Freunde ein: von Moment zu Moment wälzte sich die Gefahr gegen sie selber drohender heran.

Einen Augenblick versuchten sie noch durch Unterhandlung sich zu schützen. Aufs neue boten sie jetzt der würzburgischen Besatzung die zwölf Artikel an; den heranrückenden Bundesobersten Truchseß luden sie ein, Tag und Ort zu einer vermittelnden Zusammenkunft zu bestimmen: durch ein allgemeines Ausschreiben an die Stände des Reichs suchten sie die empfehlenswerthe Seite ihrer Absichten hervorzukehren; die fränkischen Stände insbesondere forderten sie auf, Abgeordnete nach Schweinfurt zu senden, um gemeinschaftlich „über die Aufrichtung des Wortes Gottes, Friedens und Rechtens" zu berathschlagen. Allein das war jetzt alles zu spät. Zutrauen hatten sie nie gehabt, jetzt war auch das Glück von ihnen gewichen; sie mußten Herrn in dem Feld bleiben oder unterliegen.

Ohne Verzug rückte das vereinigte Heer gegen sie heran: alle Ortschaften, die es berührte, ergaben sich ihm auf Gnade und Ungnade: am 2. Juni stieß es bei Königshofen auf den ersten Haufen der Bauern. Es war der odenwäldische, er hatte den Muth gehabt, dem siegreichen Feinde entgegenzugehn. Allein er war bei weitem zu schwach, wohl nicht über 4000 Mann stark und hatte überdieß nur die schlechtesten Anstalten getroffen. Die Bauern versäumten, die Furten der Tauber zu besetzen: auf dem Mühlberg schlugen sie um ihr Gepäck her ihr Lager hinter einer Wagenburg auf: glücklich, wenn sie den Feind nur noch hier erwartet hätten! Indem sie aber erschreckt durch die sich entwickelnde Uebermacht desselben einen nahen Wald zu gewinnen suchten, luden sie ihn zu augenblicklichem Angriff ein; die Reisigen fielen ihnen in die offene Flanke; die Fürsten selbst waren bei dem Einhauen, im Nu, ehe noch die Landsknechte angekommen, war der ganze Bauernhaufe zerstreut. Da hatte eine falsche Siegesnachricht auch den Rothenburger Haufen vermocht, seine Stellung bei Würzburg zu verlassen. Am 4. Juni fiel auch er im freien

Felde den Reisigen in die Hände und wurde völlig aus einander gesprengt. Beide Siege waren mit gräßlichen Metzeleien verknüpft. Ihrer sechshundert, die sich in einem festen Hause bei Ingolstadt zur Wehre gesetzt, wurden alle bis auf siebzehn niedergemacht.

Wie die Thüringer, Elsasser, Wirtemberger, so waren nun auch die beiden großen fränkischen Haufen, die ganz Deutschland zu reformiren gedacht, vernichtet; wie jene Provinzen, so ward jetzt auch Franken von den alten Herrschaften besetzt und gezüchtigt.

Am 7. Juni mußte sich Würzburg auf Gnade und Ungnade ergeben. Wie war den alten Herrn vom Rathe zu Muthe, als sie auf dem Markt versammelt, ihr graues Haupt entblößt, die einrückenden Anführer des Bundesheeres begrüßten, und ihnen Truchseß erklärte, sie seyen alle meineidig und ehrlos geworden, ihr Leben sey verwirkt. In Würzburg allein wurden 60 Schuldige aus Stadt und Land hingerichtet: so bewegte sich das schwere Blutgericht durch das ganze Stift, man zählte 211 in aller Form Hingerichtete; alle Waffen mußten ausgeliefert, neue Pflichten geleistet, Brandschatzungen gezahlt werden: die alten Kirchengebräuche stellte man her. Indessen nahm Markgraf Casimir von Brandenburg das übrige Franken ein: Bamberg, Schweinfurt, Rothenburg; nirgends war an eigentlichen Widerstand zu denken; dann suchte er die Widerspenstigen in seinen eignen Landschaften heim.

Es war nun noch übrig, die Reste der Empörer, die sich am Oberrhein und Mittelrhein hielten, zu ersticken.

Den Mittelrheinischen begegnete das zurückziehende trierisch-pfälzische Heer bei Pfeddersheim; es ging wie bisher allenthalben: die Bauern wurden aus einander gejagt und niedergemacht; der kriegerische Erzbischof soll mehrere mit eigener Hand erlegt haben; hierauf unterwarfen sich die Landschaften. Auch die Rheingauer mußten ihre Waffen ausliefern und Brandschatzung zahlen. Mainz mußte auf die kaum wiedererworbenen Freiheiten

Verzicht leisten: in Trier war man nur glücklich, daß man sich nicht ernstlich geregt hatte; alle Pläne, die man gefaßt, ließ man fallen.

Eine bei weitem schwerere Aufgabe hatte das große Heer des Bundes am Oberrhein. Hier war der Aufruhr zuerst entsprungen: und hatte daselbst seine tiefsten Wurzeln: noch war dort nie etwas Entscheidendes ausgerichtet worden. Die Allgauer waren jetzt wieder im Feld erschienen, eine nicht geringe Anzahl versuchter Landsknechte standen in ihren Reihen. Selbst dem Geschütz des Truchseß wußten sie zu antworten und dachten noch einmal daran, sich selbst in Angriff zu werfen. Glücklicherweise kam der in so vielen Feldzügen erprobte Georg Frundsberg dem Truchseß noch zur rechten Zeit zu Hülfe. Es ist wohl sehr wahrscheinlich, daß er auch persönlich auf einige Anführer der Bauern, seine alten Kriegscameraden und Untergebenen, Einfluß ausübte. Oder geschah es deswegen, weil es ihnen an Kriegsvorräthen fehlte? Genug, sie trennten sich und zogen sich nach den Gebirgen. Truchseß eilte ihnen nach und fing an, ihre Dörfer zu verbrennen. Zwar verbot ihm das der Bund, aber er lachte dieser Befehle; er, der Baurenjörg, verstand sein Handwerk besser: er wußte, daß dieß das Mittel war, einen jeden an seine Heimath denken zu machen. Er hielt seine Truppen zusammen; so wie dann die einzelnen Haufen sich näherten, ward es ihm leicht, sie zu schlagen. Auch hier ward der gewohnte Gehorsam wiederhergestellt.

So ward die große Bewegung gedämpft, welche dem deutschen Wesen eine vollständige Umkehr drohte. Mit allen jenen Plänen einer neuen Einrichtung des Reiches von unten her, oder gar der schwärmerischen Umbildung der Welt unter der Leitung eines fanatischen Propheten war es nun auf immer vorbei.

Ullmann.

Deutsche Theologie.

(1842.)

Was die bisherige deutsche Mystik phantasievoll und poetisch ausgebildet, und dem Volke in kindlicher, gemüthvoller Rede nahe gelegt hatte, das faßte in einem schon weiter vorgeschrittenen Zeitalter der unbekannte, aber tiefsinnige Verfasser des Schriftchens, welches den Titel „deutsche Theologie" führt, mehr speculativ zusammen, um daraus der Scholastik gegenüber noch bestimmter eine eigene allgemein faßliche, aber biblisch und innerlich wohlbegründete Gotteslehre zu bilden.

Die deutsche Theologie geht aus von dem philosophisch wichtigen, durchgreifenden Unterschiede zwischen dem Vollkommenen und Getheilten. Das Vollkommene ist ein Wesen, das in sich Alles begriffen und beschlossen hat, ohne das und außerhalb dem kein wahres Wesen ist, das, selbst unwandelbar und unbeweglich, alle andern Dinge verwandelt und bewegt. Das Getheilte oder Unvollkommene ist das, was aus diesem Vollkommenen den Ursprung hat oder wird, was wie ein Glanz von der Sonne ausfließet, mit einem Worte die Creatur. Beides ist wesentlich unterschieden: das Getheilte ist begreiflich und aussprechlich, das Vollkommene unbegreiflich und unaussprechlich. Da nun aber der Apostel sagt: wenn das Vollkommene kommt, so verschmähet man das Unvollkommene, und das Vollkommene, welches nicht eines der wahrnehmbaren getheilten Dinge ist, nur kommen kann, insofern es in der

Seele erkannt und empfunden wird, so frägt sich: wie kann dasselbe erkannt werden, da es unbegreiflich ist? Hierauf antwortet der Verfasser, es ist unbegreiflich für die Creatur als Creatur; die Creatur nach ihrer Geschaffenheit, Ichheit und Selbstheit vermag es nicht zu erkennen. Daraus folgt aber, daß die Creatur, um zur Erkenntniß des Vollkommenen zu gelangen, ihre Creatürlichkeit, Geschaffenheit, Ichheit, Selbstheit ablegen, vernichten muß. Thut sie dieß, so gelangt sie zu dem Vollkommenen, ja sie ist schon in demselben, denn, obwohl außerhalb dem Vollkommenen, hat sie doch, weil von ihm ausgeflossen, ihr wahres Wesen nur in ihm, für sich selbst aber ist sie nur wie ein Zufall oder Schein, der sein eigentliches Wesen bloß in dem Lichte hat, von dem er ausgeht. Erkennet sich die Creatur in dem unwandelbaren Gut und als eins mit ihm, lebt und handelt sie in dieser Erkenntniß, so ist sie selbst gut und vollkommen, kehrt sie sich dagegen von demselben ab, so ist sie böse; alle Sünde besteht darin, daß man sich von dem höchsten Gut, dem Vollkommenen abkehrt und sich seiner selbst annimmt und vermeint, daß man selbst etwas sey, aus sich selbst irgend ein Gut, Wesen, Leben, Erkennen oder Vermögen habe. Dieß that der Teufel und dadurch allein ist er gefallen: dieß Annehmen, daß er auch etwas wäre und etwas sein gehöre, sein Ich und sein Mich und sein Mir und sein Mein, das war sein Abkehren und sein Fall. Auf dieselbe Weise ist auch Adam gefallen. Nicht daß er den Apfel aß, war die Ursache, sondern sein Annehmen, sein Ich, Mein, Mir, Mich. Hätte er sieben Aepfel gegessen und es wäre dieses Annehmen nicht gewesen, er wäre nicht gefallen; durch das Annehmen aber mußte er fallen auch ohne Apfelbiß. So auch jeder Mensch, in dem sich das Nämliche hundertmal wiederholt. Wie soll nun diese Abkehr, der allgemeine Fall gebessert werden? Dadurch, daß der Mensch herausgeht aus der Ichheit, Selbstheit (creatürlichen Isolirung) und eingeht in Gott. Dazu gehören aber zwei, Gott und der Mensch: der Mensch vermag es nicht

ohne Gott, Gott vermochte es nicht ohne den Menschen; darum mußte Gott menschliche Natur annehmen, vermenscht werden, damit der Mensch vergottet würde. Dieses, einmal und auf die vollkommenste Weise geschehen in Christo, soll sich, indem jeder durch Gnade wird, was Christus von Natur war, in jedem Menschen wiederholen, es soll sich auch in mir wiederholen, denn wenn Gott in allen Menschen vermenscht und alle in ihm vergottet würden, es geschähe aber nicht in mir, so wäre mein Fall nicht gebessert. So wird durch Christus wiederhergestellt, was durch Adam verloren gegangen; durch Adam kam die Ichheit und mit ihr der Ungehorsam, alles Böse und Verderbliche, durch Christus, indem sein reines göttliches Leben auf die Menschen übergeht, kommt die Vernichtung der Ichheit, der Gehorsam und die Vereinigung mit Gott, darin aber alles Gute, Friede, Himmel und Seligkeit.

Dieß ist der Grundgedanke der deutschen Theologie.

Die deutsche Theologie unterscheidet, wie andre Mystiker, Gott und Gottheit, und wieder Gott an und für sich und Gott in der Menschwerdung. Die Gottheit ist das göttliche Wesen in seiner abstracten Allgemeinheit; Gott das sich in sich selbst offenbarende und persönlich unterscheidende; Gott als Mensch das nach außen wirkende Göttliche. Gott als Gottheit, heißt es, gehöret nicht zu weder Wille, noch Wissen oder Offenbaren, noch dies oder das, das man denken oder sprechen mag. Aber Gott als Gott gehört zu, daß er sich selber ausspreche, bekenne und liebe, und sich selber in ihm selber offenbare, aber dieß Alles noch in Gott als ein Wesen, nicht als ein Wirken, dieweil es ohne Creatur ist, und in diesem Offenbaren wird der persönliche Unterschied. Aber da Gott als Gott Mensch ist und lebt in einem vergotteten Menschen, gehört ihm etwas zu, das sein eigen und in ihm selber ohne Creatur ursprünglich und wesentlich ist, und Gott will dasselbe geübt haben; denn es ist darum, daß es gewirket und geübt werde; was sollte es auch anders? Wäre es müssig,

so wäre es zu nichts nütze, und man könnte ohne Werk und Wirklichkeit nicht sagen, was Gott wäre.

Die beiden Hauptbestimmungen, welche die deutsche Theologie aus dem Begriff des Vollkommenen ableitet und von Gott aufstellt, sind, daß er das allumfassende Wesen und daß er das höchste Gut sey, und beide fallen wieder in eins zusammen, denn alles wahrhaft Seyende ist als solches gut, und alles Gute ist wesentlich und wahrhaft seyend. Das Vollkommene ist nicht dies oder das, hie oder da, heute oder morgen, sondern es ist allwegen und allzeit, über alle Ende und Stätte, überhaupt über Alles und selbst Alles und Alle. Wäre Gott etwas, dies oder das, so wäre er nicht All und über Alle, als er ist, und so wäre er nicht die wahre Vollkommenheit. Was ist und nicht Eins ist, das ist nicht Gott, und was ist und nicht Alles ist und über Alles, das ist auch nicht Gott; so müssen wir also in Wahrheit sagen: Alles ist Eins und Eins ist Alles in Gott. Eben so müssen wir auch in Gott, als dem Vollkommenen, das höchste, ewige Gut erkennen. Was ist, sagt die deutsche Theologie, das Gottes ist und ihm zugehört? Es ist Alles, das man von Recht und mit Wahrheit gut heißt und nennen mag. Sieh, wenn man sich also in den Creaturen zum Besten hält, das man erkennen mag und dabei bleibt und nicht hinter sich gehet, so kommt man zu einem Besseren und aber zu einem noch Besseren, also lang, daß der Mensch erkennt und schmeckt, daß das ewige, Eine Vollkommene ohne Maaß und ohne Zahl über alles geschaffene Gut ist.

Aus diesen Grundbegriffen folgt alles Uebrige.

Das ganze Büchlein enthält nichts unmittelbar Reformatorisches und doch übte es einen so ungeheuren Einfluß auf den Augustiner zu Wittenberg, daß er in der — um 1516 geschriebenen — Vorrede dazu sagt: „Dieß edle Büchlein, so arm und ungeschickt es ist in Worten und menschlicher Weisheit, also und vielmehr reicher und köstlicher ist es in Kunst und göttlicher Weisheit. Und daß ich nach

meinem alten Narren rühme, ist mir nächst der Bibel und St. Augustin nicht vorgekommen ein Buch, daraus ich mehr erlernet habe und will, was Gott, Christus, Mensch und alle Dinge seyen; und befinde nun allererst, daß es wahr sey, was etliche Hochgelehrte von uns Wittenbergischen Theologen schimpflich reden, als wollten wir neue Dinge vornehmen, gleich als wären nicht vorhin und anderswo auch Leute gewesen." Fragen wir aber, was diesen Eindruck auf Luther hervorbrachte, so antwortet er uns theils selbst, theils ergibt sich die Antwort aus der Natur der Sache. Es war zunächst schon das Aeußerliche, die deutsche Sprache, die Luther'n anzog; zwar warnet er Jeden, daß er sich nicht ärgere an „dem schlechten Deutsch oder ungefränzten, ungekränzten Worten," aber zugleich spricht er mit dem Siegesbewußtseyn innerer Freude: „Ich danke Gott, daß ich in deutscher Zunge meinen Gott also höre und finde, als ich und sie [die Hochgelehrten] mit mir bisher nicht funden haben, weder in lateinischer, griechischer noch ebräischer Zungen," und hofft sicherlich, man werde nun finden, „daß die deutschen Theologen die besten Theologen seyen." In der deutschen Rede lag auch — und bei wenigen Schriften tritt dieß liebenswürdiger zu Tage, als bei der deutschen Theologie — das einfache und kindliche, aber tiefe und volle deutsche Gemüth: auch dieß mußte Luther's dafür so empfänglichen Sinn unmittelbar und fast unbewußt ergreifen. Am meisten aber that es ohne Zweifel der Inhalt und die ganze Richtung des Büchleins.

In der That sind auch, wiewohl ohne das Bewußtseyn und den Ausdruck der Opposition, in der deutschen Theologie die wesentlichsten Bestandtheile der reformatorischen Denkweise enthalten, woher es denn auch zu erklären, daß das Buch seit 1621 in den römischen Index verbotener Bücher aufgenommen ist, während es von Seiten protestantischer, namentlich lutherischer Theologen immer großer Anerkennung genossen hat.

Zwar könnte man hiegegen die pantheistische und idealistische Tendenz der deutschen Theologie geltend machen.

Allein hier müssen wir uns hüten, zu sehr mit modernen Augen zu sehen. Es ist wahr, die deutsche Theologie hat pantheistische Elemente, aber ihr Pantheismus ist nicht ein Pantheismus der Speculation, sondern der innigsten, tiefsten Frömmigkeit, die sich Gott nur recht lebendig nahe bringen will, Geist zu Geist, Herz zu Herzen, aber dabei doch die Persönlichkeit Gottes im vollen Sinn anerkennt, den Unterschied zwischen Gott und Creatur aufs schärfste festhält und sich in kindlichster Demuth Gott unterwirft. Es ist nicht minder wahr: die deutsche Theologie hat etwas Idealistisches, das Geschichtliche wird ihr oft zur Allegorie, das objectiv Gemeinte zum rein Innerlichen, die Personen zu Symbolen, wie namentlich Adam und Christus zu Symbolen des Abfalls und der Gotteseinigung; aber damit ist es nicht so gemeint, als ob die historische und objective Bedeutung dieser Dinge geleugnet und bestritten werden sollte, es soll nur, unbeschadet derselben, zugleich ihre innere, allgemeine, ewige Wahrheit und vor Allem ihre, für die ganze Menschheit typische, sittliche Bedeutung hervorgehoben werden. Das Letztere ist eine Hauptsache. Die ganze Richtung der deutschen Theologie ist vorwaltend sittlich. Die Menschwerdung und Erlösung, das Sichaufgeben und Sichvergotten sind für den deutschen Theologen nicht, wie für Eckart, vorherrschend speculative, sondern durch und durch sittliche Ideen; er faßt das Christenthum, ohne seinen idealen und dogmatischen Gehalt abschwächen zu wollen, ganz nach seinem ethisch-teleologischen Character, als sittlich-schöpferischen Glauben, als Heiligungsanstalt. In diesem Sinne verstand und liebte ihn ohne Zweifel auch Luther und in diesem Sinne ist er ganz reformatorisch.

Immermann.

Journale, Reisen.

(1839.)

Die Journale! — Wer zählt sie, wer schälte nicht die meisten wegen ihrer Oberflächlichkeit, Perfidie, Petulanz? Und wer entzöge sich gleichwohl dem Einfluß des Alles durchdringenden Elementes, welches von der Schnellpresse zu einem früher unglaublich gehaltenen Grade der Expansion gesteigert, einen Jeden anweht und ihn zwingt, aus demselben einen Theil seiner Respiration zu nehmen? Dieses Element, eine neue Art von Gas, würde sich ungefähr so beschreiben lassen: Auf Treue und Glauben annehmen das, was eigentlich erlebt und erschaut werden muß; Studien, die man selbst nicht zu machen im Stande ist, durch Andere für sich anstellen lassen. Ich zweifle, daß die eigentliche Natur öffentlicher Verhandlungen und Hergänge anders als durch den unmittelbarsten Anblick erkannt werden kann; gewiß ist, daß nur der mit der Wissenschaft, mit der Kunst, mit der Poesie in ein lebendiges Wechselverhältniß tritt, welcher zu den Quellen selbst schöpfen geht. Wie Wenige haben zu jenem Anblicke die Gelegenheit, zu diesem Gange, der ein stiller, angestrengter, oft wiederholter seyn muß, die Muse! Dennoch sind die Forderungen an Jeden so gestellt, daß er über Alles eine Meinung haben soll und bei Gelegenheit auch genöthigt ist, sie zu äußern. Die wunderbarsten Ansprüche auf Polyhistorie sind rege geworden. Wer darf heut zu Tage nur im gewöhnlichen Sinne für unterrichtet gelten, wenn er nicht in mehreren Dingen zugleich Be-

scheid zu wissen wenigstens vorgibt, als die sonst im Kopfe eines Gelehrten bei einander Platz hatten? Der Heroismus aber, Ignoranz vielleicht noch größeren Ignoranten gegenüber einzugestehen, ist schon ein bedeutender; er darf nicht Vielen zugemuthet werden.

Das Bedürfniß universeller Scheinbildung, hervorgegangen aus dem Gähren und Arbeiten der Zeit, befriedigen nun die Journale. Es läßt sich der Beweis führen, daß ein sogenannter gebildeter Mann der Gegenwart die Mehrzahl der Dinge, über welche er sich unterrichtet anstellt, nur aus Journalen, oder aus dem, was ihm Andere aus Journalen erzählten, hat und haben kann. Freilich wird dieß nicht leicht Jemand Wort haben wollen, dennoch aber ist es so, und zwar ganz einfach deshalb, weil der Tag viel zu kurz seyn würde, um die Kunden selbst dem sogenannten Wissenden darzureichen; den Mangel dessen, was erlebt werden muß, wenn gewußt, noch gar nicht in das Beweisverfahren mit hineingezogen.

Die Journale sind also eine gewaltig wirkende geistige Potenz. Man darf sie nicht schelten, denn sie haben sich nicht selbst gemacht, sondern die Zeit machte sie, man kann ihren Geist aber auch nicht loben. Sie bringen immer nur Surrogate der Wahrheit, des Erkennens, Erfahrens. Manche sind gegründet worden in der redlichen Absicht, selbstständig, belehrend, frei zu seyn, eine Zeitlang blieben sie diesem Vorsatze treu, endlich aber scheiterte er dennoch an der Unlösbarkeit der Aufgabe, das Schwere mundrecht zu machen, und selbst die Besten schlugen daher auch um in das Appretiren, in den Anschluß an gewisse Schulen oder Partheien.

Nun aber fühlt sich kein strebender Mensch (denn die ganz seichten Köpfe lasse ich aus der Rechnung hinweg) dauernd vor Schemen und Klängen befriedigt, oder von Resultaten angesprochen, zu denen ihm die Vordersätze fehlen. Es ist ein unabweisliches Verlangen seiner Natur, den Dingen selbst in das Antlitz zu schauen, Ordnung und Zusammenhang in seinen Vor-

stellungen zu stiften. Jenes Nachsprechen auf Treue und Glauben ermüdet ihn bald, ekelt ihn nachher an. Gleichwohl bleibt er, wenn er im Strome sich oben halten will, außer Stande, durch eigene Kraft zu schwimmen. Doch wieder muß er immer und immer des erborgten Korkgürtels sich bedienen. So entsteht dann ein ganz eigenes ödes Gefühl, welches die Unruhe in der Seele vermehrt. Der geheime Grund, weshalb Viele gegenwärtig die Falte des Mißmuths noch vor der Runzel des Alters an der Stirne zeigen, ist, daß sie sich im Stillen den geistigen Forderungen, die sie auch an sich ergangen glauben, nicht gewachsen halten, wissen, wie übel es um die Mittel stand, welche sie zur Ausfüllung der Kluft wählten, und verzweifeln, auf eine redliche Weise des Materials habhaft zu werden. Es existirt jetzt eine weitverbreitete Gesellschaft empor sich Schraubender und Emporgeschrobener, deren Zustand fast an den frevelhaften Rausch und an das ernüchterte Elend der Opiumesser erinnert.

Noch tiefer greift das Reisen in den Zustand der jetzigen Menschen ein. Sonst, nämlich vor etwa dreißig bis vierzig Jahren wurde zwar auch gereiset, indessen gehörte es für die Mittelklassen zu den Ausnahmen, und wo es da stattfand, wurde es durch Geschäft, bestimmte Zwecke oder durch eine besondere Eleganz des Geistes und der Verhältnisse herbeigeführt. Jetzt ist das anders. Daß Jemand zu Hause bleibe, gehört zu den Ausnahmen; daß Alles, was nur die Mittel erschwingen kann, welche die neueren Erfindungen so sehr herabgesetzt haben, sich jährlich oder in nicht viel längeren Zwischenräumen über hundert deutsche Meilen wenigstens fortbewege, bildet die Regel. Die Minderzahl unter diesen Reisenden sind Geschäfts- oder Zweckreisende, die große Mehrheit reist, um zu reisen. Die Figur des reinen Reisenden, oder des Reisenden schlechthin, welche sonst nur bei den Engländern vorkam, ist seit dem Beginn der Friedensperiode nun auch reichlich nach Deutschland übersiedelt worden.

Sie reisen um zu reisen. Sie wollen der Qual des Einerlei

entfliehen, Neues sehen, gleichviel was? sich zerstreuen, obgleich sie eigentlich nicht gesammelt waren. Ist diese Wanderlust zu schelten? Auch nicht. Sie ist natürlich und zum Theil wenigstens Nachwirkung der politischen Stürme. Napoleon hat die Völker einst zu einander spazieren geführt, das mußte aufhören, die Reisen der Einzelnen sind aber gewissermaßen die leisen äußersten Kreise der einst so gewaltig im Mittelpunkte erregten Fluth. Ich muß überhaupt hier bemerken, was für viele Stellen meiner Schilderung gilt. Montaigne's Spruch soll mir auch zu Statten kommen: Ich will nicht belehren, ich erzähle.

Die Folgen der Reisemode erzähle ich denn so. Man hat wohl gesagt, daß in der Fremde das Heimische dem Menschen doppelt theuer werde; indessen ist dieß doch nur für kurze Zeit der Fall, und die eigentliche Wirkung häufig gewechselten Bodens bleibt doch die in steigender Progression fortschreitende Neigung zum Wechsel. Reisen erweitern wohl den Sinn, aber sie erkälten ihn auch; sie sind wie ein starkes Reizmittel, welches für den Augenblick eine große Erschütterung hervorbringt, die dann eine nur um so tiefere Erschöpfung der Kräfte nach sich zu ziehen pflegt. Man sollte Reisen immer nur als Belohnungen sich verstatten, nur in der vollkommensten Harmonie mit sich und seinen Umgebungen darf der Scheidende ein Pfand der Versicherung sehen, daß den Rückkehrenden das Haus nicht unlustig ermüden werde. Sie als Mittel der Herstellung von Verstimmungen und Zerwürfnissen zu betrachten, ist sehr bedenklich, meistens brechen die Schäden nachher nur noch gefährlicher auf.

Man muß sich wundern, daß noch Keiner unserer Novellisten den Charakter des Reisenden schlechthin, des reinen Reisenden aufgefaßt, die Situationen, welche er veranlaßt, ergriffen hat. Der Reisende ist durchaus Egoist, die Begegnenden sind ihm Mittel zu seinen Zwecken. Weil nun aber die Selbstsucht, unverhüllt, einen gar zu schlechten Anblick gewährt, so wird unterwegs eine Art von Scheidemünze der Empfindung ausgegeben, es wird ein gewisser Antheil an den Zuständen, über welche der

rasche Fuß hinstreift, ein Eingehen in die Verhältnisse der Gastfreunde dargelegt, wovon das Herz nichts weiß. Wer seinen Worten keine Consequenz zu geben braucht, kann leicht zartsinnig, großmüthig, die Billigkeit selbst seyn. Deshalb stellen Reisende oft die gewöhnlichen Umgebungen in benachtheiligenden Schatten, das hingeworfene Wort des Vorübergleitenden wird nicht selten zum stillen Saamen der Verwirrung. Man sollte daher gegen Niemand mit seinen Aeußerungen vorsichtiger seyn, als gegen den Wanderer, denn jedes Zutrauen ist wie des Gärtners Werk. Soll die Pflanze grün aufgehen, so muß der Boden haften, in den ihr Keim gesenkt wurde.

Alle Nachtheile des modernen Reisens verschwinden übrigens, wenn ein bestimmter Zweck sich damit verbindet. Dann wird es eine heitere Arbeit, die den Menschen in sich zusammenhält, und ihm die Ruhe der Häuslichkeit sogar süßer macht. Es kann auch eigentlich nicht wohl anders, denn so seyn. Welche bessere Natur verträgt wochen- oder monatelang fortgesetztes Vergnügen? Die Menschen sollen daher, wenn sie ihr Bündel schnüren, irgend eine Richtung ihrer Natur befragen, und dieser zu genügen, den Wanderplan entwerfen. Ich für meine Person habe mich immer sehr wohl dabei befunden, daß ich nie gereiset bin, nur um zu reisen, Erholung nur in einem bunten Allerlei zu suchen, sondern die Vollendung einer Arbeit, ein Studium, eine Erkundung im Auge zu haben pflegte. Man verliert dann zwischen den fremden Wänden nicht das Gefühl des Daheimseyns, Heimath und Fremde fallen nicht aus einander, sondern werden durch einen zarten Faden verknüpft.

Willibald Alexis.

Der Göthakanal und der Trollhätta.

(1828.)

Was ein eiserner Wille vermag, davon redet mit unvergänglichen, aller Welt verständlichen Schriftzügen der Trollhättakanal.

Diesen und den berühmten Wasserfall zu sehn, war der Nebenzweck unserer frühen Landung in Gothenburg. Die Stadt und ihre Lage möchte zu den schönsten in Europa gehören. Italienische Häuser längs trefflicher Kanäle, ein ruhiger Hafen, umschlossen von hohen Felsufern, welche mit den bewachenden Schären sich weit ins Meer erstrecken. Er bildet ein geräumiges Bassin für die Schärenflotte. Die Stille in den Straßen trägt noch bei zu ihrem Festcharakter. Zur Zeit der Continentalsperre war Gothenburg ein Handelsplatz erster Größe. Auch noch später blühte es durch seinen Heeringsfang; seitdem aber diese Gäste aus den Gewässern dort verschwunden sind, hörte jene Bedeutung und das geräuschvollere Leben auf. Doch zählen Schwedische Patrioten das Ausbleiben des Heerings eigentlich als ein Glück für die Gegend, indem die Bewohner nun endlich zu einem rüstigern Betrieb des vernachläßigten Ackerbaues gezwungen würden.

In dem anmuthigen Thal des Gothaelf führt eine gute Straße bis zum Trollhätta. Frisches Wiesengrün im späten Juli, fruchtbare Erdstriche, sanfte Abdachungen, Gärten, Büsche und Meierhöfe wechseln zwischen den nackten Felshügeln nnd ihren noch nackteren Kuppen, welche das breite Thal des ruhig dahin strömenden Flusses bilden. Im milden Licht eines Schwedischen Sommerabends dünkte mich die Gegend, die weder malerisch noch romantisch zu nennen, von einem sanft wehmüthigen

Reiz durchdrungen. Mußte nicht der Name des Stromes, freilich fast allen Schwedischen gemein, den Gedanken an die geheimnißvollen Wesen erwecken, die einst in diesem Germanischen Norden die Vermittler zwischen der Natur und ihren noch rohen Kindern waren? Hier aber neckten die Elfen nicht wie in dem fröhlichen England, oder bei den Iren und Schotten. Ihr Wesen war geheimnißvoller, ernster, sinniger. Verschmolzen sie ja auch häufig mit den Fluß- und Meergeistern! Gewiß lebten sie auch längs dem Schilf des Gothaelfs. Die Trümmer der einzigen Burg, die ich in dieser südlichen Region bemerkt, des alten Königlichen Bohus, grüßten ernst von einer Felsenkuppe herab, das Schilf der Elf neigte langsam säuselnd seine Häupter, der breite Fluß dehnte sich oft zu stillen Seen aus. Der Abendnebel quoll hervor und deckte den grünen Grund und stieg auf zu den nackten Felsplatten; die Nacht, von Tagesschimmer durchdrungen, überkam die verspäteten Reisenden, aber das Bild des Thales der Gothaelf ist mir unverlöschbar vor Augen geblieben. Noch dünkt es mich die schönste Gegend in diesen Theilen Schwedens, vielleicht nur, weil es die erst gesehene war; aber der erste Eindruck behält ja sein Recht.

Trollhätta heißt Zauberhöhle. Wer malte sich nun nicht gern eine dunkle, tiefe Schlucht, überhangen mit uralten Eichen und schwarzen Tannen, durch die sich der Strom mit gigantischer Geisteskraft hinabstürzt? Alles Menschliche scheint aus diesen heiligen Kreisen verbannt, gespenstische Scheu ergreift den Beschauer, man wagt kaum zu athmen, der Geist schwebt um uns. Nichts von allem dem. Weder Zauber noch Poesie, noch Höhle, noch Nacht. Brettermühlen arbeiten unverdrossen an dem kochenden Strudel, und der Granit von der einen Seite schaut hinüber zu den ungeheuren Bergen von Sägespänen auf der andern. Die Sprache des zürnenden Bergstroms wird nicht verstanden. Barfüßige Buben und alte Weiber springen um die Fremden und schleudern Steine und Balken hinein, denn das ist die Bedeutung des Wasserfalls, daß er ein Stück Holz

mit reißender Schnelle in den Abgrund hinabzieht. Dazu haben verzückte Engländer ein ganzes Buch vollgeschrieben voll gereimter und ungereimter Verse, die sie blanc verses nennen, über Sonnenaufgang und Untergang und Abendroth und Morgenroth. Ich dachte dabei an Shakspeare's Pyramus, als er die Nacht anredet:

O grimmerfüllte Nacht, o Nacht von schwarzer Farb',
O Nacht, die immer ist, sobald der Tag vorbei,
O Nacht, o Nacht, o Nacht, ach, ach, ach — ach —

und meinte, die Engländer hätten dabei auf den Berg von Sägespänen gesehen, die sich allerdings im Abendroth sehr schön ausnehmen müssen.

Der Trollhätta ist ein Modeort geworden, und allerdings verdient dies sein poetischer Name. In alten Zeiten, als der hohe Forst noch zu beiden Seiten sich erhob, mag die feierliche Stille wunderbar gewirkt haben. Majestätisch an sich ist der vielfach gezackte und getheilte Fall nicht. Fast von keinem Punkte hat man einen imposanten Ueberblick des ganzen Sturzes.* Dagegen bleibt das Wasser- und Farbenspiel des ersten Kataraktes eine merkwürdige Erscheinung. Es ist mehr ein kochender Strudel als ein Fall. Hier schießt eine mächtige grüne Welle senkrecht wie eine Felswand hinab, und kaum handbreit getrennt erhebt sich parallel mit ihr zischend eine weiße Schaumwelle, und dem Auge dünkt, es müsse die Reibung Feuer geben. So brausen und wechseln und umarmen sich Schneeschaum und Metallgüsse, bis alles ein großer überkochender Kessel wird und das verwirrte Auge Ruhe sucht vor dem tollen Schauspiel einer ewig dauernden Gährung.

Auch die komische Phantasie ist geschäftig. Der Lachs, der in übermüthiger Laune diese Strudel aufsucht, bildet noch jetzt hier das tägliche Brod der Fremden. Dünkte mich doch in den roth geschieferten Granitfelsen, die aus dem Sturz vorragen, das röthliche Scheibenfleisch des Lachses anzublicken.

* Dies ist nicht mehr so. Der Herausgeber hat im Sommer 1841 die herrliche Scene und Umgebung anders, oder mit andern Augen, gesehen. E.

Von dem Trollhättakanal erwarte man aus meiner skizzirenden Feder keine Beschreibung. Gerathen doch selbst dem Eingeweihten selten Schilderungen der Maschinen. Ein ungeheures Werk, dessen Idee mehr als die bildliche Anschauung Staunen erregt. Und doch stelle man sich unten an den Gothaelf und schaue den Granitberg hinauf, wie eine kleine Flotte in sieben Etagen durch acht Schleusen hinabgleitet von der mit dem Wenersee parallelen Höhe in das Elfthal und vom Elfthal in das Meer, so verwandelt sich der Gedanke in Poesie. Es ist kein Kanal, gestochen durch einen Granitberg, sondern das Werk einer ungeheuren Berechnung, durch welche der Berg selbst verschwindet und die Höhe mit der Meer-Ebene gleich wird. Der Gedanke lebte Jahrhunderte lang, erst das unsere sah die Vollendung. Die einzelnen Kanäle und Schleusen gewähren eben so wenig als der Katarakt einen großartigen Anblick; sie scheinen klein und eng im Vergleich mit dem Umfange des ganzen Werkes.

Schweden in Bohuslän, nach Norwegens Gränze zu, ist nicht jenes hohe Nordland mit Tannenforsten und jähen Klippen, wie es sich die Phantasie gern vorstellt. Ueberraschend sind für den Fremden diese Felskuppen an Felskuppen, dieses matte Sonnenlicht, wie es die Wiesen dazwischen mit ewigem Abendschein erleuchtet, die hölzernen Balkenhäuser, alle roth angestrichen, dieser beständige Wechsel zwischen Thal und Hügel. Aber bald tritt der Character trauriger Einförmigkeit heraus. „Schweden ist eine häßliche Schweiz," sagte ein geistreicher Kritiker, aber wohl zu scharf. „Eine Schweiz," sagt ein anderer, „wo man die Gletscher fortgeschnitten und die tiefen Thäler ausgefüllt hat." Daran erinnern die runden Felskuppen, welche nie aus dem Auge verschwinden; sie könnten den höhern Gebirgsspitzen der Schweiz entnommen sein. Daran erinnern die grünen Matten, welche sich bald tiefer senken, bald an den Felsen hoch hinauf wagen, auch die einsamen Sennhütten, in einer hölzernen Bauart, wie sie wohl die Natur jedes Hochlandes, das nicht arm an Waldung ist, bedingt. Aber was

auf den ersten Anblick gefiel, wird, wenn es tagelang wiederkehrt, ermüdend.* Scheint es hier doch nicht anders, als Schweden sei ein großer Granitblock, — was auch strengere Mineralogen dagegen einwenden mögen, — nur hier und da mit etwas Erdreich bedeckt; der kahle Stein blickt überall hervor. Seine Formen erheben sich nie zum Majestätischen oder Großen, nicht einmal zum Malerischen; abgerundet, nackt, verwittert blicken die Steine von der Größe des Feldsteins bis zur Höhe des Münsters aus dem Erdreich hervor. Nackend höhnt er hier in weiten Flächen auf den Feldern die Mühe des Pflügers, dort zeigt er dem Reisenden auf der Straße, in welches starre Land er den Fuß gesetzt. Auf der dürren öden Haidefläche der Höhe, die ewig vom Wind durchfegt, nur der Distel und dem Moose Nahrung giebt, scheint seine eigentliche Heimath, und Alles sagt uns, hier herrsche nicht der „erstarrte Riesengeist des Nordens," sondern sein erstarrter Zwerggeist. An dieses Geschlecht der Duergar erinnern überall die grauen kahlen Granitköpfe, die eben so fest als jenes Geschlecht noch mit der Erde zusammenhalten. Ihnen fehlt die Riesenkraft, sich losreißend in zerrissener Klippenform, die nackten Riffe dem Himmel entgegen zu strecken. Die Tanne ist zusammengeschrumpft, die einsame niedrige Birke läßt den Wind mit ihren vereinzelten Zweigen spielen. Hier mußte man an die unheimliche Gegenwart verkümmerter Erdgeister glauben, da selbst jetzt die Cultur noch nicht den Sieg über die herbe Natur davon getragen hat. Fast kein Dorf ist zu sehen, nur vereinzelte Höfe, seltsam für den Fremden aber mit ihrer rothen Farbe, oft hochgethürmt mit ihren Balken und Latten und den schönen Fenstern, wo doch sonst ringsum Dürftigkeit herrscht. Wohl giebt es schöne Büsche, Bäume und kleine Wälder, aber die Aeste strecken nicht frei ihre Zweige in die Luft, sie haben ihre Kronen zusammengebeugt vor dem rauhen Hauch der Meeresluft. Längs der Thäler

* Der Verfasser konnte den malerischen Wasserweg noch nicht machen
S.

strecken sich Felder hin, aber der Hafer herrscht vor den milderen Kornarten. Der Rauch des Swedgen's steigt über Thäler und Berge, aber es scheint, als brenne man mehr nieder, als man wieder aufbaut.

Das lustigste in dieser kalten Gegend ist die Schnelligkeit, mit welcher man über sie dahin fliegt. Das Schwedische Extrapostwesen ist bekanntlich vortrefflich eingerichtet. Sendet man einen Vorboten voraus, so findet man auf jeder Station die verlangten Pferde bereit stehen, und kann bei der Schnelligkeit, mit welcher sie gewohnt sind, über die festen Wege zu traben, ungeheure Strecken, besonders in den langen Tagen, zurücklegen. Selbst die Ungewißheit des Reisens verschwindet mit der Langsamkeit, wenn man bedenkt, daß es ganz gewöhnlich ist, sich Frühstück, Mittag, Nachtquartier und was Schwedische Bequemlichkeit gewährt, durch den Vorboten im voraus zu bestellen. Wenn wir so auf 20 bis 30 Deutsche Meilen unsere Abendküche bis auf die Sauce zum Fisch vorauswissen, scheint doch wirklich selbst der Gedanke des Reisens verschwunden. Es ist kein Institut der Regierung, sondern steht nur unter ihrer strengen Aufsicht. Jeder Bauer ist nach der Reihefolge verpflichtet, zu einem bestimmten billigen Preise die Pferde zu stellen, und das Schwedische Herkommen verpflichtet ihn außerdem mit außerordentlicher Raschheit zu fahren. Es ist eine durch die Natur des ausgedehnten und wenig bevölkerten Landes von selbst bedingte Einrichtung. Jedoch gesorgt ist allein für Pferde. Wer keinen Wagen mitbringt, kann nur traurige Karren erwarten. Zwar erhält man in den Städten wohl Kabriolets mit bequemeren Polstersitzen, doch bald werden daraus bretterne Bänke; dann fallen die Lehnen weg und es bleibt nichts als ein Brett angenagelt auf dem Karren. Endlich in den Norwegischen Gebirgen sieht man auch dieses schwinden und ist zuletzt auf den Karrenboden reducirt, auf dem es alle Kunst kostet, Felleisen und Koffer zu befestigen und demnächst sich selbst, wenn der einspännige Karren über Berg und Thal rollt.

Wolfgang Menzel.

I. Die Schlacht im Teutoburger Wald.

(1825 und 1837.)

Im neunten Jahre nach Christi Geburt, als der Herbst gekommen war, und die in Norddeutschland gewöhnlichen langen Regengüsse bevorstanden, schritt Armin zur Ausführung des lange vorbereiteten Plans. Zuerst hatte er unter allerlei Vorwänden, wie Dio Cassius sagt, zur Wache bei Herbeischaffung von Lebensmitteln für das Winterlager, zur Aufrechterhaltung einer guten Polizei und zum Schutz gegen noch nicht unterworfene Nachbarstämme, dem Varus eine gute Anzahl seiner Soldaten abgefordert und im Lande vertheilt. Dann, um ihn mit seinem ganzen Heere vollends aus dem festen Lager herauszulocken, ließ er einen etwas weit davon entlegenen Stamm sich empören. Dieser Stamm ist nirgends genannt, aber Dio Cassius, dessen Bericht der bei weitem klarste ist, sagt ausdrücklich, der Weg zu demselben habe den Varus durch schon befreundete Stämme geführt, die sich an ihn angeschlossen hätten, um ihn ganz sicher zu machen, und es sey dem Armin sehr darum zu thun gewesen, jeden Argwohn zu vermeiden. Tiefer im Innern Deutschlands waren noch keine Stämme unterworfen, durch deren Land Varus hätte kommen können. Auch würde er sich schwerlich bei Winters-Anfang zu einem Feldzug ins unbekannte Innere haben verleiten lassen. Es ist mithin nichts wahrscheinlicher, als daß die Empörer im Rücken des Varus aufstanden und ihn zur Umkehr nach dem Rhein nöthigten, und

zwar daß es die Katten waren, die ihn unterwegs auffingen, während Armin ihn von hinten anfiel. Diese Annahme erscheint um so natürlicher, als Varus mit dem ganzen Troß, Gepäck, Weibern und Kindern das Lager verließ, was er nur thun konnte, wenn er sich nach dem Rhein zurückziehen wollte, nicht aber, wenn er an der Weser sich behaupten und nur einen Streifzug gegen entfernter liegende Stämme machen wollte.

Des Varus Sommerlager befand sich (nach den trefflichen Untersuchungen von Clostermeier und von Ledebur) unterhalb preußisch Minden, etwa bei Reme (am Zusammenfluß der Weser und Werra, wo das Weserthal sich erweitert). Von da zog er in gerader Richtung nach Aliso, und Armin begleitete ihn eine Strecke, um ihn einen nähern Weg, als den gewöhnlichen, zu führen. Dadurch gerieth Varus in die Engpässe der Berge (zwischen der Weser und den Städten Herford und Salzufeln), und kaum hatten seine Heersäulen sich im Walde verloren, so kehrte Armin unter einem nichtigen Vorwande um und gab das Zeichen zum allgemeinen Angriff. Augenblicklich wurden alle unter den Deutschen befindlichen „vorher von Varus erbetenen“ Römer umgebracht, und aus den Wäldern von allen Seiten brach der Hinterhalt der racheschnaubenden Germanen. Der Himmel selber war mit den Deutschen zum Untergange der Römer verschworen. Ungewitter brachen los, unendlicher Regen strömte nieder, und die Gebirgswässer schwollen zu Strömen an. In lang ausgedehntem unordentlichem Zuge schleppten die Römer, beschwert mit vielem Gepäck und matt von den Anstrengungen des Weges, durch die engen Thäler sich fort. Plötzlich erscholl in dem Brausen des Waldes und der Gewässer der fürchterliche Kriegsgesang der Deutschen. Erschrocken standen die Römer. Da wurden sie von allen Seiten in einem Augenblick mit einem Hagel von Steinen, Pfeilen und Wurflanzen überschüttet. Dann stürzten die Deutschen von den Höhen nieder zum Handgemenge. Grauen und Entsetzen ergriff die Römer; doch gelang es den Einzelnen, sich in größere Massen zu sammeln und geordneten

Widerstand zu leisten. Den ganzen Tag ward fliehend und verfolgend gestritten. In der Nacht gelang es den Römern, einen freien Platz zu gewinnen und ein festes Lager zu schlagen. Doch ohne alle Nahrungsmittel und von Feinden umringt war hier ihres Bleibens nicht. In der Frühe des Morgens brachen sie wieder auf, nachdem sie alles Gepäck verbrannt hatten, um sich die Flucht zu erleichtern. Sie zogen auf einer waldlosen Ebene (an der Werra) hin und hielten so ziemlich Ordnung, erlitten aber auch hier Verlust und kamen aufs neue in die Waldgebirge (bei Detmold). Da öffnete sich ihnen ein unwegsames Thal, in dem ihnen aufs neue große Schaaren von Deutschen auflauerten und ihre Niederlage vollendeten, im **Teutoburger Walde**, in saltu Teutoburgiensi, nach des Tacitus Bericht (wahrscheinlich in dem Thale, darin die Verlebecke fließt unter dem Groteberg, der ehemals der Teut hieß, dessen Gipfel mit einem doppelten Hünenringe von großen Steinen geziert ist, also wahrscheinlich heilig war, und an dessen Fuß noch jetzt der Teutehof liegt, dessen Besitzer der Teutemaier heißt). Der Rest der Römer erreichte zwar wieder einen freien Platz und schlug über Nacht noch einmal ein Lager auf, aber es war nur noch klein und in Eile aufgeworfen, und als sie am dritten Morgen nicht mehr weit von Aliso waren, traten ihnen neue Schaaren (der Lage nach Katten) entgegen, und sie wurden völlig eingeschlossen. Hier (zwischen Osterholz, Schlangen und Haustenbeck) endete der Kampf. Varus stürzte sich in sein Schwert. Nur wenige Römer entkamen nach Aliso, von wo sie sich nachher unter Lucius Cäditius heimlich aufmachten und nach dem Rhein durchschlugen. Alle andern wurden erschlagen oder gefangen.

Armin feierte den Göttern große Opferfeste und weihte ihnen alle Todten und alle Beute, also daß die Römer unbegraben auf dem Felde liegen bleiben mußten. Die Hauptleute unter den Gefangenen wurden am Opferaltar geschlachtet. An den gefangenen Richtern und Advocaten nahm der Bauer grau-

same Rache, weil sie ihm am verhaßtesten gewesen. Einem wurde die Zunge durchstochen mit den Worten: „Nun züngle, Schlange!“ Die noch übrigen Römer mußten Sklaven werden.

Als die Römer am Rhein von dieser Niederlage hörten, verstärkten sie sich in aller Eile, denn sie glaubten nicht anders, als daß die Deutschen auf der Stelle ihren Sieg verfolgen und in hellen Haufen über den Rhein dringen würden. Eilig sandte man nach Rom um Hülfe. Kaiser Augustus stieß verzweiflungsvoll den Kopf an die Wand und rief: O Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder! Jeder alte Schrecken des deutschen Namens erwachte neu. Man dachte an die Kimbern und Teutonen, man dachte an den Sklavenkrieg. Die deutsche Leibwacht des Kaisers und alle Germanen, die im römischen Kriegsdienste standen, wurden schnell in entlegene Gegenden geschickt. Ein unermeßliches Heer wurde nach Gallien aufgeboten, und die Furcht vor den Deutschen war so groß, daß die Römer sich weigerten, gegen sie zu dienen, und August jedem Feigen mit der Todesstrafe drohen mußte.

Die Deutschen aber machten alle diese Vorkehrungen unnöthig, denn sie blieben ruhig in ihrem Land und begnügten sich, alle Festungen und Heerstraßen und jede Spur der Römer bis an den Rhein zu zerstören und diesen Fluß wieder zur Gränze zwischen dem freien Deutschland und dem Römerreiche zu machen.

II. Der Pietismus.

(1828 und 1836.)

Wie der Protestantismus den Uebergang vom Sinnlichen zum Verstande, so bezeichnet der Pietismus den Uebergang vom Verstande zum Gemüth. Ist aber dieser Kreislauf vollendet, hat Vorstellung, Begriff und Gefühl, jedes in einseitiger Herrschaft sich durchgebildet, so werden sie in harmonischer Durch-

dringung von Neuem die Idee gebären. Der Pietismus wird einst den Uebergang zu einer neuen, die ganze gebildete Welt beherrschenden, Mystik bilden.

Der Pietismus muß nothwendig drei Crisen erleben, und wir befinden uns noch in der ersten. Er muß anfangs noch an den Protestantismus gebunden, noch von dessen Einfluß beherrscht erscheinen, weil er von kleinem Anfang beginnend nur mühsam sein Daseyn unter Beibehaltung der alten Formen fristet. Zugleich ist diese Periode die politische und weltliche, und der Pietismus wird nicht nur durch die herrschenden Kirchen, sondern auch durch den Zeitgeist niedergedrückt. In einer zweiten Crisis aber wird er über beide herrschend werden, und in das Extrem der Einseitigkeit fallen. In der dritten endlich wird er mit dem Protestantismus und Katholicismus sich versöhnen und eine neue Kirche begründen.

So widersinnig diese Prophezeihung in unserer, den religiösen Interessen fast abgestorbenen, indifferenten, weltlichen Zeit dem großen Haufen derer erscheinen möchte, welche gar nicht an die Zukunft denken, oder sie nur mit Idealen weltlicher Staaten erfüllen, so wird doch eine kleine Minderzahl mit mir übereinstimmen. Die Wenigen, die in dieser Zeit von Gott erfüllt sind, werden nicht zweifeln, daß wieder eine Zeit, wenn auch spät kommen werde, da das religiöse Interesse jedes andere beherrschen wird, und daß der Pietismus der Weg dazu sey, daß in ihm die neue Verjüngung des verachteten Glaubens und die Versöhnung der bisher getrennten Religionsparteien vorbereitet werde.

Denen, welche die Macht einer religiösen Gesellschaft bezweifeln, wenn sie nicht in eine starke äußere Kirche consolidirt ist, muß bemerkt werden, daß die Pietisten, theils in der gegenwärtigen Zeit wirklich noch zu vereinzelt, schwach und vom Einfluß der bisherigen Systeme noch beherrscht, zu uneinig und oft zu verderbt sind, um eine mächtige Kirche herzustellen; daß es theils aber auch gar nicht im Wesen des Pietismus liegt,

sich äußerlich geltend zu machen und mit weltlicher Macht zu umkleiden. Der Pietist lebt im Gemüth und wendet sich von allen Aeußerlichkeiten ab. Der Strom der Gefühle consolidirt sich schwer, und wo nur immer innerlich empfunden wird, ist nicht einmal ein Lehrsystem, geschweige denn die starre Form einer sichtbaren Kirche leicht gegründet. Dennoch ist die Macht des Gefühls ohne alle äußern Hülfsmittel und Schutzwehren stark genug, sich zu verbreiten, und die äußern Schranken fremder Kirchen eben so zu überschreiten, als sich selbst äußern Verfolgungen zu entziehn. Diese Macht besteht unsichtbar und unantastbar, und täuscht jede Berechnung ihrer Gegner. Niemand kann verhindern, sie dereinst zur herrschenden zu machen, und ist sie dies geworden, so werden wir Erscheinungen sehn, die niemand erwartet hätte.

Die ersten Anfänge des Pietismus zeigen noch den ganzen Einfluß des Protestantismus, aus dem sie hervorgegangen. Die ersten Pietisten wollten nur den reinen Protestantismus darstellen, in derselben Weise, wie die Jesuiten den reinen Katholicismus. Daher sind sie auch ein vollkommenes Gegenbild der Jesuiten. Die innige Gemeinschaft mit Jesus, der durchgebildete Roman der Seelenliebschaft, die Bußfertigkeit, die Zerknirschung, die Entzückung und die Visionen, endlich die aufopfernde Dienstfertigkeit, die Bekehrung der Heiden, die Missionen nach fremden Welttheilen sind beiden gemein, nur daß die Jesuiten damit heuchelten, und nur die Zwecke der Hierarchie verfolgten, während die Pietisten das nach ihrer Meinung Gute um sein selbst willen thaten. Die Pietisten wollten anfangs nur einen geläuterten Protestantismus und sich keineswegs von der protestantischen Kirche trennen. Wo dies geschah, war es doch immer nur im Namen des reinen Protestantismus, und schon daß es geschah, zeugt noch von dem Einfluß des alten Systems. Indem sie eine äußere Kirche gründeten, huldigten sie noch gleich den übrigen Protestanten nicht sowohl dem Gefühlsglauben allein, sondern auch einem Wortglauben, einer bestimmten Lehre. Daher

sind auch ihre kleinen Kirchen ganz nach dem Typus der protestantischen gebildet. Wie die Protestanten sich in Lutheraner und Reformirte trennten, so die Pietisten in Herrnhuter und Methodisten. Wie die Lutheraner sich im nördlichen Deutschland in einer festen und einigen Kirche consolidirten, und Luther gleichsam als ihren Monarchen anerkannten, so thaten die Herrnhuter in demselben Lande dasselbe, und ihr Monarch war Zinzendorf. Wie die Reformirten dagegen in der Schweiz hier Zwingli, dort Calvin anhingen, so folgten die Methodisten in England hier Wesley, dort Whitfield.

Diese kleinen Kirchen gehören einer Uebergangsperiode an, und können keine große Ausdehnung und keinen festen Bestand haben. Weit wichtiger als diese ordinirten Pietisten sind die zahllosen andern, die überall zerstreut sind, und die beim Mangel eines äußern Bandes ein desto stärkeres innerliches vereinigt. Sie sind die Masse, die noch keine Gestalt angenommen hat, worin die Bildungen noch wechseln, die erst auf die Zukunft wartet, um sich zu reinigen, zu erweitern, definitiv zu gestalten.

In diesem Chaos zeigen sich eine Menge unreife und verderbte, traurige und abschreckende Erscheinungen. Die Gemüthskraft weiß sich noch nicht von den Einflüssen der Sinnlichkeit und einseitiger Verstandesrichtungen zu befreien. Diese fremden und widersprechenden Einflüsse richten daher große Verirrungen und Zerrüttungen in den Gemüthern an, und treiben zu Unnatur und Wahnsinn. Nicht das Gemüth ist Schuld daran, sondern nur die Sinnlichkeit und eine falsche Verstandesbildung, welche sich der im Gemüth liegenden ungeheuren Kräfte bedienen und sie mißbrauchen. Selbst Betrug mischt sich ein, Scheinheiligkeit, Eitelkeit, Eigennutz.

Alle seine Verirrungen hindern indeß nicht, daß sich der Pietismus immer mehr ausbreitet und in der Achtung selbst der Gebildeten immer mehr steigt. Als Religion des Gemüthes ist er ein unentbehrliches Bedürfniß derer geworden,

denen der Wort- und Denkglauben der Protestanten nicht mehr genügen konnte.

Der Pietismus findet am meisten Anhang unter den niedern Klassen der Gesellschaft, theils weil diese minder verdorben sind als die höhern, theils weil sie nicht so sehr in den Genüssen der Erde schwelgen, um den Himmel darüber zu vergessen. Da, wo das feine Gift der Unsittlichkeit und die hochmüthige Weltklugheit noch nicht so tief eingedrungen, ist das Gemüth noch frisch und stark, der höchsten und längsten Entzückung fähig. Und da, wo äußerlich Noth und Mangel, Verachtung und Unfreiheit herrschen, sucht der Mensch sich gern die innerliche Freiheit, das innerliche Glück. Es sucht den Himmel, wem die Erde nichts bietet. Und sollen wir die innere lebendige Wärme, welche die großen Massen des Volks im Pietismus ergriffen und sie freundlich schirmt gegen den Frost des Lebens, sollen wir den blühenden Sinn für Liebe, der in die kleine Gesellschaft flüchtet, weil ihn die große zurückstößt, sollen wir die innere Erhebung mißbilligen und verdammen, die den Frommen den letzten Rest von menschlicher Würde sichert, wenn Niedrigkeit, Armuth und Laster sich verbunden, sie niederzutreten. Es ist der niedrigste Stand, es sind die Armen, welche die Massen der pietistischen Gesellschaften bilden. Ist es nicht ein schöner Zug dieses Volks, daß es in der eignen Brust den Stern findet, der ihm in der Nacht des Lebens leuchtet? Ist diese verachtete Frömmigkeit nicht die einzige Schutzwehr gegen thierische Abstumpfung und Niederträchtigkeit, wie gegen frivole oder verzweifelte, zu Revolutionen führende Entschließungen? Ein Umstand wird dem Pietismus besonders jetzt günstig, der Mangel an öffentlichem Leben und der Eigennutz, der das Privatleben zerrüttet. Während der Engländer seine große Staatsthätigkeit, der Franzose seine geselligen Genüsse, der Italiäner seine Natur besitzt, findet der Deutsche den Himmel nur in sich selbst. Die Langweiligkeit des Staatslebens, die Perfidie der bürgerlichen Gesellschaft und oft zugleich die Einförmigkeit

der Natur und des häuslichen Lebens machen ihm, wie die Wonne frommer Herzensergießung, so die Gesellschaft theuer und unentbehrlich, die mit ihm die gleiche Gesinnung theilt, und es verbindet sich damit eine eigenthümliche Sehnsucht, welche die Deutschen von allen Parteien immer ausgezeichnet hat, eine abgeschlossene Gemeinde der Heiligen, der Auserwählten, der Apostel einer Idee zu bilden. Dies war und ist das stärkste Band unter den Separatisten.

Wir haben aber gesehen, wie sich in neuerer Zeit theils im Schooße der Theologie selbst, theils von Seiten der Philosophie, Poesie und Naturwissenschaft her eine neue Mystik gebildet und diesem pietistischen Wesen in den niedern Classen der Gesellschaft, wenn noch nicht eng angeschlossen, doch genähert hat, um sich künftig mit ihm zu durchdringen, und dadurch im Boden des Volks anzuwurzeln. Wenn sich das tiefere religiöse Bedürfniß im Volk und diese gebildeten Geister begegnen, so ist allerdings zu hoffen, daß die Kirche nach und nach von ihrem innersten geistigen Mittelpunkt und von ihren untersten Keimen her eine Regeneration erleben werde. Wir sehen, wie Katholiken und Protestanten auf gleiche Weise nach dieser innern Mitte sich neigen, und auch dieses Schisma der Gemeinden kann nur von innen aufgehoben werden, und muß wie eine in zwei Hälften zerbrochene Schaale aus einander fallen, wenn erst der innere ganze volle Keim gereift ist.

Nicht mit Unrecht hat man die Mystik die Nachtseite des Lebens genannt. Die Nacht hat ihre Gespenster, aber auch ihre Sterne. Wenn es lichter Morgen ist, und die lärmenden Geschäfte uns in Anspruch nehmen, denken wir nicht mehr daran, weder an die Gespenster noch an die Sterne. In der gegenwärtigen politischen Aufregung können mystische Schriften nur wenig Aufmerksamkeit erregen, ja es bedurfte dieser Aufregung nicht erst, auch vorher herrschte in der Literatur ein so lauter Lärmen, daß die Werke der stillen und geheimnißvollen Nacht darüber fast vergessen wurden.

Ueber Gespenster zu klagen, geht an; am besten, man lacht darüber. Aber warum klagt man auch die stillen Sterne an, daß sie über den Wolken und über der Sonne fortleuchten, auch wenn wir sie nicht sehen? Ehren wir die Geschäfte des Tages: doch was haben uns die Augen des Himmels gethan, die unsichtbar über uns wachen, daß wir sie schelten sollten? Wohl kommt jedem die Stunde der Nacht, da er sehnsuchtsvoll aufblickt zu den Sternen, und hineinblickt in den noch tiefern Sternenhimmel der eignen Seele.

III. Griechen und Römer.

(1835.)

Ehe noch der Römer am Menschlichen die Thatkraft hervorhob, hob der Grieche die Schönheit hervor; ganz ebenso wie die mildere Bildung der Inder der männlicheren der Perser vorangegangen war. Es ist also nicht ganz wahr, daß erst die gesättigte Kraft zur Anmuth zurückkehrt, wie Schiller sagt; die Kraft kommt bei den Völkern, wie bey'm Individuum, erst in einem spätern männlichen Alter.

Der Grieche faßte die Welt unter dem Gesichtspunkt des Menschen, den Menschen unter dem Gesichtspunkt des Schönen auf. Das Höchste, was er leistete, war eine schöne Kunst, darin der Mensch die Hauptrolle spielte. Als solche ist die griechische Plastik allgemein anerkannt; die Bildung schöner Menschen war die höchste Aufgabe der griechischen, das ganze öffentliche Leben durchdringenden Kunst. Ihre Statuen, die uns noch erhaltene steinerne Götterwelt, war der treueste Spiegel ihres Lebens. Ja selbst ihre Baukunst fügte sich dem plastischen Prototyp; in der Säule, der Karyatide näherte sie sich der Statue, und in ihren einfachen Verhältnissen der schönen Glätte und dem edlen Ebenmaaß des menschlichen Körpers; während im Gegentheil die ganze orientalische Baukunst nur ein kühner und wunderlicher Versuch ge-

wesen war, das Weltall, oder mindestens die Berge, die ungeheuren Natur-Schöpfungen und ihren Reichthum in überladenen und phantastischen Kunstgebilden darzustellen, in denen namentlich die menschliche Gestalt so oft durch Symbole in Thier- und Pflanzenformen verzerrt worden war, daß die Strenge, womit die Griechen das rein Menschliche festhielten, nur als eine natürliche Rückwirkung dagegen erscheint.

Aber der Grieche war kein Aegypter, der etwa die Schönheit nur im todten Bilde hätte genießen wollen; seine Plastik war nur das Nachbild einer lebendigen Plastik, die er in seiner Gymnastik, ja selbst in seiner Hetärie ausbildete. Und eben deshalb ist Lykurgs Gesetzgebung, die man so oft nur als eine Anomalie und historische Sonderbarkeit darstellt, gerade der eigenste Ausdruck des griechischen Lebens. Diese ganze Gesetzgebung hatte die Schönheit der Menschen, deren Pflege und Erhaltung zum Zweck, und eben dies war die, hier nur klar ausgesprochene, sonst aber überall auch unwillkührlich vorschlagende Tendenz des alten Helenenvolks. Wie die Religion, so auch die Sitte und der Staat selbst dienten dem Schönheitssinne der Griechen. Sie waren nicht schöner, weil sie frey waren, sie erhielten sich frey, um schön, um καλοικαγαθοι zu seyn, was eben die Bezeichnung des freyen Griechen im Gegensatz gegen Sklaven und Barbaren war. An ihr ganzes Wesen muß der ästhetische Maaßstab gelegt werden, den sie selbst daran legten.

Indem sie die Ausschweifungen der Orientalen, die grotesken Symbole der alten Priester und die kolossalen Erfindungen despotischen Uebermuthes vermieden, gelangten sie zu jener Classicität, die ihren Schönheitssinn an eine bestimmte, obwohl mehr natürliche und gefühlte, als sklavisch erlernte Regel band. Allein diese vollkommenste Ausbildung der Form in ihrem Leben, in ihrer Kunst und selbst in ihren Gedanken deckte nicht ganz den Mangel innerer Tiefe zu. Sie kehrten die heitere Seite des Daseyns hervor, sie bewegten sich auf der Oberfläche

der Dinge mit einer Grazie und Fröhlichkeit, in der zum erstenmal der ganze Reiz des irdischen Lebens aufblühte; in diesem glücklichen Volk lächelte der Genius der Menschheit zum erstenmal ganz frey und sorgenlos, und das Reich der Scherze und des Witzes that sich den erstaunten Erdenkindern auf, und ein unzählbares Heer jubelnder und neckender Geister zog im Gefolge des weinumkränzten Bachus mit jeder griechischen Colonie zu den finsterblickenden Barbaren, und Amor verführte die alten Götter, daß der höchste selbst vom Himmel stieg, das lustige Erdenleben mitzumachen; — aber all' dieser selige Leichtsinn war nur ein vergänglicher Rausch, über dem die Griechen den tiefen Ernst der Dinge vergaßen. In ihrer fröhlichen Bezauberung dachten sie nicht an die irdische, noch an die ewige Zukunft. Ihre Lebenskräfte muthwillig verschwendend, giengen sie unter, und ihre Staaten wurden zertrümmert, wie ihre Bildsäulen; aber welchen Trost nahmen sie mit? Ihre Vorstellungen vom Jenseits waren ganz so öde und ärmlich, als sie sich das Diesseits reich und lieblich ausgeschmückt hatten. Sie lebten nur für diese Welt, und lächelten in die dumpfe Zukunft hinein, wie ein von Barbarenhand gestürzter Apoll noch die Trümmer und den Sumpf umher mit dem Blick von Marmor anlächelt.

Die stolzen Römer, durch ihre Abstammung und durch ihre Lage den Griechen nahe verwandt, bildeten sich dennoch in einer andern, nämlich rein in der praktischen Richtung aus. Bey ihnen galt Thatkraft Alles, sie wollten nicht die Schönheit, sondern die Kraft, die im Menschen liegt, ausbilden und in den großartigsten Thaten verherrlichen. Und damit diese Kraft in ihrer ganzen Fülle gleichsam systematisch sich entfalten könne, begann sie mit dem kleinsten und unscheinbarsten Anfange, um bis zur kolossalen Schöpfung eines Weltreichs sich auszubreiten. Wie der Grieche, stellte auch der Römer das Menschliche dem Nationalen entgegen; wie aber der Grieche mehr den einzelnen Menschen durch Kultur schön auszubilden

unternahm, so trachtete der Römer nach der Civilisirung der ganzen Menschheit in einem einzigen ungeheuren Staate. Die Mittel dazu waren ihm Eroberung nach aussen, bürgerliche Freiheit nach innen. Nie aber eroberte der Römer für sich, oder erkämpfte die Freiheit und mordete die Tyrannen für sich, sondern er that dies alles für die Idee des Staats, die von allem seinem Thun und Denken unzertrennlich war, für die Republik. War nicht einmal der Grieche, so viel er auch auf sich selbst hielt, ein Egoist im modernen Sinne dieses Worts, weil er in sich wie in Andern nur das Menschlichschöne bildete und ehrte, so war es der Römer noch weniger, der sich in jeder Hinsicht für seinen Staat opferte und eben darin die höchste Tugend oder Manneswürde erkannte.

Daher bestand der Charakter der Römer in ihren Thaten. Es giebt Völker, die man nicht an dem erkennt, was sie thaten, deren Religion, Sitten, Wissenschaft und Poesie viel wichtiger sind, als ihre Thaten und Schicksale, z. B. die Inder; bey den Römern findet man aber im Gegentheil fast nichts Ausgezeichnetes, als allein ihre Thaten. Ihre Bildung entlehnten sie von den Griechen, ihre Religion, Wissenschaft und Kunst diente ihrem Staate, und dieser Staat selbst gestaltete sich unaufhörlich mit ihren Thaten um. Wer die letztern schildert, schildert auch das Volk.

Aber eben darin lag der innere Widerspruch dieser römischen Republik, daß sie, scheinbar der Thaten Zweck, nur deren Mittel war. Die Helden opferten sich in unsterblichen Kämpfen dem Daseyn der Republik, und doch hatte dieses Daseyn keinen andern Werth, als indem es wieder Helden erzeugte. Diese Bestimmung der Republik glich allerdings der des ganzen Menschengeschlechts, denn zu was Anderm sind wir alle geboren, als zum Kampfe? und das Gefühl einer so allgemeinen Wahrheit durfte die Thatkraft der Römer wohl anfeuern. Allein es war ein ungeheurer Uebermuth der Kraft, allen natürlichen Entwicklungen der Geschichte vorgreifen, und an die Stelle aller

natürlichen und motivirten Kämpfe einen einzigen großen künstlichen und unmotivirten Kampf setzen zu wollen. Der Römer kämpfte nur, um zu kämpfen, er riß die halbe Welt in sein tolles Gladiatorenspiel hinein ohne andern Zweck, als um den Ruhm seiner Republik zu vermehren. Der ganze römische Staat war, was ein Athlet, ein alles herausfordernder Germane, und was noch jüngst Napoleon war. Seinem Thatendurst lag kein höheres Motiv zum Grunde. Denn Civilisation, und zwar nur eine sehr materielle Civilisation der eroberten Provinzen war die natürliche Bedingung seiner Siege, aber nur um diese Siege war es ihm zu thun, nicht um die Segnungen der Kultur bey einem allgemeinen Frieden der Völker. Nicht der Einzelne, aber der Staat war ein Egoist, ein Räuber und Tyrann im Großen, und indem er sich anmaßte, der weltgeschichtlichen Emancipation, die erst allmählig durch eine wunderbare Fülle der verschiedensten Thaten aus den verschiedensten Motiven voranschreitet, durch eine einförmige und grund- und rechtslose Eroberung, durch Thaten, die zwar groß, aber immer zu sehr nach Einem Schnitt waren, zuvorkommen zu wollen, riß er sich durch einen ungeheuren Frevel in einen verdienten Untergang, und wurde nicht einmal der Ehre gewürdigt, in der Glorie seines Heldenthums zu fallen, sondern fiel in weibischer Entartung, nachdem seine Kraft in Feigheit, seine Todestreue in Lug und Trug, seine Freiheit in die schändlichste Despotie verkehrt worden war, durch fremde, durch deutsche Kraft.

Nachdem das römische Weltreich mit seiner Kultur und mit seiner über alle Nationen hinaus greifenden, sie alle verschlingen wollenden Republik für alle die Völker, die es wirklich erreichte, einen allgemeinen Abgrund des Verderbens geöffnet hatte, konnte das menschliche Geschlecht sich nur durch den Gegensatz regeneriren; es mußte gegen die entartete Kultur bei der Natur, gegen die entartete Republik bey der Nationalität Hülfe suchen.

L e o.

I. Die Italiener.

(1829.)

Es kann zunächst als wunderbar erscheinen, nachdem so gründlich-verschiedene Charaktere der einzelnen Staaten und Bevölkerungen in Italien hervorgehoben sind, auch von einer gemeinsamen italienischen Volksthümlichkeit, auch von einem allgemeinen Charakter der Italiener zu reden. Desungeachtet ist ein solcher vorhanden, und in einer Schärfe vorhanden, ja mit Eigenschaften ausgestattet, welche den Neid wenigstens der Teutschen erregen könnten; nur muß man bei der Beurtheilung des Italieners den moralischen Standpunkt des teutschen oder überhaupt nordischen bürgerlichen Lebens vergessen und bedenken, daß die Moral der niederen Kreise überall im Leben bei weitem weniger die Hervorbringung geistiger Thätigkeiten als physischer Bedingungen des äusseren Lebens ist.

Italien liegt unter den wärmeren Graden der gemäßigten Zone; die einfache und erste Folge dieser klimatischen Stellung ist, daß sich der Mensch freier von nothwendigen Bedürfnissen fühlt, daß er ein größeres Bedürfniß hat zu genießen. Einige Bedürfnisse, für welche der Bewohner nordischer Regionen zu sorgen hat, kennt der Italiener, besonders der aus den südlichern Landschaften, fast gar nicht; andere schwinden so zusammen, daß sie kaum mehr Bedürfnisse zu nennen sind. Das Wenige, dessen der Mensch nothwendig bedarf, giebt das Land fast überall im Ueberfluß, und kaum die Hälfte Arbeit ist nöthig, um für den

gemeinen Mann, in Beziehung auf sein physisches Leben, dieselben Resultate zu geben, als bei uns in Teutschland. Der Mensch fühlt sich also freier, er kömmt leichter zu der Betrachtung, daß er zu etwas Besserem dasein könne, als in geisttödtender körperlicher Anstrengung sein Leben als eine Marter zu empfinden. Er sucht und findet leichter Muße, und weil diese Muße zunächst nur in der Freiheit von Beschäftigung besteht, wird sie ihm die Quelle des Müssiggangs, der Spielsucht, die Quelle von Intriguen aller Art, während sie ihn auf der andern Seite nie zu der unmenschlichen Stumpfheit herabsinken läßt, zu welcher nordischer Pöbel durch das Uebermaß geistloser Arbeit in der Regel verdammt ist. Der Italiener hat mehr Zeit zu reflectiren, und weil der Sohn die gebildetere Reflexion des Vaters als Kind schon vor Augen hat, kommt er schneller aus dem kindlichen Gebundenseyn zu einer freiern Stellung gegen die Welt. Die Sprache leistet hierbei bewunderungswürdige Dienste: ihre Leichtigkeit, ihre Verständigkeit, die ungetrübten Anschauungen, die reinen Abstractionen, welche sie bietet, der einfache Mechanismus, in welchem sie sich bewegt, Alles trägt dazu bei, in Italien schon das Kind zum Herrn dieses Elements zu machen, während der Teutsche gewöhnlich Zeitlebens damit kämpft und nur Wenige dazu kommen sich mit der Klarheit und einfachen Natürlichkeit auszudrücken, die man in dem Munde jedes Italieners findet, der nicht durch Einmischung einer fremden Bildung in der seinigen getrübt ist.

Die Mühseligkeit dieser Freiheit der geistigen Betrachtung läßt dieselbe zunächst in einem schlechten Lichte erscheinen. Bedürftigkeit ist so oft die Quelle der Liebe. Würde die Mutter das Kind mit gleicher Liebe umfassen, wenn sie wüßte, daß es ihrer nicht im mindesten bedürfte? Würde das Kind mit gleicher Liebe an den Aeltern hängen, wenn es in einem Alter, wo der Einfall des Augenblicks noch Alles über dasselbe vermag, die Erfahrung machte, daß es auch ganz ohne die Aeltern bestehen könne? — In Italien ist zwar die Bedürftigkeit nicht ganz auf-

gehoben, was an sich unmöglich ist, aber im Verhältniß zu Teutschland ist sie sehr verringert, und so ist die nächste Folge, daß die natürlichen Bande der Liebe in diesem Lande weit loser sind, als wir gewöhnlich glauben, daß sie sein müßten. Aeltern und Kinder trennen sich leichter von einander; gesellschaftliche Verhältnisse wurzeln nie so tief im Gemüthe, oder vielmehr, da der Italiener von Jugend auf eine reflectirende Position einnimmt, so hat er das, was man Gemüth nennt, nur noch in der Form der Leidenschaft, d. h. es hat nur da auf seine Denk- und Handlungsweise Einfluß, wo es, durch gewaltsame Erregungen unterstützt, mächtig genug ist, temporär die Reflexion zu besiegen. Ein Gemüth, dem der Kampf mit den Foderungen des reflectirenden Verstandes erlassen oder auch nur leicht gemacht wäre, kennt der Italiener nicht, und sehr oft finden sich Persönlichkeiten, in denen der reflectirende Verstand alles Gemüth todt geschlagen und dadurch eine Einfachheit des Handelns und Denkens erzeugt hat, von der ein Teutscher selten eine Vorstellung gewinnt. Wenn der Mangel an Pietät, an Gutmüthigkeit den Nordländer in Italien zuerst empört, so ist das Bemerken dieser Reflexion, die andere Menschen lieber braucht als sich ihnen hingiebt, auf jeden Fall sich frei von ihnen weiß und sie wie Dinge ansieht, geeignet ihn überall Teufel erblicken zu lassen und ihm Italien als eine Hölle voll Falschheit und Mistrauen zu constituiren. Am Ende ist nur das Gemüth des Nordländers ein unebener Spiegel, in welchem sich die einfache Verständigkeit des Italieners zur Caricatur verzieht. Wie möchte einem Italiener zu Muthe werden, wenn er all die krankhaften Gemüthszustände unserer nordischen Welt kennen lernte: mit Abscheu würde er sich schwerlich abwenden; um den zu erregen, wäre der Gegenstand zu schwächlich; aber des Ekels und Mitleids könnte er sich gewiß nicht erwehren.

Es ist nothwendig, daß, wo das Volk im Allgemeinen sich in physischer und moralischer Beziehung leichter frei weiß und frei bewegt, wo ihm Pietät und das Gefühl geistiger Unter-

ordnung abgeht, daß da überhaupt die niederen Classen eine ganz andere Stellung zu den höheren einnehmen als bei uns. In Italien ist der Pöbel nicht demüthig; er fühlt sich den höhern Ständen gegenüber in einer gewissen geistigen Kraft; denn seine Verhältnisse liegen jedem Einzelnen klar vor Augen, er genügt jeder Foderung, die seine Lage an ihn macht, und was er nicht braucht, verachtet er; zugleich fühlt er sich in einer gewissen Unabhängigkeit hinsichtlich seines physischen Bestehens. Nicht als eine höhere geistige Befähigung erscheint dem gemeinen Italiener die höhere Bildung des vornehmern, sondern nur als Resultat eines Mehr oder Weniger an Geldmitteln. Mit Selbstbewusstseyn, mit Höflichkeit, die er zu gewinnen sucht, aber ohne innere Erniederung, zuweilen mit Gleichgültigkeit und Grobheit und mit dem Gedanken, daß der Tod Allen gleichermaßen beschert sei und daß es in der Hand des Muthigen liege, dem Uebermüthigsten dies Naturgesetz der Gleichheit auf jeden Fall überzeugend genug zu demonstriren: mit solchen Prädicaten tritt der Mann gemeinern Stammes dem Vornehmern entgegen.

In unserer Zeit, wo die Verhältnisse der italienischen Staaten durch auswärtige Mächte garantirt sind, kann die Gesinnung und der Charakter der untern Stände als sehr indifferent in politischer und historischer Hinsicht angesehen werden; allein so lange Italien sich selbst überlassen war, also in der Zeit, wo die meisten Institute und die Sitten des gewöhnlichen Lebens, wie sie größtentheils noch bestehen, ihre Gestalt erhielten, in dieser Zeit war das Volk in allen italienischen Staaten von der höchsten Bedeutung, mochte die Verfassung nun eine solche sein, wo ihm eine Mitwirkung bei Geschäften und Angelegenheiten, welche das gemeine Wesen betrafen, zugestanden war, oder nicht; denn in letzteren griff das Volk oft gewaltsam ein, und wenn dies verhütet werden sollte, mussten die regierenden Stände oder Herren dieselbe wenigstens mit bei weitem mehr Berücksichtigung behandeln, als uns der Pöbel zu verdienen scheint. Die Kraft, die im gemeinen Volke ist, dies, daß der Einzelne, der zum Pöbel

gehört, mehr Zeit hat zu reflectiren und zu phantasiren, daß er nie durch Mühseligkeiten und Mangel innerlich gebrochen, sondern allenfalls nur wüthend gemacht wird, dies ist es, was in Italien frühzeitig eine gewisse demokratische Richtung sich entwickeln lässt.

Diese demokratische Richtung ist dann aber nicht bloß eine halbe, sie erstreckt sich nicht bloß auf das Heben gewisser Bürgerclassen, etwa der Grundbesitzer oder der in den Städten Angesessenen, oder gewisser Gewerke, sondern sie ist durchgreifend; bis zu dem gemeinsten Fachin ist das Bedürfniß eines freien Raisonnements und die Lust an öffentlichem Handeln vorhanden. Natürlich kann sich eine solche Lust in wirklich demokratischen Formen nur dadurch bethätigen, daß sie entweder sofort mit der heillosesten Anarchie anfängt oder bald dazu gelangt; daß es auf diese Weise nicht gehe, mochte selbst der gemeinste Haufe bald einsehen, so nahm er also in Italien denselben Ausweg, der schon im alten Griechenland so häufig betreten ward, er erhob Tyrannen. Dies waren entweder Anführer, wie sie das Volk und der Zufall im Augenblick ausbrechender Tumulte an die Spitze stellte, oder es waren Leute aus höhern Ständen und mit umfassendern Mitteln, welche die Natur des Volks recht wohl kannten, sie berechnet hatten und die Kraft, die sie in derselben fanden, anzuwenden wussten, um sich emportragen zu lassen. Die Letztern waren die einzigen von bleibendem Einfluß, die Erstern wurden gewöhnlich in Verhältnisse gestellt, denen sie nicht gewachsen waren, und gingen schmählich zu Grunde.

Wenn wir im Mittelalter sehen, wie in Italien in jedem Staate die Volksclasse, welche der herrschenden zunächst steht, nach Theilnahme an der Regierung strebt, wie so die Hoheitsrechte von den Königen und ihren weltlichen Fürsten zuerst an die Bischöfe, von diesen an die schöffenbar-freien Bürger, von diesen an alle Bürger kommen, werden wir Italien als durch einen gewissen Freiheitssinn ausgezeichnet, als ein Land anerkennen müssen, dessen Bewohner mit regem Interesse für öffentliche

Angelegenheiten, begabt sind. Aber wie Italien das Land der Freiheit genannt werden kann, mit demselben Rechte kann es auch das Land der Tyrannei genannt werden: denn wo irgend jener Kampf gewisser höherer Bürgerclassen, also einer aristokratischen Partei gegen eine demokratische Partei in dem Staate entstand, da trieb die letztere immer Tyrannen in die Höhe und zwang dadurch auch die Gegenpartei, um mit ähnlicher Energie auftreten zu können, ihren Führern eine Gewalt anzuvertrauen, die nur gar zu leicht in tyrannische Herrschaft ausarten mußte.

Italien ist also das Land der Volksfreiheit wie der Tyrannei, und seine Tyrannen haben in ihrem Uebermuthe gegen ihre Feinde, da sie gegen ihre eigne Leidenschaft durchaus kein Gegengewicht hatten, das Scheußliche selbst zuweilen übertroffen. Wir schließen hieraus ganz richtig, daß die Freiheit der Italiener keine sittliche Grundlage habe; und diese sittliche Grundlage fehlt deshalb, weil der einzelne Italiener, inwieweit er innerlich frei ist, es durch die Natur ist; weil geistige Freiheit in Italien nicht das Resultat ernsten und tiefen Ringens des Menschen in ihm selbst, sondern eine göttliche Gabe und ein Product der Muße ist, die jedem Italiener so leicht zu Theil wird. Die Freiheit des Italieners ist durch die Art, wie sie producirt wird, Etwas, was in der Noth nicht Stich hält; durch die Wirkung allgemeiner Kräfte ist es hervorgerufen und eben dadurch wird es zertrümmert, sie ist nichts innerlich, nichts sittlich Festgestelltes. Der einzelne Italiener, wie er leicht dazu kommt, für sich alle Freiheit in Anspruch zu nehmen, kommt eben so leicht dazu, sie Andern ganz zu rauben.

Es reduciren sich alle diese Erscheinungen immer wieder auf jene Bemerkung, daß der Italiener durch die Sorglosigkeit des Lebens, die Gemüthlosigkeit seiner Umgebung, die Leichtigkeit seiner Sprache als Knabe dazu kommt, sich in reflectirendem Denken zu verhärten und sich gegenüber Alles nur als ihm innerlich fremde Gegenstände zu betrachten. Im Gegensatz der nordischeren Nationen Europa's ergiebt sich hieraus der Unter-

schied, daß der Italiener als einzelne Persönlichkeit im Durchschnitt schöner, einfacher, in seiner Weise vollendeter, mit einem Worte mehr als ein ganzer Mensch dasteht, aber sowie allgemeine, sittliche Beziehungen zu Familie, zum Staat eintreten, häßlicher erscheint; während bei jenen viele Tausende von einzelnen Persönlichkeiten geistig verstümmelt und verkrüppelt werden, um durch diese Verkrüppelung den Platz, den ihnen das Ganze bestimmt, besser zu erfüllen: so daß also der Vorzug der nördlichern Nationen recht eigentlich nur in der Vollendung ihrer umfassendern Kreise und öffentlichen Institute, in ihrem Familien- und Staatsleben besteht. Mann gegen Mann gehalten, würden tausend Nordländer, die ganz eingekrüppelte Schuster, Schneider, Gelehrte, Soldaten u. s. w. sind, aufzuzählen sein, ehe Einer sich fände, der den Körper und Geist sich so gewandt erhalten hätte, daß er jedes freien Genusses oder auch nur einer graziösen Bewegung seiner Gliedmaßen fähig wäre; während im Süden, in Italien wenigstens, gerade der entgegengesetzte Fall eintritt, und irgend eine Bäuerin aus dem Latinergebirg oder irgend ein Bewohner Venedigs, aus wie niedrigem Stande er auch sein mag, was Haltung und Genußfähigkeit, was persönliche Energie und Entschlossenheit anbetrifft, dreist nicht nur allen ihren Standesgenossen in Teutschland die Spitze bieten dürften, sondern gewiß tausendmal auch Glieder weit gebildeter Stände dieses Landes durch eine Zusammenstellung beschämen würden. Der Italiener ist als Einzelner immer etwas werth, der Teutsche gar zu oft nur als Glied eines größern Ganzen.

Fassen wir nun die Eigenthümlichkeit der italienischen Nation so, daß in ihr die Persönlichkeit des einzelnen Subjects eine weit größere Berechtigung prätendirt und verdient, daß aber dadurch auch eine größere Vereinzelung stattfindet, solange nicht eine höhere Macht gewaltsam zusammenbindet; so wird uns zugleich begreiflich werden, wie in Italien die Wirkung gewisser allgemeiner Kräfte zu allen Zeiten weit größer war, als in anderen Ländern. Es findet nämlich in dieser Hinsicht

dasselbe Verhältniß statt zwischen einer Nation, bei der die allgemeinen Beziehungen Kraft haben und das Subject zurücktritt, und einer Nation, bei welcher durchaus die Einzelheit auf ihrem Recht beharrt, wie zwischen einem Sandfelsen und einem Haufen Sandstaub. Während Sturm und Wogen lange, lange vorüberbrausen, ohne jene Gestalt bedeutend zu verändern, giebt dieser jedem Eindruck nach, der von aussen an ihn gebracht wird. In keinem Lande, Griechenland etwa allein ausgenommen, haben Geld, haben Noth und Gewalt so große Wirkungen hervorgebracht, als in Italien; in keinem Lande hat so oft und so mächtig Weiberschönheit die wichtigsten Verhältnisse bestimmt, als in Italien. Solange Italien sich selbst überlassen war, finden wir einen steten Wechsel der Verfassungen und eine unerschöpfliche Productionskraft neuer Formen des öffentlichen Lebens, eben weil Alles, was auf des Menschen Phantasie oder Reflexion, auf seine Sinnlichkeit oder seinen Eigennutz einwirkt, nirgends in der neuern Zeit eine größere Gewalt hatte, als in Italien. Welches Land ausser Italien kann ein Beispiel aufstellen, daß Wichtigkeit eines Hauses für Geldverhältnisse demselben die Stellung eines souveränen Fürstenhauses erworben hat? Die Mediceer waren, bevor sie zu fürstlichem Ansehn gelangten, nur Banquiers: Nichts führte den alten Cosmo aus seiner Verbannung zurück und stellte ihn doppelt so hoch als früher, Nichts erwarb ihm in Venedig jene schon beinahe fürstliche Auszeichnung, als weil seine Abwesenheit in Florenz drückend in allen Geldgeschäften gefühlt ward, und sich mit den Bestrebungen seiner Freunde eine höhere Macht, das Bedürfniß eines weitern und dadurch einflußreichern Kreises, zu seiner Zurückberufung alliirte. Nichts stellte den erlauchten Lorenzo so in den Mittelpunct aller italienischen Verhältnisse, Nichts machte ihn also auch seinen Mitbürgern unentbehrlicher, als weil er am großartigsten die Geldverhältnisse aller damaligen gebildeten Staaten übersah und zum Theil leitete. Und wo ist das Land außer Italien, wo Weiberschönheit, ich will nicht

sagen Kriege entzündete, sondern ganz allein entschied; wo Weiber durch den Genuß, den ihr Körper hoffen ließ, regierten und längere Zeit nicht bloß über weltliche, sondern sogar in geistlichen Verhältnissen dominirten.

Weil in Italien der Einzelne sich als solcher freier, isolirter fühlt, haben hier die persönlichen Leidenschaften und persönlichen Interessen zu allen Zeiten ein schwereres Moment in allen, auch den öffentlichen Angelegenheiten gebildet, als irgendwo sonst in dem modernen Europa. Es folgt daraus, daß, wer die liebenswürdigen und beneidenswerthen Eigenschaften des italienischen Volkes kennen lernen will, dieses Volk nicht in seinem Familien=, auch nicht in seinem Staatsleben, überhaupt nicht da aufsuchen darf, wo der Einzelne seine Individualität unterordnen soll, sondern da, wo die geistige Fülle des einzelnen Menschen reich und glänzend sich entwickeln kann, im Gebiete der Kunst.

Wer überhaupt von der Geschichte einer ihm fremden Nation etwas mehr kennen lernen will, als Namen und Jahrzahlen, muß darauf gefasst sein, für einzelne Interessen, die er bei seiner Nation verfolgen kann, bei jener nicht den mindesten Sinn zu finden; und will er nicht eine krankhafte und trübe Ansicht gewinnen, so bleibt ihm dann Nichts übrig, als auch auf die Richtungen des fremden Volks mit Liebe einzugehn, für welche das Leben im Vaterlande weniger Sinn in ihm zu wecken und zu nähren geeignet war. Wer wissen will, was Italien der Welt war, der muß Sinn für bildende und redende Künste mitbringen, und er muß durch die Bewunderung jener herrlichen Kraft, die den Italiener so viele ewige Werke hervorbringen ließ, selbst sich die Fähigkeit erwerben, ihn auch da geistig anzuerkennen, wo sich derselbe zu anderem Thun weniger tüchtig gezeigt hat.

Uns erscheint die Kunst gar zu leicht als Nebenwerk, als eine Art Zierpflanze, als ein Luxusartikel des Lebens, und wir beurkunden dadurch nur, daß unserer Zeit im Allgemeinen jenes

Vermögen und jenes Bedürfniß verschwunden ist, welches die Kunst ins Dasein rief.

Wie ein Pflanzenkeim, der sich entwickelt, die unvollkommneren Umhüllungen, die eine Zeit lang das allein Sichtbare an ihm waren, absterben lässt, sowie vollkommnere Theile genugsam erstarkt sind, um ihrer nicht mehr zu bedürfen: so hat der Mensch im Verlauf der Geschichte gewisse Perioden vorzugsweise gewissen Richtungen gewidmet, die dann, nachdem sie durchlaufen waren, eben dadurch, daß sie, die früher von unendlicher Wichtigkeit waren, weil ihr Ende und ihre Schranken unbekannt waren, jetzt nicht mehr als allem geistigen Leben Bewegung und Bedeutung verleihend, sondern selbst als eine einzelne Bewegung erschienen, nicht mehr das Streben der Zeit, das höchste Interesse des Geistes ausmachen konnten. Das sicherste Kennzeichen, daß eine Tendenz in einer Zeit auf die angegebene Weise dominirt, daß man von ihrer Verfolgung die Befriedigung der höchsten Wünsche des Geistes erwartet, ist ihre innige Verknüpfung mit der Religion. Zugleich aber ist dies ein Beweis, daß die Tendenz nach ihren letzten Resultaten noch dunkel ist. Gott ist überall zu finden, und wer das Göttliche vorzugsweise auf Einem Wege glaubt suchen und darstellen zu müssen, zeigt dadurch nur, daß er diesen Einen Weg noch nicht als einen einzelnen, beschränkten erkannt hat, daß er ihn nicht in seinem vollen Umfange übersieht.

Es ist also das erste Erscheinen einer Richtung als höchstes Interesse der Zeit ein Zeichen, daß der Mensch in dieser Hinsicht noch geistig gebunden, noch unwissend ist, daß er aber ein Bewußtsein über seine Unwissenheit gewonnen hat, daß sie ihn drückt und er deshalb Anstrengungen macht, auf dieser Bahn fortschreitend, das Ziel, zu dem dieselbe führt, kennen zu lernen. So lange auf derselben noch eine große Strecke in Dunkel gehüllt vorliegt, tritt zugleich der Reiz einer gewissen Sehnsucht, die dieses Dunkel mit dem Höchsten, über welches die Phantasie gebietet, erfüllt, ein, und so gehen äussere Ungeschicklichkeit und

jene gebundene Religiosität, die Andacht, gleichen Schritt. Nur während solcher geistigen Zustände vermögen Bilder, wie das alte Crucifix in Santa Maria Novella zu Florenz, eine ganze Stadt nicht bloß in Bewegung, sondern sogar dahin zu bringen, daß die Vollendung des Gemäldes in allem Ernst als eines der größten Zeitereignisse angesehen wird. Wie die äussere Ungeschicklichkeit allmälig abnimmt, der Mensch freier über das Material, in welchem er das, was ihn geistig beschäftigt, darstellen will, gebietet, wird auch das religiöse Bewusstsein ein freieres, und die Vollendung der Kunst ist zugleich eine Befreiung für den Gedanken. Dies ist es, was den Gebildeten auszeichnen soll in jeder Beziehung, daß er das allgemeine Bedeutung Enthaltende seinem Auge nicht durch verhüllende Namen entrücken lasse. Die großen italienischen Künstler haben eben so viel gethan für die geistige Befreiung und Entwickelung der Welt, als die deutschen Reformatoren: denn so lange jene alten, düstern, strengen Heiligen- und Gottesbilder noch die Herzen der Gläubigen fesseln konnten, solange in der Kunst die äussere Ungeschicklichkeit noch nicht überwunden war, war darin ein Zeichen gegeben, daß der Geist selbst noch in einer engen Beschränkung, in drückender Gebundenheit beharrte. Die Freiheit in der Kunst entwickelte sich mit der Freiheit des Gedankens in gleichem Maße, und beider Entwickelung war gegenseitig bedingt. Erst als man an der Kunst wieder ein freies Wohlgefallen fand, war man auch wieder fähig, die Classiker der alten Welt aufzunehmen, sich an ihnen zu erfreuen und in ihrem Sinne weiter zu arbeiten; und ohne die Aufnahme der alten classischen Literatur wäre die Reformation nie etwas Anderes, als ein kirchliches Schisma geworden, wie das der Hussiten war. Als sich das Interesse jedes freieren Strebens des Geistes mit der Reformation verbinden konnte und verband, ward sie ein Panier für Alles, was sich geistig seit jener Zeit ausgezeichnet hat. Die Beziehung der Kunst und Wissenschaft zu der Religion war also in der damaligen Zeit keineswegs, wie sich manche

Protestanten vorstellen mögen, eine künstliche; sondern ein unzerreißbares Band umschlang und verband beide, und nur gleichen Schrittes konnten sie der Befreiung entgegengehen.

Bis zur Reformation gingen Teutschland und Italien, diese früher so innig verschwisterten Länder, diesen gleichen Schritt, sich stets ergänzend und vielseitig freundlich berührend. Seitdem sind sie auseinandergegangen. Italien hatte die Welt der Kunst in ihrem ganzen Umfang zu seinem Interesse gemacht; in Teutschland blieb das Interesse des Gedankens das Höchste; Italien verschmähte später die Freiheit teutscher Wissenschaft, Teutschland Italiens Kunst, und während Teutschlands Wissenschaft dadurch zu einem nüchternen, hohlen, von Lebenskraft entblößten Gemächt des gemeinen Verstandes zu werden drohte, ist Italiens Kunst zu einem frivolen Spiel geworden, welches geistigen Ekel erregt und eine Flucht der Religion vor der Kunst erzeugt, wobei die Letztere ganz zu sinnlicher Ergötzung bestimmt, langweilig und leer zugleich wird.

Wenn dies aber jetzt auch der Fall ist, wo Italien unter die verknöcherte Form der Hierarchie gedrückt, politisch durch fremde Interessen bestimmt und auf diese Weise zurückgehalten ist von der lebendigen Theilnahme an dem, was die Zeit verlangt, so ruft doch die ganze Geschichte und jeder Schritt breit italienischen Landes uns zu, daß, wenn in den politischen Verhältnissen in Italien das Land es war und seine Beschaffenheit, welche fast überall die Motive der Gestaltungen hergab, und also die Natur hier den Menschen besiegte, im Gegentheil in der Kunst der Mensch sich als Sieger der Natur zeigte, und daß er sich aus diesem ganzen Lande Ein großes Denkmal seiner geistigen Herrlichkeit geschaffen hat.

Daß dies möglich werden konnte, dazu reichte es nicht hin, daß das italienische Volk eine Reihe hochbegabter Künstlernaturen hervorbrachte; es musste auch in jedem Individuum dieser Nation eine gewisse Genußfähigkeit, die Fähigkeit vorhanden sein, das Schöne zu erkennen und zu achten; denn nie

wird ein ausgezeichnetes Werk vollbracht werden, wenn nicht ein großer Kreis sich danach sehnt und an seiner Vollbringung Theil nimmt. In einem Volke kann aber jene Genußfähigkeit, jener Sinn, das Geistige in der sinnlichen Gestalt zu fassen, jener Sinn für das Schöne nie stattfinden, wenn ganze Classen desselben durch rohe Arbeit sinnlich abgestumpft und selbst aller graciösen Haltung beraubt werden. Die Muße ist die Mutter der Künste.

In Italien hat diese Mutter so fruchtbar sich gezeigt, daß selbst der gewöhnliche Acker mit seinen Baumreihen, seinen Rohrbüschen und Weinguirlanden, daß selbst das gewöhnliche Gehöft des Bauern mit seinen offnen, wie auf Säulen ruhenden Vorrathsgebäuden, mit den Häusern, die das schöne flache Dach bedeckt, daß selbst die Kleidung der gemeinsten Frau vom Lande mit ihren fast überall geschmackvoll zusammengestellten Farben und mit dem einfach und zierlich geordneten Haar noch als Beweis eines der ganzen Nation eigenthümlichen Schönheitssinnes angeführt werden kann. Doch wer beschreibt die Herrlichkeit einer Aussicht über jene Kunststadt Toscana's und der Welt, über Florenz, und den Garten ihrer Umgebung? Wer malt die äusserste Begrenzung derselben von da an, wo Fiesole mit seinen freundlichen Thürmen herüberwinkt, bis wo die blauen Buckel der Luccheserberge auf dem goldnen Hintergrund des westlichen Abendhimmels sich erheben; wie hier Alles, Alles die Spuren mehrtausendjähriger Arbeit geistvoller Menschen an sich trägt? Wie eine Wasserlilie hervorragt über den Spiegel des Sees, so ruht auf diesem reizenden Boden das reizendere Florenz mit seinen ewigen Werken, mit seinem unerschöpflichen Reichthum. Von dem kühnen, luftigen Thurme des Palastes, der wie ein schlanker Mast emporsteigt, bis zu Brunelleschis Wundergebäu, der herrlichen Kuppel der Kathedrale; von dem alten Hause der Spini bis zu dem großartigsten Palast, den die Welt gesehen, dem Hause der Pitti; von dem Garten des Franciscanerklosters bis zu den wunderwürdigen Anlagen der

Cascinen ist Alles unvergleichlich herrlich und voll Grazie; jede Straße von Florenz ist eine Welt für die Kunst; die Mauern von Florenz sind der Kelch, der die schönste Blume menschlichen Geistes umschließt.

Und dies ist nur der reichste Edelstein in dem Diadem, womit das italienische Volk die Erde geschmückt hat. Und wenn auch kein anderer ihm ganz an die Seite gesetzt werden kann, verschwindet doch fast sein Glanz unter der Menge der ihn umgebenden, die alle in eigenthümlicher Herrlichkeit leuchten. Man muß sehr armseligen Geistes oder sehr schwächlichen Gemüths sein, um sich durch irgend ein Ungemach abhalten zu lassen, Italien in seiner Hoheit, und die Italiener, wie sie der Geschichte angehören, in ihrer Tüchtigkeit und Eigenthümlichkeit anzuerkennen.

II. Der Staat.

(1835.)

Wenn in der Gestaltung der geistigen und körperlichen Befähigung der Völker die Natur, das natürliche Moment der Abstammung, vorzugsweise als waltend betrachtet werden muß, so tritt doch in dem Augenblick, wo dies Naturmoment wirkliche Verhältnisse entwickelt, bis auf einen gewissen Grad auch das verständige Denken ins Spiel, denn wo auch nur zwei Menschen in Frieden mit einander leben, ist es doch immer nöthig, daß zwischen ihnen eine Verständigung statt finde. Diese kann die roheste von der Welt sein; sie kann blos dies enthalten, daß der eine dem andern zum Bewußtsein bringt, er habe Krieg zu erwarten, wenn er sich nicht füge, oder es kann blos die von der einen oder anderen Seite mit Bewußtsein erfaßte und mit Energie behauptete Gewohnheit der Familie sein, dem Hausvater zu gehorchen; — immer wird doch etwas als Regel des Verhältnisses, als das Recht desselben entwickelt, was Gegenstand

des Bewußtseins — wenn auch lange noch nicht des über diesem Bewußtsein wieder stehenden reflectirenden Denkens wird.

Dabei muß bemerkt werden, daß nie der Inhalt des ganzen Verhältnisses, wovon hier die Rede ist, formelles Recht werden kann, denn das Verhältniß selbst ist ein lebendig sich umgestaltendes, wie jeder ihm und jedem in demselben stehenden Menschen einwohnende Geist. Das Verhältniß auch nur zweier Menschen ist in jeder Stunde ein etwas verschiedenes; jenes zum Bewußtsein gebrachte Recht des Verhältnisses aber bleibt unverändert bis zu neuer Verständigung, und eben das, was die Glieder einer unabhängigen menschlichen Gesellschaft wissen als das für sie geltende Recht, eben dies bildet ihren Staat. Der Staat ist somit das objectiv feststehende Verhältniß menschlicher Gesellschaft, und in seinem Rechte tritt der Staat dem durch Zufälligkeiten bestimmten subjectiven Bewußtsein der Einzelnen, sein Verhältniß bildenden, tritt er deren subjectiven Wünschen und Handlungen als die höhere, geistige Macht, als eine Schranke entgegen.

Man darf dies nicht so verstehen, als wären die Menschen zu irgend einer Zeit einmal darüber von vorn herein übereingekommen, daß eine solche Schranke und wie sie sein solle. Ebensowenig wie man irgend einmal eine Berathung angestellt hat, ob man eine Sprache haben wolle oder nicht, ob man wirklich essen und schlafen wolle, oder ob es nicht etwa besser sei, dergleichen nicht zu thun: ebensowenig sind zu Anfange menschlicher Dinge Berathungen gehalten worden, ob die Menschen eine solche Schranke, ein Recht, einen Staat haben wollten oder nicht, denn um die Berathung über die Einführung des Staates nur halten zu können, bedurfte es ja schon eines wirklichen Staates unter den Menschen, gerade wie die Sprache schon vorhanden sein müßte, wenn man über ihre Einführung sprechen wollte. Alles gesellschaftliche Leben der Menschen fängt mit dem Staate, mit dem Rechte an, so wie alle Verständigung mit der Sprache. Später erst, erst in einer

Zeit, wo willkührliche Reflexion mit dem Menschen ihr Spiel treibt; wo die ursprünglichen Kräfte seiner Natur ihre Gewalt verloren haben; erst dann können die Menschen auch in Beziehung auf den Staat eine Art Wahl haben; erst dann können sie auf den Gedanken kommen, es hänge von ihrer Willkühr ab, einen solchen oder solchen Staat zu haben, wie sie dann etwa zu ihrem gewöhnlichen Gebrauche die französische oder die englische oder irgend eine andere Sprache wählten. Auch da aber würde man sehr irren, wenn man glaubte, es träte eine Möglichkeit großer Willkühr ein, vielmehr ist der Raum der Willkühr selbst in diesem späteren Fall gering, und wird beschränkt einerseits durch die bornirte Natur der Individuen: denn gesetzt, die deutsche Nation wollte von einem gewissen Zeitpunct an ganz das französische Recht und den französischen Staat für sich gelten lassen, so würde doch eine ganz andere politische Existenz für einen Deutschen daraus folgen, als welche ein Franzose hat. Andererseits wird die Willkühr beschränkt durch die Natur des Staates, durch die Natur des Rechtes. Der Staat bildet ein geistiges Ganzes, was gleich dem Geiste des Einzelnen sein ihm einwohnendes Gesetz hat, und alle Versuche des Wahnsinnes, etwas rein willkührliches, was an die Stelle des wahren Staates treten sollte, zu construiren, etwas, was den Gesetzen der inneren Gestaltung des Staates gleichwohl Hohn spricht — alle solche Versuche fallen in sich zusammen. Die Natur des Staates überhaupt also ist eine ebenso feste Schranke menschlicher Willkühr als die Natur der Individuen, und eben hierin tritt die wahrhaft göttliche Macht und Erhabenheit des Staates vor Augen, daß die Bemühung der Individuen, ihn zu verunstalten, nie sein innerstes Wesen treffen können, daß er verschwindet und unter den Händen sich auflöst, so wie eine frevelhafte Hand an dieses Innerste tastet.

Zwischen den beiden Grenzlinien, welche die Natur der Individuen und die Natur des Staates selbst der menschlichen Willkühr in Beziehung auf den letzteren vorschreiben, liegt ein

freier Raum für diejenigen, welche durch das Schicksal mit dem Natürlich-erwachsenen und Historisch-hergebrachten verfeindet, sich reflectirend gegen dasselbe wenden, und im Gegensatz davon einen neuen Staat construiren wollen, ja! in viellen Fällen sind die Menschen dazu gezwungen, neue Verhältnisse gewissermaßen aus sich heraus zu gebären.

Man denke sich ein Volk, was durch Kriege bedroht in diesen doch Sieger bleibt über alle seine Nachbarn, und sich eine Reihe von Völkern der verschiedensten Eigenthümlichkeiten unterwirft; dies kann den unterworfenen Völkern deren alte Verhältnisse nicht ungekränkt lassen; es kann aber auch nur sehr selten, und nur bei ohnehin statt findender geistiger Verwandtschaft und Bildungsähnlichkeit die eigenen Verhältnisse auf dieselben übertragen. Für diesen neuen, durch Eroberung gegründeten Staat muß also eine Regel gefunden werden, welche so allgemeinen Inhalts ist, daß sie für alle paßt — der neue Staat kann nun nicht mehr den Charakter tragen, aus der geistigen Innigkeit eines Volkes erwachsen zu sein, sondern vielmehr den, frei zu sein von aller Innigkeit und Innerlichkeit. Das Verhältniß der Individuen, welche einen solchen Staat bilden, ist eben dies, innerlich nicht an einander geknüpft, sondern blos äußerlich, bloß mechanisch verbunden zu sein. Ein mechanischer Staat dieser Art ist das türkische Reich. Türken, Griechen, Albaneser, Servier u. s. w. sind ihrer Innerlichkeit, ihrem Volkscharakter nach gänzlich verschiedene Wesen; ihr Zusammengehören in einem Staate kann sich also auch gar nicht auf ein inneres, organisches Band basiren, sondern es ist ein äußeres, und alle Verhältnisse, die mit diesem Zusammengehören in Verbindung stehen, sind ebenfalls blos äußerlich dargestellte, mechanisch geordnete. Das organische Leben rettet sich dabei in die Kreise, die durch Zufall oder Schonung oder Mangel an Uebersicht der Gründer dieses Staates den einzelnen in dem Staate verbundenen Völkern geblieben sind, also namentlich in die kirchlichen, und etwa häuslichen. In solchen unbeachteteren, organischem Leben

anheimgestellten Kreisen bilden sich oft die festesten Grundlagen künftiger neuer Staaten mitten in mechanischer Umgebung aus, so in dem Tempel- und Gerichtswesen der Israeliten unter persischer und seleucidischer Hoheit, bis die Makkabäer dem neuen Staate seine Unabhängigkeit erkämpften; so in dem Kirchenwesen der Neugriechen, deren neuer Staat bei feinerer Berücksichtigung seiner Lebensbedingungen durchaus ein geistliches Fürstenthum hätte werden müssen. — Es kann übrigens ein mechanischer Staat auch noch auf mannichfaltige andere Weise erzeugt werden, als durch das Zusammenwerfen heterogener Volksnaturen. Bei der natürlichen, ungetrübten Entwickelung jedes Volkes gewinnen auch alle durch die Natur gegebenen Motive des Lebens eine feste, politische Form; also z. B. ein Volk, welches vorzugsweise auf Landbau gewiesen ist, wird auch die Verhältnisse, die beim ländlichen Leben als unverwüstlich und durch die Natur gegeben zu betrachten sind, scharf entwickeln, nämlich die Verhältnisse adeliger Freiheit und bäuerlicher Hörigkeit — wie es etwa in Polen der Fall war — ein anderes Volk, welches vorzüglich auf den Handel gewiesen ist, wird die bürgerlichen Genossenschaften, Kaufmannsgilden, Handwerkerinnungen, städtische Gemeinden u. s. w. entwickeln, wie dies früher in den vereinigten Niederlanden der Fall war. Es kann aber auch ein und dasselbe Volk zu verschiedenen Zeiten verschiedene Motive des Lebens von der Natur der Verhältnisse zugetheilt erhalten haben, wie z. B. das deutsche Volk, bei welchem wir in der ältesten Zeit den Landbau und das Waffenhandwerk als äußere Basis aller Lebensverhältnisse finden, bei welchem dann aber später das Handels- und Städteleben so große Wichtigkeit erhielt. Hier hatten sich die mannichfaltigsten Formen des Volkslebens in bäuerlichen, adeligen, bürgerlichen Vereinen organisch gebildet, alles im engsten Zusammenwirken und Zusammenleben. Wird nun ein Staat, der sich in einen so mannichfaltigen, lebendigen Organismus einschließt, von äußerlich überlegenen Feinden angegriffen, so ist die Concentration

seiner ganzen Kraft nothwendig, und diese Concentration kann gehemmt werden durch die einander feindlich begegnenden, besonderen Interessen der einzelnen Organe. Jeder Stand, jede Stadt will vielleicht bei den zu bringenden Opfern weniger leiden, und es kann dadurch in dem ganzen Volke, oder doch in dem mächtigsten Theile desselben die Ueberzeugung erweckt werden: es sei besser, dies natürlich erwachsene, organische Leben im Einzelnen zu zertrümmern, als das Ganze untergehen oder wenigstens verkümmern zu lassen. So ist Dänemark schon im 17ten Jahrhundert ein mechanischer Staat geworden; so Frankreich sofort im ersten Jahre der Revolution.

Nur selten ist ein Staat in der Lage, mit einer aus Reflexion hervorgegangenen mechanischen Ordnung beginnen zu müssen, weil er seiner Natur nach keine organische, in natürliche Anfänge zurückweisende Ordnung gewinnen kann; wie dies bei den Ver. Staaten von Nordamerika der Fall war. In Nordamerika sollte ein Staat gegründet werden, der es sich von vorn herein zum Grundsatz machte, solche politische Gliederungen, welche durch natürliche Motive gegeben werden, nicht in sich aufzunehmen.

Es ist von der äußersten Wichtigkeit, diesen Unterschied des Vorwaltens organischen oder mechanischen Charakters in einem Staatsleben durch die ganze Geschichte hindurch festzuhalten, denn je nachdem das eine oder das andere der Fall ist, leistet dieselbe Volksnatur ganz anderes. In einem Staate, der die Interessen der besonderen Kreise nur anerkennt, in wie fern sie sich einer unabhängig von ihnen gegebenen Regel fügen, in einem mechanischen Staate mit einem Worte, wird alles das, was durch Concentration sinnlicher Kräfte oder der Kräfte reflectirenden Verstandes gedeihen kann, vorzugsweise gedeihen; also: militärische Ordnung; fabrikmäßige Thätigkeit; diejenigen Wissenschaften, bei denen es vorzugsweise auf scharfe Beobachtung des Factischen oder auf Consequenz des Denkens ankommt, wie Mathematik und die Naturwissenschaften; ferner: strenge

Administration u. s. w. Dagegen alle geistigen Thätigkeiten, die in der Innigkeit des Lebens wurzeln, alles eigentlich geniale Walten des Einzelnen; die Kunst; die höheren Wissenschaften, die Poesie und Beredtsamkeit; schöne, innige Geselligkeit; geistiges Aneinanderhalten — alles das wird vorzugsweise Eigenthum organisch = gegliederter Staaten bleiben. Der Charakter des mechanischen Staates ist Civilisation; der Charakter des organischen Staates ist wahre Cultur. Die Macht des mechanischen Staates besteht in sinnlichen und Verstandeskräften: Geld, Gewalt, Sinnlichkeit, ordnende Thätigkeit. Die Macht des organischen Staates besteht darin, daß die Individuen, die ihm angehören, mit all' ihrem Interesse ihm verwachsen sind; es sind die Kräfte des Gemüthes im edelsten Sinne des Wortes, die diesen Staat bauen und erhalten, und er kann gestürzt werden nur durch absolute, äußere Uebermacht, oder durch eine Verflachung eben der Kräfte des Gemüthes, durch ein Hingeben des Volkes an rein äußerliche Interessen. Als die Macht des mechanisch aufgebauten, mechanisch zusammengehaltenen Perserreiches auf Griechenland stürzte, blieb Hellas ungebrochen; — als aber die Tugenden, die sich in der Hellenen organischem Leben entwickelt hatten, wichen, und Feilheit und Eigennutz an ihre Stelle traten, fügte sich ihr Land successiv unter alle mechanische Joche, die ihm gebracht wurden.

Tholuck.

Das in Gott verborgene Leben.

(Bruchstück einer Predigt; am Todtenfeste 1834.)

Lasset uns den geheimnißvollen Strom des in Gott verborgenen Lebens des Menschen bis zu jenem ersten Quellpunkte verfolgen, wo er so leise fließt, daß er schon da ist, ehe der Mensch selbst es merkt. „Gott hat gemacht — sagt der Apostel — daß von Einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, und hat Ziel gesetzt und zuvor versehen, wie lange und wie weit sie wohnen sollen, daß sie den Herrn suchen sollten, ob sie ihn fühlen oder finden möchten, und zwar ist er nicht fern von einem Jeglichen unter uns; denn in ihm leben, weben und sind wir." Sehet da die geheimnißvolle Stelle, wo der Born der Ewigkeit in die Zeit hineinfließt. Als der Ewige in den neugeschaffenen Erdensohn seinen Odem hineinblies, und zu ihm sprach: du bist mein Bild! da entstand das Geheimniß der Menschennatur, in welchem, wie in einem verschlungenen Namenszuge, die Ewigkeit sich mit der Zeit vermählt hat. Gott ist allen Menschen nahe, denn „sie leben, weben und sind in ihm." Von den Heiden sagt derselbe Apostel im Briefe an die Römer, daß „eine göttliche Wahrheit in sie hineingeboren ist, die sie in Ungerechtigkeit aufhalten," d. i. nicht zu Worte kommen lassen, daß sie „von Natur das Gesetz Gottes wissen, daß auf die Sünde der Tod folgt!" (Röm. 1, 31.) „Es giebt ein Licht, wie Johannes uns sagt, was jeden Menschen erleuchtet,

der in diese Welt kommt." Und in diesem Lichte, in dieser von Gott in uns hineingebornen Wahrheit zu leben, das, meine Freunde, ist das verborgene Leben, es ist das in Gott verborgene Leben, denn kein anderer als Er, aus dem es hervorquillt, weiß um seinen verborgenen Wellenschlag — Er ist es, in dem es gelebt wird. Soll ich nun den Schleier von eurer Brust heben, soll ich sie euch deuten die vielleicht von euch selbst noch unverstandenen Anfänge jenes Lebens in Gott, so laßt mich zuerst euch hinweisen auf jene Augenblicke, die wohl in dem Leben Keines von euch gefehlt haben, wo ihr nach Etwas verlangt habt, das die ganze Welt euch nicht bieten konnte. Denn wenn über die Welt hinaus kein anderes Gut ist als Gott, so hat eure Seele sich damals nach Gott gesehnt — es sind die Anfänge gewesen eines verborgenen Lebens in Gott. O daß nur der Mensch in solchen Augenblicken sich selbst verstände, o daß ein liebendes Freundeswort der Dollmetscher würde für jene geheimnißvolle Gottessprache, denn für wie viele spricht Gott, ohne daß sie es ahnen. Laßt mich euch den göttlichen Ruf nachweisen in den Momenten, die euch wohl allen bekannt sind. Ein feierlicher Sternenhimmel, die Höhen der freien Berge, ein stiller Sommermorgen mit dem fernen Ruf der Glocke, die zur Anbetung ladet — wo wäre ein noch so tief in der Welt versunkenes Herz, in dem nicht dann und wann dabei eine Sehnsucht aufgegangen wäre, eine Sehnsucht, die du bald eine Sehnsucht nach einem unbekannten Etwas, bald eine Sehnsucht nach Gott, bald eine Sehnsucht nach einer Ruhe nanntest, welche die Welt nicht geben kann. Ob dir's auch selber nicht bewußt ist, du sehntest dich damals wahrhaftig nach Gott. Du legst die glühende Wange an den Busen des Freundes, du stützest das müde Haupt an die Brust der Gattin, du läßt alle Güter des Lebens an dir vorübergehen, und fühlst dich so arm! „Gott hat den Menschen geschaffen zu ihm, darum findet das Menschenherz keine Ruhe, als bis es ruhet in ihm." Mitten im Geräusch der Gesellschaft ergreift einen Andern jene

Sehnsucht; die rauschende Musik schweigt einen Augenblick — ein Augenblick und alles um dich und hinter dir däucht dir ein langer Traum und alle Menschen Träumende — o wehe dir, der du den Augenblick nicht festhältst, und dich wieder hineinstürzest in die Woge, bis sie über deinem Haupte zusammenschlägt! So beginnt, ein einzelner Blitz, das verborgene Leben des Menschen; Christus nennt diese innern Flammen die Züge vom Vater, und es kommt nun darauf an, ob dieser Anfang einen Fortgang haben soll. Gott hat sich dir genaht, es kommt darauf an, ob du nun ihm wieder nahen willst. (Jak. 4, 8.) Du thust es, das unbekannte Etwas, nach dem du dürstest, drängt dich; du suchst die stillen Stunden, du gehst ihm entgegen, ob es sich dir noch näher enthüllen wolle, dir näher entgegen kommen, du rufst: „Unbekanntes Etwas, nach dem ich die Hände ausstrecke, ohne noch seinen Namen zu wissen, offenbare dich mir und gieb mir Ruhe!" In der Sehnsucht deines Innern greifst du zur Rechten, greifst du zur Linken — endlich, endlich greift deine Hand auch zum Neuen Testamente. Und nun wird Alles anders. Du liesest, und es fallen die Schuppen von deinen Augen. Du wußtest selbst nicht, was deine Unruhe und Sehnsucht eigentlich meinte. Da lernst du es erkennen, daß die Sünde es sei, die dir den Weg zum Lande der Ruhe verschloß, das ahntest du nicht. An Sünde dachtest du überhaupt nicht. Nun siehst du diese Scheidewand. Nun sehnest du dich aber auch nicht mehr nach einem unbekannten Etwas — nun weißt du, was dir fehlt; du sehnest dich nach dem reinen Herzen, ohne welches man Gott nicht schauen kann. Und das, das, meine Freunde, ist der Anfang im verborgenen Leben, der wahrhaftig einen Fortgang hat. christliche Gemeinde, wir stehen jetzt in einer wichtigen Periode des Reiches Gottes, in einer Zeit großer Sehnsucht. O wie viele von Sehnsucht zerrissene Herzen mag es auch in dieser Versammlung geben! Doch wie viele auch zugleich, denen in diesem Sehnen ein Jahr um's andere vergangen ist, und das

Suchen hat kein Finden werden wollen. **Könntet**, dürftet ihr vortreten vor die Gemeinde Gottes, ihr zerrissenen Herzen, und dürftet ihr eurem Schmerze Worte geben — wie hör' ich euch jammernd rufen: „Ach, daß das verborgene Leben, von dem du sprichst, bei mir nur zerrissene Blitze sind, nach denen die Nacht desto schauerlicher wird, und ein Morgen will nimmer tagen!“ Freunde! So lange eure Sehnsucht noch die nach einem unbekannten Etwas ist, da könnet ihr freilich nicht finden. Das war es ja eben, was ich euch sagte. An das bestimmte Wort der Schrift muß sie sich anknüpfen; die Gottheit, welche für euch noch keinen Namen hatte, muß eine Gestalt vor euch bekommen; ihr müßt den Heiligen erkennen, der da sagt: „Ich bin heilig, und ihr sollt heilig seyn!“ ihr müßt aus der Schrift lernen, was die Scheidewand ist vom Lande der Ruhe, und alles euer Gebet muß in das Eine sich auflösen: „Mein Gott, schaff' in mir ein reines Herz!“ Ein solcher Anfang, Brüder, hat wahrhaftig einen Fortgang.

Es ist wahr, meine Andächtigen, in dieser Frühlingszeit des Reiches Gottes, in der wir leben, schlagen viele Bäume aus, von denen es zweifelhaft ist, ob je der Herbst ihre Blüthen in Früchte verwandeln werde. Zahlreich sind unter Männern und Frauen, und insbesondere auch unter euch, ihr Jünger der Wissenschaft, diejenigen, bei denen ein gewisser Sinn für die unsichtbare Welt erwacht ist, eine Sehnsucht nach einem namenlosen Etwas, aber mit diesem Sinne und dieser Sehnsucht seid ihr nun hingegangen von einem Jahre zum andern, und die zerrissenen Bausteine haben sich nicht zusammenfügen wollen zu einem Tempel Gottes. Das macht, daß jene eure Sehnsucht noch keinen sittlichen und heiligen Charakter hat, daß es ein unbestimmtes Hangen und Schweben, ein dunkles, dichterisches Träumen ist. Soll ich in den Worten eines Dichters die Natur eures Sehnens aussprechen?

„Wo faß' ich dich unendliche Natur?
Euch Brüste wo? Ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt,
Dahin die welke Brust sich drängt —
Ihr quellt, ihr drängt, und schmacht' ich so vergebens?

Das ist nicht eine einzelne Stimme, das ist die Stimme Vieler unseres Geschlechts. Und so lange das verborgene Leben in Gott nur diesen Charakter hat, so fehlt ihm auch die fortgehende Geschichte des innern Menschen. Diese beginnt eigentlich erst damit, wenn jene Sehnsucht nach Ruhe eine Sehnsucht nach einem reinen Herzen geworden ist. Eine solche Sehnsucht nach einem reinen Herzen flattert nämlich nicht mehr in's Unbestimmte hinaus, sondern schließt sich unmittelbar an die Person des Erlösers an, und eben darin liegt der Grund, daß ein solcher Anfang des verborgenen Lebens auch seinen Fortgang hat. Ist jene unbestimmte Sehnsucht eine Sehnsucht nach einem reinen Herzen geworden, so gehen alle Gedanken auf den Erlöser als ihren Mittelpunkt hin. Sein heiliges Opfer wird der Trost, wenn das Gewissen uns anklagt; die Gemeinschaft mit ihm durch den Glauben wird die Quelle der Lebenskraft; sein heiliges Bild wird Vorbild. Darum heißt denn auch das verborgene Leben selbst in den Worten des Apostels Christus, „wenn Christus, euer Leben — heißt es — wird offenbar werden." Von dem an, wo dieses eintritt, besteht das verborgene Leben nicht bloß in vereinzelten Augenblicken, in zerrissenen Blitzen, es wird eine zusammenhängende, fortgehende Reihe innerer Erfahrungen — nach der langen Nacht bricht der Morgen an. Während vorher die ganze Reihe der äußern Begebenheiten des Lebens losgelöst von deinem innern Leben an dir vorüberging, bringst du nun zu allem deinem Thun und Treiben die Beziehung auf den Erlöser mit, so daß jedes Wort und jede That des vor der Welt offenbaren Lebens des Christen mit einem innern Worte und einer innern That des verborgenen Lebens in Gott zusammenhängt. Während du vorher, unmittel-

bar nachdem der Blitz vom Himmel her dich durchzuckt hatte, dich wieder im Schlamme der Erde wohlfühlen konntest, kommt nun Einheit in dein Leben. Freilich kommen auch noch Zeiten, wo der Zusammenhang dieses innern Lebens uns gestört erscheint, wo es uns vorkommt, als wäre es erloschen. Wie der Wanderer auf hohem Felsenrande tief unten unter dem Gestein kaum vernehmbar leise den kleinen Bach rauschen hört, so vernimmt auch der Gläubige zuweilen nur leise, daß der Strom seines innern Lebens fortfließt — doch steht er nicht mehr still. Das ist das tiefe Wort unsers Luthers, daß der Glaube bei dem wiedergebornen Christen gleich dem Pulsschlage des Blutes selbst in der Nacht nicht stille steht. Ueber sein eignes Gnadenwerk in unserer Seele hält der Herr zuweilen den Schatten seiner Hand, daß wir es nicht sehen können, um im Glauben uns zu prüfen, und in der Demuth uns zu erhalten. Da nun aber, nachdem der Mensch seinen wahren Schaden erkannt hat, das Verlangen nach dem reinen Herzen nicht mehr aufhören kann, so wird das Christenherz auch fortwährend nach seinem Herrn hingedrängt; denn Bedürfniß nach Erlösung kann nimmer aufhören, und eben damit kann denn auch der innere Strom nie völlig abbrechen. Ja nicht nur hört der Strom des verborgenen Lebens nicht auf zu rinnen, sondern er nimmt zu. Zwar haben gläubige Christen darüber verschieden gedacht, aber gewiß, dünkt mich, müssen wir sagen, daß in der Reinigung des Christen von der Zeit an, da er gläubig wurde, wenn auch von einzelnen Stillständen oder wohl gar Rückschritten unterbrochen, doch im Ganzen ein Fortschritt seyn muß bis zu seinem Ende. Mit jedem größeren Zeitabschnitt muß die Lust der Welt uns verächtlicher, die ewige Wahrheit uns heiliger, Gottes Wille uns leichter, der Gedanke an den Tod uns freundlicher werden, dafern wir ächte Christen sind. Was heißt es denn anders, wenn der Apostel auffordert: immerdar zu wachsen, „bis daß wir alle hinankommen zu einerlei Glauben, und ein vollkommner Mann werden nach dem Maaße des vollkommenen Alters Christi?"

Zwar mag uns der Schatten der Hand des Herrn nicht nur, wie ich vorhin sagte, unsere innere Verbindung mit Gott, sondern auch unser Wachsthum darin zuweilen verdecken, aber die, mit welchen wir in der nächsten Beziehung stehen, die müssen es wahrnehmen können zum Preise Gottes, daß an allen Aesten des Baumes unseres Lebens die goldnen Früchte der Gerechtigkeit sich mehren, und wenn auch deren Auge zu schwach seyn sollte, so muß das unsichtbare Gottesauge uns dieses Zeugniß geben können.

Das ist der Fortgang des verborgenen Lebens mit Christo in Gott.

Barthold.

Ueber Naturalisation der Deutschen in der Fremde.

(1835.)

Wie Gewächse, aus ihrem Heimatlande unter einen fremden Himmelsstrich verpflanzt, bis auf gewisse Grundbedingungen ihrer ursprünglichen Beschaffenheit entarten und unter dem Einflusse veränderten Bodens, ungewöhnter Witterung und abweichender Pflege in Formen übergehen, in denen wir früher vorhandene, aber unentwickelte Keime zu einer überraschend verschiedenen Gestaltung herausgebildet sehen; wie ferner die Biologie der Pflanzen ein Gesetz erkennen lehrt, welches, je nachdem ein Gewächs nach dem Norden oder nach dem Süden seiner Heimat verpflanzt wird, in analoger Bildung wiederkehrt; so möchten wir behaupten, daß auch Individuen desselben Volkes, welche Wahl oder Zufall in die Lebensatmosphäre derselben fremden Nationalität führt, von den gleichen Einflüssen auf gleiche Weise angeregt und umgebildet werden, und nach Maßgabe der mitgebrachten Anlagen als durchaus einander ähnliche sittliche Erscheinungen sich kund thun. Diese Wahrnehmung drängt sich uns auf, wenn wir die Schicksale und Erlebnisse der Deutschen im Allgemeinen betrachten, welche in den letzten Jahrhunderten zu unsern Grenznachbaren auswanderten und in der Fremde sich einbürgerten. Sie werden Andere, ihre angeborne Natur treibt wuchernd in anders gestaltete Sprossen, Blätter, Gipfel und Kronen hinaus, je nachdem sie ihr Fuß über die Ardennen und Vogesen, oder über die Düna und den

Dniepr, über die Nordsee und das baltische Meer, oder über die Alpen getragen hat. Gewagt und mehr ein müßiges Spiel des Geistes als ein gegründetes System wäre es, bestimmte Bildungsgesetze bis in die einzelnen Wanderrichtungen verfolgen, und die Aehnlichkeiten aufstellen zu wollen, in welchen die Deutschen unter den verschiedenen Nachbarvölkern sich zusammenfinden. Doch lassen sich zwischen den unmerklichen Uebergängen und Strichen der Culturwindrose, deren Axe Deutschland ist, zwei starre Gegensätze festhalten, deren weltgestaltender Einfluß die deutsche Natur umwandelt und fast verwandelt: der Osten mit seiner Bildungsweise, also Rußland, und der Westen, also Frankreich. Möchten wir, um unsere Lehre vollständiger zu machen, nur andeuten, daß im scandinavischen Norden die eingewanderten Deutschen spurloser uud ohne herausgetretene Eigenthümlichkeit verschwimmen, weil dort bürgerliche, sittliche und wissenschaftliche Verwandtheit sie aufnimmt; und daß im britischen Reiche Geräumigkeit den Deutschen nur für Kunst und untergeordnete Gebiete menschlichen Fleißes sich öffne: so behaupten wir dagegen zuversichtlicher und können es durch die Geschichte belegen, daß Italien seine Ankömmlinge zum Genießen, mit Verflachung des ursprünglichen sittlichen Gepräges, hinreiße; daß Frankreich sie zum Dienen, Gehorchen, und seinen Gesellschaftszwecken zu arbeiten anweise; Rußland dagegen seine Eingebürgerten zu herrschen, zu befehlen, zu schaffen einlade, erziehe und kräftige. In England hat die Eifersucht auf alte Rechte selten oder nie Fremden eine bedeutende Stellung in der Gesellschaft gegönnt; in Dänemark und Schweden bewegen sich seit den Zeiten der Hanse, mehr noch unter den Oldenburgern, den Wasa und dem pfälzischen Stamme, die Deutschen heimisch und ohne Unbequemlichkeit; in Italien sehen wir seit der Völkerwanderung und den Römerzügen die Eingebürgerten rasch dem väterlichen Sinne entartet und allgemein zu einem so verrufenen Zwitterwesen umgewandelt, daß das Sprichwort: „ein italienisirter Deutscher ist ein eingefleischter Teufel,“ aus dem Leben gegriffen wurde. In Frankreich that

seit den Kämpfen der Valois und Habsburger, durch den dreißigjährigen Krieg bis auf die Revolution und das Kaiserreich eine große Zahl Deutscher in Tüchtigkeit und Treue sich kund; kämpften sie für Ideen, denen das Vaterland nicht Raum gab, alle in einem dienstbaren Verhältnisse, wie wenn ein großartiges Staatsbürgerthum dasselbe auflegte; wir erinnern nur an Kellermann, Kleber, Wimpfen, Luckner, Rapp, Ney, den wir als den Unsern betrachten, selbst an den verrufenen Westermann und manche Unholde der Revolution. Seit Peter sein Asien europäisch machte, wie hat das moskowitische Leben in alle Adern das deutsche Blut als ein vornehmeres, veredelndes eingesogen, und dieses Blut dennoch sich abgesondert! Als welche großartige herrische Naturen, der anerzogenen Zahmheit und Unterwürfigkeit zum Trotze, treten alle diese Deutsche auf, in der Heimat gering, zum Theil in Niedrigkeit geboren! Souveraine Feldherren, verschwenderisch mit russischem Blute, die wilde Tapferkeit der Türken beugend und die Feinde besiegend; gebieterische Staatsmänner, welche klugen Geistes das Geschick Europa's in Händen tragen; allgeltende Günstlinge, welche die mächtigsten Herrscher nach Willkühr lenken; Gelehrte, gebietend und schaffend in der Wissenschaft; Künstler und Handwerker, durch Unterricht und Vorbildung überall Großmeister; kurz, überall von Unternehmungsgeist, Ehrsucht, Thatendrang, Liebe zum gefahrvollen Wagniß erfüllt, haschend nach Antheil an Politik mit einem Muth, welcher dem deutschen Vaterlande, zumal in jenem achtzehnten Jahrhunderte, der Zeit allgemeiner Dienstbarkeit und Unterthänigkeit, fremd war. Unerwiesen wäre die Behauptung, daß umsichtig prüfende Wahl der Herrscher die begabtesten Männer im Auslande warb und diejenigen in einen umfassenderen Wirkungskreis stellte, welche auch daheim zu hohen Dingen berufen waren. Fast alle Deutschen, welche in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Rußland wirkten und geboten, sind durch wunderbare Verkettung der Dinge, aus niederm Stande, ohne Ansprüche auf Beförderung, größtentheils mit der bürgerlichen Ordnung zerfallen, unbemerkt

und abenteuerlich nach Rußland gekommen, weil die Heimat ihnen nichts bot oder gar sie ausstieß; sie sind nicht gewählt, sie haben kaum gewählt; sie begünstigten einander nicht als Landsleute; ein jeder schuf sich seine Bahn und errang seines Namens Gedächtniß, wenn auch endend in sibirischer Verbannung. Andrerseits wäre es eine beleidigende Unwahrheit, das überraschende Aufstreben jener Männer damit zu erklären, daß es leicht gewesen sey, geschützt vom Throne, im Genuß hoher Vorrechte, unter einem halbbarbarischen Volke, welches die Alleinherrschaft zu stumpfsinniger Sklaverei herabgewürdigt hatte, vor Unfähigen sich auszuzeichnen und die höchsten Aemter zu erlangen, zumal das Herrscherhaus, voll Argwohn gegen die Altmoskowiten, unter deutschen Dienern sich sicher fühlte.

Leicht im russischen Staat sich aufzuschwingen war es dem Ausländer nur in der ersten Anstrebeperiode Peters bis zur Schlacht von Poltava; späterhin stellte die hohe Bildungsfähigkeit der russischen Natur tüchtiger Bewerber keine geringe Zahl in jede Bahn, sei es die kriegerische oder die bürgerliche; und jeder Ausländer hatte mit Nebenbuhlern zu thun, deren Fähigkeit die seinige oft bedenklich balancirte. Wollen wir demnach gerecht sein, so müssen wir sagen, daß unsere Landsleute in Rußland, um bedeutsam zu werden, eben so viel vom russischen Nationalcharakter, von Rußland aufnehmen mußten, als sie deutsches mit sich brachten; daß das Entgegentreten einer kräftig ausgeprägten Volksthümlichkeit, das Starre und Unbeugsame, das Herrische des Russen, welches doch wieder ein so Geschmeidiges, Gelenkes und Unterthäniges ist, sie kräftigte; daß der nothwendige Gegendruck bisher unversuchte Federkraft in ihrer Seele entwickelte; daß die Eifersucht von Wettkämpfern, denen oft nur Eins, die ausgesprochene Anerkennung zu gleicher Berechtigung fehlte, alle geistigen Fähigkeiten aufbieten hieß; daß der großartige Zuschnitt des politischen Lebens, die riesenhaften Verhältnisse des Reichs, die Fülle ungenutzter Mittel, die Geräumigkeit, Talente, Kenntnisse, Fleiß und Willenskraft aufzuwenden; kurz,

daß das Material der Czarenherrschaft und die Eigenschaften des Russen Wachsthum und geschichtliche Größe der Eingebürgerten unerläßlich bedingten. In dieser Auffassung dürfen die Russen mit Recht einen Ostermann, Münnich, Löwenwolde, Biron, eine Katharina als die Ihren sich aneignen; was jene vollbrachten, thaten sie nicht von einem unbestimmten Boden aus, sondern als Russen. Was wäre nach allgemeiner Berechnung menschlicher Dinge aus dem flüchtigen Gottesgelahrtheit-Beflissenen von Jena, dem armen westfälischen Predigersohne Ostermann, geworden, hätte sein Geschick ihn nach Frankreich geführt; mit seinem schlummernden Talente, welches sich auf Regierungskunst und Politik warf: mit seinem brennenden Ehrgeize hätte er es gewiß nur zu einer untergeordneten Stellung in der Gesellschaft gebracht, indem ein fortgeschrittener Culturzustand, und geschlichtete, und wir möchten sagen, geradlinigte Verhältnisse ihn beschränkten, die anspruchsvolle Abgelebtheit des adligen Königthums unter dem Regenten und Ludwig XV ihm nimmer große Bilder zur Erweckung, große Arbeit zur Uebung, einen Ringplatz für Gebietergedanken gegenübergestellt hätte. Biron, der fürstlichste Emporkömmling der dunkelsten Herkunft, hätte es vielleicht auf einem andern Boden zum einflußreichen Haushofmeister oder geheimen Rath eines kleinen Hofes gebracht, in gefährlicher Beziehung zur schwachen Herrin. Münnich, der oldenburgische Edelmann, im französischen Dienste geblieben, würde als Ingenieur und in der Leitung von Wasserbauten namhaft geworden sein; aber ein französisches Heer gegen die Reichsarmee hätte das Talent eines Feldherrn, der die Türken schreckte, nicht hervorgelockt; und Verhältnisse, wie die zu Versailles, nicht den maßlosen Ehrgeiz, die Herrscherlust entzündet, welche ihn vor allen Zeitgenossen bezeichnet. Aber an der Spitze eines russischen Heeres, in welchem das Leben von Zehntausenden als eine Zahl galt, gegen den Feind auszuziehen; eine so gelenksame Masse in ein Werkzeug der Vernichtung umzugestalten; Reiche zu erobern und als Oberfeldherr einer Macht zu gebieten, die gleich-

zeitig die Polen, Franzosen, Osmanen, Perser und die wilden Horden Hochasiens im Zaume hält; der Erste zu sein in einem Cabinete, welches als Emanenz bequemer Fürsten die Wagschale der Welt gefaßt hatte: s o l c h e Möglichkeit und s o l c h e r Ideenumfang reizte und drängte, verführte und v e r d a r b das Gemüth. Ueber die Zukunft Katharina II., die, wenngleich aus fürstlich deutschem Blute entsprossen, wir dennoch als das glänzendste Beispiel für unsere Ansicht aufstellen, wagen wir nichts zu diviniren, hätte das Geschick sie an einen Prinzen des Westens vermählt. — Wie es eine geschichtliche That der Russen ist, als Volk so zahlreich zu sein, und ein feines Verständniß des innern Lebens voraussetzt; wie ihre Größe Alles emporwachsen läßt, was in ihrer Dimension gastlich eine Stelle gewinnt; nehmen wir Deutschen anderseits mit unbestreitbarem Rechte unsern Antheil an dieser Größe heraus, indem unsere Landsleute, in den Herrscherberuf des Slaven eingegangen, der Machtäußerung des Stammes, die bis dahin Asien zugewandt war, die bedrohende Richtung auf Europa als die w ü r d i g e r e aufnöthigten.

Heinrich Heine.

Grubenfahrt im Harz.

(1826.)

Das Befahren der zwei vorzüglichsten Clausthaler Gruben, der „Dorothea“ und „Carolina,“ fand ich sehr interessant und ich muß ausführlich davon erzählen.

Eine halbe Stunde vor der Stadt gelangt man zu zwey großen schwärzlichen Gebäuden. Dort wird man gleich von den Bergleuten in Empfang genommen. Diese tragen dunkle, gewöhnlich stahlblaue, weite, bis über den Bauch herabhängende Jacken, Hosen von ähnlicher Farbe, ein hinten aufgebundenes Schurzfell und kleine grüne Filzhüte, ganz randlos, wie ein abgekappter Kegel. In eine solche Tracht, bloß ohne Hinterleder, wird der Besuchende ebenfalls eingekleidet, und ein Bergmann, ein Steiger, nachdem er sein Grubenlicht angezündet, führt ihn nach einer dunkeln Oeffnung, die wie ein Kaminfegeloch aussieht, steigt bis an die Brust hinab, giebt Regeln, wie man sich an den Leitern fest zu halten habe, und bittet angstlos zu folgen. Die Sache selbst ist nichts weniger als gefährlich; aber man glaubt es nicht im Anfang, wenn man gar nichts vom Bergwerkswesen versteht. Es giebt schon eine eigene Empfindung, daß man sich ausziehen und die dunkle Delinquenten-Tracht anziehen muß. Und nun soll man auf allen Vieren hinab klettern, und das dunkle Loch ist so dunkel, und Gott weiß, wie lang die Leiter seyn mag. Aber bald merkt man doch, daß es nicht eine einzige, in die schwarze Ewigkeit hinablaufende Leiter ist, sondern daß es mehrere von funfzehn bis zwanzig Sprossen

sind, deren jede auf ein kleines Brett führt, worauf man stehen kann, und worin wieder ein neues Loch nach einer neuen Leiter hinableitet. Ich war zuerst in die Carolina gestiegen. Das ist die schmutzigste und unerfreulichste Carolina, die ich je kennen gelernt habe. Die Leitersprossen sind kothignaß. Und von einer Leiter zur andern geht's hinab, und der Steiger voran, und dieser betheuert immer: es sey gar nicht gefährlich, nur müsse man sich mit den Händen fest an den Sprossen halten, und nicht nach den Füßen sehen, und nicht schwindlich werden, und nur bei Leibe nicht auf das Seitenbrett treten, wo jetzt das schnurrende Tonnenseil heraufgeht, und wo, vor vierzehn Tagen, ein unvorsichtiger Mensch hinunter gestürzt und leider den Hals gebrochen. Da unten ist ein verworrenes Rauschen und Summen, man stößt beständig an Balken und Seile, die in Bewegung sind, um die Tonnen mit geklopften Erzen, oder das hervorgesinterte Wasser herauf zu winden. Zuweilen gelangt man auch in durchgehauene Gänge, Stollen genannt, wo man das Erz wachsen sieht, und wo der einsame Bergmann den ganzen Tag sitzt und mühsam mit dem Hammer die Erzstücke aus der Wand heraus klopft. Bis in die unterste Tiefe, wo man, wie Einige behaupten, schon hören kann, wie die Leute in Amerika „**Hurrah Lafayette!**“ schreien, bin ich nicht gekommen; unter uns gesagt, dort, bis wohin ich kam, schien es mir bereits tief genug: — immerwährendes Brausen und Sausen, unheimliche Maschinen-Bewegung, unterirdisches Quellen-Geriesel, von allen Seiten herabtriefendes Wasser, qualmig aufsteigende Erddünste, und das Grubenlicht immer bleicher hinein flimmernd in die einsame Nacht. Wirklich, es war betäubend, das Athmen wurde mir schwer, und mit Mühe hielt ich mich an den glitschrigen Leitersprossen. Ich habe keinen Anflug von sogenannter Angst empfunden, aber, seltsam genug, dort unten in der Tiefe erinnerte ich mich, daß ich im vorigen Jahr, ungefähr um dieselbe Zeit, einen Sturm auf der Nord-See erlebte, und ich meinte jetzt, es sey doch eigentlich recht traulich angenehm, wenn

das Schiff hin und her schaukelt, die Winde ihre Trompeter-Stückchen losblasen, zwischen drein der lustige Matrosen-Lärmen erschallt, und Alles frisch überschauert wird von Gottes lieber, freier Luft. Ja, Luft! — Nach Luft schnappend stieg ich einige Dutzend Leitern wieder in die Höhe, und mein Steiger führte mich durch einen schmalen, sehr langen, in den Berg gehauenen Gang nach der Grube Dorothea. Hier ist es luftiger und frischer, und die Leitern sind reiner, aber auch länger und steiler als in der Carolina. Hier wurde mir auch besser zu Muthe, besonders da ich wieder Spuren lebendiger Menschen gewahrte. In der Tiefe zeigten sich nämlich wandelnde Schimmer; Bergleute mit ihren Grubenlichtern kamen allmählig in die Höhe, mit dem Gruße „Glückauf!" und mit demselben Wiedergruße von unserer Seite stiegen sie an uns vorüber; und wie eine befreundet ruhige, und doch zugleich quälend räthselhafte Erinnerung, trafen mich, mit ihren tiefsinnig klaren Blicken, die ernstfrommen, etwas blassen, und vom Grubenlicht geheimnißvoll beleuchteten Gesichter dieser, theils jungen, theils alten Männer, die in ihren dunkeln, einsamen Bergschachten den ganzen Tag gearbeitet hatten, und sich jetzt hinauf sehnten nach dem lieben Tageslicht, und nach den Augen von Weib und Kind.

Mein Cicerone selbst war eine kreuzehrliche, pudeldeutsche Natur. Mit innerer Freudigkeit zeigte er mir jene Stolle, wo der Herzog von Cambridge, als er die Grube befahren, mit seinem ganzen Gefolge gespeist hat, und wo noch der lange hölzerne Speisetisch steht, so wie auch der große Stuhl von Erz, worauf der Herzog gesessen. Dieser bleibe zum ewigen Andenken stehen, sagte der gute Bergmann, und mit Feuer erzählte er: wie viele Festlichkeiten damals stattgefunden, wie der ganze Stollen mit Lichtern, Blumen und Laubwerk verziert gewesen, wie ein Bergknappe die Zitter gespielt und gesungen, wie der vergnügte, liebe, dicke Herzog sehr viele Gesundheiten ausgetrunken habe, und wie viele Bergleute und er selbst ganz besonders, sich gern würden todtschlagen lassen für den lieben,

dicken Herzog und das ganze Haus Hannover. — Innig rührt es mich jedesmal, wenn ich sehe, wie sich dieses Gefühl der Unterthanstreue in seinen einfachen Naturlauten ausspricht. Es ist ein so schönes Gefühl! Und es ist ein so wahrhaft deutsches Gefühl! Andere Völker mögen gewandter seyn, und witziger und ergötzlicher, aber keines ist so treu, wie das treue deutsche Volk. Wüßte ich nicht, daß die Treue so alt ist, wie die Welt, so würde ich glauben, ein deutsches Herz habe sie erfunden. Deutsche Treue! sie ist keine moderne Adressen-Floskel. An Euren Höfen, Ihr deutschen Fürsten, sollte man singen und wieder singen das Lied vom getreuen Eckart und vom bösen Burgund, der ihm die lieben Kinder tödten lassen, und ihn alsdann doch noch immer treu befunden hat. Ihr habt das treueste Volk, und Ihr irrt, wenn Ihr glaubt: der alte, verständige, treue Hund sey plötzlich toll geworden, und schnappe nach Euren geheiligten Waden.

Wie die deutsche Treue hat uns jetzt das kleine Grubenlicht, ohne viel Geflacker, still und sicher geleitet durch das Labyrinth der Schachten und Stollen; wir stiegen hervor aus der dumpfigen Bergnacht, das Sonnenlicht strahlt' — Glück auf!

Die meisten Berg-Arbeiter wohnen in Clausthal und in dem damit verbundenen Bergstädtchen Zellerfeld. Ich besuchte mehrere dieser wackern Leute, betrachtete ihre kleine häusliche Einrichtung, hörte einige ihrer Lieder, die sie mit der Zitter, ihrem Lieblings-Instrumente, gar hübsch begleiten, ließ mir alte Bergmährchen von ihnen erzählen, und auch die Gebete hersagen, die sie in Gemeinschaft zu halten pflegen, ehe sie in den dunkeln Schacht hinunter steigen, und manches gute Gebet habe ich mit gebetet. Ein alter Steiger meinte sogar, ich sollte bey ihnen bleiben und Bergmann werden; und als ich dennoch Abschied nahm, gab er mir einen Auftrag an seinen Bruder, der in der Nähe von Goslar wohnt, und viele Küsse für seine liebe Nichte.

So stillstehend ruhig auch das Leben dieser Leute erscheint,

so ist es dennoch ein wahrhaftes, lebendiges Leben. Die steinalte, zitternde Frau, die, dem großen Schranke gegenüber, hinter'm Ofen saß, mag dort schon ein Viertel-Jahrhundert lang gesessen haben, und ihr Denken und Fühlen ist gewiß innig verwachsen mit allen Ecken dieses Ofens und allen Schnitzeleien dieses Schrankes. Und Schrank und Ofen leben, denn ein Mensch hat ihnen einen Theil seiner Seele eingeflößt.

Nur durch solch tiefes Anschauungsleben, durch die „Unmittelbarkeit“ entstand die deutsche Mährchen-Fabel, deren Eigenthümlichkeit darin besteht, daß nicht nur die Thiere und Pflanzen, sondern auch ganz leblos scheinende Gegenstände sprechen und handeln. Sinnigem, harmlosen Volke, in der stillen, umfriedeten Heimlichkeit seiner niedern Berg- oder Waldhütten offenbarte sich das innere Leben solcher Gegenstände, diese gewannen einen nothwendigen, consequenten Charakter, eine süße Mischung von phantastischer Laune und rein menschlicher Gesinnung; und so sehen wir im Mährchen, wunderbar und doch als wenn es sich von selbst verstände: Nähnadel und Stecknadel kommen von der Schneider-Herberge und verirren sich im Dunkeln; Strohhalm und Kohle wollen über den Bach setzen und verunglücken; Schippe und Besen stehen auf der Treppe und zanken und schmeißen sich; der befragte Spiegel zeigt das Bild der schönsten Frau; sogar die Blutstropfen fangen an zu sprechen, bange, dunkle Worte des besorglichsten Mitleids. — Aus demselben Grunde ist unser Leben in der Kindheit so unendlich bedeutend, in jener Zeit ist uns Alles gleich wichtig, wir hören Alles, wir sehen Alles, bey allen Eindrücken ist Gleichmäßigkeit, statt daß wir späterhin absichtlicher werden, uns mit dem Einzelnen ausschließlicher beschäftigen, das klare Gold der Anschauung für das Papiergeld der Bücher-Definitionen mühsam einwechseln und an Lebensbreite gewinnen, was wir an Lebenstiefe verlieren. Jetzt sind wir ausgewachsene, vornehme Leute; wir beziehen oft neue Wohnungen, die Magd räumt täglich auf und verändert nach Gutdünken die Stellung der Möbeln, die uns wenig inte-

ressiren, da sie entweder neu sind, oder heute dem Hans, morgen dem Isaak gehören; selbst unsere Kleider bleiben uns fremd, wir wissen kaum, wie viel Knöpfe an dem Rocke sitzen, den wir eben jetzt auf dem Leibe tragen; wir wechseln ja so oft als möglich mit Kleidungsstücken, keines derselben bleibt im Zusammenhange mit unserer inneren und äußeren Geschichte; — kaum vermögen wir uns zu erinnern, wie jene braune Weste aussah, die uns einst so viel Gelächter zugezogen hat, und auf deren breiten Streifen dennoch die liebe Hand der Geliebten so lieblich ruhte!

Die alte Frau, dem großen Schrank gegenüber, hinter'm Ofen, trug einen geblümten Rock von verschollenem Zeuge, das Brautkleid ihrer seligen Mutter. Ihr Urenkel, ein als Bergmann gekleideter, blonder, blitzäugiger Knabe, saß zu ihren Füßen und zählte die Blumen ihres Rockes, und sie mag ihm von diesem Rocke wohl schon viele Geschichten erzählt haben, viele ernsthafte, hübsche Geschichten, die der Junge gewiß nicht so bald vergißt, die ihm noch oft vorschweben werden, wenn er bald, als ein erwachsener Mann, in den nächtlichen Stollen der Carolina einsam arbeitet, und die er vielleicht wieder erzählt, wenn die liebe Großmutter längst todt ist, und er selber, ein silberhaariger, erloschener Greis, im Kreise seiner Enkel sitzt dem großen Schranke gegenüber, hinter'm Ofen.

Fechner-Mises.

Der Tod.

(1824.)

Unsre wahre Liebe gegen den Menschen geht oft dann erst an, wenn er von uns gegangen ist, und zwei innig verwachsene Herzen fühlen's oft nicht eher, wie eng sie verbunden waren, bis der Tod sie von einander riß, und das zurückgebliebene es nun am Schmerz und dem langen Nachbluten seiner Wunde erkennt. Oft stirbt mit dem Menschen der Haß gegen ihn, aber nimmer die Liebe. Wie das Goldkorn nur erst glänzt, wenn die träge Schlacke von ihm gefallen, so steht auch der Mensch nur dann erst verklärt vor unsern Augen da, wenn er seine Schlacke, den Körper, abgestreift hat, und glänzend erblicken wir in der Nacht des Todes an ihm die Sternbilder, die wir an seinem Lebenstage übersahen und verkannten. Die Blüte des Nachruhms ist eine Pflanze, die zwar im Leben des Menschen wurzelt, aber nicht eher an das Licht tritt, bis er selbst in die Finsterniß gegangen. Erst aus seiner Asche treibt sie prachtvoll hervor und pflanzt sich dann durch tausendfältigen Saamen von Geschlechtern zu Geschlechtern fort. Bevor der Mensch nicht gestorben ist, wird er seiner Unsterblichkeit nicht gewiß; kein Sterblicher trat in die Götterversammlung des Olympus, ehe er den Weg zum Hades gewandelt; die Pfeile der Mißgunst und Verläumdung hören nicht eher auf, ihn zu verwunden, bis er im Wasser des Styx gebadet.

Aber sage: was hilft es uns denn, wenn uns auch der Weihrauch des Nachruhms noch auf Hunderte von Jahren zur endlich doch zerfallenden Mumie einbalsamirt? wie es der Blume nichts hilft, wenn ihre Wohlgerüche noch eine Weile dauern, nachdem sie selbst gewelkt ist; wie es der Saite nichts hilft, wenn der Ton, an dessen Gewalt sie zersprang, auch noch lange nachhallt; sie wird fortgerissen von dem Instrumente und wird keine Melodieen wieder tönen. Die Parze durchschneidet mit dem Lebensfaden auch zugleich die Nervenfäden, die uns empfindend und fühlend mit der übrigen Natur verknüpfen. Wohl thun uns die Dornen weh, die unser Herz im Leben verwunden; aber, wenn wir uns nun langsam an den Wunden verblutet haben, wissen wir nichts mehr von den Rosen, die man uns noch über das Grab pflanzt. Wohl brennen die Thränen oft heiß, die der Lebende so häufig dem Lebenden entlockt; aber von den Thränen, die man dann auf unser Grab weint, dringt keine durch die starre Eisrinde, die der Tod um unser Herz gelegt, und sagt uns, daß uns jemand noch liebt. Wenn dem Edlen, der im Leben vielleicht öfters nicht wußte, wo er sein Haupt hinlegen sollte, der Ruhm nach seinem Tode noch prächtige Tempel baut, was hat er davon, als daß andre darin wandeln, und sich ihrer Herrlichkeit freuen, ihm selbst bleibt doch nur die kleine finstre Kammer des Todes.

Sollen wir denn nicht klagen, wenn wir sehen, wie der Tod bei seiner Sammlung von Erdenblüten nur zu oft nach den schönsten Exemplaren am ersten greift, und eben dadurch die Erde um den besten Samen bringt, den diese hätten ausstreuen können? wenn wir sehen, wie alles Schöne, Erhabne dem Abgrund zueilt, von dem keine Fußtapfen zurückführen, der Jahrtausende verschlungen hat, und nur Augenblicke wiedergebiert? Der Tod geht umher, mit fürchterlicher Ruhe; er rührt mit seinem Eisesfinger an das warme Herz des Jünglings, und es erstarrt mit allen seinen Wünschen und Hoffnungen und

Träumen und sein Engel geht weinend fort und löscht die Fackel; er aber wirft den blassen Leichnam ruhig auf den Acker, von dem kein Same wieder aufgeht, und wandelt weiter, und nimmt das blühende Kind aus der Mutter Armen, die verzweifelnd den letzten Kuß auf die blassen Lippen drückt; die Welle hat es kaum aus dem Meere der Unendlichkeit heraufgespült an die bunten glänzenden Gestade des Lebens, so wirft er es zurück in den Abgrund der Vernichtung und der ewigen Nacht, aus dem es nimmer wieder auftaucht. Seine Speise ist Verwesung und sein Trank die Thränen trostloser Mütter und Bräute. In den Morgenhimmel unsrer Hoffnung wirft er seinen langen schwarzen Schatten, der immerfort zunimmt, und zuletzt selbst uns die Sonne und die leuchtenden Sterne verhüllt; als drohendes Gespenst steht er vor dem gehofften Paradiese eines bessern Lebens, so daß wir schaudern, seiner Thür zu nahen; und wer sagt es uns denn auch, daß das dunkle Thor in einen ewigen sonnenhellen Lustgarten führe, und daß der schwarze Engel der Vernichtung der Thürhüter einer Wohnung von Engeln des Lichts und von Seligen sey?

Wenn der Rosengarten unsrer Lippen und Wangen entblättert ist; wenn das verwelkte Auge nicht mehr nach Lichte durstet, und der Lichtstrahl, der hineinfällt, keinem Gedanken mehr begegnet, der ihn faßte, und zur innersten Seele trüge; wenn im Ohre, dem kleinen Resonanzboden des Alls, kein Ton mehr eine verwandte Saite findet, die er rühren könnte; wenn die Glut des Lebens die Adern nicht mehr zum Pulse schwellt, und seine Ebbe und Fluth nun stockt, weil ihm die Gestirne des Leibes erloschen sind, wenn kein Weinen und kein Lächeln der Geliebten mehr auf dem erblaßten Gesichte die verwandte Regung hervorruft, sind uns dann nicht alle Flügel genommen, die uns, selbst nur verpuppten Staub, über den Staub empor trugen, und rächt sich dann nicht fürchterlich an uns das Irdische, das wir, selbst nur seine freigelassenen Kinder, die eine Weile

auf einer bunten Insel spielen durften, zu beherrschen wähnten, indem es uns mit seinen gewaltigen Armen wieder umklammert und zermalmt?

Doch stille! was zagst du und zweifelst? Warum bleibst du bei der Nacht stehn, die nach dem Tage folgt; es kommt auch wieder ein Morgen nach der Nacht. Halte nur einen Stern fest, wenn du am finstern Acheron stehst, und kein Ufer jenseits siehst, zu dem dich dein Schiff tragen könnte, den Stern des Glaubens; sicher erreichst du dann Edens Gefilde, wo Psyche schönere Flügel erhält, die ihr nimmer wieder geraubt werden.

P. A. Pfizer.

Wesen und Würde der deutschen Poesie.

(1831.)

So wenig der Tod geistiger ist als das Leben, oder die Nothwendigkeit geistiger als die Freiheit und die Schönheit, eben so wenig ist das Denken geistiger als das Dichten. Wohl aber ist unter allen Künsten die geistigste die Dichtkunst, und deßwegen glaube ich, daß zur Poesie die Deutschen vorzugsweise berufen sind, und daß die deutsche Poesie, welche bereits Alles gewesen ist, was sie bei einem Volke ohne Vaterland und ohne öffentliches Leben werden konnte, sich noch einmal verjüngen muß, wenn wir zur Nation geworden sind. Wenn dagegen in Deutschland gegenwärtig die mehr zur Philosophie als zur Poesie hinneigende, discursive Geistesform vorherrscht; wenn bei den deutschen Dichtern eine auffallende Schwäche der Darstellung des realen Menschenlebens in Vergleichung mit Darstellungen des Natur- und des Gemüthslebens bemerkt wird; wenn überhaupt das Denkvermögen übermäßig und außer allem Verhältniß mit andern Geistesvermögen gesteigert erscheint: so beweist dieß nicht nur nichts für die höhere Würde der (mit dem eigentlichen Leben gleichfalls unbekannten) Philosophie, sondern es ist dieser Zustand geradezu für eine Krankheit zu erklären, welche vorübergehen wird, wenn man sie nur erst als solche gehörig erkannt und sich dem Leben wieder zugewendet hat. Die Reflexion muß sich selbst besiegen und vernichten, damit der Poesie und dem Leben wieder zu ihrem Recht verholfen werden kann. Dieß ist der einzige wesentliche Vortheil, den ich von einem fortgesetzten Studium der Philosophie erwarte.

Sie wird am Ende ihrer selbst überdrüssig werden und sich ihrer eigenen Hohlheit und Nichtigkeit schämen lernen, ein Ziel, das freilich nicht so ganz nahe zu seyn scheint, wenn man sieht, mit welchem Dünkel sie noch heut zu Tage auf Kunst und Religion herabsieht und die Miene einer Beschützerin derselben annimmt. Aber sie sucht doch wenigstens in ein Verhältniß mit denselben zu treten, wenn sie sie gleich mit falschen Namen ruft, sie fängt doch an, allmählich ein Verlangen nach der Wirklichkeit zu empfinden, sie strebt, diese zu rechtfertigen und die ewige Vernunft in ihr zu erkennen, obgleich sie auf falschem, nämlich auf abstractem Wege, sich ihr nähert.

Die jetzige Stellung der Philosophie zur Poesie ist freilich dieser im höchsten Grade ungünstig, und droht uns nach und nach nicht nur um alle lebendige Poësie, sondern sogar um die Idee der Poesie zu bringen. Denn nirgends herrscht vielleicht über das Verhältniß des Gedankens zur Poesie so viel Vorurtheil und Mißverstand, als in dem philosophischen Deutschland. Des gäng und geben Irrthums gar nicht zu gedenken, wonach die Poesie von der Prosa sich nur dadurch unterscheidet, daß sie eine reizendere Einkleidung des Gedankens ist, wird die Poesie jetzt ziemlich allgemein als eine willkürliche Zusammensetzung und Vermischung von zwei, in der Seele des Dichters abgesondert liegenden Elementen, nämlich des Abstracten und des Concreten, des Begriffs und des Bildes, aufgefaßt, anstatt ihr Wesen in der nothwendigen Durchdringung des Geistigen (der Idee und nicht des todten Begriffes) mit dem Leiblichen zu erkennen. So geschieht es, daß die Poesie sich berufen glaubt, die Resultate der Abstraction und der Speculation auf allegorische Weise darzustellen und mit Verläugnung ihrer Selbstständigkeit und Würde dem Begriff dienstbar zu werden. Anstatt den Gedanken zu wecken, wird sie erst durch ihn erweckt, und das schon bei der philosophischen Betrachtung verwerfliche, unproductive Schematisiren wird sogar beim Dichten angewendet, indem man Gedichte nach einem Begriffsschema componirt und

der Plan einer Dichtung sich in nichts mehr von einer Chrie oder von der Disposition zu einer Predigt unterscheidet.

Wenn aber einerseits das Symbolische bei uns gar zu leicht in das Allegorische und Didaktische übergeht, indem an die Stelle der lebendigen, schöpferischen Idee der Reflexionsbegriff sich einschleicht und Begriff und Bild als zwei verschiedenartige, bloß künstlich und willkürlich verbundene Elemente aus einander fallen läßt: so haben dagegen Andere das anschauende Bewußtwerden der unsagbaren und unaussprechlichen Idee mit der, alle Productivität zerstörenden Auflösung in Reflexionsbegriffe verwechselt und, weil der Dichter ein Wissender ist, der nicht vom Baume der Erkenntniß gekostet hat, geradezu behauptet, der wahre Dichter müsse, um etwas Aechtes hervorzubringen, bewußtlos einem blinden Trieb und Drange folgen.

Wie ganz anders die antike Kunst, in welcher Geist und Natur noch zur lautern Identität verschmolzen, das volle Daseyn ganz und ruhig in sich selbst beschlossen, die menschliche Gestalt in ihrer mangellosen Vollendung noch die Erscheinung des Göttlichen war. Nie war ein Volk so durchdrungen und unmittelbar gewiß von der Göttlichkeit der Welt und der Menschennatur, oder des Menschen, insofern er Natur ist, wie die Griechen, und ich gestehe, daß der Götterklang eines einzigen Homerischen Verses mich oft plötzlich, wie der erste Sonnenstrahl die Bildsäule des Memnon, durchzittert und Thränen der heißesten Sehnsucht vergießen läßt, daß ich mich mit Gewalt abwenden muß von der Anbetung des Griechenthums. Aber ich verwerfe dieses weichliche sehnsüchtige Schwelgen in der Vergangenheit, das uns hindert an uns selbst zu arbeiten. Jener Stand der Unschuld konnte nicht immer dauern, und in der Zukunft, nicht in der Vergangenheit, liegen unsere Kränze. Sollte der Geist frei und verklärt werden, wie dieß die Bestimmung alles Erschaffenen ist, so mußte in die Einheit die Entzweiung treten, mit welcher die Romantik begann. Aber der ächte, nothwendige Gegensatz in der Romantik ist nicht der

von Begriff und Bild, durch deren Vermählung die moderne Allegorie hervorgebracht wird, sondern der von Geist und Körper, von Diesseits und Jenseits, von Freiheit und Nothwendigkeit. In der Romantik herrscht das Symbol vor, der romantische Dichter hat es mehr mit der geistigen (übrigens wirklichen und wahren, nicht willkürlichen und erdichteten) Bedeutung der Dinge zu thun, als mit ihrer absoluten Natur, ihrem reinen Daseyn, wie es ohne Mangel in sich selber ruht.

In der antiken Kunst, für welche die Natur das Höchste und unmittelbar Göttliche ist, herrscht das Nackte vor, in der Romantik das Verhüllte. Die Poesie der Alten ist im Grund nur eine Modification der bildenden Kunst, wie umgekehrt die bildende Kunst der Neuern Poesie ist. Die romantische Poesie und Kunst findet das Göttlichmenschliche im Geiste des Menschen, sie ist daher wesentlich ethisch und contemplativ; das Drama und die Lyrik sind ihr Element, wie das der antiken Poesie das Epos, die sinnliche Fülle und Breite der göttlichmenschlichen Erscheinung, und das höchste Epos der Griechen ihre Götterlehre war. Das Kunstschöne fällt bei ihnen vorzugsweise mit dem Naturschönen zusammen, während in moderner Kunst und Poesie das Geistige, die Bedeutsamkeit der Idee, vorherrscht, so daß die neuere Poesie gar häufig nicht das Schöne, sondern das Häßliche zu ihrem Vorwurf nimmt, was sie aber dadurch zum Kunstschönen erhebt, daß sie die Bedeutung der Idee darein zu legen weiß. Die romantische Poesie ist also wesentlich symbolisch, indem für sie die Gegenstände nicht in ihrer Identität von Geistigem und Sinnlichem, sondern nach dem geistigen Gehalte gelten, der in ihnen erscheint. Die Hellenik gleicht dem Tage, wo der strahlende Sonnengott langsam und prächtig durch den wolkenlosen, immer blauen Himmel wandelt, die Romantik einer, bald sternhellen, bald umwölkten Mondnacht, wo die Sonne sich in die Tiefen der Meere zurückgezogen hat, aber ihr glühendes Leben unsichtbar fortwirkt und in allen Pulsen der Schöpfung fühlbar schlägt.

Der mächtigste Repräsentant der Romantik ist Shakspeare, dessen Schöpfungen der ganze Sturm der Leidenschaft durchbraust. Bei ihm ist Alles Entzweiung, Tragisches und Komisches gemischt, höheres und gemeines Leben hart neben einander gerückt, und das Scheidewasser der Ironie und des Humors über Alles ausgegossen. Aber den Zwiespalt der Schöpfung löst bei ihm in der Regel nur die Vernichtung, die Naturgewalt, und die Nothwendigkeit behält den Sieg, und der Geist und die Freiheit muß untergehen, die Idee wird selten oder nie gerettet: denn die Zeit der geistigen Versöhnung war noch nicht gekommen und ist auch nicht bei dem beschränktkatholischen Calderon, wenigstens nicht in der rechten Art, zu finden.

Aber diese Entzweiung ist naturgemäß und nothwendig; nur bis zu dem jetzigen Extreme, bis zur völligen Aushöhlung der Realität durch den Gedanken, bis zur gänzlichen Unterwerfung des Bildes und der lebendigen Gestalt unter den todten Begriff, welche bei uns an der Tagesordnung ist, hätte die Entzweiung nie getrieben werden sollen.

Und dieses gänzliche Auseinanderfallen der Elemente ist hauptsächlich der durch den Mangel eines äußern Lebens bedingten speculativen Richtung zuzuschreiben. Ohne sie würden wir einen deutschen Shakspeare haben, der dem englischen in nichts nachstände. Goethe, der klarste, umfassendste und gebildetste Geist, den Deutschland hervorgebracht hat, scheint wirklich von der Natur so reich ausgestattet worden zu seyn, daß es bloß von seiner Wahl abhing, in welcher Gattung der Kunst oder der Wissenschaft er die Meisterschaft erringen wollte, und für die Poesie hat Goethe sich wohl nur darum vorzugsweise entschieden, weil diese seinem Genius das universellste Organ darbot. Hätte er nun in der Welt, die ihn umgab, auch die rechten Gegenstände für die Poesie vorgefunden, wäre es ihm vergönnt gewesen, sich als einer Nation angehörig zu fühlen und den Stoff seiner Dichtungen aus einem vollen, frischen und bewegten Nationalleben zu schöpfen, so würde er ohne Zweifel

auf der mit Götz von Berlichingen so großartig und glücklich eröffneten Bahn lebendiger und nationaler Dichtung fortgeschritten seyn. Aber die dürre Zeit, in der er lebte, gab ihm nichts, worin sein mächtiger Geist mit voller Befriedigung sich hätte versenken können, und trieb ihn gewaltsam in sich selbst und zur Reflexion, zu jenem Wühlen und Grübeln in der eigenen Brust zurück. In Ermanglung bereits fertiger praktischer Interessen, die ihm das Leben hätte bieten sollen, war er genöthiget, sich selber erst die Objecte und die Interessen zu suchen und zu schaffen, und das Alterthum, die Wissenschaft, ja selbst die Oekonomie und die conventionellen Lebensformen in seinen Bereich zu ziehen. So erscheint denn seine Schöpferkraft fast überall durch Reflexion beschränkt, und neben dem poetischen Zweck wird auch ein wissenschaftlicher, sey es nun eine psychologische Zergliederung oder die Ergründung sonstiger Lebenserscheinungen, verfolgt. Daher steht Goethe Shakspeare'n an Energie, Fülle und lebendiger Naturgewalt eben so sehr nach, als er ihn an Universalität, kunstsinniger Vollendung, Bildung und philosophischer Klarheit übertrifft. Goethe ist mehr, aber auch weniger als Shakspeare, und ich hätte unserer poetischen Literatur lieber noch einen Shakspeare als einen Goethe wünschen mögen.

Der Mißverstand aber, den selbst Goethe's Genie nicht ganz zu überwinden vermochte, lastet vollends wie ein Fluch auf minder begabten Naturen, und es fragt sich nun: Wie kann hier geholfen werden? Ohne Zweifel nicht dadurch, daß man sich mit Beseitigung des Gedankens, aber auch der schöpferischen Phantasie, ganz in das Gebiet einer rein subjectiven Lyrik zurückzieht, oder daß man zu den Anschauungsweisen des Alterthums zurückkehrt. Letzteres ist bei uns besonders in Einer Richtung geschehen. In der Meinung, die sinnliche Natur des Menschen wieder in ihr göttliches Recht nach antiker Weise einsetzen zu können, haben manche deutsche Dichter sich in Darstellungen der Wollust versucht. Aber selbst im glücklichsten

Fall, wo es, wie dem Dichter der römischen Elegien, gelang, das sinnliche Element der Menschennatur rein und mit naivem Sinn aufzufassen, ist wenigstens das zu erinnern, daß solche Dichtungen nicht unserer Zeit angehören, für welche die Liebe, als ein physisches Bedürfniß betrachtet, nimmermehr ein poetischer Vorwurf seyn kann und seyn darf. Unsere Literatur hat aber auch andere Hervorbringungen aufzuweisen, auf die sich heut zu Tag gar Mancher viel zu gut thut, und von denen man besser ganz geschwiegen hätte. Ich meine Producte, wie die Lucinde oder wie den Ardinghello. Den Verfassern dieser Werke ist es zwar gelungen, sich des peinlichen Gefühls der Scham, von welchem die selbst in Schilderungen der Wollust unschuldigen Alten nichts wußten, zu entschlagen, dafür sind sie aber auch in wahre Frechheit und Gemeinheit, oder ekelhafte Lüsternheit verfallen, und der Kitzel des halbsündigen Bewußtseyns, der öffentlichen Moral getrotzt und der Sitte Hohn gesprochen zu haben, ist das störende, unächte Element, das alle wahre Poesie vernichtet. Wie gar nichts hat die griechische Venus gemein mit jener Apotheose der Thierheit in Heinse's Schilderungen, wie entfernt ist das reine Gefühl ihrer Anschauung von der sich brüstenden Begier, womit jener sie auffaßt und beschreibt! Die wahre Freiheit kennt freilich keine Scham, sie ist aber auch frei von Sünde, und Sünde ist für den aus dem Naturstande herausgetretenen Menschen unserer Zeit der bloß physische Genuß ohne die Verklärung und Versöhnung durch den Geist, ohne die wahre Liebe.

Und dieß ist nun überhaupt die eigentliche und höchste Aufgabe der künftigen Poesie: die Natur durch den Geist zu verklären, Freiheit und Nothwendigkeit mit einander zu versöhnen und der Harmonie des Universums sich (nicht in der Reflexion, sondern in lebendiger Anschauung) bewußt zu werden. Einst wird, wenn erst der Boden für eine solche Erscheinung wieder gewonnen ist, ein geistiger Homer, ein religiöser Shakespeare, erscheinen und die Poesie vollenden.

Grüneisen.

I. Die Vielseitigkeit unsrer Altvordern.

(1837.)

Es gehört wesentlich zu demjenigen, was jene früheren Jahrhunderte vor den späteren gemeiniglich voraushaben, daß der Einzelne nicht sowohl in Einzelnem, diesem oder dem, hervorragte, sondern daß er in Mehrerem, dem und jenem, gleich tüchtig erscheint. So werden die größten Helden und die weisesten Staatshäupter, wie die Kaiser und Könige des schwäbischen Hauses, unter den ersten Dichtern ihrer Zeit genannt; so war Aeneas Sylvius Piccolomini, der klügste Staatsmann unter der dreifachen Krone, zugleich einer der geschmackvollsten Schriftsteller seines Jahrhunderts; so ein Bürgermeister von Wittenberg der berühmteste unter den damaligen sächsischen Malern. Und umgekehrt, die nahmhaftesten Gelehrten, Dichter, Künstler sind nicht bloß in verschiedenen Gebieten der Wissenschaft oder in mehreren Zweigen der Kunstübung gleich bewandert, wie sich Maler, Bildner, Baukünstler zumal in den großen Meistern Italiens zusammenfanden; sondern Wissenschaft und Kunst, vornehmlich in ihren Beziehungen auf das Leben, dessen Bräuche und Bedürfnisse, begleiteten sich einander und durchdrangen sich wechselsweise. Luther und Zwingli waren beide groß in der Musik; jener noch größer in der Dichtkunst. Der kolossale Schöpfer der Mosesstatue, des jüngsten Gerichts und der Peterskuppel erholte sich gern in Sonetten und Canzonen. Albrecht Dürer, der größte deutsche Maler, Kupferstecher und

Holzschneider seiner Zeit, und Leonardo da Vinci, einer der größten Künstler Italiens, und aus dessen Schule noch größere hervorgegangen sind, ergaben sich den tiefsten Forschungen über Meß- und Naturkunde, zumal der optischen und mechanischen Gesetze; jener lehrte die Befestigungskunst, dieser und Benvenuto Cellini übten sie zugleich aus. Auch an Kriegszügen und Staatsgeschäften nahmen sie hinwieder Antheil. Der Reformator von Zürich fiel in der Cappelerschlacht; Hans Löwensprung von Bern, ein kunstreicher Maler seiner Zeit, gegen die Kaiserlichen bei Dorneck. Petrarc und Rubens waren zu wichtigen Sendungen ihrer Herren und Höfe gern und oft gebraucht. In gleicher Weise war vornehmlich auch Niclaus Manuel, von welchem das Nähere erzählt werden soll, Staatsmann und Soldat, Dichter und Künstler: Maler, Bildner und Holzschneider gewesen.

Diese Vielseitigkeit jener ausgezeichneten Männer mag immerhin vorzugsweise darin ihren Grund haben, daß damals weder die Wissenschaft solchen reichhaltigen Stoff zu bearbeiten hatte, wie er sich jetzt vor uns ausbreitet und in viele einzelne Gebiete vertheilt, von welchen jedes zu seiner genügenden Fortbildung die volle Kraft eines ganzen Lebens in Anspruch nimmt, noch auch die Kunst in so gar mancherlei formelle und technische Unterschiede, wie jetzt, verzweigt war, unter welchen jede besondere Richtung und Aufgabe nur durch ausschließliche Uebung im Gebrauch ihrer Werkzeuge und Hülfsmittel und durch unerläßliche Fortsetzung ihrer weit gesteigerten Anforderungen befriedigend verfolgt und gelöſ't werden zu können scheint. In der ältern Zeit waren allerdings die Bestandtheile einfacher, die Ansprüche naturgemäßer, daher auch die Verbindungen unmittelbarer; der Blick war nicht vom Ganzen auf das Einzelne hinweggeleitet, sondern erkannte dieses immer an und in jenem, und konnte, bei der mindern Schwierigkeit des Nächsten, auch Anderes und selbst Verschiedenartiges um desto leichter zugleich in Ausübung und zur Anwendung bringen. Allein die Ursache dieser Erscheinung

liegt noch tiefer. Sie fällt eigentlich mit jener zusammen, aus welcher wir allein erklären können, warum die begabtesten Dichter des Mittelalters gemeiniglich sich an bekannte und weitverbreitete Sagen und Geschichten anschlossen, warum die Künstler ein vorhandenes stehendes Urbild, die morgenländischen starr und todt, festzuhalten, die abendländischen vom 13ten Jahrhundert abwärts, mit steigender Freiheit, Anmuth, Wärme und Frische der lebendigen Natur fortzubilden pflegten; ferner, weßhalb von den älteren Dichtungen, wie den Nibelungen, dem Reinecke Vos u. A., kein Verfasser sich vorfindet; weßhalb in den früheren deutschen Malerschulen, zumal der Colmar'schen und Ulmischen, nur selten ein Monogramm, in sämmtlichen deutschen Bauhütten kaum da und dort ein Name zum Vorschein kommt. Die Ursache hiervon ist keine andere, als daß die Wissenschaft und mit ihr der Gelehrte, die Kunst und ihre Meister der lebendigen Wirklichkeit angehörten und jedesmal die Gestalt des Lebens, in welcher sie athmeten, das Vaterland und die Kirche, als den Gegenstand nicht bloß ihrer Betrachtung, sondern ihrer dankbaren Liebe und ihres selbstvergessenen Dienstes vor Augen behielten. Daher war die abgezogenste Lehre, die der Scholastiker, vorzüglich damit beschäftigt, den Glauben ihrer Zeit zu rechtfertigen vor dem denkenden Geiste; die dürrste Poesie, die des Meistergesangs, darauf gerichtet, den Inhalt der dem christlichen Bewußtseyn theuersten Geschichten und Unterweisungen durch das Maß der Sylbenzählung und den Wohlklang des Reims annehmlich zu vergegenwärtigen und dauernd einzuprägen. Daher drängte sich durch die Umzäunungen der entarteten Kirche das in seinen unmittelbaren und nachfolgenden Wirkungen so unendlich wohlthätige Institut des Leutpriesterthums oder der Volkspredigt hindurch. Daher waren alle Künste zünftig, und verherrlichten den Gottesdienst, bewahrten die vaterländischen Ereignisse, schmückten die öffentlichen Räume, und erheiterten, veredelten, befestigten durch ihren Einfluß auf die Gesinnungen des Volkes das gemeinsame Leben und die bürgerlichen Zustände.

Daher, bei dieser, im schönsten Sinne, praktischen Begeisterung, die alle Kräfte in ihren Dienst nahm und alle Thätigkeiten auf ihre Bahn zog, trat nicht bloß der Name und das Gewicht des Einzelnen gegen die Idee seiner Tendenz und gegen die Bedeutung der Gesammtheit, mit deren Zwecken seine Tendenz zusammenfloß, unwillkürlich zurück, sondern er suchte auch gern von seiner Seite Alles aufzubieten und darzureichen, was dem gemeinen Wesen und der Würde des Ganzen zum Frommen gereichte, strebte sich selbst in möglichster Vervielfältigung seiner persönlichen Tüchtigkeit zu üben, und so die Ansprüche des Lebens in seinem Kreise zu verwirklichen. Weil aber das Gemeinsame vor Augen blieb, so wurden die einzelnen Kräfte in ihrer verschiedenartigen Uebung und Verwendung nicht zersplittert, vielmehr in schöner Einigung zusammengehalten, und hier durch ein helleres Verständniß des Zusammenhangs, dort wenigstens durch dunklere Ahnung jener tieferen Bezüge getragen.

II. Das Münster zu Ulm.

(1840.)

Formen und Maaße dieser größten deutschen Kirche machen einen harmonischen und erhebenden Eindruck, wie schmerzlich auch das modern Geschmacklose des Orgelbaues, die Verödung so mancher Consolen an den Pfeilern und Wänden, die Uebertünchung der schönen Naturfarbe des Gesteins, namentlich sogar auch die plumpe Verstreichung der Ornamenturen und die Auslöschung der noch bis 1817 sichtbar gewesenen Frescogemälde, zumal desjenigen fällt, welches über dem Triumphbogen am Chor ausgeführt war.

In besonderer Reinheit, Großartigkeit und Anmuth stellt sich die Vorderseite der Außenkirche dar, das Portal mit seinem dreifachen hohen Eingange und seiner Vorhalle, und mit den fast unzählbaren Bildwerken, welche dort in schöner Ordnung und

nach sinniger Auswahl aufgestellt sind. Darüber im Thurm das ungeheure einzige Fenster, das vordem mit der Legende des heil. Martin bemalt, in das ganze Mittelschiff der Kirche hineinleuchtete, solange die Aufstellung der Orgel dieß nicht beschränkte. Weiter empor die zwei schlanken und noch höheren Fensteröffnungen des zweiten Thurmstockwerkes zwischen den zierlichsten freien Wendeltreppen bis zu dem Kranze, mit welchem das Bauwerk still stehen mußte, und dann auf dem 15′ hohen Anfang des zweiten Thurmtheiles eine spitzige, fast 100′ hohe Bedachung erhielt, während der noch vorhandene Aufriß des Thurmes, von hier an aus dem Viereck aufsteigend, noch ein drittes octogones Stockwerk mit je einem in der Mitte von zierlichem Steinwerk unterbrochenen, wiederum höheren Fenster zeigt, und darüber die Verjüngung einer reich durchbrochenen Nadel mit fünf Kränzen, und auf der Spitze die Bildsäule der Patronin der Kirche mit dem Jesuskind in den Armen andeutet. Eine Zeichnung, die indessen erst im sechszehnten Jahrhundert entworfen ist, wiewohl sie auf ältere Pläne gegründet sein muß, da sich daran einzelne architectonische Formen bereits in einiger Ausartung vorfinden.

Bis auf den Boden des ersten Kranzes, wo das Achteck sich erhebt, beträgt die Höhe des Thurmes 234 württembergische Fuß; der ausgebaute Thurm würde 510 Ulmer Werkschuh oder 520 württembergische Fuß betragen. Das vergoldete Standbild der Jungfrau Maria auf der Spitze hätte um etliche Fuße noch über die Spitzen des Kölner und des Straßburger Thurmes hinweggeschaut. Die Spitze des jetzigen Thurmes hat die Höhe von 337′.

Wie der Thurm nach Westen nur zur Hälfte ausgebaut ist, so sind die beiden östlichen Thürme, an den Chorseiten, beinahe ganz unausgeführt, und nicht minder ist auch das Aeußere der Kirche unvollendet geblieben. Es fehlt sogar an der Façade die völlige Steinbekleidung; es fehlen die vielen Seitenthürmchen, welche über den Strebepfeilern der Seitenschiffe zu stehen kommen,

die Verbindungsbögen, die sich als Brücken über die Seitenschiffe hin zur Stütze des Mittelschiffes anlegen sollten; es fehlt die auch bei dem schwierigern Stoffe zu bewirkende, Mannigfaltigkeit, die dem großen Werke mehr den Anschein des freien Gedankens und der würdevollen Erhebung verleihen müßte. Nun aber ist das umgekehrte Verhältniß. Wie leicht, hell und aufstrebend der Münster in seinem Innern, weil er vollendet ist, erscheint, eben so schwer, düster und gedrückt kommt er von außen, zumal an den Seiten und von Osten her, dem Beschauer vor und erfüllt mit Wehmuth über dem Ungenügen menschlicher Kraft zum menschlichen Entwurf. Erinnert man sich zumal, daß bei der ersten Verkündigung des Münsterplanes ausdrücklich festgesetzt war, dieser Bau solle lediglich aus eigenen Mitteln der Stadt und ihrer Einwohner ohne irgendwelche fremde Beihilfe und Steuer zu Stande kommen, während in denselben Zeitraum bedeutende Gebietserweiterungen durch Ankauf, namentlich den der Grafschaft Helfenstein, und die Vergrößerung der Festungswerke fallen; so ist es in der That nicht anders, als wenn dieses riesenhafte Unternehmen Mark und Saft der Bürgerschaft in sich gesogen hätte und darum die Stadt in so kleinem Maaßstab umherläge und ihre politische wie gewerbliche Bedeutung gegen die Macht und den Reichthum früherer Jahrhunderte herabgesunken wäre. Jedenfalls gilt von diesem unvollendeten Bau, was man sonst mit Unrecht von der alten Kirchenbaukunst überhaupt gesagt hat, daß ihre Werke wie große Grabstätten aussehen, worein der Fronleichnam gelegt sei. Der Ulmer Münster geberdet sich von fern und nah wie ein großes Trauerdenkmal, aber im umgekehrten Sinn jener Worte des Erlösers (Evang. Math. **XVIII**, 27.). Inwendig ist Licht und Leben, und eine Fülle der herrlichsten Gedanken und heiligsten Empfindungen entfaltet sich darin zur Andacht. Es mag dem Einflusse des Protestantismus zugeschrieben werden, daß der Ausbau des Ulmer Münsters nicht so erfolgte, wie er bei den Domen zu Straßburg und Wien auch an den

Außenseiten vor Augen steht. Aber abgesehen davon, daß andere Ursachen sich mit der Reformation in jene Schuld theilen, wenn anders die Unzulänglichkeit der Mittel und Kräfte zu dem Vorhaben diesen Namen verdient — abgesehen, daß längst vor der Kirchenverbesserung der fromme Eifer nur durch den Aberglauben des Ablasses im Athem erhalten werden konnte, und so zuletzt mehr Schuld an der Fortsetzung selbst als an der Unterlassung des Baues haftete; — so spricht sich in der vorhandenen Beschaffenheit der Kirche gerade der Geist des Protestantismus und auch der Kunstsinn einer protestantischen Gemeinde klar und entschieden aus. Ernsthaft und streng, wie ihr Gottesdienst, ist der äußere Eindruck; aber desto heiterer und einfacher schön, wie das selige Glaubensleben, die innere Einrichtung dieses Gebäudes: desto reiner im Ganzen, wie bei dem Canon unserer heiligen Urkunden, die ursprüngliche Form behütet und gepflegt.

J. P. Lange.

Die schweizerischen Wasserfälle.

(1841.)

Wenn man im Beginn der warmen Jahreszeit, etwa um die Mitte des Juni, die Schweiz besucht, so muß man auf den Genuß zweier herrlichen Erscheinungen der Alpenwelt verzichten. Man vermißt noch die Lebendigkeit der hohen Bergtriften; es fehlen noch die Heerden und die Hirten auf den grünen Matten. Selten vernimmt man noch das seligweinende Alphorn, selten das süße Glockengeläute der Heerden, das die hehre Einsamkeit der stillen Höhen nicht verstört, sondern bemerkbar macht, wie der Pulsschlag das Leben. So fehlen also noch die bunten Bilder des Lebens und der Lebensfreude, welche die Hand Gottes so wundersam mit den erhabenen Schrecknissen der Alpenwelt verwebt hat; weil auch die Schrecken seiner Macht nicht finster drohende, sondern fürstlich schirmende Gewalten sind für die Wohlfahrt seiner Kinder, und im Einklang stehn mit aller Huld und Freundlichkeit seines Waltens. Außerdem vermißt man um diese Jahreszeit noch die Lichtspiele der aufgehenden und untergehenden Sonne auf den Bergen, das vielgepriesene Alpenglühen. In der Regel nämlich geht jetzt noch der Morgenglanz, mit welchem die Berghäupter den Gruß der Sonne erwiedern, schnell durch einen flüchtigen Goldschein in hellen Silberschimmer über. Der feine Herbst, wie er überhaupt an Farbenverklärungen so reich ist, und so prachtvolle Morgen- und Abendröthen bildet, soll sich hier auch als der eigentliche

Altmeister des Alpenglühens bewähren. Man rühmt ihm nach, daß der Abglanz der Sonne auf den Alpen durch die wunderbarsten Modulationen von Goldglanz, Rosenroth, Violet und todesbleichem Aschgrau hindurch führe. Nur einmal sah der Pilgerzug, dem der Verfasser dieser Zeilen angehörte, beim Hinabsteigen in das Grindelwaldthal zur Abendzeit ein bedeutendes Alpenglühen. Eine große, dunkelrothe, brennende Himmelsröthe lag auf dem westlichen Abhange des majestätischen Eiger. Wenn das Lied des Tages, das hohe Lied von der Herrlichkeit und Güte des Herrn, in lebensfreudigem Dur-Tone des Sonnenscheins ausgespielt ist, so erklingt es in den mannigfaltigsten und sanftesten Molltönen, in den rosigen Lichtspielen der Abendröthe, als wären es die wehmüthigen Erinnerungen, die süßen Verheißungen der feiernden, in die Nacht sich verhüllenden Liebe. Diese Nachspiele aber hallen an den Alpenzinnen in den feinsten und sanftesten Tönen wieder. Auch diese Rosenfeste, welche die Sonne kommend und scheidend auf den Alpen feiert, mußten wir größtentheils entbehren.

Dagegen hatten wir einen großen Ersatz in der Pracht der Wasserfälle, die um diese Zeit, unter der Arbeit der Juniussonne, bei einem außerordentlichen Schneeschmelzen ihre ganze Herrlichkeit, wie sonst selten, entfalten. Wie oft muß man der stehend gewordenen Ausdrucksweise, welche die hohen Schnee- und Felsengebiete in den Alpen als eine Region des Todes bezeichnet, begegnen! Freilich darf man in diesen hohen, einsamen Himmelsnähen der Erde die Fülle des Menschen-, Thier- und Pflanzenlebens nicht suchen. Was dieser Region Lebendiges wahrhaft angehört, das hat die Weihe des Bedeutsamen, sey es das Gewürz des Alpenkrautes oder der brennende und doch so holde Wunderschein der Alpenblumen, sey es die Gemse, welche das scherzende Hinweghüpfen des schuldlosen Lebens über schauerliche Abgründe versinnlicht, oder der Adler, welcher das Gloriöse der fürstlichen Mächte auf den Gipfeln des Landes der Freiheit darstellt, oder auch der Hirt in seiner Kraft, der

Schütz in seiner Kühnheit, der wahre Alpenwaller in seiner himmelanstrebenden Sehnsucht. Sieht man aber auch von diesen Erscheinungen des individuellen Lebens ab, so kann man dennoch diese Regionen nur mit Unrecht als Todesgebiete bezeichnen. Hier ist die hohe Wiege der lebensreichen Flüsse, die möglichst verborgene Geburtsstätte der Ströme. Wenn die Flüsse als die Lebensadern der Länder betrachtet werden, so kann man das Gebirge, von welchem so viele Schlagadern der Erde ausgehen, als das pulsirende Herz seiner großen Stromgebiete betrachten. Wenn ich in den hehren Einsamkeiten der Alpenhöhen den feuchten Glanz der Schneeflächen unter den Strahlen der Mittagssonne sah, und hörte eine Lawine donnern, hörte das ewige Knistern, Knarren und Krachen in den Schneefeldern und Eisgewölben, besonders aber das tausendfach vielstimmige, rings umfangende Rieseln und Rauschen kaum geborner Alpenbäche, dann erschien mir diese ganze Region geweiht als eine große, ehrfurchtgebietende Werkstätte Gottes, als die erhabene, in die Stille des Himmels emporgerückte Felsenhalle, worin er unaufhörlich leise und gewaltig wirkend Leben und Wohlthat für einen großen Theil von Europa verbreitet. Hier ist die Geburtsstätte des Rheins, der den Westen Deutschlands festlich verschönt, des Rhonestroms, der den Süden Frankreichs mit poesiereichen Thälern schmückt, von hier fließt der Donau ihre Alpenkraft zu in den Fluthen des Inn, hier haben die Flüsse, welche das nördliche Italien berühren, ihre Heimath.

Wenn man einen großen Strom in seinem ruhigen Lauf durch die Thalgegenden betrachtet, so begreift man es nicht, woher diese Fülle des Wassers kommt. Hört man aber das Rauschen der Wasser in den Hochalpen, einem Rauschen von tausend Mühlen vergleichbar, das Jauchzen zahlloser neugeborner Bergströme, sieht man die weißen Bäche an allen grünen Höhen, an allen dunkeln Felsenwänden herabsteigen, so begreift man noch weniger, wo diese Fülle des Wassers bleibt. Man bekommt einen tiefen Eindruck von dem unermeßlich großen Haushalte

Gottes. Ein Gefühl seiner unendlichen Majestät und Macht, seiner unergründlichen Weisheit und Güte, seiner Herrlichkeit, die sich so stark und leuchtend in dem Schönen und Erhabenen dieser Schöpfungsbilder spiegelt, ergreift die staunende Seele.

Das Gebrause der Alpenwasser hörten wir am stärksten im Gotthard-Gebirge. Hier im Reußthale kamen von allen Seiten Alpenbäche, in weißen Schaum aufgelöst, wie vom Himmel herab. Am frappantesten aber, in einer erhabenen Reihenfolge, stürzten die schimmernden Bäche von den Höhen herab im Haslithale zwischen Mairingen und dem Brienzer See. Hier folgt auf der linken Thalseite ein Wasserfall auf den andern. Sie kommen in hehrer Niederfahrt von einem steilen Bergrücken, durch grüne Tannenwälder weißschimmernd, jauchzend in's Thal. Dieser schöne Reigen weißer Alpenjungfrauen wird an der obern Seite vom Reichenbach, an der untern vom Hirßbach angeführt.

Das Ergreifende der Wasserfälle liegt nicht lediglich in der herrlichen sinnlichen Anschauung, welche sie gewähren. Freilich ergreift schon der unmittelbarste Genuß eines solchen Anblicks die Seele mit einer ganz eigenen Gewalt. Der Sturm, der Sturz, die blitzende Bewegung, der Schimmer und Rauch, das Gebrause — diese ganze mächtige Aeußerung eines feierlichen Naturmomentes theilt sich mit dunkler Gewalt der Seele mit; sie fühlt ihre innige Harmonie mit diesen schönen Schöpfungswundern. Aber nicht das sinnlich Bewegende wirkt für sich allein. Man sieht das dunkle Wasser hier in seinem Feierkleide, in einer Art von Verklärung, man sieht seine entschiedene Passivität, sein träges, ewiges Fallen zum aktivsten Sturm, zur heroischen That werden; den Bach, der als Regenfluß ohne Namen dahinschleichen würde, sieht man durch dieses besondere Geschick interessant werden, und den Schein eines geschichtlichen Wesens, eines tragischen Lebenslaufs gewinnen. Man hat ein lebendiges Maaß der Höhen und Tiefen von Gottes Welt vor Augen, man empfängt also den Eindruck des Erhabenen, und wird vor dem Throne der Majestät Gottes niedergebeugt. Dem

Erhabenen gegenüber empfindet man die Schauer der Vernichtung, und durch diese Schauer wird man hineingeführt in die Feier der Gegenwart Gottes, man findet sich selig wieder in seinem Schooße. Das aber heißt feiern, wenn man, wie Jakob zu Bethel, die Nähe Gottes in irgend einer Halle des großen Naturtempels inne wird, so daß man ausrufen kann: wahrlich, hier ist Gottes Haus, hier ist die Stätte des Himmels!

Mit der Betrachtung, daß der Bach oder der Fluß in seinem Falle einen Schein von Persönlichkeit für den Betrachtenden gewinne, haben wir bereits angedeutet, daß das eigenthümlich Ergreifende des Wasserfalls in seiner symbolischen Macht liegt. Das ist das Wesen des Gleichnisses: in einem Sinnlichen, Aeußerlichen, Natürlichen spiegelt sich eine göttliche Idee, ein höheres Lebensgebiet, eine Erscheinung des geistigen Lebens. Das Gleichniß wird nicht wie eine Fabel erst gemacht durch die Willkür dessen, der eine solche Beziehung des Niedern auf das Höhere ausspricht, sondern es ergibt sich wesentlich aus dem Zusammenhang und Einklang aller Dinge, worin sich die Wahrheit Gottes offenbart. So ist die Treue in dem Herzen eines guten Hirten auf dem natürlichen Lebensgebiet wesentlich ein Aehnliches, ein Verwandtes im Verhältniß zu der Treue des göttlichen Erbarmens gegen die Sünder in dem Herzen Christi; sie ist ein Gleichniß der höheren Treue. Christus ist in seiner Treue, womit er die verlornen Seelen sucht, der eigentliche, rechte, gute Hirte; er ist es viel wesentlicher und beziehungsreicher, als der gute Schäfer, der seine Heerde treu bewacht. Und wenn einer von Beiden nur im figürlichen Sinne der gute Hirte seyn soll, so ist es nicht Christus, sondern der Schäfer. So ist es auch mit der königlichen Würde Christi; nicht er ist im figürlichen Sinne der König, sondern er ist es in der Vollkraft des Wesens. Die Könige auf Erden dagegen, deren Fürst er ist, haben alle etwas Figürliches, sie herrschen nicht bis in die Domäne Christi, bis in die Herzen hinein. So offenbart sich im Menschenleben das Göttliche, in allem

Naturleben aber spiegelt sich wieder das menschliche Leben ab. Die ganze Natur ist ein Inbegriff göttlicher Gedanken in Symbolen, Schattenrissen, Spiegelbildern. Darum würden wir auch den Vorwurf entschieden ablehnen, den man etwa machen könnte, als wollten wir in die Wasserfälle höhere Beziehungen willkürlich hineintragen. Die Wasserfälle sind schon Gotteswerke im höhern Chor; nicht überall hat die Hand des Herrn diese ergreifenden Naturbilder hervorgerufen. In ihnen also muß sich in besonderem Maaße Höheres, sey es Menschliches oder Göttliches, vorzüglich aber Göttlich-Menschliches, nämlich Christliches abspiegeln. Freilich ist es nur ein schwacher Interpret, der hier vor diese großen Sinnbilder hintritt, sie zu deuten; spricht er auch, wie er hofft, die richtigen Ahnungen der höheren Beziehungen der Wasserfälle aus, so macht er doch keinen Anspruch darauf, den reinen, reichsten Ausdruck derselben zu finden.

Es macht einen Unterschied, ob man die Wasserfälle betrachtet, wie sie von der Höhe kommen, oder wie sie in die Tiefe stürzen, oder wie sie aus der Höhe kommen und in die Tiefe fahren. Dieser Unterschied wird vorzüglich durch die natürlichen Standpunkte festgestellt. So sieht man den Gießbach und den Staubbach von der Höhe herabkommen; man steht bei dem einen tief am Abhange, bei dem andern ganz im Thale. Dagegen sieht man im Handecker Wasserfall die Aar mit dem Aerlenbach in einen tiefen Abhang hinabstürzen; wenigstens auf dem gewöhnlichsten Standpunkte. Den Rheinfall bei Schaffhausen sieht man sowohl von der Höhe als in der Tiefe. Man überschreitet den Wasserfall der Reuß, indem man über die Teufelsbrücke geht, und hat auf der einen Seite den Fall aus der Höhe, auf der andern den Sturz in die Tiefe. An den gebrochenen Abstürzen des Reichenbachs geht man einen vielbetretenen Alpenweg hinan.

Sieht man die Bäche von der Höhe kommen, so werden Gedanken an himmlische Segnungen, Offenbarungen und Botschaften angeregt: es ist, als hörte man Melodien, als sähe

man Bilder zu dem Liede: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her!" Sieht man sie aber in die Tiefe stürzen, das erinnert an geweihtes Unglück, an tragisches Geschick, an freudige Hingebung in dunkle Verhängnisse; die Ideen der Aufopferung, der Kreuzesfreudigkeit, der begeisterten Treue und des seligen Gottvertrauens im Tode werden angeregt.

Sieht man den Fluß aus der Höhe kommen und in die Tiefe fahren, so gewinnt man ein Bild des gottgeweihten Lebens, wie es schwebend zwischen Himmelsfreude und Erdenleid, zwischen der Geburt von oben her und dem Tode, der von der Erde ist, triumphirt, indem es sich aufopfert, und Himmelsfrieden bringt und stiftet, indem es in das Weh der Erde und in den Tod sich hinein versenkt. Der Grundton aller Wasserfälle scheint das Wort zu seyn: „Laß dich Gott!" Denn durch ihr entschiedenes Ruhen, Fallen, Versinken in ihren tiefsten Grund, wie diese Hingebung dem Wasser eigen ist, kommen die Flüsse hier zu ihrer Blüthe und Feier, zu ihrem Sturm und Gebraus, zu ihrer Denkwürdigkeit und Verklärung; in ihrer Schwachheit gewinnen sie ihre Kraft, so wie der Christ durch die reinste Hingebung an den Herrn, durch den entschiedensten Tod des sündlichen Eigenwillens die reinste Eigenthümlichkeit, den bestimmtesten Charakter, und so auch die reichste Fülle und Kraft des höheren Lebens gewinnt.

Nur Andeutungen und Versuche kann ich geben den hehren Wasserfällen gegenüber, bei denen unser Pilgerzug feiernd verweilte.

Wilhelm Hauff.

Märchen als Almanach.

(1826.)

In einem schönen fernen Reiche, von welchem die Sage lebt, daß die Sonne in seinen ewig grünen Gärten niemals untergehe, herrschte von Anfang an bis heute die Königin Phantasie. Mit vollen Händen spendete diese, seit vielen Jahrhunderten, die Fülle des Segens über die Ihrigen, und war geliebt, verehrt von allen, die sie kannten. Das Herz der Königin war aber zu groß, als daß sie mit ihren Wohlthaten bei ihrem Lande stehen geblieben wäre; sie selbst, im königlichen Schmuck ihrer ewigen Jugend und Schönheit, stieg herab auf die Erde; denn sie hatte gehört, daß dort Menschen wohnen, die ihr Leben in traurigem Ernst, unter Mühe und Arbeit hinbringen. Diesen hatte sie die schönsten Gaben aus ihrem Reiche mitgebracht, und seit die schöne Königin durch die Fluren der Erde gegangen war, waren die Menschen fröhlich bei der Arbeit, heiter in ihrem Ernst.

Auch ihre Kinder, nicht minder schön und lieblich als die königliche Mutter, sandte sie aus, um die Menschen zu beglücken. Einst kam Märchen, die älteste Tochter der Königin, von der Erde zurück. Die Mutter bemerkte, daß Märchen traurig sey, ja hie und da wollte es ihr bedünken, als ob sie verweinte Augen hätte.

„Was hast Du, liebes Märchen," sprach die Königin zu ihr; „Du bist seit Deiner Reise so traurig und niedergeschlagen, willst Du Deiner Mutter nicht anvertrauen, was Dir fehlt?"

„Ach! liebe Mutter,“ antwortete Märchen, „ich hätte geschwiegen, wenn ich nicht wüßte, daß mein Kummer auch der Deinige ist.“

„Sprich immer, meine Tochter,“ bat die schöne Königin, „der Gram ist ein Stein, der den Einzelnen niederdrückt, aber zwei tragen ihn leicht aus dem Wege.“

„Du willst es,“ antwortete Märchen, „so höre: Du weißt, wie gerne ich mit den Menschen umgehe, wie ich freudig auch zu dem Aermsten vor seine Hütte sitze, um nach der Arbeit ein Stündchen zu verplaudern; sie boten mir auch sonst gleich freundlich die Hand zum Gruß, wenn ich kam, und sahen mir lächelnd und zufrieden nach, wenn ich weiter ging; aber in diesen Tagen ist es gar nicht mehr so!“

„Armes Märchen!“ sprach die Königin und streichelte ihr die Wange, die von einer Thräne feucht war. „Aber Du bildest Dir vielleicht dies alles nur ein?“

„Glaube mir, ich fühle es nur zu gut,“ entgegnete Märchen, „sie lieben mich nicht mehr. Ueberall, wo ich hinkomme, begegnen mir kalte Blicke; nirgends bin ich mehr gern gesehen: selbst die Kinder, die mich doch immer so lieb hatten, lachen über mich und wenden mir altklug den Rücken zu.“

Die Königin stützte die Stirne in die Hand, und schwieg sinnend.

„Und woher soll es denn,“ fragte die Königin, „kommen, Märchen, daß sich die Leute da unten so geändert haben?“

„Sieh, die Menschen haben kluge Wächter aufgestellt, die alles, was aus Deinem Reich kommt, o Königin Phantasie! mit scharfem Blicke mustern und prüfen. Wenn nun einer kommt, der nicht nach ihrem Sinne ist, so erheben sie ein großes Geschrei, schlagen ihn todt, oder verläumden ihn doch so sehr bei den Menschen, die ihnen aufs Wort glauben, daß man gar keine Liebe, kein Fünkchen Zutrauen mehr findet. Ach! Wie gut haben es meine Brüder, die Träume! fröhlich und leicht hüpfen sie auf die Erde hinab, fragen nichts nach jenen klugen

Männern, besuchen die schlummernden Menschen, und weben und malen ihnen, was das Herz beglückt und das Auge erfreut!"

„Deine Brüder sind Leichtfüße," sagte die Königin, „und Du, mein Liebling, hast keine Ursache, sie zu beneiden. Jene Grenzwächter kenne ich übrigens wohl; die Menschen haben so unrecht nicht, sie aufzustellen; es kam so mancher windige Geselle und that, als ob er geraden Wegs aus meinem Reiche käme, und doch hatte er höchstens von einem Berge zu uns herüber geschaut."

„Aber warum lassen sie dies mich, Deine eigene Tochter, entgelten?" weinte Märchen. „Ach! wenn Du wüßtest, wie sie es mir gemacht haben; sie schalten mich eine alte Jungfer und drohten, mich das nächstemal gar nicht mehr hereinzulassen." —

„Wie, meine Tochter nicht mehr einzulassen?" rief die Königin, und Zorn erhöhte die Röthe ihrer Wangen. „Aber ich sehe schon, woher dies kommt; die böse Muhme hat uns verläumdet!"

„Die Mode? Nicht möglich!" rief Märchen. „Sie that ja sonst immer so freundlich."

„O! Ich kenne sie, die Falsche," antwortete die Königin, „aber versuche es ihr zum Trotze wieder, meine Tochter; wer Gutes thun will, darf nicht rasten."

„Ach Mutter! wenn sie mich dann ganz zurückweisen, oder wenn sie mich verläumden, daß mich die Menschen nicht ansehen oder einsam und verachtet in der Ecke stehen lassen?"

„Wenn die Alten, von der Mode bethört, Dich gering schätzen, so wende Dich an die Kleinen; wahrlich, sie sind meine Lieblinge, ihnen sende ich meine lieblichsten Bilder durch Deine Brüder, die Träume, ja ich bin schon oft selbst zu ihnen hinabgeschwebt, habe sie geherzt und geküßt und schöne Spiele mit ihnen gespielt; sie kennen mich auch wohl, sie wissen zwar meinen Namen nicht, aber ich habe schon oft bemerkt, wie sie Nachts zu meinen Sternen hinauflächeln, und Morgens, wenn meine glänzenden Lämmer am Himmel ziehen, vor Freuden die

Hände zusammenschlagen. Auch wenn sie größer werden, lieben sie mich noch, ich helfe dann den lieblichen Mädchen bunte Kränze flechten, und die wilden Knaben werden stiller, wenn ich auf hoher Felsenspitze mich zu ihnen setze, aus der Nebelwelt der fernen blauen Berge hohe Burgen und glänzende Paläste auftauchen lasse, und aus den röthlichen Wolken des Abends kühne Reiterschaaren und wunderliche Wallfahrtszüge bilde.“

„O die guten Kinder!“ rief Märchen bewegt aus. „Ja, es sey! Mit ihnen will ich es noch einmal versuchen.“

„Ja, Du gute Tochter,“ sprach die Königin. „Gehe zu ihnen; aber ich will Dich auch ein wenig ordentlich ankleiden, daß Du den Kleinen gefällst und die Großen Dich nicht zurückstoßen; siehe, das Gewand eines Almanach will ich Dir geben.“

„Eines Almanach, Mutter? Ach! — ich schäme mich so vor den Leuten zu prangen.“

Die Königin winkte und die Dienerinnen brachten das zierliche Gewand eines Almanach. Es war von glänzenden Farben, und schöne Figuren eingewoben.

Die Zofen flochten dem schönen Mädchen das lange Haar; sie banden ihr goldene Sandalen unter die Füße und hingen ihr dann das Gewand um.

Das bescheidene Märchen wagte nicht aufzublicken, die Mutter aber betrachtete sie mit Wohlgefallen und schloß sie in ihre Arme: „Gehe hin,“ sprach sie zu der Kleinen; „mein Segen sey mit Dir. Und wenn sie Dich verachten und höhnen, so kehre zurück zu mir, vielleicht daß spätere Geschlechter, getreuer der Natur, ihr Herz Dir wieder zuwenden.“

Also sprach die Königin Phantasie. Märchen aber stieg herab auf die Erde. Mit pochendem Herzen nahte sie dem Ort, wo die klugen Wächter hauseten; sie senkte das Köpfchen zur Erde, sie zog das schöne Gewand enger um sich her, und mit zagendem Schritt nahte sie dem Thor.

„Halt!“ rief eine tiefe rauhe Stimme. „Wache heraus! Da kommt ein neuer Almanach!“

Märchen zitterte, als sie dies hörte; viele ältliche Männer von finsterem Aussehen stürzten hervor; sie hatten spitzige Federn in der Faust, und hielten sie dem Märchen entgegen. Einer aus der Schaar schritt auf sie zu und packte sie mit rauher Hand am Kinn: „Nur auch den Kopf aufgerichtet, Herr Almanach," schrie er, „daß man Ihm in den Augen ansieht, ob Er was Rechtes ist oder nicht." —

Erröthend richtete Märchen das Köpfchen in die Höhe und schlug das dunkle Auge auf.

„Das Märchen!" riefen die Wächter und lachten aus vollem Hals. „Das Märchen! Haben Wunder gemeint, was da käme! Wie kommst Du nur in diesen Rock?"

„Die Mutter hat ihn mir angezogen," antwortete Märchen.

„So? Sie will Dich bei uns einschwärzen? Nichts da! Hebe Dich weg, mach', daß Du fortkommst!" riefen die Wächter unter einander und erhoben die scharfen Federn.

„Aber ich will ja nur zu den Kindern," bat Märchen; „dies könnt Ihr mir ja doch erlauben?"

„Lauft nicht schon genug solches Gesindel im Land umher?" rief einer der Wächter. „Sie schwatzen nur unsern Kindern dummes Zeug vor."

„Laßt uns sehen, was sie diesmal weiß," sprach ein anderer.

„Nun ja," riefen sie, „sag' an, was Du weißt; aber beeile Dich, denn wir haben nicht viele Zeit für Dich."

Märchen streckte die Hand aus und beschrieb mit dem Zeigefinger viele Zeichen in die Luft. Da sah man bunte Gestalten vorüberziehen; Karavanen, schöne Rosse, geschmückte Reiter, viele Zelte im Sand der Wüste; Vögel und Schiffe auf stürmischen Meeren; stille Wälder und volkreiche Plätze und Straßen, Schlachten und friedliche Nomaden: sie alle schwebten in belebten Bildern, in buntem Gewimmel vorüber.

Märchen hatte in dem Eifer, mit welchem sie die Bilder aufsteigen ließ, nicht bemerkt, wie die Wächter des Thores nach und nach eingeschlafen waren. Eben wollte sie neue Zeichen

beschreiben, als ein freundlicher Mann auf sie zutrat und ihre Hand ergriff. „Sieh her, gutes Märchen," sagte er, indem er auf die Schlafenden zeigte, „für diese sind Deine bunten Sachen nichts; schlüpfe schnell durch das Thor, sie ahnen dann nicht, daß Du im Lande bist, und Du kannst friedlich und unbemerkt Deine Straße ziehen. Ich will Dich zu meinen Kindern führen; in meinem Hause geb' ich Dir ein stilles, freundliches Plätzchen; dort kannst Du wohnen und für Dich leben; wenn dann meine Söhne und Töchter gut gelernt haben, dürfen sie mit ihren Gespielen zu Dir kommen und Dir zuhören. Willst Du so?"

„O, wie gerne folge ich Dir zu Deinen lieben Kleinen; wie will ich mich befleißen, ihnen zuweilen ein heiteres Stündchen zu machen!"

Der gute Mann nickte ihr freundlich zu und half ihr über die Füße der schlafenden Wächter hinübersteigen. Lächelnd sah sich Märchen um, als sie hinüber war, und schlüpfte dann schnell in das Thor.

Rosenkranz.

Das Epos des Volkes.

(1830.)

Der Geist des deutschen Volkes war in seinem Beginn, wie der eines jeden anderen, vom Interesse seiner unmittelbaren Sittlichkeit bewegt, und die als Sitte existirende Freiheit war auch das erste Princip seines Handelns. Die aus ihm entspringenden Thaten sind der Inhalt seines ersten Epos, weil sie an sich überhaupt die erste Entäußerung seiner selbst sind. Ein bestimmtes Dasein gab sich jener sittliche Geist zunächst in der dem Germanischen Volk eingeborenen Selbstständigkeit des Einzelnen, wie sie mit der Einheit des Stammes noch zusammenfällt; sodann in der Liebe der Familie; und endlich in der Treue des Vasallen gegen seinen Herrn als dem objectiven Bande von Pflicht und Recht, welches die individuelle Selbstständigkeit erst zur wirklichen Freiheit erhebt. Diese Momente des Ganzen können auch als eben so viel Principien angesehen werden, welche, indem sie sich gegenseitig hervorbringen, mit einander eben so oft sich entzweien, als versöhnen, und in ihrer Verwicklung den tragischen Ton erwecken, welcher diese Welt mit erschütternder Macht durchklingt.

Das erste Epos ist also mit den Sagen identisch, welche der deutsche Volksgeist als den ersten, durch seine That vermittelten Inhalt seines Bewußtseins über sich selbst hat. Doch ist von jenen Sagen, deren Tacitus erwähnt, von Mannus, Tuiskon, dem Asciburgischen Odysseus u. a. in der Poesie, wie

sie in ihren Denkmalen uns vorliegt, so wenig eine Spur geblieben, als von den Geschichten der Cimbern und Teutonen, Hermanns u. s. w.; sondern die Periode unserer auch für uns noch poetisch gestalteten Sagen ist die Zeit der Völkerwanderung. In diesem Wogen der Stämme, in diesem Kampf derselben, theils mit fremden Völkern, wie mit den Ost- und Weströmern, mit den Galliern, Hunnen und Slaven, theils unter einander, wie die Westgothen mit den Franken, die Franken mit Burgundern, Thüringern und Sachsen, die Longobarden mit den Gepiden stritten; theils mit sich selbst in steten Parteiungen um den Besitz der königlichen Herrschaft, namentlich bei den Ostgothen und Franken: in dieser Zeit wurden die Sagen gegründet, welche noch lange das Andenken der Stämme durchlebten und sich die Kunst der Dichter verpflichteten. Weil die Völker mit ihren Wanderungen eine ganze Vergangenheit abbrachen, weil Alles, was bei Naturreligionen tief mit eines Landes besonderer Localität verknüpft ist, durch die Entfernung von derselben verzerrt und verwischt wurde, und eben dies Losreißen von dem alten Boden sie dem christlichen Glauben, wo er ihnen begegnete, empfänglicher machte, ist darin der Grund zu finden, warum unsere Sagen gar keinen mythischen, sondern durchweg einen epischen Charakter haben, warum nicht Götter, sondern Menschen in ihnen handeln. Der Mythus der Germanen ist nur in Einem Zweige der Nation, im Scandinavischen, aufbewahrt, bei den übrigen Stämmen aber kaum in sparsamen und verworrenen Trümmern übrig; und wo etwa der ursprüngliche Geist des Volkes auch späterhin noch einer solchen Weise der Anschauung hätte geneigt sein wollen, trat ihm die Kirche verneinend entgegen. Deswegen hat man das alte Epos in seinem Innern vielmehr vom sittlichen Standpunkt aus zu betrachten. Denn in der uns gebliebenen Auffassung haben seine Helden an sich keine andere Bedeutung, und eine Betrachtung, welche sie als Götter darstellen will, legt in sie hinein, was an sich in ihnen nicht ist. Die nicht abzuleugnende große Aehn-

lichkeit zwischen der alten Scandinavischen Göttersage und zwischen unserem Epos legt nur Zeugniß von der inneren Einheit des Germanischen Geistes ab, weil sich in einer solchen Uebereinstimmung die Besonderheit desselben bewährt, welche Allem, was er hervorbringt, eigenthümlich sein muß.

In der früheren Zeit mögen die einzelnen Sagen reiner gewesen sein, als sie jetzt in unserem Besitz erscheinen, und mögen sie erst mit der langen Abfolge und vielfachen Verbindung der Geschlechter sich verwirrt und getrübt haben, indem eine bei der mündlichen Ueberlieferung unvermeidliche und oft unbewußte Willkür Vieles vermischte und auf einander bezog, was ursprünglich nicht zusammengehörte. Aber andererseits hat man diese Umwandelung der Sage auch so zu fassen, daß sie, viele zerstreute Züge in wenige vorragende Charaktere zusammendrängend, Das, was den Sinn des Volkes überhaupt am klarsten aussprach, auch am meisten ergriff und zu großen Anschauungen ausbildete. Erst als dies heroische Leben in der Wirklichkeit mehr und mehr vom politischen verdrängt, und deshalb vom späteren Geschlecht nicht mehr wie vordem verstanden wurde, da erst begann eine gänzliche Zerstückung und Verderbniß der alten Sagen. Die Zeit der Abfassung, in welcher sie jetzt vor uns liegen, reicht mit Ausnahme eines einzelnen Fragmentes vom zwölften bis zum vierzehnten Jahrhundert. Aber das Wesen der Dichtung ist das älteste unseres Volkes, und jenes poetische Produciren gleichsam wie ein neues Erfassen der schon hinabgesunkenen Vergangenheit zu nehmen.

Weil der Geist des Volkes unmittelbar in diesen Sagen wohnte und weil sie in Aller Gemüth von Jugend auf sich einwurzelten, so machte ein solches Dasein ein Dichten im Sinn des Erfindens und der Entfaltung individueller Phantasie unmöglich, und ist das Entstehen und Bilden der Sage und ihrer Dichtung als im Volk allgegenwärtig und den Einzelnen sich mit ihrer Kraft unterordnend zu denken. Dies ist die Ursach, warum von keiner dieser Dichtungen der Verfasser mit

Gewißheit genannt werden kann. Jede ist sowohl von Einem als von Allen gedichtet. Schreibt auch eine spätere sehr verbreitete Tradition die eine, z. B. Wolfdietrich, dem Wolfram von Eschenbach, eine andere, z. B. den kleinen Rosengarten, dem Heinrich von Ofterdingen zu, so ist doch auf eine solche Annahme gar nichts zu geben. Daher läßt sich bei diesen Sagen von einem Dichter, welcher selbstständig für sich den Stoff bearbeitet habe, gar nicht reden, und erst späterhin tritt eine solche Behandlung ein, wo die Sage selbst von der Ehrwürdigkeit ihres Ansehens eingebüßt hatte und der Willkür zugänglicher geworden war.

Gervinus.

Herders größtes Verdienst.

(1840.)

Die „Stimmen der Völker" hatten den Zweck, das rohe Geschrei über und gegen das Volkslied zu dämmen, er wollte Nicolai ein Gegengewicht halten und einfach zeigen, was er unter und an den Volksliedern preise; und da es ihm arm schien, ein deutscher Percy zu werden (wie man nachher im Wunderhorn versuchte), so zog er vor, um ja nichts Gemeineres einfließen zu lassen, die Schätze der ganzen Welt auszubeuten, und er bot die Früchte einer Belesenheit und Kenntniß der Literatur aller Zeiten aus, wie sie damals in Deutschland einzig war. Er führt uns von Grönland bis nach Indien, aus der Zeit Luther's zurück bis zu Harmodius und Aristogiton, aus Esthland bis nach Peru. Mit einer reizenden Leichtigkeit, die bis dahin nicht allein unter uns, sondern in aller Welt geradezu unerhört war, faßt er jede Zeit, jedes Volk, in jedem Charakter mit einer überraschenden Treue und Einfalt auf, und schickt sich mit der feinsten Wandlungsgabe in Sinn und Sprache, in Ton und Empfindung. Die spanische Grandezza, die Düsterheit des Ossian, die tändelnde Naivetät der Litthauerin, die grausame Gewalt des nordischen Kriegers, das sanfte Gemüth des Deutschen, das Schaurige schottischer Balladen, der kühne Gang der historischen Volksromanzen in England, Laune und Schreck, Ernst und Tändelei, Alles bewegt sich neben einander, ohne Affectation und ohne Zwang, als ob die divergirendsten

Strahlen aller Menschlichkeit und Menschheit sich in dem weiten Busen des Deutschen concentrirten. Wodurch erreichte Herder diese frappante Wahrheit und Wandlungsgabe in diesen Liedern, die er in seinem sonstigen Vortrage so wenig verräth? Nicht allein daher, daß es hier mehr auf Reception als Production ankam, nicht allein daher, daß Herder, vielseitig in sich, an dem Allverschiedensten, an griechischer Lebensfrische und indischer Beschaulichkeit, an der Glut des Südens und der Trauer des Nordens participirte, sondern auch ganz besonders daher, daß er das Wesen des lyrischen Liedes nicht im Worte, sondern im Tone suchte, nicht im Gedichte, sondern in Musik und Melodie. Das Wesen des Liedes, sagt er, ist Gesang, nicht Gemälde; seine Vollkommenheit liegt im melodischen Gange der Leidenschaft oder Empfindung: ohne Ton und poetische Modulation ist es trotz Bild und Farbe kein Lied. Ist in einem Liede lyrische Weise, so ist selbst sein geringer Inhalt der Dauer nicht entgegen, man schiebt einen andern unter, man stößt die schlechten Strophen aus. Da nun das Lied gehört werden soll, so suchte er auch beim Uebersetzen des Textes den Gesangton vor Allem zu treffen, um ängstliche Worttreue unbekümmert; ihn warnten die gescheiterten Uebersetzungen so vieler fremder Lieder. Das Schwanken zwischen zwei Sprech- und Singarten des Verfassers und Uebersetzers war ihm unausstehlich, sein Ohr vernahm es gleich und haßte den hinkenden Boten, der weder zu sagen noch zu schweigen wußte. Herder leistete hier für das Volkslied, was Klopstock für die Ode geleistet hatte; wie sich dieser zu den Compositionen seines Bach verhielt, so Herder zu Gluck, der damals auf den simpeln und natürlichen Ton der Empfindung und Leidenschaft zurückwies. Noch im Zuge derselben Thätigkeit, die diese Gesänge sammelte, liegt Herders Buch vom Geiste der hebräischen Poesie (1782), das er, wie er an Hamann schrieb, von Kindheit an in seiner Brust nährte. Dieselbe Gabe der Auffassung und Auslegung, die sich damals in ganz Deutschland mit merkwürdigem Wett-

eifer am Homer versuchte, dieselbe, die Herder dort am Volksliede übte, wandte er hier auf die poetischen Theile der Bibel. Dieß Buch stellte sich gegen Michaelis' Uebersetzungen und das Aehnliche so, wie Herders historische Neuerungen gegen die Schlözer, und seine poetischen gegen die Klotz und Ramler. Für das Verständniß orientalischen Geistes und das Studium der biblischen Literatur war dieß Werk so einzig anregend und bahnbrechend, wie Winkelmanns Schriften für das Kunststudium, wie für die Poesie überhaupt Herders Hinweisung auf das Naturlied der Völker. Auch hier waren die übertragenen Stellen sein Zweck und die Frucht, wozu das übrige Buch die Schale bildete. Auch hier begeisterte ihn die Natur im kleinen Umfange, aber lebendigeren Gehalte; hier, wo sich Poesie und Prophetie die Hand zu einem Bunde reichte, der Herdern so nahe lag, fand er sich noch heimlicher, als bei Homer und Ossian; gegen diese kindliche Einfalt im Hiob, in den Psalmen u. s. w. war ihm, wie Klopstock, die künstliche Poesie der Griechen, lauter Schmuck, und bei der celtischen selbst ist es ihm hiergegen, als ob er unter einem bewölkten Abendhimmel wandle. Diese theure Poesie entriß er mit diesem Werke den pedantischen Grammatikern und gab sie der Jugend anheim, die sie empfand, nicht commentirte; und es ist, als ob diese prophetische Dichtung ein Ableiter gegen seine eigenen Ekstasen sei: er wird vor diesem Dunkel klar und fesselt jene Blitze zu Lichtern. Gewiß war dieses Werk eines der erfolgreichsten, die Herder schrieb, und seine ganze Natur und Tendenz erklärt es, daß es sein Lieblingsgeschäft war, und daß er es gern zu einem Lebensgeschäfte erhoben hätte.

Herder machte mit diesen Werken, wenn nicht den Anfang zu der Verpflanzung der poetischen Literaturen aller Völker und Zeiten auf deutschen Boden, so doch die ersten Versuche, die man klassisch und musterhaft nennen durfte, und die erstaunlich ermuthigen mußten. Er leitet hier auf diejenige Seite der nachherigen romantischen Schule über, von der diese bei weitem

am wohlthätigsten und verdienstlichsten gewirkt hat. Mehrere hierin einschlägige spätere Arbeiten geben uns diesen Uebergang zu erkennen. Wie er im deutschen Mercur und in den zerstreuten Blättern eine Reihe von morgenländischen Sagen mittheilte, wie er einzelne Blüthen morgenländischer Dichtungen und Sprüche pflückte, wie er, um an höheren Beispielen höhere, edlere Tugenden des Menschen zu lehren, als die Fabel that, von dieser in den Palmblättern zu jenen Erzählungen des Orients überging, die diese feinere Aufgabe mit ähnlicher Simplicität lösen, wie er mit seinem gewöhnlichen Sinne Stücke aus der griechischen Anthologie wählte und nachbildete, wie er die Sakuntala in der Uebersetzung des edlen Forster einführte, wie er in der Terpsichore den Balde übertrug, wie er endlich den Cid besang, dieß Alles liegt auf diesem Wege, und dieses letztere Werkchen, das der Nation ein lieber Besitz geworden ist, erklärt sich schon ganz aus den romantischen Neigungen der Zeit, und aus dem Uebergange unserer vorliebenden Neigungen von der nordischen Poesie zur südlichen, der in Herder sehr deutlich nachzuweisen ist. Zu allen diesen Uebertragungen drängte Herdern seine innerste Natur, die der Poesie überall bedurfte und nicht selbst poetisch war, die ihre Genüsse suchte, aber nicht selbständig erschuf. Diesem Triebe gab er Grundsätze hinzu: er meinte, wir müßten das Fremde erst schätzen lernen, um uns selbst die richtige Stelle anzuweisen; und um das Fremde zu schätzen, müßten wir es richtig fassen und verstehen. Las er daher einen Dichter, so suchte er jedesmal ihn und seine Bildung ganz zu gewinnen, er verglich ihn mit seinem Volke und seiner Umgebung und mit verwandten Erscheinungen, und kam zum Verständniß des Dichters zugleich mit der Erkenntniß der jedesmaligen literar-historischen Verhältnisse. Er meinte die Geschichte der Dichtung nicht groß genug nehmen zu können, es reizte ihn, alle Völker in ihrem eigenthümlichen Genius zu belauschen, der sich in ihren Poesien am reinsten und frischesten ausspricht. Es war ihm kein geringer Vorzug unserer deutschen

Bildung, daß wir mit Orientalen und Griechen, mit den edelsten Geistern Italiens, Spaniens, Frankreichs sprechen, und bei jedem seine eigenthümliche Weise zu denken und zu fühlen bemerken können, daß wir „die Blüthe des menschlichen Geistes, die Dichtung, von dem Gipfel des Stammes jeder aufgeklärtesten Nation brechen durften.“ Wirklich ist dieß Herders großartigste Seite, wie er den Geist der Zeiten und Völker ergreift, das Verschiedenartigste versteht und genießt und wiedergibt; in unserem Volke, das diese Gabe überhaupt in ausgezeichnetem Grade besitzt, hat sie keiner so ausgezeichnet besessen, wie Er. Bedenkt man, was diese Eigenschaft in sich begreift, so weist nur sie allein Herdern eine eminente Stelle in unserer Culturgeschichte an, so vielfache Nachtheile sich auch an sie anschließen. Es ist wahr, das Umsichgreifen dieser Genußsucht, diese Selbstverleugnung, diese Wandlungsgabe hängt mit dem Mangel an Selbstgefühl, an Volkssinn, an originaler Productionskraft, mit jener Unersättlichkeit an allem Fremden zusammen, die ein uralter Charakterzug unserer Nation ist; die romantische Schule hat damit der Pflanze unserer Dichtung das Herz ausgebrochen und sie frühzeitig des lebendigen eigenen Triebes beraubt. Auf diesem Wege haben wir unserer Nachahmungssucht den Zügel schießen lassen, und von einer Denk- und Schreibart, die einen gleichen nationalen Typus hält, dürfen wir eigentlich nicht reden. Allein wenn wir billig sein wollen, so fragt sich's einmal immer, ob nicht diese Hingebung an alles Menschliche in sich einen größeren Werth hat, als alle nationale Abgeschlossenheit, jene Lockerung des Cosmopolitismus eine schönere Geltung, als alle volksmäßige Festigkeit und Starrheit. Und dann lag es durchaus nicht allein in unserer Nation, sondern es lag in der Zeit des vorigen und jetzigen Jahrhunderts, wie es in den Zeiten der Kreuzzüge lag, daß alles Nationale verwischt ward; und nur das ist ein Merkmal unseres Charakters, daß die Blüthe unserer Literatur beidemale in diesen Zeiten sich aufschloß, als die Sonne der Humanität heiter am Himmel

stand. Wer möchte in der englischen und französischen, selbst in der italienischen Literatur der neuesten Zeit die altnationalen Eigenthümlichkeiten wieder suchen? Die Eröffnung der Cultur aller Zeiten im erweiterten Unterricht und Bildungskreise bedingte diese Eigenheit der heutigen Literatur, daß sie nicht in dem Grade selbständig und unabhängig werden konnte, wie zu andern Zeiten andern möglich war. Das Schöne und Große aller Jahrhunderte lag uns offen, wer wollte, wer konnte es verleugnen? Vor diesen gehäuften Schätzen schwand das Selbstvertrauen und die Schöpfungslust der Menschen, dieß läßt sich bei unsern Romantikern vortrefflich beobachten. So ahmten die Römer den Griechen, so das ganze Mittelalter den Römern nach, so die Deutschen der ganzen Welt. Mußte also Nachahmung der Charakter unserer Literatur werden, das hat Herder selbst gesagt, so sei es Ehre, wenn wir uns nur besonnen das Beste zu eigen machten; und ich glaube, das Zeugniß darf man uns aus bester Ueberzeugung geben, daß wir dieß so lange thaten, bis das Beste erschöpft war, und nun die Gewöhnung der Thätigkeit freilich auf das Mittelmäßige und Entbehrliche übergleiten mußte. Unsere Sprache, bemerkte Herder weiter, erleichterte uns dieß, die nicht wie die französische gebunden ist, Alles in ihrer eigenen Weise zu sagen. Und bei alle dem ist es ihm doch nicht schwer, den rothen Faden einer Eigenthümlichkeit nachzuweisen, der durch alle unsere Dichtungen durchgeht, wie abhängig sie sind: Gutmüthigkeit, Biederkeit, ein verstand- und lehrreicher Genius, Sitte, Bescheidenheit, Herz, bei weniger Glanz der Kunst mehr Gemüth und wahre Empfindung. Und dieß eben sind diese allgemeinen menschlichen Eigenschaften, die uns wieder in jene weite Relation mit aller Welt setzten. Gewiß ist, daß, was wir dadurch an Individualität der Nation verlieren, auf anderen Seiten reichlich wieder gewonnen wird. Ich will nur an das Eine erinnern, daß eigentliches Verständniß der Geschichte ohne diese Empfänglichkeit für fremde Natur gar nicht möglich ist. Wir haben vor Herder

nur Nationalgeschichten gehabt; was Engländer und Franzosen in der Geschichte anderer Völker geleistet haben, ist kaum der Rede werth. Vielleicht ist es nicht anmaßend zu sagen, daß noch heute eine Weltgeschichte nur in Deutschland möglich ist, und auch bei uns erst möglich ist, seit Herder anfing, das Innere der Nationen aufzuhüllen, in Uebersetzungen fremder Werke die „Physiognomie der Composition und die Seele des Originals" erscheinen zu lassen, und uns in jeder Art mit allem Fremden zu familiarisiren. Diese Gabe ist ganz von seinem entschiedenen Cosmopolitismus bedingt, der wieder in einer allgemeinen Stimmung der Nation wurzelte.

A. v. Sternberg.

Das deutsche Drama vor Lessing.

(1834.)

Eine Gesellschaft beim Grafen Felix war versammelt und Lessing hatte zum ersten Mal eine Einladung erhalten, dort zu erscheinen. Er war über dieses Ereigniß weniger erfreut als verwundert; der Graf war ihm bekannt als einer jener tonangebenden Großen der Hauptstadt, die eine glänzende Erscheinung bilden, indem sie in ihrem Salon alle Geister, die auf Rang, Ansehen und in Mode stehende Bildung Anspruch machen können, vereinigen. Seine Reichthümer, das Ansehen der Familie, so wie Geist und Talent, hatten ihn frühe eine wichtige Laufbahn antreten lassen. Er war Gesandter an verschiedenen fremden Höfen gewesen und genoß gegenwärtig einer kurzen Ruhe, die er den Musen und den Studien widmete. Der nahe Krieg und die schlimmen Weissagungen, mit denen die Politiker sich trugen, drohten jener Ruhe bald ein Ziel zu setzen.

Als der Dichter sich nahte, trat ihm der Graf entgegen; er zeigte eine hohe stolze Gestalt, auf der freien Stirn Adel und Würde; ein geistreiches Lächeln um den schön geformten Mund, sichere Leichtigkeit in jeder Bewegung. Mit wenigen aber passenden Lobsprüchen erwähnte er des neuen Schauspiels, und stellte den Jüngling der Gesellschaft als den Dichter vor. Die Unterhaltung wurde durchgehends in französischer Sprache geführt; unserm Lessing kam hier lange Uebung zu statten, er bewegte sich leicht und mit Anstand in den fremden Formen.

Da lästiger Zwang entfernt war, so ordnete sich bald Jeder seinem gewählten Interesse zu. Die Politiker traten zusammen; an den Kartentischen ließen sich ältliche Herren nieder; in einem entfernten Gemach wurde Musik gemacht; aufmerksame Diener eilten mit Erfrischungen durch die erleuchteten Säle.

Der Graf, Lessing und noch einige andere Herren versammelten sich in einem Zimmer, dem ein breiter Kamin Wärme und Freundlichkeit verlieh. Man sprach über das neue Drama, und der Graf nahm Gelegenheit, seine Ansichten über die Bühnenkunst zu entwickeln. Der magere gesprächige Marquis, der sich auch zugegen befand, lobte jedes seiner Worte und beklatschte lärmend die geäußerten Meinungen und Urtheile.

Der Dichter, der anfangs ruhig hinhörte, wurde jetzt durch die Fragen des Grafen mit in's Gespräch verflochten; er war völlig entschlossen, sich so freimüthig, als es schicklich war, zu äußern, um die Gelegenheit zu nutzen, seine Erfahrungen und Ansichten laut werden zu lassen. Zuerst mußte er wiederum dem Angriff auf deutsche Sprache und Kunst begegnen.

„In der That," rief der Franzose, „es ist ein Wunder, daß ein deutsches Stück bei einem gebildeten Publicum Beifall gefunden."

„Wir leben in der Zeit der Wunder," entgegnete Lessing trocken.

„Wie meinen Sie das?" fragte der Graf.

Der Dichter fuhr mit Freimüthigkeit fort: „Ist der schnelle Wachsthum dieses noch jungen Königreichs, sind die glänzenden Eigenschaften seines Fürsten, die Europa staunen machen, und die nur wenige bei diesem Prinzen im Beginne seiner Laufbahn zu erwarten sich berechtigt glaubten, keine Wunder? Gränzen die überraschenden Erfolge der Forschungen berühmter Männer in jedem Fache des Wissens, die jetzt unser Vaterland zu den seinen zählt, nicht ebenfalls an's Wunderbare? Und darf bei allen diesen herrlichen Erscheinungen die Poesie nachbleiben? Soll sie sich nicht vielmehr auch erheben, da sie, um würdige Stoffe zu bearbeiten, nicht mehr nöthig hat, die Fremde zu plündern?"

„Sie sind ein eben so warmer Anwalt, als Sie ein geschickter Poet sind,“ rief der Graf mit Lächeln; „fahren Sie nur fort.“

„Der Deutsche,“ nahm Lessing wieder das Wort, „hat über Nacht einen Schatz gefunden, er hat entdeckt, daß er auch eine eigenthümliche Sprache hat. Jahrhunderte lang hatten Thorheit und Unverstand ihn nicht zu dieser Entdeckung kommen lassen, jetzt, da sie gemacht ist, wird er sie zu brauchen wissen. Dank sey es unserm großen König, so abgeneigt er persönlich seiner Muttersprache ist, so mächtig wirkt er durch seine glänzende Erscheinung, sie aus dem Staube zu erheben. Den politischen Reformen folgt der Krieg der Geister. Ist es ihm doch gelungen, die Aufmerksamkeit Europas auf sich und auf seine an Umfang nur geringen Staaten zu lenken; lebt wohl ein Preuße, der in jenem stolzen Bewußtsein es über sich gewänne, sich fremdem Joch, fremder Willkühr unterworfen zu denken? Zu dieser Selbstständigkeit ist der kleine Staat schon gediehen, die Thaten des nahen Krieges werden sie gewiß noch erhöhen, und die deutschen Gelehrten und Dichter sollten, wissend, daß Europas Blicke auf sie gerichtet sind, sich nicht zu dem kühnsten Aufschwunge ermächtigen? Doch abgesehen von den Beweggründen eines edlen Patriotismus, ist denn diese schöne Sprache ihrer selbst wegen nicht würdig, daß wir uns um sie mühen, ist's nicht perfider Undank, wenn wir sie um eine fremde vertauschen? Sie, die als erster göttlicher Quell der Nahrung in unserer Seele die schlummernden Keime weckt, die ihre frischen Blumenblätter schützend um den kindlichen Geist schlägt, anfangs weich und biegsam im Munde unserer Knaben und Mädchen, dann sich kräftigend und ermannend, bis sie von den Lippen des Dichters, gleich einem noch unberührten Orgelspiel, zu göttlichen Psalmen blühend emporweht und in Andacht und Entzückungen schwärmt. O deutsches Wort, so süß und geistig wie der Traube Gold, ich werde es noch erleben, dich geachtet und geliebt zu sehen.“

„Vielleicht erlebe auch ich es noch," nahm der Graf das Wort; „in einer Zeit wie der jetzigen kann viel und Großes geschehen. Es ist überall schon ein Vortheil, wenn alte unbrauchbare Formen abgeworfen und neue passende angenommen werden, nur muß der Tausch mit Kenntniß und Geschmack geschehen, es ist dann gleichviel, ob politische oder blos intellectuelle Kämpfe die Ursache hiezu hergegeben. Ich tadle auch keineswegs, daß Sie ihr Drama in deutscher Sprache abgefaßt; wenn ich überhaupt tadeln dürfte und wollte, so bezöge sich mein Tadel auf den Inhalt des Stücks: es will mir nicht gefallen, daß es Verhältnisse aus dem gewöhnlichen Leben schildert. Ich verkenne den Werth solcher Genre-Stücke keineswegs, doch soll die Tragödie, bestimmt, in ihrem köstlichen Rahmen ein großes, prächtiges, bleudendes Gemälde uns vor Augen zu stellen, sich damit befassen, den engen Kreis kleiner bürgerlicher Verhältnisse aufzufassen und wieder zu geben? Was kann diesen, zwar guten und trefflichen, aber durch ihre kümmerliche Stellung beschränkten Leuten Erhabenes oder Erschütterndes begegnen! Wie viel geschickter wissen die großen Meister der französischen Schule ihre Stoffe zu wählen! Genährt von griechischer Kunst und Schönheit, erleuchtet durch die herrlichen Ideen dieses größesten aller Völker, tritt Corneille auf und wird, indem er Aristoteles Grundsätze geltend macht, der Gründer der französischen Bühne. Dem Gedichte wird jetzt eine feste Gestalt, dem Verse ein bleibendes Gesetz gegeben; der ordnenden Regel unterworfen ist jeder Schritt des Mimen und alle Erscheinungen unbedingt der Schönheit und Würde unterthan. So hebt sich vor den staunenden Blicken, aus anscheinend niedrigen Stoffen geformt, veredelt und geläutert, ein prangender Bau, bei dem die künstlich gefügten und geglätteten Steine nicht die mindeste Spur ihrer Zusammenfügung zeigen. Racine wirft über diesen Bau die anmuthigsten Blumenketten feiner Sitte, auch er bessert und veredelt, bis Voltaire endlich, die Geister seiner großen Vorgänger in sich vereinigend, jenen

Wunderbau lichtvoll zu dem herrlichsten Musentempel erweitert. Jede Tragödie dieses Meisters ist gleichsam für sich ein stolzer Portikus, hinter dessen schimmernden Säulen-Kolossen die prächtigen Gestalten der Heroenzeit in ihren königlichen Gewändern rauschend uns vorüber wandeln. Wir sehen Könige, Priester, Helden, mit dem ganzen Geschick ihres Hauses belastet, auf der stolzen aber ängstlichen Höhe, wohin ihnen staunend das Auge folgt, sich kämpfend bewegen; mit Schreck vernehmen wir, daß auch an ihre göttlichen Stirnen die Leidenschaft streift, daß auch sie dem Gesetze unterworfen sind, das alles Lebende erdrückt und ihr erschütternder Fall endlich betäubt und schlägt uns nieder. So sind, mein junger Freund, jene erhabenen Kunstwerke, warum strebten Sie nicht diesen Mustern nach? Weßhalb wählten Sie nicht einen Stoff aus der alten Geschichte? Ich bin überzeugt, bei Ihrem Talente hätten Sie etwas Ueberraschendes, Treffliches leisten können."

„Ich bin nicht ganz der Meinung von Euer Hochgeboren," entgegnete Lessing ernst, „ich meine, daß der Mensch überall Mensch bleibe, und daß jener schmeichlerische Prunk größtentheils ein erlogener Flitterstaat ist. Wie unrichtig und übereilt Corneille den Aristoteles angewendet, wie oft er augenscheinlich die Grundsätze jenes Philosophen verdreht hat, will ich hier nicht einmal auseinandersetzen; es genüge mir die Worte eines Franzosen selbst anzuführen, um die Wahl meines Stoffes zu rechtfertigen. Marmontel behauptet, daß man dem menschlichen Herzen Unrecht thut, daß man die Natur verkennt, wenn man glaubt, daß sie Titel bedürfe, um uns zu bewegen und zu rühren; die geheiligten Namen des Freundes, des Vaters, des Geliebten, des Gatten, des Sohnes, des Menschen überhaupt, diese seyen pathetischer als alle Titel, sie mögen noch so prangend klingen."

„Hm," rief der Graf nach einer Pause, „Marmontel sowohl als Dacier sind keine dramatischen Genies, sie haben keine Vorstellung von den Erfordernissen eines guten Bühnenstücks."

„**Le pauvre Marmontel!**" fügte der Marquis achselzuckend hinzu.

„Noch schärfer," fuhr Lessing fort, „spricht Diderot sich gegen die bewunderten Muster seiner Nation aus. In seinen **Bijoux indiscrets** läßt er die schalkhaftesten Geister eines feinen Spottes an dem kostbaren Gerüste rütteln, vor dem das staunende Europa sich beugt. In einem Dialog zwischen einer witzigen schönen Sultanin und ihren Freunden schildert er das von aller Natur, Wahrheit und Einfachheit entblößte Theater, zeigt mit lebendiger Farbe den falschen Pomp, die überladene Rhetorik, den lächerlichen Dünkel und die stolze Altklugheit in den großen Tragödien, und stürzt ihre Meister von der eingebildeten Höhe ihres Ruhms herab."

„Um an ihre Stelle seinen „„natürlichen Sohn"" zu setzen," entgegnete der Graf, „ein Stück, das eine langweilige matte Intrigue, mit dem unwahrscheinlichsten Beiwerk aufgeputzt, in einem pedantischen Geklingel von neumodischen philosophischen Sentenzen dahinschleppt, und durch das Diderot die Geißel Palissots verdientermaßen gegen sich in Bewegung setzte. Freilich mußte dieser kleine Geist jene großen Männer tadeln, um seiner Persönlichkeit Geltung zu verschaffen. Doch, wird man ihm folgen?"

„Gewiß," nahm der Dichter das Wort, „wenn es darauf ankommt, Wahrheit und Natur wiederum in ihre Rechte einzusetzen."

„Ich erstaune," rief der Graf eifrig, „Sie sind auf dem Wege, mein Freund, der deutschen Kunst, die, wie Sie selbst gestehen, nur erst im Werden ist, Ziel und Richtung zu geben; wohlan, wo wollen Sie aber dann die Muster hernehmen, wenn Sie jene große Schule des Geschmacks und Genies von sich stoßen? Der Bühne welches Volks geben Sie dann den Vorzug?"

„Die Engländer," entgegnete Lessing, „haben uns große Muster aufgestellt. Shakspeare ist ein mächtiger Geist, von eben so viel Tiefe als Kraft!"

„**Ah ciel!**" rief der Marquis; „**ce n'est qu'un poète barbare!**"

Gustav Pfizer.

Luthers Welt- und Lebensansicht.

(1836.)

Die Grundlage von Luther's gesammter Welt- und Lebensansicht war die höchste Religiosität, diejenige Gesinnung, welche alles eigne und fremde Thun und Leiden, alles was überall geschieht, auf Gott zurückführt oder mit Rücksicht auf ihn betrachtet; diese Gesinnung war theils in der Stimmung des Zeitalters begründet, theils fand sie in seinen eignen Lebensschicksalen und in seinen Studien und Bestrebungen immer neue Nahrung. In diesem Sinne gab er an, wie er sein Petschaft haben wolle, und erklärte die Bedeutung davon in einem Briefe an Lazarus Spengler in Nürnberg: „Weil Ihr begehrt zu wissen, ob mein Petschaft wohl troffen sey, will ich Euch erst meine Gedanken anzeigen zu guter Gesellschaft, die ich auf mein Petschaft wollt' fassen, als in ein Merkzeichen meiner Theologie. Das erste soll ein Kreuz seyn, schwarz im Herzen, das seine natürliche Farbe hätte, damit ich mir selbst Erinnerung gebe, daß der Glaube an den Gekreuzigten uns selig macht; denn so man von Herzen glaubt, wird man gerecht; ob's nun wohl ein schwarz Kreuz ist, mortificirt und soll auch wehe thun, doch läßt es das Herz in seiner Farbe, verderbt die Natur nicht, das ist: ertödtet nicht, sondern behält lebendig. Solch' Herz aber soll mitten in einer weißen Rose stehen, anzuzeigen, daß der Glaube Freude, Trost und Frieden giebt und kurz in eine weiße fröhliche Rose setzt, nicht wie die Welt Fried' und Freude

giebt, darum soll die Rose weiß und nicht roth seyn. Denn weiße Farbe ist der Geister und aller Engel Farbe. Solche Rose steht im himmelfarben Felde, daß solche Freude im Geist und Glauben ein Anfang ist der himmlischen Freude zukünftig, ist wohl schon drinnen begriffen und durch Hoffnung gefasset, aber noch nicht offenbar. Und in solch Feld einen güldenen Ring, daß solche Ewigkeit im Himmel ewig währt und kein Ende hat und auch köstlich über alle Freuden und Güter, wie das Gold das höchste, edelste, köstlichste Erz ist."

Seine Frömmigkeit war jedoch keine in stiller Andacht hinbrütende, auf einen kleinen Kreis von Vorstellungen und Gefühlen beschränkte Zurückgezogenheit, kein dumpfes Versenken in sich selbst, wie bei den Mystikern, er verläugnete auch hier nicht seinen praktischen, tüchtigen Verstand; auf's stärkste erklärte er sich gegen die phantastischen Behauptungen der Zwickauer Propheten hinsichtlich der ihnen gewordenen Offenbarungen der göttlichen Majestät, und mit Mißbilligung verwarf er die seltsam klingenden Ausdrücke Carlstadt's und Anderer; er verschmähte es, die leicht verführbare Einbildungskraft zur Bundesgenossin der Frömmigkeit zu machen, da sie sich allzuleicht einen gefährlichen Einfluß und zuletzt die Herrschaft anmaßt.

Aber auch von den eigentlich philosophischen Speculationen über die Gegenstände der Religion mochte er nichts wissen; er hielt es für eben so überflüssig als unfruchtbar, über das Wesen Gottes, Dreieinigkeit und andere geheimnißvolle Lehren nachzudenken, die er als erhaben über den beschränkten Gesichtskreis der verderbten menschlichen Vernunft und als längst feststehend in der Kirche ansah. Seine Frömmigkeit beruhte wesentlich auf der heiligen Schrift. Seine frühe Liebe zu ihr, seine fleißige Beschäftigung mit derselben bei seinen Vorlesungen und der Uebersetzung, wo er jedes Wort zu erwägen hatte, dazu sein treffliches Gedächtniß, vereinigten sich, seine Kenntniß der Bibel so vollkommen zu machen, daß ihm ihr Inhalt bis in's Einzelnste hinaus gegenwärtig war, wie er es denn auch liebte,

bei vorkommenden Anläßen jeder Art Sprüche und Beispiele aus der Schrift anzuziehen; und zugleich war seine Ehrfurcht vor dem heiligen Buch so innig, daß er in allen Untersuchungen, Fragen, Streitigkeiten bei ihren Aussprüchen und Entscheidungen, die ihm beständig vor der Seele standen, sich ohne Mühe beruhigte und was er einmal in ihr gegründet glaubte, ihm so fest stand, als dem zuversichtlichsten Weltweisen seine auf unwidersprechliche Beweise gebauten Lehren. Es war ihm gar kein Opfer, sich ihr glaubig zu unterwerfen, sie war ganz in sein Denken, in sein geistiges Wesen übergegangen und bildete, so zu sagen, einen Theil davon. Das Wort Gottes war der Kreis, über welchen mit den Anmaaßungen der dünkelvollen und doch blinden Vernunft hinauszustreben, ihm eben so thöricht als gottlos schien, und in der That empfand er auch das Verharren in diesem Kreis nie als eine lästige Schranke. Da Luther das alte Testament mit seiner Fülle von lebensvollen Erzählungen, seinen Schätzen von geschichtlichen Nachrichten, kurz mit seiner ganzen bunten Mannigfaltigkeit, eben so wie das hauptsächlich den geistigen Menschen ansprechende neue Testament in sich aufgenommen hatte, so trug auch dieß dazu bei, zu verhüten, daß seine Religiosität einen alles Zeitliche und Weltliche ausschließenden und verachtenden Charakter annahm; vieles an sich der Religion und der geistlichen Betrachtung Fremdes war dadurch, daß es Bestandtheil des heiligen Buchs war, selbst auch gewissermaßen geheiligt und der Betrachtung empfohlen, und so knüpfte sich eine leichtere und bequemere Verbindung zwischen dem Leben im Geist und den irdischen Angelegenheiten und Geschäften an. Die im alten Testament herrschende religiöse Anschauungsweise von den Schicksalen der Könige und Völker, der Einzelnen und der Massen als abhängig von der stets eingreifenden Hand Gottes, war ganz und gar in Luther's Geist übergegangen. Daher kam es, daß er menschliche Rathschläge, Klugheit und Vorsicht gering schätzte gegenüber von der göttlichen Wirksamkeit, daß er unter den niederschla-

gendsten Aussichten getrosten Muth behielt und die Berechnungen der menschlichen Kurzsichtigkeit über Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit künftiger Erfolge belächelte. Das wirksamste Mittel und die kräftigste Waffe und Arznei war ihm das Gebet, durch welches der schwache Mensch gleichsam über göttliche Kräfte gebietet. Der Fall, wo er den Melanchthon durch sein Gebet gerettet zu haben überzeugt war, wurde schon angeführt; ein ähnlicher möge hier stehen: Mykonius oder Mekum, Pfarrer in Gotha, lag 1541 tödtlich krank an der Auszehrung. Diesem schrieb Luther: „Der Herr lasse mich ja nicht hören, so lang ich lebe, daß du gestorben seyest, sondern gebe, daß du mich überlebest. Das bitte ich und will ich, und mein Wille soll geschehen, Amen. Denn dieser mein Wille sucht die Ehre göttlichen Namens und nicht meine Ehre noch Lust." Der Kranke glaubte in diesen Worten die Stimme Christi zu hören, als er rief: Lazarus, komm' hervor! erholte sich wieder und starb erst einige Wochen nach Luther's Tod.

Das Gefühl aber von der Abhängigkeit aller menschlichen Dinge vom göttlichen Willen, das in einem weichen Gemüth leicht zur thatlosen Ergebung werden kann, war bei ihm mit einer Regsamkeit und Lebhaftigkeit des Geistes gepaart, welcher unablässige Thätigkeit ein Bedürfniß war, und die nicht göttliche Wunder träg abwartete, sondern selbst Wunderähnliches leistete. Der Innigkeit von Luther's Glauben kam die Ausdauer seiner Thätigkeit gleich, und beide stärkten sich gegenseitig.

Geneigt, die vermittelnden Glieder, die Kette von Ursachen und Wirkungen zu überspringen, und immer geradezu auf den Willen Gottes zurückzugehen, sah natürlich Luther in allen Ereignissen von oben gesandte Belohnungen, Strafen oder Prüfungen. Die Uebereinstimmung und das Beruhigende, welches eine solche Betrachtungsweise für das Gemüth mit sich führen muß, schien einigermaßen beeinträchtigt zu werden durch den Hinzutritt einer andern, für Luther sehr charakteristischen Vorstellung, durch die nämlich von der feindseligen, mächtigen,

unablässigen Wirksamkeit des Teufels. Diese Vorstellung verfolgte er, oder wenn man lieber will, sie verfolgte ihn so heftig, daß sie sich zur lebendigsten Anschaulichkeit steigerte und eine unabweisbare Macht über sein Gemüth gewann. Aber wie einer tüchtigen Leibeskonstitution oft dasjenige wohlthätig und stärkend ist, was einer schwächeren Gift wäre, so diente bei Luther diese Vorstellung von der feindseligen Macht des Satans nur dazu, seine Kraft und Entschlossenheit auf den höchsten Grad zu treiben. Der Gedanke, es mit einem so gewaltigen, listigen und gräßlichen Feind zu thun zu haben, war für ihn, „der von Haus aus eines Mannes Muth und Herz hatte," nicht überwältigend und furchtbar — eher anspornend und ermunternd; er erfüllte ihn mit einem edeln Trotz des Gottvertrauens, da ihm der Teufel doch im Grunde als ein gegen den reinen Geist unmächtiger Gegner erschien, der den Waffen des Gebets und des Evangeliums nicht zu widerstehen vermochte.

Wenn Luther dem Satan das Regiment der Welt zuschreiben konnte, so läßt dieß, wenn es auch nicht seine fortdauernde Ueberzeugung, sondern nach der Empfindung des Augenblicks gesprochen war, schon abnehmen, mit welchem Auge er die Geschichte ansah. Das Uebergewicht des Religiösen fehlte auch hier nicht. Die Menschheit hatte bei ihm die Aufgabe, die alles Andere zurückdrängte: glaubige Christen zu werden. Nur insofern, als er in der Geschichte der Völker und der Menschheit eine Annäherung zu diesem Ziel zu erkennen glaubte, konnte er an ihr ein Wohlgefallen haben. In der damaligen Zeit war, wenn man den ganzen Verlauf der Geschichte unter Einem Gesichtspunkt betrachten und Einheit in die große Masse bringen wollte, das leitende Princip kein anderes als: die Entwicklung der Kirche oder des Christenthums — eine allerdings wichtige, doch nicht allumfassende, nothwendig einseitige Betrachtungsweise. Wenn allenfalls ein Anhänger des Pabstthums die Geschichte von diesem Standpunkt auffaßte, so konnte er, das Wachsthum und den Glanz der Hierarchie verwechselnd mit

dem Gedeihen der Kirche selbst, eine Entwicklung, einen Fortschritt des Christenthums behaupten, und von den Mißbräuchen und dem Verderben absehend, eine allmählige Annäherung an das der Geschichte gesteckte Ziel: Vereinigung aller Völker unter Einem Hirten — verkündigen. Aber Luther, der, durch die wachsende Hitze des Streits, immer mehr sich darin bestärkte, im Pabst den leibhaftigen Antichrist, und nicht genau unterscheidend die Entwicklung und das Verderben, welche freilich auch eng mit einander verschlungen waren, in der Ausbildung des Pabstthums eitel Teufelswerk zu sehen, Luther brach gewissermaßen mit der bisherigen Geschichte. In einer gewaltigen Anschauung verschmolz er den Pabst und den Türken zum Antichrist, der den Pabst zur Seele und den Türken zum Leibe habe. Die weltliche irdische Seite der Geschichte hatte für Luther wenig Interesse; was man heutzutage philosophische Betrachtung der Geschichte nennt, fehlte damals beinahe ganz; die Entwicklung der weltlichen Verhältnisse, der bürgerlichen Ordnung, der Rechtsbegriffe hatte für Luther nur einen untergeordneten Werth. Zwar war ihm die Liebe zum Vaterland, ohne daß er sie gerade aus religiösen Grundsätzen abgeleitet hätte, ehrwürdig und eingeboren, und wie oft hat er sich in diesem Sinne ausgesprochen! Es fehlte ihm nicht die Einsicht in den Zustand und die Bedürfnisse Deutschlands; so sprach er einst: „Deutschland ist ein schöner, weidlicher Hengst, der Futter und Alles genug hat, was er bedarf. Es fehlet ihm aber an einem Reiter. Gleichwie nun ein stark Pferd ohne einen Reiter, der es regieret, hin und wieder in die Irre läuft, also ist auch Deutschland mächtig genug von Stärke und Leuten, es mangelt ihm aber an einem guten Haupt und Regenten."

Ueber die Obrigkeit hatte Luther Mehreres geschrieben und rechnete sich dieß zum großen Verdienst an; in Betracht der auf Erden waltenden Sündhaftigkeit galt ihm weltliche Regierung und Recht zwar als ein Gut, aber im Verhältniß zu einem wahrhaft gottgefälligen, christlichen Zustand doch nur

als ein nothwendiges Uebel. An großen, kräftigen Königen hatte er sein Wohlgefallen, weil er sie für Rüstzeuge Gottes hielt, und wohl auch aus natürlicher Neigung zu hervorragenden Erscheinungen; und trotz der feindseligen Gesinnungen des Kaisers Carl V. gegen Luther konnte dieser, neben manchen scharfen Aeußerungen, sich nicht enthalten, dem äußerlich würdevollen und gehaltenen Benehmen desselben seinen Beifall zu schenken. Berühmte Kriegsmänner gefielen ihm; so sagte er: „Es wird der Sieg, Glück und gute Kriegsanschläge von Gott gegeben, wie man an Hannibal, dem berühmtesten und fürnehmsten Feld- und Kriegsherrn, wohl siehet. Ich glaube, er sei ein fürtreff-licher Mann gewesen; so er einen eigenen sonderlichen Historien-schreiber hätte gehabt, wollten wir viel großer, herrlicher Thaten von ihm haben." Aber das menschliche Treiben und menschliche Plane erschienen ihm doch wieder so geringfügig, weil er überall die unmittelbar eingreifende Hand Gottes sah, daß er die Könige Gottes Kartenspiel nannte. Den Krieg hielt er für eine große Geißel, aber doch auch wieder für heilsam, sofern er größerem Uebel, allgemeiner Unordnung und Räuberei vorbeuge, und er verglich ihn mit chirurgischen Operationen, mit Brennen und Schneiden, welche ein furchtsames Auge nicht sehen könne, aber der Mannhafte schaue muthig drein. Gar sehr jedoch mißfiel ihm die durch Erfindung des Schießpulvers neu eingeführte Weise der Kriegführung: Büchsen und das Ge-schütz ist ein grausam und schädlich Instrument, zersprengt Mauern und Felsen und führt die Leute in die Luft; ich glaube, daß es des Teufels in der Hölle eignes Werk ist, der es erfunden hat, als der nicht streiten kann, sonst mit leiblichen Waffen und Fäusten. Gegen Büchsen hilft keine Stärke noch Mannheit; es ist einer todt, ehe man sich's versieht. Wenn Adam das Instrument gesehen hätte, das seine Kinder haben gemacht, er wäre für Leid gestorben!"

Die Wichtigkeit der Buchdruckerkunst erkannte er wohl und sagte davon: „Sie ist das höchste und letzte Geschenk, durch

welches Gott die Sache des Evangeliums forttreibt. Es ist die letzte Flamme vor dem Auslöschen der Welt; sie ist, Gottlob! am Ende." Davon, daß die Buchdruckerkunst noch der Hebel ganz anderer Interessen werden würde, ahnte er nichts. Einer zu weit gehenden Ausbildung, einer zu künstlichen Reizung und üppigen Befriedigung weltlicher Bedürfnisse war er nicht hold; zu schweigen von dem damals in Deutschland gar sehr im Schwang gehenden Uebermaaß in Essen und Trinken, war er ein Feind der Kleiderpracht und Putzsucht, und meinte: „die Veränderung der Kleider wird auch bringen eine Veränderung der Regiment und Sitten; wir ringen leider allzusehr darnach." Von einem ascetischen Widerwillen und Abscheu gegen das, was das Leben erheitert und verschönert, Künste und Wissenschaft, auch andere gesellige Genüsse, war er entfernt, verwarf aber das Uebermaaß, dessen Grenze freilich sehr schwer zu bestimmen seyn möchte. Seine Ansichten vom Zinsnehmen und vom Handel würden heut zu Tage bei den National-Oekonomen großen Widerspruch finden. Freilich gieng hier Luther nicht von den Grundsätzen und Berechnungen der jetzigen Zeit aus, sondern erwog den ungünstigen Einfluß, welchen das beständige Streben nach irdischem Gewinn und Gold auf die Seele und ihr ewiges Heil haben müsse, was überhaupt der Mittelpunkt seiner ganzen Betrachtungsweise vom Leben war. Das irdische Leben ist ihm nur eine Vorschule zum ewigen, welches die wahre Bestimmung des Menschen ist; darum sind die äußern Verhältnisse desselben nicht so hoch anzuschlagen; Armuth und Reichthum, hoher oder niederer Stand, Knechtschaft und Freiheit — alles dieß verschwindet gegen die jenseitige Seligkeit oder Unseligkeit, abhängig von dem Glauben oder Unglauben.

Die Natur galt Luther als ein Buch, darin er die Macht, Weisheit und Güte Gottes las, und nur zuweilen wurde diese Ansicht von einer andern durchkreuzt, wornach er auch in der Natur die Hand des schadenfrohen Erzfeindes der Menschheit und die Folgen der Sünde sah, die durch Adam in die Welt

gekommen. Die Natur in solchem Sinne zu deuten, war er sehr geschickt, und seine Beobachtungen und Urtheile sind scharfsinnig, geistreich und oft großartig, wenn auch manche seiner Betrachtungen und Schlüsse vor den vermehrten Erfahrungen der Naturwissenschaften von heute nicht probehaltig seyn mögen. In dieser Beziehung übten freilich die Meinungen und Vorurtheile seines Zeitalters auch auf ihn einen nicht geringen Einfluß. Die in Vergleich mit der jetzigen Bildung sehr mangelhafte Kenntniß und Bearbeitung der verschiedenen Naturwissenschaften, die lückenhafte Physik und ungeläuterte Begriffe vom menschlichen Wesen nach seiner leiblichen und geistigen Seite begünstigten die krassesten und abenteuerlichsten Ansichten. Luther war davon nicht frei geblieben, und dieß frei zu bekennen, mit der festen Zuversicht: daß ein solches Geständniß der Bewunderung und Verehrung dieses Mannes in keiner Weise Abbruch thun werde, ist wohl seiner würdiger, als es zurückhalten und bemänteln zu wollen.

Es war aber dazumal besonders auch die Astrologie im Schwang, und beschäftigten sich viele Abenteurer und Betrüger, aber auch viele gelehrte Männer und große Herren mit dieser Kunst, die aus der Bewegung und den Conjunkturen der Gestirne die Zukunft zu errathen sich rühmte und Anleitung gab, die Nativität zu stellen, d. h. den Menschen aus der Stunde ihrer Geburt nach dem Planetenstande ihre Schicksale, Art und Zeit ihres Todes u. s. w. zu prophezeihen. Auch Melanchthon, den sich wohl Manche als gebildeter und vorurtheilsfreier denken mögen, als den derben Luther, hatte an dieser Kunst großes Wohlgefallen und Glauben, und besprach sich viel darüber mit Luther; dieser sträubte sich standhaft dagegen und fällte über die angebliche Kunst manches naive Urtheil: „Ich lobe die Astronomiam und Mathematikam, die da stehet in gewissen Beweisungen, und ich glaube, daß ein Stern größer ist als die ganze Welt; von der Astrologia halte ich gar nichts.“ Von seinem Leben meinte er: daß er Mönch, Baccalaureus, Magister

geworden, und den Pabst angegriffen und ein Weib genommen, das stehe in den Gestirnen nicht. Als er mit Freunden einen Kometen beobachtete, äußerte er: „Ich will Deutschland wahrsagen, nicht aus dem Gestirn; sondern verkündige ihr Gottes Zorn aus der Theologie und Gottes Wort." Von dem Kometen aber sagte er: „der Komet ist auch ein Stern, der da läuft und nicht haftet wie ein Planet. Es ist ein stolzer Stern, nimmt den ganzen Himmel ein, thut als wäre er allein da, hat seine Natur und Art, wie die Ketzer, welche wollen auch allein seyn und vor Allen stolziren."

Wie sich auch Luther sonst über die menschliche Freiheit aussprechen, wie sehr er sie gegen die alles Gute wirkende Gnade herabsetzen mochte: doch war es das mächtige Gefühl der Freiheit in seiner starken Seele, das ihm die Gewißheit gab: die Sterne üben keine Gewalt über den Menschen aus, und ihm die Worte in den Mund legte: „Wir sind Herren der Gestirne!"

M u n d t.

Die Reform der deutschen Sprache im vorigen Jahrhundert.

(1837.)

Der productive Genius, der sich jetzt des günstigen Zeitpuncts bemächtigen mußte, um neue Nationaltypen für Sprache und Geschmack hinzustellen, erschien in **Klopstock**, welcher der eigentliche Eroberer und Schöpfer der modernen Dichtersprache in Deutschland wurde; Eroberer, weil er die engen Gränzen erweiterte, welche ihm die Sprache seiner Zeit vorhielt. Was Opitz als verständiger Reformer begonnen hatte, vollendete Klopstock als umwälzendes Genie, auf einer tiefern und umfassendern Grundlage. Er ist das Genie der Sprache in diesem Jahrhundert, und wirkte nicht so sehr durch das Innere seiner Poesie, als durch die Formen derselben, mit durchgreifender Schöpfermacht. Klopstock tränkte seine Diction zuerst an den altdeutschen Quellen, besonders auch an Luther, und vermittelte dann durch eine etwas mühsame, aber feinsinnige und geistvolle Combination die deutschen Elemente mit den römischen und griechischen Sympathien unserer klassischen Bildung. Diese aus modernen und antiken Vortheilen und Schönheiten combinirte Diction brachte er in einen kunstvoll berechneten Guß und machte sie flüssig mit einer originellen Begeisterung, der an Ursprünglichkeit des Lebens und der Anschauung nichts fehlte. Aber wenn man das Wirken der andern Geister, die bald

gleichmächtig neben ihm aufstanden, mit dem seinigen vergleicht, so ist es immer nur die Sprache seiner Zeit, die Klopstock vorzugsweise beherrschte, während Andern die Aufgabe zufiel, die Gesinnung, die Weltbildung, die Humanität und das Urtheil ihres Jahrhunderts neu zu gestalten. Klopstock hatte herrliche Gefühle, ein reiches Dichterherz für Liebe und Freunde, schöne große Gedanken über Natur und Gott; doch brachte er es mit Allem diesen nur zu einem musikalischen Effect, zu einem tönenden Meisterstück der Sprache. Die Thränen, welche Schmerz, Liebe und Andacht bei ihm ausströmen, erstarren ihm unter den Händen zu Crystallen und Perlen, aus denen sich funkelnde Kränze zusammensetzen, und mitten in der hingerissenen Bewegung fängt man an, mit diesen schönen Steinen seines Gefühls zu spielen, oder sie wie kostbare Schmucksachen zu behandeln.

Aber die Wirksamkeit dieser Sprache war gewaltig und beispiellos und zeugte neues Leben in der ganzen Literatur. Die correcte Literatur hatte seit Opitz in der Trittmühle des Alexandriners am sichersten und regelrechtesten gearbeitet. Klopstock schlug durch seine polymetrische Behandlung der deutschen Sprache den Weg zu ihrer Umwandlung ein. Die Anwendbarkeit unserer Sprache auf den polymetrischen Numerus der griechischen und römischen keck voraussetzend, ließ er die deutsche Natur voll Begeisterung in diesen fremden Bewegungen walten. Zwar war er in der kunstreichen Bildung des Hexameters, durch den er die Alexandriner verdrängte, nicht um Vieles glücklicher, als seine übrigen Zeitgenossen, die darin mit den Quantitätsfähigkeiten der deutschen Sprache dilettirten, denn das antike Gesetz der Quantität spielte auch in Klopstocks Hexametern eine schlechte Rolle. Aber das Neue waren hier weniger die Formen, als vielmehr die Diction, welche eigenthümlich an diesen Formen entstand, sowohl unter der Bedingung des Hexameters, als durch die hochfliegenden Sylbenmaaße der Oden, deren er zum Theil eigen erfundene, aber im antiken Sinne schuf. Herder bekämpfte zwar in seinen Frag-

menten zur deutschen Literatur die Meinung, als eigne der polymetrische Charakter jener alten Sprachen der deutschen natürlich, aber er erklärte sich zugleich gegen die Literaturbriefe, welche mehrere selbstgebildete Sylbenmaaße Klopstocks nur für „künstliche Prosa" gelten lassen wollten. Herder verglich diese Klopstock'schen Erfindungen mit dem Numerus der Hebräer, und wollte sie eher die „natürlichste und ursprünglichste Poesie" genannt sehen. Es mochten freilich im damaligen Publikum, eben wie im jetzigen, die Leute zu zählen seyn, welche ein Odenmaaß, wie:

> Weht sanft auf ihren Grüften, ihr Winde!
> Und hat ein unwissender Arm
> Der Patrioten Staub wo ausgegraben,
> Verweht ihn nicht!

anders denn als Prosa zu lesen verständen, da mehrere der lang angenommenen Sylben eben so gut kurz gebraucht werden könnten, und umgekehrt. Auch hatte Gottsched seinerseits den Unterschied des Hexameters von der Prosa nicht einsehen können, was denn von dem Patriarchen der Leipziger Correctheit nicht zu verlangen war, der sich schon deshalb mit der Messiade nicht einlassen konnte, weil auch Klopstock zu den Füßen Bodmers gesessen hatte. Unter denen aber, welche für Klopstock Partei ergriffen, befanden sich auch die Wolfianer, und der bekannte wolfische Vielschreiber G. F. Meier in Halle schrieb eine Beurtheilung der Messiade, die er einzeln erscheinen ließ. Denn obwohl Gottsched an der wolfischen Philosophie seinen Geist und seine Absichten genährt, so hatte diese Schule sich doch keineswegs mit ihm verschworen, und selbst seine Gegner, wie Breitinger, standen ihm mit wolfischen Ideen, die Kritik der Poesie darauf begründend, gegenüber. Gottsched konnte sich nicht mehr retten, noch half es ihm, seine Ohren zuzuhalten, denn rings um ihn her summte und brauste es bald

allgemein von antiken Versmaaßen und hochpoetischen Redensarten. Junge Prediger und Candidaten der Theologie hielten hier und da ihre Predigten sogar in Hexametern ab und brachten Klopstocks Pathos und Odenschwung mit auf die Kanzel. Es war eine Bewegung entstanden, die national genannt werden mußte. —

Klopstocks poetischer Styl ist eine kunstvolle Vereinigung aller sinnlichen und geistigen Elemente der Sprache. Sein großer Takt, Bild und Gedanke in ein gleichberechtigtes Verhältniß zu einander zu stellen, brachte die feinsten und originellsten Nüancen der Diction hervor, schuf Wörter und Zusammensetzungen, in denen die Grammatik nach der ideellen Anschauung sich merkwürdig formen mußte und wirkte selbst im Kleinen und Einzelnen durch überraschende Handgriffe der Sprache, durch die Kunst der Uebergänge, durch Partikeln, namentlich aber durch die Vorsatzsylben, mit denen er seine Zeitwörter bildete. So werden durch Wörter, wie niederdonnern, herunterhallen, zujauchzen und unzählige andere, die mit antikem Anflug geformt sind, ganze Begriffe plastisch vor die Anschauung geführt. Noch eigenthümlicher läßt er die Poesie in der Diction walten, indem er das Concrete für das Abstracte, und an andern Stellen auch wieder den abstracten Ausdruck für den concreten zu setzen versteht. Ferner ist seine Behandlung des ganzen Periodenbaues bedeutsam für die Sprache sowohl, wie für die Elasticität der deutschen Darstellung. Die Verschlungenheit seiner metrischen Strophen brachte ihn zu einer Verkettung der Redesätze, wie sie in dieser Freiheit und Kunstsinnigkeit bisher noch nicht geübt war, Zwischensätze, Participialconstructionen, Weglassung der Hülfszeitwörter und Pronomina, Abkürzungen und frappante Verbindungen wurden dabei eben so kühn als wirksam benutzt, und auch die Wortstellung im Einzelnen gewann dadurch oft einen originellen Charakter. So sehr hier das Vorbild der antiken Sprachen mitwirkte, so wurde doch die Productionslust der deutschen Sprache dadurch in ihrem eigensten

Grundwesen aufgeregt, und auch für ihre neue Befähigung zur Kunst der Prosa empfing sie durch diese keckpoetische Periodisirung bildende Eindrücke.

Es entstand eine allgemeine Sprachgährung, unter deren bedeutungsvollen Wehen sich ein Genie nach dem andern zur Erfüllung der neuen Epoche erhob. Wieland, Lessing, Herder, Winkelmann, Goethe traten auf verschiedenen Bahnen die Mission ihres Genius an. Das Bewußtsein, in eine die ganze Nation durchdringende Bildungsepoche der Sprache mit der Productionskraft der Ideen einzutreten, erleichterte das individuelle Schaffen und deren Erfolge. Herder beschäftigte sich in seinen Fragmenten zur deutschen Literatur, die 1767 erschienen, vorzugsweise mit Bildung und Ideal der Sprache und ruft im dritten Fragmente aus: „Unsere Sprache ist in der Zeit der Bildung! und das Wort Bildung der Sprache ist beinahe als ein Losungswort anzusehen, das heutzutage Jedem auf der Zunge ist, Schriftstellern, Kunstrichtern, Uebersetzern, Weltweisen. Jeder will sie auf seine Art bilden; und Einer ist oft dem Andern im Wege!“ Wieland schlug in seiner Abhandlung über die Frage: „Was ist Hochdeutsch?“ — (Werke, Supplementb. VI. S. 326) vor, die älteren Dialekte als Gemeingut und Eigenthum der ächten deutschen Sprache anzusehen und als eine Art von Fundgrube, aus der man den Bedürfnissen der allgemeinen Schriftsprache zu Hülfe kommen könnte. Ein Gedränge von neuen ausdrucksvollen Formen und Wendungen war allgemein zu sehen, selbst in den unbedeutendern Schriften. Man mußte erstaunen über Alles, was die Sprache aus ihren innersten Eingeweiden nun plötzlich herauskehrte, und was ihr doch ganz natürlich und eigen war.

Gutzkow.

Chinesisches Zeremoniell.

(1833.)

Unsichtbar treffen der Leser und der Autor wieder zusammen in einer Halle, deren Anlage und Ausschmückung so bezeichnend für den Charakter ihrer Bewohner ist, daß wir uns einer genaueren Beschreibung derselben nicht überheben dürfen.

Dieser Raum ist weit, aber nicht zu hoch. Den Fußboden bedecken kunstvoll gewirkte blumenreiche Teppiche, deren Muster sich an den Tapeten, welche die Wände bekleiden, wiederfinden. Wunderliche Arabesken bilden die Zeichnung derselben, Drachen von großen, riesenhaften Blumen umschlungen. Kleine, niedliche Federzeichnungen, die der Akademie von Peking Ehre machten, hingen in reicher Anzahl an den Tapeten. In der Mitte des Zimmers erhebt sich zwei Stufen hoch eine Estrade, die von vier, einen Thronhimmel tragenden Säulen begränzt wird. Die Vorhänge, welche die vergoldeten Pfeiler verbinden, sind aus Seidenstoffen und mit reichen schweren Franzen besetzt. Die Estrade selbst bildete ein Sopha, auf dem sich nach orientalischer Weise bequem zwei Personen mit untergeschlagenen Beinen niedersetzen konnten. Vor diesem Gefäß standen auf kleinen Erhöhungen kupferne Rauchpfannen, die einen wohlgefälligen Geruch im Zimmer verbreiteten. Endlich hingen rings an der Decke eine bei uns nicht unbekannte Art von Laternen, ovalrunde Behälter aus Seidenstoffen, die die Flamme umschlossen halten, und durch die gefärbte Gaze ein sanftes Licht

fallen lassen. Es war heller Tag, und dennoch brannten im bunten Farbenspiel diese Leuchter, die zwar bei der sonderbaren Gattung von Fenstern, welche wir, aus dünnen, durchsichtigen Muscheln bestehend, hier antreffen, nicht ohne allen Grund sind, aber den Europäer immer an Diogenes erinnern werden, welcher am lichten Tage mit der Laterne auf den Markt ging.

Diener sind beschäftigt, dieß Zimmer aufzuräumen, die Kohlen unter den Rauchbecken anzuschüren, den Staub von den Gemälden zu wischen und kleine runde Tische aufzustellen, welche in einem Gesellschaftssaale nicht fehlen dürfen. Es ist noch früher Morgen, die Diener räuspern und recken sich, und wie zänkisch sie sich auch unter einander begegnen, so unterließen sie doch nicht, bei der ersten Begegnung sich zu fragen: „Hast du schon Reiß genossen?“ und darauf zu antworten: „Ja, mein Bruder, und er hat mir wohl geschmeckt.“ In Hinterasien diese spaßhafte Begrüßungsformel zu vergessen, würde bäurische Sitte verrathen und dieselben Vorwürfe zuziehen, als wenn wir unsern guten Morgen und guten Abend nicht über die Zähne bringen könnten.

Ein Oberhofmeister brachte in alle diese Beschäftigungen eine gewisse Ordnung. Die Erwartungen von hohen Besuchen trafen auch bald ein. Ein Tatar im kriegerischen Aufzuge überbrachte ein demüthiges Compliment und den Namen seines Herrn in einem Billet von rothem, in Form eines Schirmes gefaltetem Papier, wo auf dem letzten Blatte ein kleines dreieckiges Stück Goldpapier befestigt war. Der Oberhofmeister verbeugte sich mit Anstand, nahm das Billet und eilte damit in ein neben anstoßendes Zimmer, um es von dem Herrn des Hauses öffnen zu lassen. Er kehrte bald wieder zurück, verbeugte sich tief und sagte: „Mein Herr entbietet dem deinen seinen Gruß! Die Schwelle unseres Hauses wird frohlocken, wenn sie von den Zehen am Fuße deines Herrn nur die leiseste Berührung empfängt.“ Der Tatar verneigte sich mit Anstand

und eilte, seinem Herrn die Annahme des gemeldeten Besuchs zu hinterbringen.

Da gab es keine Zeit mehr zu verlieren. Der Besuch war unmittelbar vor seinem Eintreffen angekündigt, und konnte in seinem Palankin jeden Augenblick vor der Thür eintreffen. Der Herr des Hauses folgte sogleich seinem Oberhofmeister, dem er sein Bewillkommnungsamt abnahm; denn die kleinste Verletzung des höflichen, für vornehme Leute passenden Ceremoniells würde ihm eine schlaflose Nacht gebracht haben. Dieser Mann trug eine kleine Calotte von gesticktem, seidenem Zeuge, die vorne mit einer weißen Perle verziert war, und ein kahles, mit einem mühsam gesammelten Zöpfchen versehenes Haupt bedeckte. Zwischen dieser Mütze und dem langen violetten Kleide, das aus schwerem Seidenstoffe zur Erde rauschte, saß ein Antlitz so beherrscht und abgeschliffen von der Welt, ihren Pflichten und ihren lebensklugen Lehren, daß sich hinter dieser todten Maske eben so gut die größte Weisheit, wie die verschlagenste Ränkesucht hätte verbergen können. Auf dem Rücken des großblumigen Atlasgewandes war ein Quadrat eingestickt, in dessen Felde sich das sonderbare Symbol eines Storches befand. Kenner der chinesischen Kleiderordnung werden daran sogleich bemerken, daß wir die Ehre haben, mit einem Mandarinen der sechsten Classe Bekanntschaft zu machen. Dieselben Kenner werden dann auch bezeugen, daß dieser angesehene Mann einen Gürtel trug, den vier runde Schildkrötenplatten zusammensetzten, und vorn ein silberner Knopf zierte. Es folgte nicht nothwendig aus seinem Stand, daß schwarzseidene Stiefel seine Füße bekleideten, aber bezeichnend war es, daß er in ihnen (denn sie waren weit genug dazu) eine Anzahl Acten und ein vollständiges Schreibzeug versteckt hatte.

Schon seit einigen Minuten harrt in diesem Galla-Aufzuge der Herr des Hauses vor dem zweiten Portale seiner Wohnung, um abzuwarten, daß der angemeldete Gast endlich vor dem dritten erscheine. Da ist er. Unser Mandarin sechster Classe

stürzt hinzu, hilft ihm aus seinem Palankin, ergreift seine linke Hand mit der Linken, und schüttelt sie mit einer Grazie, die man gesehen haben muß, um sie beschreiben zu können. Aber was ist diese erste Begrüßung gegen die Artigkeiten, mit denen sich jetzt die beiden Leute überschütten! — Jedes Zimmer hat drei Eingänge, wer soll die Ehre, durch den mittleren zu gehen, erhalten? Unstreitig der Gast; aber dieser ist viel zu höflich und bescheiden, eine solche Auszeichnung anzunehmen, er sucht vielmehr seinen Wirth hindurchzuschieben, und die Gelegenheit zu benutzen, durch eine der beiden Seitenthüren den Eingang zu gewinnen. Das wollte der Wirth zulassen? — Unmöglich: dieß wäre eine Verletzung der Etiquette, die seiner Natur ganz zuwider ist. Im Gegentheil bedarf es nur einer geschickten Seitenwendung, um durch eine Seitenthüre zu schlüpfen, und in demselben Augenblick schon die Hand des Gastes zu fassen, um ihn durch die mittlere Thür hineinzuführen, eine Ehre, die nun der Besucher unter unaufhörlichen Verbeugungen und einer gewissen gemachten Scham annimmt.

Diese Scene wiederholt sich mit immer erneutem Wetteifer zu drei Malen, bis sich die Herren endlich in das Besuchszimmer hineinbekomplimentirt haben. Die Bedienten springen jetzt hinzu, um nichts zu thun, als einen einzigen Stuhl zu holen. Es ist chinesischer Ton, daß der Wirth diesen saubern, lakirten Sitz, auf dem die Sorgfalt des Oberhofmeisters auch wohl kein Sonnenstäubchen geduldet hätte, erst mit einem Tuche leicht abwischt. Jetzt eilt auch er zu einem Sessel, aber wer wird sich auf den seinigen zuerst niedergelassen haben? Um hier das Richtige und die feine Sitte zu treffen, bedarf es eines jahrelangen Studiums des sich Niederlassens; man mußte so alt seyn, als die beiden hier zusammentreffenden Herren, um dieses Compliment in seiner gehörigen Präcision auszuführen. Das Ganze kömmt dabei darauf hinaus, daß der Eine die Kunst versteht, den Andern zu täuschen, und dabei doch den Schein anzunehmen, überlistet zu seyn. Die wechselseitigen Be=

wegungen werden mit Geyeraugen belauscht, die Entfernungen des sich setzenden Körpers von dem Stuhle gemessen, die Faltungen des Atlaskleides berechnet; der Eine gibt sich den Schein schon zu sitzen und steht doch noch, und der Andere, wenn er der Hauswirth ist, würde gegen allen feinen Anstand verstoßen, wenn er sich durch diesen Schein in der That überlisten ließe, und früher den Sessel erreichte, als der Besucher. In unserm Falle ist dieß Versehen durchaus nicht zu befürchten; denn hier stehen sich alte, im Ceremoniell unverwundbare Personen gegenüber, denen auch dieß schwierige Manöuvre, dieser glänzende Ausdruck gegenseitiger Hochachtung nur gelingen konnte. Jetzt sitzen sie, sie halten sich gerade, die Hände nicht herumwerfend, nicht damit an den Kleidern ordnend, nicht die Mütze rückend, sondern fest und unbeweglich auf den Knieen liegend, und die Füße nicht über einander geschlagen, nicht auf dem Boden scharrend, nicht den einen hinter, den andern vor den Stuhl gestreckt, sondern beide in gleicher, abgemessener, unbeweglicher Entfernung vom Körper, die Mienen ruhig, ernst, pagodenartig.

Nachträge.

Kölle.

Diplomatische Aphorismen.

(1838.)

Ein schöner Zug der Deutschen ist der gründliche Haß gegen politische Schlechtigkeit, seine Unversöhnlichkeit und Unverwüstlichkeit. Gott bewahre überhaupt jeden vor dem Hasse eines Deutschen! Jener verbindet sich mit sittlichem Abscheu. Politische Renegaten werden auch, wenn man sie auf Gesandtschaften sendet, auf eine merkwürdige Weise secretirt. Es ist keine Verfolgung, nicht einmal offene Verspottung, aber die stille gemessene Handhabung eines Verrufs, welcher dem Renegaten das Herz brechen macht, wenn er noch eines hat.

Den sichersten Maaßstab für die Fähigkeiten eines Herrschers geben die Männer, welche den Zügel der Regierung führen. Viele Herrscher haben gerade so viel Scharfsinn, um ausgezeichnete Köpfe herauszufinden und sich diesen, öffentlich oder insgeheim, unterzuordnen. Am schlimmsten ist man aber mit Herren daran, welche weder diese Kunst besitzen, noch sich ihrer Unfähigkeit bewußt sind, und einmal geschenktes Zutrauen möglichst lange erhalten. Wo ein Fürst alles selbst machen will, geschicht entweder wenig, oder Vieles wird verdorben. Man wäre beinahe versucht, zu glauben, daß die ausgezeichnetsten unter den Herrschern unserer Zeit Manches nur gerade deshalb gethan

haben, um ihre Zeitgenossen und Nachfolger auf falsche Wege zu bringen und dadurch den Glanz ihrer Regierung auch nach ihrem Abgange zu erhöhen.

Unter den Gebräuchen des Mittelalters erscheint der Ritterschlag deshalb als der sinnigste, weil er symbolisch ausdrückt, was Jeder im Leben erfahren habe und erfahren müsse, ehe er der Meisterschaft sich rühmen dürfe. Man wird zu Allem geschlagen, zum Feldherrn, zum Philosophen, ja zum Ehemann und Hausvater, auch gewiß zum Diplomaten. Man pflegt dieses Erfahrung zu nennen, des reiferen Alters trauriges Vorrecht. Denn wer kann berechnen, oder wer will gestehen, wie viel jene Kunst der Menschen-Behandlung gekostet habe, jene oft bezaubernde Weise, welche den rechten Ton des Gesprächs anschlägt, reden läßt, verständig zuhört, zur rechten Zeit einlenkt, anmuthig scherzend abschließt?

Mancher Mann, welcher übrigens die Mittelhöhe kaum erreicht, hat durch Verhältnisse, Erziehung, Umgang mit geistvollen Menschen, besonders mit Frauen, sich ein kleines Capital von Geist erspart, welches aber sogleich verschwindet, wenn er auf größerem Schauplatze und auf längere Zeit zu erscheinen hat. Es ist sogleich um den Namen geschehen, welchen er irgendwo erworben haben kann, und er fällt so tief, daß er auch nicht einmal nach seinem wirklichen Werthe angenommen wird. Er sollte stets reisen, und zwar nicht von einem Koffer, sondern nur von einem Nachtsacke begleitet.

Auf schnelle Frage — langsame Antwort! Diese treffliche Regel befolgen viele, besonders die durch manches bedeutende Geschäft eingeübten Staatsmänner, in der Weise, daß sie durch Apologen oder Anekdoten antworten, deren Nutzanwendung, auch wenn sie richtig herausgefunden ist, auf des Fragenden, nicht aber auf des Antwortenden Rechnung kömmt.

In einer freudig aufgeregten, geistreichen Gesellschaft ist es leicht, Liebenswürdigkeit und Geist zu zeigen, und sich auf Augenblicke über seine gewöhnliche Bahn zu erheben. Aber in allen verschiedenen Gestaltungen des Gesellschaftslebens leistet man schwer den gerechten Anforderungen immer Genüge, und selten führt und belebt man das Gespräch in einer zahlreichen Gesellschaft eben so gut als im Boudoir; Manche haben nur Geist mit der Feder in der Hand, Andere (besonders Halb-Invaliden) nur mit der Serviette auf dem Schooße. An vielen Orten besteht das Gespräch gewöhnlich aus Fragen und Antworten, und man versorgt sich daher nicht ohne Mühe mit Leuten von anregender Natur, einer Art lebendiger Gewürze, damit das Wesen doch nicht gar zu fade werde. Es werden übrigens viele Menschen gefunden, welche, weit entfernt, Falstaffe zu seyn, die Gabe hatten, nicht nur selbst witzig zu seyn, sondern auch Andere witzig zu machen. Darin jedoch gleichen sie dem auf Bühnen so sehr mißhandelten Sir John, daß sie über sich selbst am witzigsten sich auslassen.

Ernst und Freundlichkeit des Diplomaten muß je nach Verschiedenheit der Länder gemischt werden, welche man vertritt und welche man bewohnt. Weltsitte soll Volksthümlichkeit nicht aufheben, aber verklären. Ein ernsthafter Franzose und ein freundlicher Engländer treffen ungefähr zusammen. Ernst ohne Hochmuth gewinnt mehr als die beständige süße Holdseligkeit. Hinter dieser verbirgt sich gewöhnlich Falschheit und Dummheit. Dagegen spielt Mancher den Derben, um für biderb gehalten zu werden.

Wer es nicht vermag sich in das Gesammtleben eines Volkes hineinzudenken, die Macht des mit der Muttermilch Eingesogenen, am väterlichen Heerde Erlernten nachzuempfinden, der wird auch von den genauesten materiellen Daten oft irregeführt werden. So selbst Napoleon, welcher nie eine andere Volksthümlichkeit erkannt zu haben scheint, als die der Franzosen,

welche er auf beispiellose Weise nützte und abnützte, während seine Gegner alle Völker, jedes aber auf seine eigenthümliche Weise, wider ihn in den Vernichtungskampf führten und am Ende selbst dem französischen Volke die Seite abzugewinnen wußten, auf welcher es gefaßt, und von seinem Abgotte weggerissen werden konnte.

Bei sonst gleichen Bedingungen macht es einen ungeheuren Unterschied, ob ein Volk von großen geschichtlichen Erinnerungen getragen wird, ob es stets fürchtet, von den andern Völkern für nicht vollgültig, nicht vollständig ausgebildet angesehen zu werden, ob es eine Umwälzung hinter sich — oder noch vor sich hat, in wie weit es gleichartig in seinen Bestandtheilen ist, und besonders, ob es schon eine lange Bahn durchlaufen hat, oder sich noch der Jugend erfreut.

Am schwersten ist mit denen zu unterhandeln, welche gleich im Anfange mit dem Ja verschwenderisch umgehen, und die Aber im Laufe des Geschäfts allmählig nachfolgen lassen. Sie pflegen wohl gar auf die am Eingange gezeigte Nachgiebigkeit sich etwas zu gute zu thun.

Daß die französische Sprache beinahe überall die Sprache der Unterhandlungen werden konnte, scheint zu beweisen, daß es geschehen mußte. Wenn das Latein naturgemäß war, solange Rom der Mittelpunkt der europäischen Politik, Italien das civilisirteste Land der Erde, die Sprache Roms die allgemeine jeder höheren Bildung war, so wurde das französische eine Transaktion zwischen der romanischen, der germanischen und der neu hinzutretenden slavischen akatholischen Welt, so bald alles von den Höfen aus- und auf sie zuging, und Versailles eine Art Normalhofs war. Jetzt schon würde es unmöglich seyn, sie aus der Diplomatie zu verdrängen, aber die allgemeine Verkehrsprache unserer Enkel wird doch wohl die englische werden.

S. Boisserée.

Der Dombau zu Cöln.

(1823.)

Es ist zu bedauern, daß wir über die ganze eigentliche Baugeschichte der Domkirche zu Köln fast gar keine Nachrichten haben; indessen will ich versuchen, die wenigen urkundlich bestimmten Punkte durch möglichst begründete Vermuthungen aneinander zu reihen.

Bedenken wir demnach, daß die Domkirche im Ganzen an die fünfhundert Fuß lang, im Schiff und Chor hundert und achtzig, im Kreuz zweihundert und neunzig Fuß breit werden, der Dachforst sich über zweihundert Fuß, die Thürme, jeder auf einem Grunde von hundert Fuß Breite, sich über fünfhundert Fuß hoch erheben sollten, so folgt, daß schon die erste Anlage eines so riesenhaft entworfenen Gebäudes, selbst bei der größten Thätigkeit zahlreicher Werkleute, einen sehr bedeutenden Zeitaufwand erforderte, und das um so mehr, weil der Bau durchaus von Quadern aufgeführt wurde.

Zu den Werkstücken hatte man einen porphyrartigen Sandstein von schöner grünlichgrauer Farbe gewählt. Man holte ihn oberhalb Köln im Siebengebirge, in dem dicht an den Ufern des Rheins gelegenen Drachenfels, an dessen Namen sich die Sage von dem in alten Dichtungen gefeierten deutschen Lieblingshelden Siegfried knüpfte.

Während bei diesem Steinbruch in dem Flecken Königswinter die Steinhauer beschäftigt waren, die Werkstücke aus dem

Rohen zuzurichten, die dann auf dem Rhein leicht und schnell nach der drei Meilen entfernten Stadt gebracht wurden, führten die Maurer in den Gruben auf dem Bauplatz die Grundfesten auf. Hiezu bediente man sich desselben Gesteines, abwechselnd mit Basaltblöcken, welche man, dem Siebengebürge gegenüber, aus dem Unkelbruch holte. Diese langen säulenartigen Basaltstücke, wagerecht über die rauh behauenen stark verkütteten Sandsteine gelegt, bildeten einen unerschütterlichen Verband. Ich sah dies Mauerwerk der Grundfeste, in einem Schacht neben dem Haupteingange rechts an einem der Strebepfeiler des südlichen Thurmes, und fuhr bis auf den Boden vier und vierzig Fuß tief hinab, ohne hier noch mit Bestimmtheit den Anfang der Grundfeste entdecken zu können.

Ein so mächtiger Unterbau war nöthig, um Thürme, hoch und fest wie Felsen, auf demselben zu gründen. Aber das war nicht die alleinige Sorge des Baumeisters; er beschäftigte zugleich noch die Steinmetzen in der Hütte mit der Ausarbeitung der Werkstücke, welche die Steinhauer lieferten. Und so mag wohl in den ersten neun Jahren nicht nur die Grundfeste, sondern auch ein großer Theil des untern Geschosses von dem Domgebäude vollendet worden seyn. Denn zu dieser Zeit, im Jahr 1257, schenkte das Domkapitel „Meister Gerhard dem Steinmetzen, welcher das ganze Werk leitete, wegen seiner belohnenswerthen Dienstleistung, einen Platz, wo er auf seine Kosten ein großes steinernes Haus erbaut hatte."

Die Geschichtschreiber schweigen über diesen Meister Gerhard, wie fast über alle Baumeister des Domes; ich halte ihn für den ersten unter ihnen, und also auch für den Urheber des so erhaben als kunstreich gedachten Entwurfes. Wäre ein anderer der Urheber gewesen, so müßte man annehmen, daß derselbe gleich nach dem Anfang des Baues gestorben sey, was unwahrscheinlich ist. Noch weniger läßt sich vermuthen, daß der Entwurf von irgend einem genialen bauverständigen Manne herrühre, welcher nicht selbst praktischer Künstler gewesen

wäre; denn der Plan eines so riesenhaften Werkes von einer so reichen und kühnen Zusammensetzung, bis in die kleinsten Theile mit Rücksicht auf die Ausführung berechnet, konnte nur von dem erdacht werden, der durch eigene Erfahrung die genaueste Kenntniß aller technischen Mittel besaß, und die Sicherheit in sich trug, die Erfindungen seines Geistes verwirklichen zu können.

Meister Gerhard nun lebte bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, und hinterließ drei Söhne und eine Tochter, alle geistlichen Standes, Mitglieder hochangesehener Stifte, Abteien und Klöster.

Ich habe vielfältig nachgeforscht, aber es ist mir nicht gelungen, nähere Aufschlüsse über diesen Mann zu erhalten, in welchem wir, wenn wir mit Gewißheit wüßten, daß er der Urheber des Entwurfes zu dem Domgebäude wäre, einen der größten Baumeister alter und neuer Zeit verehren müßten.

Daß er Steinmetzenmeister genannt wird, darf keinen Zweifel erregen. Unter diesem bescheidenen Namen finden wir im dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, in allen europäischen Ländern, die vorzüglichsten Baumeister und zum Theil auch die ausgezeichnetsten Bildhauer.

Das Handwerk wurde in jener Zeit als Grundlage der Kunst hoch geehrt. Wer sich zum Baumeister bilden wollte, mußte das Steinmetzenhandwerk lernen, und hatte er darin die Meisterschaft erworben, so blieb er durch Satzungen und Gebräuche mit den Steinmetzen enge verbunden. Bei der Kirchenbaukunst fand dies noch ganz besonders statt. Von dem Gedanken ausgehend, daß es eine sehr edle, gottgefällige Beschäftigung sey, zu dem Bau der Kirchen Hand anzulegen, und daß es der vereinigten Thätigkeit vieler durch Erfahrung geübter, durch den Geist der Ehre und der Treue geleiteter Arbeiter bedürfe, um die großen, auf die schönste Vollendung und auf die Dauer von Jahrhunderten entworfenen Werke auszuführen, bildete sich eine eigne Brüderschaft, welche sich, von den gewöhnlichen Innungen unterschieden, ausschließlich dem Kirchenbau widmete, und unter

der strengen Ordnung gemeinsamer Sitten und Gebräuche, die Regeln der Kunst, mit dem Schatz erworbener Fertigkeiten und Kenntnisse, von Geschlecht zu Geschlecht als Geheimniß überlieferte.

Bei dieser Gesellschaft fand eine ähnliche Einrichtung statt wie in dem Hansabunde. Die Meister und Werkleute der kleinen Bauwerke wurden denen der größern untergeordnet, und bald verbreitete sich die Brüderschaft gebietweise über ganz Deutschland. Auch hier scheint Köln das erste Beispiel gegeben zu haben. Der Vorsteher des Domwerks war Obermeister über alle Kirchenbaumeister in den niederdeutschen Landen, und so war es der Vorsteher des strasburger Münsterwerks, welches neunzehn Jahre nach dem von Köln angefangen wurde, über alle Kirchenbaumeister in den Landen zwischen der Donau und der Mosel. Auf diese Weise war die Hütte der Steinmetzen am kölner Dom der Sitz des Obermeisterthums von Niederdeutschland und die Hütte am Straßburger Münster der Sitz des Obermeisterthums von Oberdeutschland. Später bildete sich ein Obermeisterthum für ganz Deutschland, worin dann Straßburg, weil hier länger mit großer Thätigkeit fortgebaut wurde, Köln den Vorrang streitig machte, so wie in den Handelsverhältnissen es von Seiten Lübecks geschah. Die andern Obermeister hatten ihren Sitz in Wien, Bern und Magdeburg. Die Ordnung der Steinmetzen-Brüderschaft wurde auf gemeinsamen Tagsatzungen abgefaßt, und von Kaiser und Pabst bestätigt.

Wenn wir das Städteleben betrachten, wie es im dreizehnten Jahrhundert aus dem Schooß des Reichthums und der Freiheit in Handel, Kunst und Gewerbe die schönsten Blüthen entwickelte, so ist leicht einzusehen, daß wir im bürgerlichen und nicht im geistlichen Stande die Erfinder jener bewundernswürdigen Kirchengebäude zu suchen haben. Die Geistlichkeit, bei allem Guten und Trefflichen, welches sie damals für die Bildung, besonders in wissenschaftlicher Hinsicht gewirkt hat, entbehrte doch des freien Elements eines vielfach bewegten Lebens, worin allein die Hervorbringungen der Kunst wie der Poesie zu einer schönen Reife gedeihen können.

Aber eben dieser blühende Wohlstand der Städte mußte die Herrschsucht und Habgier mancher Fürsten erregen. Die Stadt Köln hatte dies Mißgeschick in hohem Grade, und der anfangs so rasche Fortgang des Dombaues wurde dadurch auf das traurigste gehemmt.

Ein solches Werk hätte anhaltenden Frieden und die ganze Fürsorge wohlwollender Fürsten bedurft. Nun mußte Meister Gerhard erleben, daß die Erzbischöfe ihre Schätze in fruchtlosen Kriegen verschwendeten, und was der Folgen wegen noch schlimmer war, daß ihnen die widerspänstige Stadt verhaßt wurde, sie den Palast beim Dom verließen, und ihren beständigen Wohnsitz in Bonn nahmen.

Obschon der Dombau so großen Schwierigkeiten unterlag, hatte er doch auf die Vervollkommnung der Kirchenbaukunst überhaupt den günstigsten Einfluß. Es hatte sich an diesem Werk eine Schule gebildet, aus welcher die vortrefflichsten Baumeister hervorgingen, die an verschiedenen Orten Kirchen aufführten, bei denen sie den Styl und zum Theil selbst den Alles übertreffenden Plan des kölner Doms anwandten. Davon zeugen die in diesem Zeitraum erbaute Katharinen-Kirche in Oppenheim, die Werners-Kirche in Bacharach, der Dom zu Utrecht und das Münster zu Straßburg; am meisten aber der Thurm des Münsters zu Freiburg im Breisgau, dessen durchbrochener Helm mit wenigen vereinfachenden Abänderungen ganz nach dem Entwurf der kölner Domthürme aufgeführt wurde.

Zwar scheint der Bau des Doms in Köln nie ganz still gestanden zu haben; denn der Kirchenbau erstreckte sich natürlich nicht auf die in der Stadt gelegenen erzbischöflichen Grundstücke und Gebäude. Aber die Mittel waren so sehr vermindert, die Thätigkeit war so sehr gelähmt worden, daß nach mehr als vierzig Jahren der Chor, den man zuerst ausführen wollte, noch nicht seine Vollendung erreicht hatte.

Nun vereinigte sich der Sieger von Woringen, Herzog Johann von Brabant, mit dem Grafen Dirk von Cleve, mit

der Stadt und den kölnischen Geschlechtern, die am hartnäckigsten gegen den Erzbischof gestritten hatten, und gemeinschaftlich ließen sie die prächtigen farbigen Fenster zum Chor verfertigen. Erzbischof Wichbold von Holte, Nachfolger des kriegerischen Siegfried's von Westerburg, ermahnte die Gläubigen, jeden der seine letzte Willensurkunde ausstellte, zu Geschenken für den Bau aufzufordern. Geistliche beredte Männer mit offenen Briefen wurden wieder als Sammler ausgesendet, und ein eigener zur Förderung des Werkes von Männern und Frauen gebildeter Verein, die Brüderschaft des heiligen Petrus genannt, machte sich zu jährlichen Beiträgen anheischig. Auch führten die, nach dem Tode Rudolphs von Habsburg, häufig auf einander folgenden Kaiserkrönungen wieder viele Fürsten nach Köln, die reichliche Beisteuer gaben. So wurde dann endlich der Bau so weit gebracht, daß im Jahr 1322, das ist vier und siebenzig Jahre nachdem der erste Stein gelegt worden, der Chor eingeweihet werden konnte.

Dieser vollendete Theil, nach Osten hin gerichtet, nahm ungefähr zwei Fünftel der für das ganze Gebäude bestimmten Länge ein. Innerhalb umgaben doppelte, von schlanken Säulenbündeln gestützte Nebengänge, das himmelhoch aufsteigende Mittelgewölbe. Außerhalb bildeten die Nebengänge mit ihren einfachen Strebepfeilern und Fenstern, einen mächtigen sieben und sechzig Fuß hohen Untersatz, auf dem sich reich mit zierlichem Thurmwerk geschmückte Widerhalter erhoben, die mit vierfachen Strebebogen den eigentlichen Chor stützten.

Das über diesem Prachtbau errichtete Dach hatte eine Decke von Blei, die vermittelst flacher Zinnlöthungen, mit vielfachen Zierrathen und Buchstaben, welche Verse auf die drei Könige bildeten, damascirt war, so daß das ganze Dachwerk, einem auf Bergeshöhe stehenden Zelt ähnlich, an jene Bedeckung der Stiftshütte erinnerte, die sich über das Allerheiligste ausbreitete. An der Westseite schloß man das Chor mit einer leichten Giebelmauer, die bei der Vollendung der Kreuz- und Schiffgewölbe

wieder niedergerissen werden sollte, und die bereits aufgeführten ersten Fensterbogen der Kreuzflügel dienten als Stützen dieses einstweiligen Schlußendes. Um jedoch dem Chor soviel als möglich die Gestalt einer vollständigen Kirche zu geben, errichtete man, nah an dem Giebel, ein Dachthürmchen, das zum größern Schmucke ganz vergoldet wurde. Später, wenn der Mittelthurm über dem Hauptgewölbe des Kreuzes wäre aufgeführt worden, sollte auch dies Dachthürmchen wieder abgetragen werden. Zuletzt bildete man oben in der Giebelspitze noch einen goldenen Stern, um jenes Himmelslicht zu bezeichnen, das den drei weisen Königen auf ihrem Wege zur Anbetung des göttlichen Kindes vorgeleuchtet hatte; auch sollte er wie ein Stern des Trostes und der Hoffnung über dem unvollendeten Bauwerke strahlen, nach dunkeln verhängnißvollen Zeiten ein friedliches, fröhliches Gedeihen verheißend.

Als der Chor nun so weit vollendet war, bestimmte der Erzbischof Heinrich von Virnenberg den Tag des heiligen Cosmas und Damian, den sieben und zwanzigsten September 1322, zu der Feierlichkeit der Einsegnung; denn an demselben Tage war im Jahr 873 die alte Domkirche geweiht worden.

Sämmtliche dem kölnischen Erzbisthum untergebenen Bischöfe, die von Münster, Osnabrück, Minden, Lüttich und Utrecht erschienen persönlich oder durch Abgesandte, mit ihnen alle Aebte, alle Stiftsvorsteher des Sprengels, und die gesammte Geistlichkeit der Stadt. Und nun wurde die Einweihung mit allen aus alten Zeiten herstammenden Gebräuchen vollzogen. —

Von der Fortsetzung des Dombaues haben wir kaum andere Kunde, als die wir aus dem Gebäude selbst entnehmen. Nach der Vollendung des Chors scheinen die Fortschritte rasch vorgerückt zu seyn, so daß man die Säulen des Kreuzes bis zu den Kapitälen der Nebengänge aufführte, und die Thüre zu dem nördlichen Kreuzflügel anlegte; welcher Raum dann, einstweilen mit einem Dache bedeckt, zu einer Vorhalle mag gedient haben.

Auch arbeitete man an dem Schiff und vorzüglich an der Aufführung eines der beiden mächtigen Hauptthürme.

Die Thätigkeit der Bauleute wurde jedoch bald wieder gelähmt; die bei dem Sammeln der Beiträge sich wiederholenden Mißbräuche, wodurch der Erzbischof Friedrich von Saarwerden gezwungen wurde im Jahr 1370 alle von seinen Vorgängern erlassenen Sammlerbriefe für ungültig zu erklären, schreckten gewiß Viele von fernern Schenkungen ab. Auch erneuerten sich von Zeit zu Zeit die Streitigkeiten und Kriege zwischen dem Erzbischof und der Stadt, und den benachbarten Fürsten. Ja, Theodorich von Mörs, welcher der Kirche, von 1414 bis 1463, acht und vierzig Jahre lang vorstand, führte so viele Kriege und erschöpfte dadurch so sehr den erzbischöflichen Schatz und das Land, daß bei seinem Tode das Domkapitel mit den Ständen zusammentrat und sich mit ihnen vereinigte, von nun an jedem zu erwählenden Erzbischof einen Eid abzunehmen, daß er nie ohne ihre Einwilligung weder Krieg führen, noch Güter der Kirche veräußern oder verpfänden, noch Abgaben ausschreiben wolle.

Indessen war zur Zeit des Theodorich von Mörs der Bau des südlichen Thurmes bis zu dem dritten Geschoß vorgerückt. Im Jahr 1437 wurden nämlich die Glocken aus dem, neben dem Chor stehenden alten hölzernen Thurm in den neuen versetzt. Die großen Glocken ließ man neu gießen, und im folgenden Jahr aufhängen. Der Krahn, mit dem man die Bausteine hinaufzog, wurde nun nach Art der Krahne, die man zum Ausladen der Waaren an Flüssen errichtet, mit einem Dach versehen, und diente so den Glocken zur Decke.

Damals war Nicolas von Buren (oder Beuren, einem Städtchen im Geldrischen) Dombaumeister; und unter ihm war einer Namens Christian Auffeher oder Polier des Werks.

Auf ihn folgte Meister Conrad Kuyn. Zu dessen Zeit scheinen die beiden größeren Glocken Schaden gelitten zu haben; denn sie wurden im Jahr 1447 abermals gegossen, eine zu zwölf

tausend Pfund und eine zu zwei und zwanzig tausend vierhundert Pfund. Beide sind noch vorhanden, die letztere gehört zu den größten in Deutschland.

Auf der Tagsatzung, welche die Steinmetzenbrüderschaft im Jahr 1463 in Regensburg hielt, um ihre altherkömmliche Ordnung zu erneuern, wurde dem Meister Conrad als Werkmeister des Doms von Köln abermals das Obermeisterthum über das Gebiet von Niederdeutschland zuerkannt.

Unter ihm wurde wohl nur wenig an dem südlichen Thurm und einiges an dem Schiff weiter gebaut; der nördliche Thurm blieb bei seiner ersten, nur etwa sieben und zwanzig Fuß hohen Anlage. Meister Conrad starb im Jahr 1469; dieses war auf einer nun halb verstümmelten Tafel verzeichnet, welche sich an einer Säule der nördlichen Nebenhalle des Chors gegen den Ausgang in's Kreuz befindet. Es ist das einzige Denkmal eines Baumeisters im Dom.

Auf Meister Conrad scheint Meister Johann von Frankenberg gefolgt zu seyn; man las seinen Namen mit denen seiner beiden Vorgänger in einem, dem fünfzehnten Jahrhundert angehörigen Verzeichniß der Brüderschaft des heiligen Peters.

Sonst wurde mir von den Bauleuten des Doms nur noch der Polier, Meister Heinrich bekannt, welcher schon im Jahr 1478 bei der Steinmetzenzunft beeidigt gewesen seyn soll, und unter dem Jahr 1509 noch in einem ihrer Bücher vorkam.

Dieser Meister Heinrich leitete ohne Zweifel die Arbeiten, die im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts an dem Dom ausgeführt wurden. Das Schiff war bis zur Kapitalhöhe der Nebengänge vollendet; nun wölbte man die nördliche Nebenhalle, baute den sich mit ihr verbindenden Theil des nördlichen Thurmes so weit, als es zu diesem Zwecke nothwendig war, und schmückte die Halle mit gemalten Fenstern.

Der Erzbischof Hermann von Hessen, das Domkapitel, die Stadt und mehrere vornehme Häuser vereinigten sich, die Fenster von den geschicktesten Künstlern verfertigen zu lassen, und so

kam bei der damals auf's höchste ausgebildeten deutschen Malerkunst ein Werk zu Stande, das in jeder Hinsicht die Krone der Glasmalerei zu nennen ist.

Wie die Sonne am Abend eines gewittervollen Tages noch einmal ihren farbenreichen Glanz über die Erde verbreitet, so sollte die ganze Zauberpracht der Glasmalerei noch über das große Bauwerk strahlen.

Es wurde von der Zeit an nicht weiter fortgebaut. Und seit dreihundert Jahren steht nun schon das unterbrochene Werk; ein doppeltes Denkmal des erhabensten Geistes, des beharrlichsten Willens und kunstreichsten Vermögens, und hinwieder der Alles störenden Zwietracht; ein Sinnbild der gesammten Geschichte des deutschen Vaterlandes. *

---

* Am 4. September 1842 wurde „unter Gottes Beistand und unter den Segenswünschen des deutschen Volkes der Grundstein zum Fortbaue der altehrwürdigen Kathedralkirche des Erzbisthums Köln feierlich eingeweiht und mit ihm ein ewiges Denkmal der Frömmigkeit, der Eintracht und Treue der verbündeten Stämme deutscher Nation an heiliger Stätte eingefügt" (Urkunde), und König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, der hohe Beförderer des Wiederaufbau's, sprach, den ersten Hammerschlag auf den Stein führend, mit kräftiger, weithin vernehmbarer Stimme: „**Meine Herren von Köln! Es begibt sich Großes unter Ihnen. Dieß ist, Sie fühlen es, kein gewöhnlicher Prachtbau. Er ist das Werk des Brudersinnes aller Deutschen, aller Bekenntnisse** . . . . . **Hier, wo der Grundstein liegt, dort, mit jenen Thürmen zugleich, sollen sich die schönsten Thore der Welt erheben. Deutschland baut sie — so mögen sie für Deutschland, durch Gottes Gnade, Thore einer neuen, großen, guten Zeit werden!** . . . ."

Uebersichten.

I. Uebersicht sämmtlicher Aufsätze nach ihrem Inhalte.

Aufsätze über Religion und Christenthum; Ethisches und Erbauliches.

Mosheim, die Gleichheit aller Menschen ꝛc. — Hamann, Denkmal. — Hamann, über seinen Lebenslauf. — Tiede, die Jugendjahre. — Abbt, vom Verdienste des Schriftstellers. — Claudius, was ich wohl mag. Paraphrasis Evangelii Johannis. Ueber das Gebet. — Lavater, den sechsten Januar. — Herder, Religion die höchste Humanität. — Sailer, tiefsinnige Sprüche der Deutschen. — A. W. Schlegel, die Aufklärung. — Schleiermacher, Religion im Verhältnisse zu Wissen und Handeln. — Derselbe, Reich Gottes und Wiedergeburt. — Derselbe, die christliche Gastfreundschaft. — Creuzer, Geist der alten Religionen. — Fr. Schlegel, die oriental. Religionen. — J. F. v. Meyer, der Naturgeist. — Steffens, die Wunder der heiligen Geschichte. — Wessenberg, die Sittlichkeit der Schaubühne. — Schubert, die Kirche des heil. Grabes. — Horn, Gedanken. — Theremin, die geistl. Beredsamkeit. — Strauß, die Einsegnung der Kinder. — Neander, die Schriftauslegung. — Klumpp, das Missionswesen. — Ullmann, deutsche Theologie. — Menzel, der Pietismus. — Tholuck, das in Gott verborgene Leben.

Philosophisches.

Reimarus, von der Seelen Unsterblichkeit. — Kant, von der Natur ꝛc. — Mendelssohn, Beschuldigungen wider die Vernunft. — Wieland, was ist Wahrheit? — J. A. Eberhard, die ästhetische

Sittlichkeit. — Garve, Gottes Weltbewußtseyn. — W. v. Humboldt, der menschl. Entwicklungsgang in der Sprache. — Fr. Schlegel, Sokrates unter den Philosophen seiner Zeit. — Derselbe, Spinoza. — Wangenheim, der Glaube an den Urgeist. — Schelling, Gott und das Böse. — Oken, Kunst. — Passavant d. J., von der Freiheit des Willens.

Menschen- und Seelenkunde.

Claudius, eine Chria 2c. — Derselbe, Lavaters Fragmente. — Lavater, physiognom. Regeln. — Garve, Charakter und Handlungen. — Wagner, das Ahnungsvermögen. — Schleiermacher, das Leben der Phantasie. — Steffens, Natur und Mensch 2c. — Schubert, die Frage nach der Seele. — Solger, der Humor.

Aesthetik, Kunst.

Winkelmann, von der Grazie. — Lessing, Prolog zum Epilog der Hamburgischen Dramaturgie. — Geßner, die Landschaftmalerei. — Jacobi, der Kunstgarten. — Forster, die menschl. Schönheit. — Schiller, der wahre Künstler. — Hegner, der Künstler, wie er seyn soll. — Jean Paul Fr. Richter, Musik der Musik. — Fernow, die Begeisterung des Künstlers. — Jacobs, Kunst und Bürgerthum in Griechenland. — A. W. Schlegel, Rafaels Madonna. — Fr. Schlegel, die christl. Kunst. — Wackenroder, die Peterskirche. — Tieck, das Verführerische in der Kunst. — Thibaut, die Kirchenmusik außer dem Choral. — Schelling, Aussichten für die Kunst. — De Wette, der Straßburger Münster. — Passavant d. Ae., Rafael und Dürer. Rafaels Eigenschaften. — Waagen, P. P. Rubens. — Grüneisen, das Ulmer Münster.

Recht, Staat, Vaterland.

F. K. v. Moser, Regierungsantritt. Christliche Räthe. — Karl Friedrich von Baden, an mein Volk. — Graf Schlabrendorf, über Nord-Amerikaner und Adel. Vor der Schlacht von Waterloo. — J. v. Müller, die Gefahren der Zeit. — Vom Stein, Sendschreiben.

— Schiller, Völkerwanderung und Kreuzzüge. — J. G. Fichte, Schlußrede. — Gentz, Trostworte. — Bülow, die Kriegskunst. — Zschokke, die ewigen Parteien. — Görres, der Dom in Cöln. — Derselbe, die Freiheitskriege. — Derselbe, Deutschlands Heil. — J. Grimm, deutsches und fremdes Recht. — Leo, der Staat. — Kölle, diplomatische Aphorismen.

Geschichte; Biographie und Charakteristik; Alterthumskunde.

Sturz, England und Georg III. — Archenholtz, die Schlacht bei Liegnitz. — Spittler, die Jugend des Herzogs Christoph 2c. — Posselt, Roms Fall. — Woltmann, das Haus Brandenburg. — Hölderlin, die Athenienser. — Hammer-Purgstall, Constantinopel. — Rotteck, Napoleons Despotie. — Görres, das Mittelalter. — Niebuhr, römische Geschichte. — Hormayr, Panorama 2c. — Fr. v. Raumer, der Sturm auf Jerusalem. — Varnhagen, d. Tod Schwerins. — Ranke, der Bauernkrieg. — Menzel, die Schlacht im Teutoburger Walde. — Derselbe, Griechen und Römer. — Grüneisen, die Vielseitigkeit unserer Altvordern. — G. Pfizer, Luthers Weltansicht. — Boisserée, der Cölner Dombau.

F. K. v. Moser, Joh. Jakob Moser. — Schubart, Geschichte meiner Gefangennehmung. Brief nach seiner Freilassung. — Jung-Stilling, Familienleben. — Kaiser Joseph, Briefe. — Lichtenberg, Copernikus. — Göthe, Klopstocks Messias. — J. H. Voß, Erinnerungen 2c. — Klinger, Rechenschaft. — Schiller, Wilhelm von Oranien. — Jean Paul Fr. Richter, Schoppe an Albano. — Mozart, Brief. Arndt, Steins Portrait. — Hegel, Hamann und seine Zeit. — Steffens, Umgang mit Tieck. — Schlosser, Friedrich Wilhelm I. — J. Grimm, Gesellenleben. — Varnhagen, F. A. Wolf. — Neander, Wilberforce.

F. A. Wolf, die Alterthumswissenschaft. — W. Müller, Homeros und die Homeriden.

Erdkunde; Länder- und Völkerschilderung. Zeitgemälde.

Heinse, Tivoli. — Stolberg, der Vierwaldstädtersee. — Seume, der Aetna. — Zachariä, von der Erde. — Arndt, Leben auf Rügen.

— Novalis, das Mittelalter. — Steffens, Schneesturz in Grönland. Ein norweg. Gehöfte. — Ritter, die Raumerfüllung auf der Erde. — Rehfues, der Golf von Neapel. — Chamisso, die Raback-Insulaner. — Schefer, Botany-Bay. — Bettina, Salzburg. — Pückler, Warwick-Castle. — Martius, Schilderungen aus Brasilien. — W. Alexis, der Göthakanal. — Leo, die Italiener. — Barthold, über Naturalisation rc. — Heine, Grubenfahrt. — Lange, die schweizer. Wasserfälle. — Gutzkow, chinesisches Zeremoniell.

Handel und Verkehr.

Büsch, über den Werth des Geldes. — Heeren, der Handel der alten und der neuen Welt.

Natur und Naturleben.

Herder, unsere Erde. — Derselbe, die Kräfte der Schöpfung. — A. v. Humboldt, die Tropengewächse. Das Leben in der Schöpfung. — Novalis, die Natur. — Schubert, die Sonne. — Martius, Naturgenuß.

Sprache, Literatur und Kritik. Poesie und Poetik.

Klopstock, guter Rath der Aldermänner. — Garve, Cicero und sein Uebersetzer. — Knebel, die Kunst zu lesen. — Göthe, Dichtkunst rc. — Derselbe, der Dichter im Leben. — Schiller, Brief an W. v. Humboldt. — Heeren, die Seltenheit class. Geschichtschreiber. — Reinbeck, Theorie der Novelle. — W. v. Humboldt, Poesie u. Philos. in Schiller. — A. W. Schlegel, über tragisches und kom. Drama. — Krummacher, Und und Aber. — Hegel, über Schillers Wallenstein. — Novalis, Aphorismen über Poesie. — Steffens, über Sagen und Märchen in Dänemark. — Tieck, Dichter etymologisch betrachtet. — Ad. Müller, Buchstabe und Tradition. — Achim von Arnim, von Volksliedern. — J. Grimm, die Sagen. — Derselbe, die deutschen Mundarten. — W. Grimm, die Poesie des Nordens. Nibelunge-Noth. Uhland, die nordischen Mythen. — Immermann, Journale, Reisen. — P. Pfizer, die deutsche Poesie. — Rosenkranz, das Epos des Volkes.

— Gervinus, Herders größtes Verdienst. — Sternberg, das deutsche Drama. — Mundt, die Reform der deutschen Sprache.

Poetisches im Kleide der Prosa.

Lessing, Fabeln. — Musäus, Veit und Rübezahl. — Engel, aus Lorenz Stark. — Göthe, der neue Paris. — Maler Müller, Märchen. — Hebel, Erzählungen. — Jean Paul Fr. Richter, der Armenadvokat Siebenkäs. — Huber, der Müllerin Heirathsgeschichte. — Krummacher, Parabeln. — Tieck, Elfenwunder. — Derselbe, die drei Dichter und der Magier. — Derselbe, des Priesters Lebenslauf. — Hoffmann, Ritter Gluck. — H. v. Kleist, Michael Kohlhaas. Fouqué, der Rothmantel. — Brentano, Gockels Leichenrede. — Chamisso, Peter Schlemihl. — Bettina, Morgenwanderung. Der Sonntag. — Kerner, die Universität Mittelsalz. — Brüder Grimm, Sagen, Märchen und Legenden. — Fechner-Mises, der Tod. — W. Hauff, Märchen als Almanach.

Lebensweisheit.

Rabener, Kleider machen Leute. — Gellert, Portraits. — Justus Möser, die Spinnstube. — Zimmermann, von der Einsamkeit. — Nicolai, die Klosterschule. — Wieland, Demokrits Strafpredigt. — Thümmel, Toleranz. Ueber Correspondenzen. Kerkerleben. — Hippel, die Herrschaft in der Ehe. — Göthe, aus Ottiliens Tagebuche. — Knigge, über den Umgang mit Menschen. — Rahel, Saatkörner. — Tieck, die Kunst zu speisen. — Steigentesch, deutsche Titel. — Bührlen, Bemerkungen. — Rumohr, die Höflichkeit. — Börne, über den Umgang mit Menschen.

Haus und Familie. Bildung und Erziehung.

J. Möser, die Erziehung rc. — Herder, Schulen und Universitäten. — Derselbe, dem Leben lernen. — Pestalozzi, Bild eines Armenhauses. — Reinhard, Pflichten der Erzieher. — Rudolphi, die Mädchenerzieherin. — Jean Paul Fr. Richter, Mutterpflicht. — Wessenberg, die Sittlichkeit der Schaubühne. — Niebuhr, Brief an einen Stu-

diosen. — Jahn, über das Bücherlesen. Mägdchenschulen. Turnanstalten. — K. v. Raumer, die Sinne. Gelehrsamkeit, Kunst und Handwerk.

Vermischtes.

Gellert, Briefe. — Lichtenberg, zerstreute Bemerkungen. — Klinger, Betrachtungen und Gedanken. — Karl August v. Weimar, Briefe an Knebel. — Hegner, Gedanken, Meinungen, Urtheile. — Seume, Apokryphen. — F. L. Z. Werner, Brief an Chamisso.

II. Uebersicht sämmtlicher Aufsätze nach ihrer Redeform.

Das Märchen: die Sage und Legende.

Musäus, Veit und Rübezahl. — Göthe, der neue Paris. — Tieck, Elfenwunder. — Brüder Grimm, Sagen, Märchen u. Legenden.

Die Erzählung.

Möser, die Spinnstube. — Nicolai, die Klosterschule in Altwirtemberg. — Engel, aus Lorenz Stark. — Göthe, Klopstocks Messias. — Hebel, vier Erzählungen. — Jean Paul Fr. Richter, der Armenadvokat Siebenkäs. — Derselbe, Musik der Musik. — Huber, der Müllerin Heirath. — Tieck, die Dichter und der Magier. — Derselbe, des Priesters Lebenslauf. — Hoffmann, Ritter Gluck. — Kleist, Michael Kohlhaas. — Fouqué, der Rothmantel. — Chamisso, Peter Schlemihl. — Bettina, der Sonntag.

Die Fabel und Parabel; die Allegorie; das Idyll.

Lessing, Fabeln. — Krummacher, drei Parabeln. — W. Hauff, Märchen als Almanach. — Maler Müller, Märchen.

Humor; Satire.

Rabener, Kleider machen Leute. — Wieland, Demokrits Strafpredigt. — Tieck, die Kunst zu speisen. — Derselbe, Dichter, etymologisch betrachtet. — Steigentesch, deutsche Titel. — Brentano, Gockel's Leichenrede. — Rumohr, vom Begriffe der Höflichkeit. — Kerner, die Universität Mittelsalz. — Börne, über den Umgang mit Menschen. — Fechner-Mises, der Tod.

Der Brief.

Gellert, Briefe. — Claudius, über das Gebet. — Kaiser Joseph, Briefe. — Schlabrendorf, vor der Schlacht von Waterloo. — Karl August von Weimar, Briefe an Knebel. — Vom Stein, Sendschreiben. — Schiller, Brief an Wilh. von Humboldt. — Jean Paul Fr. Richter, Schoppe an Albano. — Mozart, Brief. — Z. Werner, Brief an Chamisso. — Niebuhr, Brief an einen Studiosen. — Bettina, drei Briefe.

Das Gespräch.

Jacobi, der Kunstgarten. — Rudolphi, die Mädchenerzieherin. — A. W. Schlegel, Rafaels Madonna. — Wagner, das Ahnungsvermögen. — Hölderlin, die Athenienser. — Solger, der Humor. — Theremin, die geistliche Beredsamkeit. — Sternberg, das deutsche Drama.

Die historische Darstellung.

Sturz, England und Georg III. — Schubart, Geschichte meiner Gefangennehmung. — Archenholtz, die Schlacht bei Liegnitz. — Spittler, die Jugend des Herzogs Christoph von Wirtemberg. — Heeren, der Handel der alten und der neuen Welt. — Posselt, Roms Fall. — Jacobs, Kunst und Bürgerthum in Griechenland. — Woltmann, das Haus Brandenburg. — Hammer-Purgstall, die Erstürmung Constantinopels. — Rotteck, Napoleons Despotie. — Görres, das Mittelalter. — Fr. v. Raumer, Sturm auf Jerusalem.

— J. Grimm, die deutschen Mundarten. — Varnhagen, der Tod Schwerins. — W. Müller, Homeros ꝛc. — Ranke, der Bauernkrieg. — Menzel, die Schlacht im Teutoburger Walde. — Derselbe, Griechen und Römer. — Barthold, über Naturalisation. — Grüneisen, die Altvordern. — Rosenkranz, das Epos des Volkes. — Boisserée, der Cölner Dombau.

Die Charakteristik.

Gellert, Portraits. — F. K. v. Moser, J. J. Moser. — Jung-Stilling, Familienleben. — Lichtenberg, Copernikus. — Voß, Jugenderinnerungen. — Klinger, Rechenschaft. — Schiller, Wilhelm von Oranien. — Arndt, Steins Portrait. — Hegel, Hamann und seine Zeit. — Steffens, Umgang mit Tieck. — Schlosser, Friedrich Wilhelm I. — Varnhagen, F. A. Wolf. — Passavant d. Ae., Rafael und Dürer. — Derselbe, Rafaels Eigenschaften. — Neander, Wilberforce. — Waagen, P. P. Rubens. — Ullmann, deutsche Theologie. — Leo, die Italiener. — Gervinus, Herders größtes Verdienst. — G. Pfizer, Luther's Weltansicht.

Die Beschreibung und Schilderung.

Heinse, Tivoli. — Stolberg, der Vierwaldstädter See. — Seume, der Aetna. — A. v. Humboldt, die Tropengewächse. — Arndt, Leben auf der Insel Rügen. — Novalis, Stillleben im Mittelalter. — Steffens, Schneesturz in Grönland. — Derselbe, ein norwegisches Gehöfte. — Görres, das Mittelalter. — Rehfues, der Golf von Neapel. — De Wette, der Straßburger Münster. — Schubert, die Grabeskirche ꝛc. — Chamisso, die Radack-Insulaner. — Schefer, Botanybay. — Bettina, Salzburg und Savigny. — Pückler, Warwick-Castle. — Martius, brasilianische Schilderungen. — Alexis, der Götha-Kanal. — Heine, Grubenfahrt. — Grüneisen, der Ulmer Münster. — Lange, Schweizerische Wasserfälle. — Gutzkow, Chinesisches Zeremoniell.

Abhandelnde Schreibart.

Reimarus, von der Seelen Unsterblichkeit. — Winkelmann, von der Grazie. — Möser, die Erziehung. — Kant, von der Natur als einer Macht. — Büsch, über den Werth des Geldes. — Mendelssohn, Beschuldigungen wider die Vernunft. — Geßner, über Landschaftmalerei. — Abbt, vom Verdienste des Schriftstellers. — Eberhard, die ästhet. Sittlichkeit. — Garve, Cicero und sein Uebersetzer. Derselbe, Charakter und Handlungen. — Derselbe, Gottes Weltbewußtseyn. — Herder, unsere Erde. — Derselbe, die Religion. — Derselbe, Schulen und Universitäten. — Knebel, über die Kunst zu lesen. — Pestalozzi, Bild eines Armenhauses. — Schlabrendorf, über Nordamerikaner und Adel. — Forster, die menschliche Schönheit. — Wolf, die Aufgabe der Alterthumswissenschaft. — Schiller, Völkerwanderung und Kreuzzüge. — Derselbe, der wahre Künstler. — Heeren, die Seltenheit classischer Geschichtschreiber. — Fernow, die Begeisterung des Künstlers. — Reinbeck, Theorie der Novelle. — W. v. Humboldt, der menschl. Entwicklungsgang in der Sprache. — A. W. Schlegel, über tragisches und komisches Drama. — Bülow, Ziel und Entwicklung der Kriegskunst. — Schleiermacher, Religion im Verhältniß zu Wissen und Handeln. — Zachariä, von der Erde als Weltkörper. — Hegel, über Schillers Wallenstein. — Creuzer, Geist der Religionen. — Fr. Schlegel, die oriental. Religionen. — Derselbe, Sokrates. — Derselbe, Spinoza. — Derselbe, die christl. Kunst. — J. F. v. Meyer, der Naturgeist. — Wangenheim, der Urgeist. — Thibaut, Kirchenmusik außer dem Choral. — Wessenberg, die Sittlichkeit der Schaubühne. — Schelling, Aussichten für die Kunst. — Derselbe, Gott und das Böse. — Niebuhr, Einleitung in die römische Geschichte. — Ritter, die Raumerfüllung auf der Erde. — Schubert, die Sonne. — K. v. Raumer, die Sinne. — Derselbe, Gelehrsamkeit, Kunst und Handwerk. — J. Grimm, die Sagen. — W. Grimm, die Poesie des Nordens. — Derselbe, Nibelunge Noth. — Uhland, die nordischen Mythen. — Neander, Schriftauslegung. — Passavant d. J., Willensfreiheit. — Klumpp, das Missionswesen. — Menzel, der Pietismus. — Leo, der Staat. — Mundt, die Reform der Sprache.

Die Betrachtung.

F. K. v. Moser, Regierungsantritt. — Derselbe, christl. Räthe. — Zimmermann, Trieb zur Einsamkeit. — Lessing, Prolog zum Epilog der hamburg. Dramaturgie. — Hamann, Denkmal. — Derselbe, über seinen Lebenslauf. — Tiede, Jugendjahre. — Wieland, was ist Wahrheit? — Thümmel, über Correspondenzen. — Derselbe, Toleranz. — Derselbe, Kerkerleben. — Claudius, Was ich wohl mag. — Paraphrasis Evangelii Johannis. — Eine Chria von meinem akademischen Leben und Wandel. — Lavaters Fragmente. — Hippel, über die Herrschaft in der Ehe. — Lavater, aus meinem Tagebuche. — Herder, aufsteigende Kräfte in der Schöpfung. — Göthe, Dichtkunst u. Dichter. — Derselbe, der Dichter im Leben. — Klinger, Betrachtungen. — W. v. Humboldt, Poesie und Philosophie in Schiller. — A. W. Schlegel, die Aufklärung. — Schleiermacher, das Leben der Phantasie. — Derselbe, Reich Gottes und Wiedergeburt. — Derselbe, die christl. Gastfreundschaft. A. v. Humboldt, das Leben in der Schöpfung. — Zschokke, die ewigen Parteien. — Wackenroder, die Peterskirche. — Novalis, die Natur. — Steffens, Sagen und Märchen 2c. — Derselbe, Natur und Mensch. — Derselbe, die Wunder der heiligen Geschichte. — Tieck, das Verführerische in der Kunst. — Görres, der Dom zu Köln. — Jahn, das Bücherlesen. — Mägdchenschulen. — Turnanstalten. — Ad. Müller, Buchstabe und Tradition. — Schubert, die Frage nach der Seele. — Arnim, von Volksliedern. — J. Grimm, Gesellenleben. — Derselbe, deutsches und fremdes Recht. — Strauß, die Einsegnung der Kinder. — Immermann, Journale. Reisen. — P. A. Pfizer, die deutsche Poesie.

Die Rede.

Mosheim, die Gleichheit aller Menschen 2c. — Karl Friedrich von Baden, an mein Volk. — Herder, dem Leben lernen. — J. v. Müller, die Gefahren der Zeit. — Knigge, Umgang mit sich selber. — Reinhard, Pflichten der Erzieher. — Hegner, der Künstler, wie er seyn soll. — Fichte, Schlußrede an die Deutschen. — Jean Paul Fr. Richter, Mutterpflicht. — Gentz, Trostworte an die wahren Deutschen. — Krummacher, Und und Aber. — Görres, die Frei-

heitskriege. — Derselbe, Deutschlands Heil. — Hormayr, Panorama Roms. — Martius, Naturgenuß. — Tholuck, das in Gott verborgene Leben.

Sinnsprüche; Aphorismen.

Klopstock, guter Rath der Aldermänner. — Lavater, physiognomische Regeln. — Lichtenberg, zerstreute Bemerkungen. — Göthe, aus Ottiliens Tagebuche. — Sailer, tiefsinnige Sprüche der Deutschen. Hegner, Gedanken, Meinungen, Urtheile. — Seume, Apokryphen. — Rahel, Saatkörner. — Novalis, Aphorismen über Poesie. — Bührlen, Bemerkungen. — Horn, Gedanken. — Oken, Kunst. Kölle, diplomatische Aphorismen.

III. Uebersicht sämmtlicher Verfasser nach ihrem Stande.

Regenten.

Karl Friedrich von Baden.
Kaiser Joseph II.
Karl August von Weimar.

Staatsmänner und höhere Beamte.

Möser.
F. K. v. Moser.
Sturz.
Thümmel.
Hippel.
Jacobi.
Göthe.
Schlabrendorf.
Stolberg.
J. v. Müller.
Knigge.
Spittler.
Vom Stein.
Hegner.
W. v. Humboldt.
A. v. Humboldt.
Zschokke.
Meyer.
Wangenheim.
Niebuhr.
Rehfues.
Waagen.

Geistliche.

Tiede.
Lavater.
Herder.
Sailer.
Reinhard.
Hebel.
Krummacher.
Z. Werner.
Schleiermacher.
Wessenberg.
Theremin.
Strauß.
Grüneisen.

Akademische Lehrer.

Mosheim.
Reimarus.
Gellert.
Kant.
Abbt.
Eberhard.
Garve.
Lichtenberg.
Voß.
F. A. Wolf.
Heeren.
Fichte.
A. W. Schlegel.
Zachariä.
Arndt.
Hegel.
Creuzer.
Steffens.
Thibaut.
Schelling.
Rotteck.
Görres.
Schlosser.
Ritter.
De Wette.
Schubert.
Solger.
F. v. Raumer.
Oken.
K. v. Raumer.
J. Grimm.
W. Grimm.
Neander.
Martius.
Ranke.
Leo.
Ullmann.
Tholuck.
Barthold.
Fechner-Mises.
Lange.
Rosenkranz.

Jugendlehrer und Erzieher.

Büsch.
Musäus.
Engel.
Pestalozzi.
Rudolphi.
Reinbeck.
Jahn. — Klumpp.

Privatgelehrte und Schriftsteller.

Winkelmann.
Klopstock.
Wieland.
Schubart.
Jung-Stilling.
Schiller.
Posselt.
J. P. F. Richter.
Therese Huber.

Hölderlin.
Rahel.
Tieck.
Brentano.
Chamisso.
Horn.
S. Boisserée.
Schefer.
Bettina.
Börne.
Rumohr.
Uhland.
W. Alexis.
Menzel.
Heine.
P. A. Pfizer.
W. Hauff.
Gervinus.
Sternberg.
G. Pfizer.
Mundt.
Gutzkow.

Bibliothekare.

Lessing.
Heinse.
Forster.
Fernow.
Jacobs.
W. Müller.

Aerzte.

Zimmermann.
Kerner.
J. C. Passavant.

Künstler.

Geßner.
Maler Müller.
Mozart.
J. D. Passavant.

Beamte.

Rabener.
Hamann.
Claudius.
L. F. Huber.
E. Wagner.
Wackenroder.
Novalis.
Hoffmann.
Bührlen.
Immermann.

Diplomaten: Hofleute.

Knebel.
Gentz.
Woltmann.
Fr. Schlegel.
Hammer-Purgstall.
Ad. Müller.
Hormayr.
Varnhagen v. Ense.
Kölle.

Kriegsmänner.

Archenholtz.
Klinger.
Seume.
Bülow.
Steigentesch.
H. v. Kleist.
Fouqué.
Arnim.
Pückler-Muskau.

Kaufleute. Buchhändler.

Moses Mendelssohn. — Nicolai.

IV. Uebersicht sämmtlicher Verfasser nach ihren Geburtsländern.

Anhalt'sche Lande.

Mendelssohn (Dessau).
Fr. und K. v. Raumer (Dessau).
W. Müller (Dessau).

Baden.

Karl Friedrich (Karlsruhe).
Hebel (im Wiesenthale, Breisgau).
Posselt (Durlach).
Rotteck (Freiburg im Breisgau).
Oken (ebenda).
Ullmann (Pfalz).

Baiern.

Knebel (im Oettingenschen).
Sailer (im Freising'schen).
Reinhard (im Sulzbach'schen).
Jean Paul Fr. Richter (Wunsiedel im Fichtelgebirge).
Martius (Erlangen).

Braunschweig.

Horn (Braunschweig).

Dänemark.

Claudius (Holstein).
Graf Stolberg (Holstein).
Niebuhr (Kopenhagen).

Freie Stadt Frankfurt.

Göthe.
Klinger.
J. F. v. Meyer.
Cl. Brentano.
Bettina v. Arnim.
Börne.
J. D. Passavant.
J. C. Passavant.

Hannover.

Möser (Osnabrück).
Büsch (im Lüneburgschen).
Knigge (bei Hannover).
Therese Huber (Göttingen).
A. W. v. Schlegel (Hannover).
Fr. von Schlegel (Hannover).
Thibaut (Hameln).
Steigentesch (Hildesheim).
Neander (Göttingen).

Die Hansestädte.

Mosheim (Lübeck).
Reimarus (Hamburg).
Heeren (bei Bremen).
Waagen (Hamburg, von schlesischem Stamm).

Hessen-Darmstadt.

Sturz (Darmstadt).
Lichtenberg (bei Darmstadt).
Gervinus (Darmstadt).

Kurhessen.

Creuzer (Marburg, Oberhessen).
Brüder Grimm (Hanau).

Mecklenburg.

Engel (im Schwerin'schen).
Voß (ebenda).

Nassau.

Vom Stein (in Nassau).

Oesterreich.

Kaiser Joseph (Wien).
Mozart (Salzburg).
Hammer-Purgstall (Steiermark).
Hormayr (Tyrol).

Oldenburg.

v. Woltmann (Oldenburg).
Schlosser (Jever).

Preußen.

Winkelmann (Altmark).
Kant (Königsberg, Ostpreußen).
Klopstock (Quedlinburg).
Hamann (Königsberg, Ostpr.).
Tiede (Vorpommern).
Nicolai (Berlin, Mittelmark).
Eberhard (Halberstadt).
Jung-Stilling (im Siegenschen).
Hippel (Ostpreußen).
Garve (Breslau, Niederschlesien).
Jacobi (Düsseldorf, Niederrhein).
Herder (Ostpreußen).
Archenholtz (Danzig, Westpr.).
Fr. Müller (Kreuznach, Niederrhein).
Schlabrendorf (Vorpommern).
Karol. Rudolphi (Berlin).
Forster (Westpreußen).
F. A. Wolf (bei Nordhausen, Thüringen).
Seume (bei Weißenfels, Thüringen).
Fernow (in der Uckermark).
Gentz (Breslau).
Reinbeck (Berlin).
W. v. Humboldt (Potsdam).
Bülow (Kurmark).
Krummacher (Tecklenburg in Westphalen).
Z. Werner (Königsberg).
Schleiermacher (Breslau).
A. v. Humboldt (Berlin).
Arndt (Vorpommern, auf Rügen).
Zschokke (Magdeburg, Niedersachsen).
Rahel (Berlin).
Wackenroder (Berlin).
Novalis (im Mannsfeldschen).
Tieck (Berlin).
Hoffmann (Königsberg).
Görres (Koblenz, Niederrhein).
Kleist (Mittelmark, Frankfurt a. O.).
Fouqué (Brandenburg).
Jahn (Pommern).
Ad. Müller (Berlin).
Ritter (Quedlinburg).
Solger (Uckermark).
A. v. Arnim (Berlin).
Theremin (Uckermark).
Boisserée (Cöln).
Schefer (Niederlausitz).
Varnhagen (Düsseldorf).
Pückler Muskau (Niederlausitz).
Strauß (Grafschaft Mark, Westphalen).
Ranke (Thüringen).
Immermann (Magdeburg).
W. Alexis (Breslau).
W. Menzel (Niederschlesien).
Tholuck (Breslau).
Barthold (Berlin).
Heine (Düsseldorf).
Fechner (Niederlausitz).
Lange (bei Elberfeld).
Rosenkranz (Magdeburg).
Mundt (Potsdam).
Gutzkow (Berlin).

Sachsen.

Rabener (bei Leipzig).
Gellert (Erzgebirge).
Lessing (Oberlausitz).
Thümmel (bei Leipzig).
Fichte (Oberlausitz).
Zachariä (Meißen).
Wessenberg (Dresden).
Schubert (Hohenstein).
Rumohr (Obersachsen).

Sächsische Herzogthümer.

Musäus (Jena).
Karl August (Weimar).
Jacobs (Gotha).
Wagner (im Meiningen'schen).
Wangenheim (Gotha).
De Wette (bei Weimar).

Schwarzburgsche Lande.

Heinse (im Sondershausenschen, Thüringen).
Leo (Rudolstadt).

Schweiz.

Zimmermann (Aargau).
Geßner (Zürich).
Lavater (Zürich).
Pestalozzi (Zürich).
J. v. Müller (Schaffhausen).
Hegner (Winterthur).

Württemberg.

F. K. v. Moser (Stuttgart).
Wieland (Oberschwaben).
Abbt (Ulm).
Schubart (Oberschwaben).
Spittler (Stuttgart).
Schiller (Marbach am Neckar).
Hölderlin (Lauffen am Neckar).
Hegel (Stuttgart).
Schelling (bei Stuttgart).
Bührlen (Ulm).
Rehfues (Tübingen).
Kölle (Stuttgart).
Kerner (Ludwigsburg).
Uhland (Tübingen).
Klumpp (Schwarzwald).
P. A. Pfizer (Stuttgart).
Grüneisen (Stuttgart).
W. Hauff (Stuttgart).
G. Pfizer (Stuttgart).

Ausland.

L. F. Huber (Paris).
Steffens (Norwegen).
Chamisso (aus d. Champagne).
Ungern-Sternberg (Esthland).

Namenregister.

(Verlag von S. G. Liesching in Stuttgart.)

Schiller's Leben

in drei Büchern.

Zweierlei Ausgaben, zu Schillers Werken in Duodez und in groß Oktav passend.

Duodez-Ausgabe, 805 Seiten auf feinem Velin. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr. — fl. 2. 24 kr.
Oktav-Ausgabe, 640 Seiten auf feinem Velin. Geh. 1 Thlr. 25 Sgr. — fl. 3. 9 kr.

Wenn der Verleger auch den Werth und das Interesse einer so vielverbreiteten Lebensbeschreibung als genugsam bekannt voraussetzen darf, zumal sie immer mehr als eine wesentliche Ergänzung der Werke unseres volksthümlichsten Dichters erkannt wird, so mag doch das Urtheil eines der ersten kritischen Blätter Deutschlands, als besonders bezeichnend für die Eigenthümlichkeit des Buches, passend hier stehen, während die am Schlusse mitgetheilte Stelle aus dem Buche selbst, was Geist und Darstellungsweise betrifft, besser als jede Empfehlung sprechen wird.

Aus den
„Wiener Jahrbüchern der Literatur."

— — „Dieses Werk liefert aufs Neue den Beweis, daß der eigentliche Biograph des Dichters nur der Dichter seyn kann, da nur er mit all den tausend wundervollen Eigenthümlichkeiten bekannt ist, welche den Poeten zu dem machen, was er ist, und welche von dem bloßen Darsteller der Zufälligkeiten, die in seinem Leben auf ihn eingewirkt haben, oder von dem prüfenden Verstande allein nicht wohl aufgefaßt und dargestellt werden können.

Wenn dies nun von jedem Dichter überhaupt gilt, muß es um so mehr bei Schiller der Fall seyn, dessen Hinneigung zur Spekulation und dessen Sorgen für oratorische Pracht so leicht zu falschen Beurtheilungen verleiten können. Alle diese Einwirkungen und Verhältnisse müssen als Zuthat angesehen und beurtheilt werden, und die dichterische Natur ist immerdar als solche ins Auge zu fassen und zu erklären. Zu diesem Geschäfte ist nun der Verfasser der vorliegenden Biographie, in dem Deutschland mit Recht einen seiner vorzüglichsten Dichter erkennt und achtet, und der sich dabei der durch Kenntnisse und Erfahrungen

erworbenen kritischen Ruhe erfreut, ganz der Mann, und so ist diese Biographie unbestritten die beste der vielen, die wir von Schiller besitzen.“ — —

Aus dem
Rückblick auf die zweite Lebensperiode Schillers;
Schluß des zweiten Buches.

— — „Als der Don Carlos vollendet war, und Schiller im gewaltigen Bewußtseyn dastand, einen mächtigen Schritt über dieses Stück im Stücke selbst hinausgethan zu haben; und als gerade dieses Bewußtseyn ihm die Nothwendigkeit vorhielt, weiter in den Tiefen der Geschichte und der Philosophie zu forschen; als zugleich ein dunkles Gefühl ihn nach größerer Selbstbeschränkung durch die Form verlangen ließ: da mußte eine verunglückte Neigung ihn von Dresden wegtreiben und Freundeshand lenkte seine Schritte nach dem Hafen, wo er sich zu neuen und kühneren Geistesfahrten ausrüsten sollte, nach Weimar, an die Stätte hellenischer Bildung, unter den Schutz eines Kunst pflegenden und Dichter liebenden Fürsten, in den Kreis der ersten Geister seiner Nation.

Und weil er jetzt sich auf dem rechten Boden befand, auf dem sein Genius endlich gedeihen und reife Früchte tragen konnte, so sorgte das Schicksal dafür, daß der umgetriebene Dichter endlich auch ein festes Hauswesen gründen könnte; er empfing von seinem Fürsten eine Stellung, und aus der Hand einer geistreichen und begeisternden Freundin die geliebte, sanfte, seelenvolle Lebensgefährtin, die sein von mannigfacher Sorge beschwertes Gemüth aufrecht erhielt, und seinen am Geist erkrankten Körper pflegte.

Nicht in Bauerbach durfte einseitige Neigung an ein gleichgültiges Herz, nicht in Mannheim unreife Ruhmsucht an eine schöngeistige Männin, nicht in Dresden blinde Leidenschaft an eine gefallsüchtige Schönheit ihn fesseln. Aus dem Schoße der Natur, der Frömmigkeit, der Freundschaft und des edelsten Familienlebens empfing er im lieblichen und stillen Rudolstadt zur Gattin „das zarte Weib,“ das nicht im fremden Kreise der Gelehrsamkeit, sondern „in stiller Thätigkeit, in Uebung ihres hohen, heiligen Berufs, in liebender Brust“ ihr ganzes Lebensglück an seiner Seite fand und das seinige schuf. „Selig der Mann,“ rief Schiller aus, als dieser Bund schon ein alter war, „selig der Mann, der ein solches Kleinod zu schätzen weiß, und die Freundin seines Herzens bei

Arbeiten und häuslichen Beschäftigungen sucht, um sich an ihren anspruchlosen Talenten von seinem mühevollen Streben zu erheitern."

Ebener und leichter däuchte ihm jetzt, seit dieser Stern ihm leuchtete, der Pfad seines Denkerlebens durchs Dunkel und Dickicht der Geschichtsforschung und der Reflexion, durch die finstern Schlüchte des Zweifels, durch die Nächte tiefsinniger Dichtungen, noch ehe er in dem Aether der heitern Kunst, im frischen, freien Felde des Schaffens wieder zu Tage kam. Und als eine schwere Krankheit noch vor dem Abschlusse, ja vor dem rechten Beginne des kurzen Tagewerks, das ihm auf Erden vergönnt war, das Glück seines Lebens und Dichtens vernichten zu wollen schien, da zeigte sichs, daß sie nur gesendet war, großmüthige Freunde zu erwecken, ihn durch sie von nagenden Sorgen zu befreien, und seinem Geist in einem kränkelnden Körper das Wirken, so lange es Tag war, wenigstens möglich zu machen.

Hoffend und an der Seele gestärkt besucht er sein Vaterland Schwaben, umarmt die alten Eltern, athmet Jugendluft, erquickt sich an Freundesumgang, und kehrt am Schlusse dieser zweiten Lebensperiode, den Erstgebornen auf dem Arm, die Gattin an der Hand und seinen Wallenstein im Busen, an den häuslichen Herd der Liebe und in die Werkstatt unsterblicher Schöpfungen zurück."

Die vier Heymonskinder. — Kaiser Octavianus. — Die schöne Melusina. — Herzog Ernst. — Doctor Faustus. — Fortunat und seine Söhne.

Ueber den Werth dieser Sammlung, in welcher der Herr Verfasser vor fünf Jahren die Schätze unserer „Deutschen Volksbücher" der Gegenwart zum erstenmale wieder in ihrer Urgestalt, aber auch mit dem ganzen Reize der ihm eigenen Darstellungsgabe zugänglich gemacht, hat die Stimme des Publikums entschieden: sie darf **ein Lieblingsbuch** deutscher Jugend genannt werden, das zugleich von allen Erwachsenen willkommen geheißen wurde, welche einen ungetrübten Sinn für diese anmuthsvollen, dem Borne der ältesten vaterländischen Poesie entsprungenen Dichtungen bewahren: wir theilen als die beste Begründung des Gesagten einen Abschnitt aus **Fortunat** mit:

Fortunat gewinnt das Wünschhütlein.

— — „Der Sultan von Aegypten empfing Fortunaten aufs Beste. Dieser stattete ihm seinen ehrfurchtsvollen Dank für den Geleitsbrief ab und unterhielt ihn von allen Merkwürdigkeiten, die er in fremden Landen gesehen hatte. Nach der Mahlzeit wünschte Fortunat das Hofgesinde beschenken zu dürfen und der König vergönnte es ihm. Da that er unter dem Tische seinen Glücksseckel auf, auf daß es Niemand sähe und Niemand die Kraft des Seckels erführe. Und nachdem er Jedermann schwer Geld gegeben, so daß der Sultan sich wunderte, wie er so viel nur tragen könnte, sprach dieser, der sich besonders freute, daß sein Leibmameluck so reichlich von ihm beschenkt worden war, zu Fortunat: „Ihr seyd ein wackerer Mann; es ziemt sich wohl, daß man euch eine Ehre anthue: kommt mit mir; ich will euch etwas sehen lassen, was ich habe." Mit diesen Worten führte er ihn durch einen Thurm, der ganz von Stein und rundum gewölbt war, zuerst in ein Gewölbe, in welchem sich viele Juwelen und Silbergeräthe befanden, auch große Haufen silberner Münzen, wie Korn aufgeschüttet. Dann öffnete er ihm ein zweites Gewölbe, das voll goldener Kleinode war, in diesem stand auch eine große Truhe, voll gemünzter Goldgulden. Dann betraten sie ein drittes, gar sorgfältig verwahrtes Gewölbe, in welchem gewaltige Kästen voll kostbarer Kleider und Leibleinwand standen, die der Sultan anthat, wenn er sich in seiner königlichen Majestät zeigen wollte, Alles ohne Zahl; so hatte er dort namentlich auch zwei goldene Leuchter, auf welchen

zwei große Karfunkel standen. Als nun Fortunat diese beiden Kleinode zu bewundern nicht aufhörte, der sprach Sultan zu ihm: „Ich habe noch eine Seltenheit in meiner Schlafkammer; die ist mir lieber, als Alles, was ihr bisher bei mir gesehen habt.“ „Was mag das seyn,“ fragte Fortunat, „das so köstlich wäre?“ — „Ich will es dich sehen lassen,“ erwiederte der König, und führte ihn in sein Schlafzimmer, das groß, hell und freundlich war, und alle Fenster blickten in das weite Meer. Hier ging der Sultan an einen Kasten, langte ein unscheinbares Filzhütchen, dem die Haare schon ausgegangen waren, hervor, und sprach zu Fortunat: „Dieser Hut ist mir lieber als alle Kleinode, die Ihr gesehen habt, darum: wenn einer jene Kostbarkeiten auch nicht besitzt, so gibt es doch Mittel, sich dieselben zu verschaffen; aber einen solchen Hut kann sich kein Menschenkind zu Wege bringen.“ Fortunat fragte recht neugierig: „O gnädigster Herr König, wenn es nicht wider die Ehrfurcht ist, die ich Euch schuldig bin, so möchte ich gerne erfahren, was das Hütlein vermag, das Ihr so hoch schätzet.“ — „Das will ich dir sagen,“ sprach der König. „Das Hütlein hat die Tugend, wenn ich oder ein anderer es aufsetzt, wo er alsdann begehrt zu seyn, da ist er. Damit habe ich viel Kurzweil, mehr als mit meinem ganzen Schatze. Denn wenn ich meine Diener auf die Jagd sende, und mich verlangt auch bei ihnen zu seyn, so setze ich nur mein Hütchen auf und wünsche mich zu ihnen: so bin ich auf der Stelle bei ihnen. Und wo ein Thier in dem Walde ist, und ich möchte dabei seyn, so bin ichs, und kann es den Jägern in die Hände treiben. Habe ich einen Krieg, und meine Söldner sind im Felde, so kann ich wieder bei ihnen seyn, sobald ich will. Und wenn ich genug habe, so bin ich wieder in meinem Pallast, wohin mich doch alle meine Kleinode nicht hinzubringen vermöchten.“ — „Lebt der Meister noch, der es gefertigt hat?“ fragte Fortunat. Der König antwortete: „Das weiß ich nicht.“ — „O möchte mir der Hut werden!“ dachte Fortunat; „er paßte gar zu gut zu meinem Seckel!“ Da sprach er weiter zu dem König: „Ich halte dafür, da der Hut eine so große Kraft hat, so muß er auch recht schwer seyn, und den, der ihn auf dem Kopfe hat, nicht übel drücken?“ — „Nein,“ antwortete der König, „er ist nicht schwerer, denn ein anderer Hut!“ Der Sultan hieß ihn nun sein Baret abziehen, setzte ihm das Hütchen selbst aufs Haupt und sagte: „Nicht wahr, es ist nicht schwerer, als ein anderer Hut?“ — „Wahrlich,“ antwortete Fortunat, „ich hätte nicht geglaubt, daß der Hut so leicht sey, und Ihr so thöricht, ihn mir aufzusetzen!“ — Und in

diesem Augenblick wünschte er sich auf seine Galeere, darin er auch auf der Stelle saß. Kaum war er darin, so ließ er die Segel aufziehen, denn sie hatten starken Nordwind, so daß sie schnell von hinnen fuhren.“ — —

---

einer Bearbeitung erfreuen, in welcher — bei strenger Vermeidung Alles Anstößigen — eine blühende Darstellung und ein dichterischer Geist sich zu einem schönen Ganzen vereinigen, und die der Herr Verfasser mit Recht einen „Wiederhall zwanzigjähriger öffentlicher und häuslicher Beschäftigungen“ nennt.

Wir entnehmen dem ersten Theile folgende Schilderung:

Phaethon mit dem Sonnenwagen.

— — „Die Welt lag in unendlichem Raume vor den Blicken des Knaben, die Rosse flogen die Bahn aufwärts und spalteten die Morgennebel, die vor ihnen lagen.

Inzwischen fühlten die Thiere wohl, daß sie nicht die gewohnte Last trügen und das Joch leichter sey, als gewöhnlich; und wie Schiffe, wenn sie das rechte Gewicht nicht haben, im Meere schwanken, so machte der Wagen Sprünge in der Luft, ward hoch empor gestoßen und rollte dahin, als wäre er leer. Als das Rossegespann dieß merkte, rannte es, die gebahnten Räume verlassend, dahin und lief nicht mehr in der vorigen Ordnung. Phaethon fing an zu erbeben, er wußte nicht, wohin die Zügel lenken, wußte den Weg nicht, wußte nicht, wie er die wilden Rosse bändigen sollte. Als nun der Unglückliche hoch vom Himmel abwärts sah, auf die tief, tief unter ihm sich hinstreckenden Länder, wurde er blaß und seine Kniee zitterten von plötzlichem Schrecken. Er sah rückwärts: schon lag viel Himmel hinter ihm, aber mehr noch vor seinen Augen. Beides ermaß er in seinem Geiste. Unwissend, was beginnen, starrte er in die Weite, ließ die Zügel nicht nach, zog sie auch nicht weiter an; er wollte den Rossen rufen, aber er kannte ihre Namen nicht. Mit Grauen sah er die mannigfaltigen Sternbilder an, die in abentheuerlichen Gestalten am Himmel umherhingen. Da ließ er, von kaltem Entsetzen gefaßt, die Zügel fahren, und wie diese herabschlotternd den Rücken der Pferde berührten, da verließen die Rosse ihre Spur, schweiften seitwärts in fremde Luftgebiete, gingen bald hoch empor, bald tief hernieder; jetzt stießen sie an den Fixsternen an, jetzt wurden sie auf abschüssigem Pfade in die Nachbarschaft der Erde herabgerissen. Schon berührten sie die erste Wolkenschichte, die bald entzündet aufdampfte. Immer tiefer stürzte der Wagen, und unversehens war er einem Hochgebirge nahe gekommen. Da lechzte vor Hitze der Boden, spaltete sich, und weil plötzlich alle Säfte austrockneten, fing er an zu glimmen; das Haidegras wurde weißgelb und welkte hinweg; weiter unten loderte das Laub der

Waldbäume auf! Bald war die Glut bei der Ebene angekommen: nun wurde die Saat weggebrannt; ganze Städte loderten in Flammen auf, Länder mit all ihrer Bevölkerung wurden versengt; rings brannten Hügel, Wälder und Berge. Damals sollen auch die Mohren schwarz geworden seyn. Die Ströme versiegten, oder flohen erschreckt nach ihrer Quelle zurück, das Meer selbst wurde zusammengedrängt, und was jüngst noch See war, wurde trockenes Sandfeld.

An allen Seiten sah Phaethon den Erdkreis entzündet; ihm selbst wurde die Gluth bald unerträglich; wie tief aus dem Innern einer Feueresse athmete er siedende Luft ein und fühlte unter seinen Sohlen, wie der Wagen erglühe. Schon konnte er den Dampf und die vom Erdbrand emporgeschleuderte Asche nicht mehr ertragen: Qualm und pechschwarzes Dunkel umgab ihn; das Flügelgespann riß ihn nach Willkühr fort; endlich ergriff die Glut seine Haare, er stürzte aus dem Wagen, und brennend wurde er durch die Luft gewirbelt, wie zuweilen ein Stern bei heiterer Luft durch den Himmel zu schießen scheint. Ferne von der Heimath nahm ihn der breite Strom Eridanos auf und bespülte ihm sein schäumendes Angesicht.

Phöbus der Vater, der dieß Alles mit ansehen mußte, verhüllte sein Haupt in brütender Trauer. Damals, sagt man, sey ein Tag der Erde ohne Sonnenlicht vorübergeflohen. Der ungeheure Brand leuchtete allein.



